

AS

182

.G5

Göttingische

gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band

auf das Jahr 1842.



Göttingen,

gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerey.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1842

by unknown author

Göttingen; 1842

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. Stück.

Den 2. May 1842.

Leipzig,

bey G. Wigand. 1841. Inscriptiones umbri-
cae et oscae quotquot adhuc repertae sunt
omnes. Ad ectypa monumentorum a se confecta
edidit Carolus Ricardus Lepsius, Phil. Dr.,
ex instit. archaeol. Rom. rectoribus. Commen-
tationes XIV und 208 Seiten in Octav. Tabu-
lae XXXII in gr. Folio. (10 Thlr.)

Dieses verdienstliche, der Königl. preussischen Aca-
demie der Wissenschaften, durch deren Begünstigung
der Verf. seine gelehrten Reisen in Italien vollende-
te, als Frucht seiner italischen Studien gewidmete
Werk hatte der Rec. kaum ganz durchgesehen, als
er aus London den Prospectus erhielt, worin der
Vice-Präsident der Königl. Gesellschaft in Dublin,
Sir William Betham, sein mit fünfzig Tafeln
begleitetes Werk ankündigt, wodurch er, vermitteltst
einer Erklärung der iguvinischen Erztafeln und der
perusinischen und anderer etruskischen Inschriften
durch die irische Sprache, zu erweisen gedenkt, daß
die Etrusken irische Kelten und beide Völker pu-

nischen oder phönikischen Ursprunges waren. So sehr nun der Rec. das eitele Bemühen des in anderer Hinsicht hochachtbaren Mannes bedauert, so sehr muß er es beklagen, daß das hier anzuzeigende Werk bey aller Vortrefflichkeit der Tafeln, zu deren verdienstlichen Ausführung der Verf. seinen mehr als zweyjährigen Aufenthalt in Italien mit großer Umsicht benutzte, und bey der gediegenen Gründlichkeit seiner Erläuterung altitalischer Münzen, durch welche die in den hannoverschen Münzblättern gelieferten Ansichten des Rec. sehr vervollkommenet sind, deshalb wenig geeignet ist, ein einmahl gefaßtes Vorurtheil zu beseitigen, weil der Verf. aus Gründen, deren Rechtfertigung der Rec. dem eigenen Gewissen desselben überläßt, alle Belehrungen eines Bessern, welche ihm des Rec. Rudimenta linguae umbricae et oscae ihrer manigfaltigen Verirrungen ungeachtet boten, leichtsinnig verschmähte, und anstatt diesem die wiederholt erbetene Nachsicht wegen unvermeidlicher Irrungen eben so angedeihen zu lassen, wie er sie den weit mehr irrenden Vorgängern schmeichelnd schenkt, geflissentlich und sogar wortverdrehend alles hervor suchte, um die ganze Art und Weise, wie der Rec. in der Enträthsung der umbrischen und oskischen Sprache seine Vorgänger überflügelte, in Schatten zu stellen; und um den Schein zu bewahren, als ob er dem Rec. nichts verdanke, lieber selbst sich der Fehler, welche er dem Rec. irrig vorwirft, in überschwänglichem Maße schuldig machte. Wenn der Rec. die Beweise hiervon zu liefern sich nicht versagen darf, damit der Wahrheit ihr Recht verbleibe, so wird er es doch so schonend, als möglich, thun, und des Verfs wahres Verdienst nicht durch eine parteyische Rüge seiner Verirrungen schmälern. Denn je ruhiger der Rec. der Wahrheit sichtenden

Zukunft entgegen sehen kann, weil der Verf. selbst, wenn er den Muth haben sollte, mit seiner verheißenen Erläuterung einst offen hervorzutreten, seine zahllosen Verirrungen eingestehen muß; je mehr findet er es unter seiner Würde, Gleiches mit Gleichem zu erwidern, und will nur seine nun gewonnenen besseren Einsichten, wie namentlich den Beweis, daß das lateinische Passiv, um dessen Ursprung zu erforschen, er eigentlich die umbrischen Inschriften zu enträthseln versuchte, wirklich der umbrischen Sprache entstammt, lieber ins Grab mitnehmen, als sie dem leichtfertigen Gespötte unverständiger Neider aussetzen. Wie sehr erwünscht aber dem Rec. des Verfs Tafeln seyen, wird man leicht aus der Versicherung abnehmen, daß er nur darum seine Rudimenta umzuarbeiten verschob, weil er vorher zu erfahren wünschte, ob die in den Abschriften wahrgenommenen Fehler sich schon in den Originalen fänden, zumahl da etwas Ausgezeichnetes in dieser Hinsicht zu liefern kein Anderer mehr befähigt war, als Hr Lepsius, der schon durch seine erste Schrift *de tabulis Eugubinis* eine eben so vertraute Bekanntschaft mit den altitalischen Sprachresten, als eine vorzügliche Beobachtungsgabe und scharfsinnige Urtheilskraft an den Tag gelegt hatte.

Von den 32 Tafeln im größten Folioformate geben die ersten zwanzig die sieben iguvinischen Erztafeln nach den getreuesten Abklatschungen wieder; sieben andere sind den oskischen Inschriften gewidmet, und den dreizehn kleineren Inschriften verwandter Völker, welche der Verf. nur durch sorgfältige Nachzeichnung seiner Vorgänger wiederzugeben vermochte, auf der 27ten Tafel noch zwey kleinere umbrische beygegeben, während die 28ste Tafel sieben untergeschobene Inschriften verschiedener Art darstellt. Die 29ste und 30ste Tafel ent-

halten Abbildungen umbrischer und oskischer Münzen, welchen noch andere italische zugegeben sind, so wie auch die 31ste Tafel außer den umbrischen und oskischen Alphabeten eben so wohl das etruskische als das lateinische Alphabet der Umbrier und Osken liefert. Wenn auch fast alle die abgebildeten Münzen, so wie einzelne Inschriften schon von Anderen mit gleicher Treue geliefert wurden, und namentlich das treffliche Werk der Jesuiten Marchi und Tessieri Paes grave del Museo Kircheriano die reichhaltigste Sammlung italischer Münzen enthält, so verlieren dadurch doch des Verfs treue Darstellungen der ihm bekannt gewordenen Münzen mit Aufschriften nicht ihren Werth; vielmehr schulden wir ihm großen Dank für deren gelehrte Erläuterung, so wie für die Karte von Alt-Italien auf der 32sten Tafel, auf welcher alle Örter besonders verzeichnet sind, wo man Münzen oder andere Denkmähler mit umbrischen oder oskischen Aufschriften gefunden hat. Eher könnte man sich darüber wundern, daß er bey den Alphabeten die Reihe der Buchstaben mehr auf eine vom Rec. befolgte Weise, als nach dem von ihm selbst aufgefundenen pelasgischen Alphabete aus Agylla oder nach den auf der 26sten Tafel gelieferten tuskischen Alphabeten nolanischer Vasen geordnet hat. Wenn jedoch der Verf. nicht ohne Grund die der beygegebenen Erläuterung angemessenste Anordnung der einst in Italien üblichen vorzog, deren völlige Erforschung noch einigen Zweifeln unterliegt; so wäre es gleichwohl zu wünschen, daß der Verf. wenigstens in der Abhandlung, welche er über die Natur und Geschichte der tyrrhenischen Pelasger zu geben verheißt, und welcher der Rec. um so begieriger entgegen sieht, je weniger ihm noch die eigentlichen Verhältnisse der Tyrrhenen und Pelasger in Ita-

lien klar geworden sind, die noch obwaltenden Zweifel zu heben versuchte. Zur Erforschung des Inhalts der gelieferten Inschriften versichert der Vf. noch nicht die erforderliche Zeit gefunden zu haben; um aber die Nützlichkeit seiner Tafeln möglichst zu erhöhen, hat er ein kleines Octavbändchen von Commentationen hinzu gefügt, deren erster Theil die Inschriften, der zweyte die Münzen und Alphabete bespricht, der dritte Theil endlich in drey Registern alle Wörter verzeichnet, welche dem Vf. aus der umbrischen, ostfischen, sabinischen und andern verwandten Sprachen theils durch die gesammelten Denkmähler, theils durch griechische und römische Schriftsteller bekannt geworden sind. So schätzenswerth es ist, wenn sich der Verf. nicht damit begnügte, durch treue Nachbildung der für echt erkannten Inschriften zur Erforschung ihrer Sprachen einen sicheren Grund zu legen, sondern auch die von ihm selbst noch aufgefundenen Denkmähler nach ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit, so wie nach den besonderen Umständen ihrer Auffindung und Aufbewahrung, umständlich beschreibt; so beachtenswerth ist die Angabe der Gründe, nach welchen er viele derjenigen Denkmähler, welche nur durch Zeichnungen bekannt oder sonst verdächtig sind, selbst viele Münzen, deren Echtheit oder Unechtheit gleich schwer zu erweisen ist, für untergeschoben erklärt. Denn wenn auch Einzelnes davon als echt erwiesen werden sollte, so ist doch der Nachtheil des Glaubens an seine Unechtheit minder groß, als wenn Untergeschobenes für Echtes gilt. Auch kann man es dem Verf. nicht verargen, wenn er alle früheren Erklärungsversuche mit wenigen Worten würdigt; hätte er nur dabey sich selbst mehr durch Unparteylichkeit geehrt, und so lange ihm die behandelten Sprachen größtentheils noch ein Räthsel

blieben, sich lieber mit der Rolle eines den besten Stoff liefernden Handlangers begnügt, als daß er, wo nicht in der oskischen, doch wenigstens in der umbrischen Sprache, seiner Versicherung vom Gegentheile zum Troste, den Interpreten spielte.

Wenn der Verf. in seine voreiligen Erläuterungen nicht eben so viele Irrthümer hinein tragen wollte, als er in den getreuen Nachbildungen der Tafeln tilgte, so mußte er damit warten, bis er, wie der Rec., jedes Wort grammatisch zu würdigen und lexicalisch zu ordnen verstand, oder sich mit einfacher Lesung des Umbrischen, wie des Oskischen, begnügen, um nicht durch unbesonnene Wörterscheidung und Interpunction mehr irre zu leiten, als ein richtiges Verständnis zu fördern. Um aber den Inhalt der umbrischen Tafeln klarer vor die Augen zu stellen, hat er die Inschriften bey der Übertragung der Wörter in lateinische Schrift in ihre einzelnen Theile und Glieder aufzulösen gesucht, und eng verbundene Wörter bald in Commata, bald in Querstrieche eingeschlossen, zuweilen auch Wörter von ganz besonderer Bedeutung durch ein Semicolon abgetrennt. Gewichtige Stellen zeichnete er durch gesperrten Druck, Götternamen und Gebetsformeln durch Uncialschrift, so wie alle Eigennamen durch einen großen Anfangsbuchstaben aus. Ausgelassene Buchstaben versichert er nur da, wo es ihm höchst nothwendig schien, nach bestimmten Regeln hinzu gefügt zu haben; wie vielerley Irrthümer jedoch sich in allen den angegebenen Fällen eingeschlichen haben, mögen einzelne Beyspiele beweisen: denn wenn der Rec. alle Verirrungen aufzählen wollte, so würde diese Recension zu einem förmlichen Buche anschwellen. Dem Rec. ward es darum, weil er durch sorgfältige Vergleichung ähnlicher Stellen den Sinn und

Zusammenhang der Worte zu enthüllen strebte, selbst fehlerhafte Abschriften so zu erläutern möglich, daß durch alle die Verbesserungen, deren der Verf. bey seinen iguvinischen Tafeln gegen achtzig zählt, in der Erklärung nichts Wesentliches verändert wird, und somit das große Gewicht, welches der Verf. auf die bedeutende Anzahl seiner Textesverbesserungen legt, fast ganz verschwindet. Weil der Verf. aber des Rec. einzig fruchtbare Verfahrungsweise ganz verwirft, und dafür bloß, den falschen Etymologen gleich, nach zufälligen Ähnlichkeiten der Laute hascht, so hat er sich nicht gescheuet, die besser begründeten Behauptungen des Rec. mit sinnlosen Conjecturen zu vertauschen, wobey die Wörterverzeichnisse eben so wenig fehlerfrey ausfielen, als der Versuch gelang, die mitgetheilten Inschriften nicht bloß in lateinische Schrift zu übertragen, sondern auch durch eine berichtigte Wörterabtheilung und Rechtschreibung mit zugegebener Interpunction und Auszeichnung der Eigennamen und anderer nur durch Enträthselung des Sinnes erklärbaren Umstände zu erläutern. Gegen die Vollständigkeit der Verzeichnisse ist wenig zu erinnern, da jedes Wort und jede Stelle, worin es vorkommt, darin angegeben ist, und selbst diejenigen Inschriften nicht davon ausgeschlossen sind, welche der Vf. aus dem neuesten Werke Uvellini's: *Conghietture sopra un' iscrizione sannitica, lette all' Accademia Ercolanese* (Napoli 1842. 4.), auf einem besonderen Blatte am Schlusse der Vorrede nachgetragen hat. Allein während einzelne sehr belehrende Wörter fehlen, weil sie der Verf. verkannte, oder auch gleich lautende Wörter wie die Conjunction *pune* oder *puni* für *quum* und das gleich lautende Substantiv für *pone*, nicht gehörig geschieden sind, wimmeln die Verzeichnisse von son-

derbaren Wörtern, welche der Verf. zum Theile nach der falschen Interpunction des Originales, zum Theile aber auch nach eigenem Gutdünken oder dem Gleichklange mit andern bestimmte. So lösete er, vielleicht bloß, um ein Beyspiel der Verdoppelung eines o anführen zu können, welches viel besser das Wort ooserklome darbot, enookar so wenig, als das entsprechende Wort der ersten Tafel inukukar, in seine beiden Bestandtheile auf, und verkannte darum, daß okar pihos oder ukar pihaz der Nominativ des bald darauf folgenden Genitives okrer pihaner sey, so wie er auch die Verwandtschaft zwischen poplo afero und popler anferener verkannte, und bey afero die Verba ferar, ferest, fertu, bey anferener aber das Namen ferine verglich. Nicht einmahl gleich blieb er sich, da er triiatefra ungetheilt aufführte, nicht aber tuvatefra, um das Zahlwort tuva mit dem Pronomen tua vergleichen zu können, wofür die sechste Tafel einmahl tuua schreibt. Zufolge einer falschen Interpunction der zweyten Tafel tri: iuperteitu führt er zwar nicht tri, aber doch iuperteitu als ein besonderes Wort auf, ob er gleich aus der siebenten Tafel lernen konnte, daß trioper deitu für ter dicito die richtige Wortabtheilung sey.

Die Auflösung der Inschriften in ihre einzelnen Theile und Glieder war natürlich am leichtesten bey der ersten Tafel, deren vermehrter Inhalt zugleich in lateinischer Schrift gegeben ist; schwerer war sie schon in den Zusätzen der sechsten und siebenten Tafel, welche der Verf. wirklich sogleich zu Anfänge nur nach der Wiederkehr oder dem vermutheten Gegensatze gewisser Wörter abgetheilt hat, ohne den wahren Zusammenhang des Ganzen zu beachten.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. 72. Stück.

Den 5. May 1842.

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Inscriptiones umbricae et oscae quotquot adhuc repertae sunt omnes. Edidit C. R. Lepsius, Phil. Dr., ex instit. archaeol. Rom. rectoribus.'

Anstatt jedoch über die Verirrungen dieser Art sich weiter zu verbreiten, will der Rec. nur erwähnen, daß der Verf. nicht einmahl aus der verschiedenen Schreibung eines Wortes bemerkte, in welcher verschiedener Zeit die beiden Theile auf der Rückseite der zweyten Tafel geschrieben wurden, da dasjenige Wort, welches im ersten Theile nur, wie auf der ersten Seite und ersten Tafel, pesnimu geschrieben ist, im zweyten Theile beständig, wie auf der vierten Tafel, persnimu lautet, während man auf der sechsten und siebenten Tafel eben so wohl pesnimu und pesnimumo, als persnimu, welches auch auf der ersten und vierten Tafel zwey Mahl vorkommt, und persnimumo, persnihimu und persnihimumo, liest. Schon die sonderbare Gestaltung des vom Verf. für ein tuskisches s^c erklärten M

hätte ihn auf den Gedanken an eine spätere Hinzufügung des zweyten Theiles auf der Rückseite der zweyten Tafel führen können, wenn ihn nicht die sonderbare Meinung, daß die tuskische Schrift der umbrischen Sprache gleich angemessen gewesen sey als die lateinische, und daß die verschiedene Schreibung in beiderley Schrift nur von einer durch die Zeit veränderten Aussprache zeuge, zu dem Glauben bewogen hätte, daß alle Tafeln mit tuskischer Schrift älter seyen, als die mit lateinischer Schrift. Allerdings sind die sechste und siebente Tafel weit später geschrieben, als die gleich lautende erste; daß jedoch die verschiedene Schreibung der Partikeln *sts* und *ote*, *πστου* und *posti*, wofür die vierte Tafel, wie der Schluß der zweyten nur *πστου* schreibt, nicht auch ein verschiedenes Zeitalter der lateinischen und tuskischen Inschrift auf der fünften Tafel erweise, erhellet schon daraus, weil die tuskische Inschrift aus Ermangelung eines Zeichens für *O* eben so wohl *prehabia* als *prehubia* schreibt, wie man für *komoltu* auf der ersten Tafel nur *kumultu*, auf der zweyten und vierten nur *kumoltu* liest. Daß die verschiedene Schreibung der Imperativform *etutu* auf der ersten Tafel, und *etuta* auf der dritten für *etuto* nicht für eine durch die Zeit veränderte Aussprache zeuge, sondern vielmehr verrathe, daß das *o* der lateinischen Schrift bey den Umbriern zuweilen auf etwas verschiedene Weise ausgesprochen sey, beweiset einerseits der Nominativ *Casilos* vom Dative *Casilate* und *pihos* vom Genitive *pihaner*, andererseits die tuskische Schreibung *skals'eta* *kunikaz* für *scalseto* *konegos* und der beliebige Wechsel von *arvia* und *arviu*, *vatuva* und *vatuvu* auf der ersten Tafel, welcher eben so den Mangel eines *o* in der tuskischen Schrift verräth, wie der beliebige Wech-

sel zwischen Iuvina und Iuvina den Mangel eines g. Wie der Verf. aus der Gestaltung einzelner Buchstaben schließt, daß die erste und zweyte Tafel älter als die dritte und vierte, und die fünfte Tafel jünger als diese sey; so läßt sich aus der Verschiedenheit einzelner Wortformen zeigen, daß die sechste und siebente Tafel noch vor dem letzten Theile der zweyten Tafel geschrieben seyn müsse. Wenn wir auf der sechsten Tafel noch esonome für esunume auf der ersten lesen, so zeigt die dritte dafür nicht nur die Form esunumen und arvamen, sondern auch eres'luma, wie der Schluß der zweyten mit der vierten asama für asame, nebst asamar', eres'lamar', persklumar', spantimar' und spinamar' für spiniama und etrama spanti. Finden wir auch nur auf der fünften Tafel, wie auf der sechsten und siebenten, das Schluß-s mit r vertauscht, so läßt doch die Menge ganz besonderer Wortformen, wie amparitu auf der dritten Tafel, und amparihmu am Schlusse der zweyten, für amprehtu oder apretu der ersten und ambretuto der sechsten Tafel, auf eine spätere Abfassung schließen. Während die sechste Tafel, wie die erste, pelsana fetu schreibt, lesen wir am Schlusse der dritten pelsanu feitu, wie zu Anfange der Rückseite auf der zweyten pelsanu fetu, und am Ende derselben pelsans futu: eben so purtetu futu, wie purtitu futu am Schlusse der vierten Tafel, für purtitu fust auf der vierten oder purdito(m) fust auf der sechsten und siebenten Tafel. Daß dieser Ausdruck ein Schlußwort der Opfervorschriften sey, bemerkte der freylich nicht, welchem auch die Bemerkung entging, daß der Anfang der siebenten Tafel nur eine wörtliche Wiederholung der letzten Zeile auf der sechsten Tafel sey, um dadurch den eigentlichen Zusammenhang beider Tafeln anzudeuten: hat doch der Verf. so

wenig die Gleichheit von *purdito* mit *purditom* beachtet, daß er damit den Imperativ *ditu* vergleicht, so wie er auch, auf den Gleichklang mehr, als auf den Zusammenhang achtend, *fetu* oder *feitu*, seiner Verbindung mit *naratu* für *teitu* oder *dicito* ungeachtet, nicht durch *facito*, sondern durch *sito* oder *sacrificator* erklärt.

Wie wenig der Verfasser die erste Tafel mit der sechsten und siebenten zu vergleichen verstand, mag dessen Vergleichung des Schlusses der ersten Seite mit der sechsten Tafel zeigen. Daß die Worte der vorletzten Zeile *api sur'uf purtitius*, wovon das letzte übrigens in *purtius* zu verbessern war, nicht über *pue sorso purdius'us*, sondern über *ape pessonro purdius'us* geschrieben wurden, kann der zwey Mahl voran gehenden Vorschrift *sur'um pesuntru(m) fe(i)tu* zufolge nicht verargt werden; desto mehr jedoch, daß die Worte *enuk hapinaru erus titu* nicht über eine der drey Mahl gegebenen Vorschriften *erus dirstu*, sondern über das ganz verschiedene *subra spahatu* bloß deshalb geschrieben wurden, weil dem Verf. das Verbum *habus* mit dem pluralen Genitive *hapinaru* verwandt schien. Dadurch kam dann auch das unmittelbar folgende *zer'el* nicht über dasjenige *serse* zu stehen, welches wegen des Zusammenhanges mit der letzten Zeile damit zu vergleichen war; vielmehr ward diese ganze Zeile eben so übergangen, wie der Verf. auf der folgenden Seite acht bis neun Zeilen überschlug. Man kann sich hiernach leicht vorstellen, wie eitel des Verfs. Andeutungen des Zusammenhanges der Worte durch *Commata* seyen, da er sogleich zu Anfange der ersten Tafel *sevum* von den folgenden Worten *kutel pesnimu* trennt, um es mit dem vorstehenden Imperative *feitu* zu verbinden, ungeachtet ihn schon die Vergleichung der sechsten Tafel,

darüber belehren konnte, daß feitu noch zu dem Vorhergehenden, sevum aber zu dem Folgenden gehöre. Warum er den beständigen Zusatz der ersten Tafel ar'epes arves von kutef pesnimu, welches auch nur die erste Tafel tas'ez pesnimu, oder auch kumates persnimu auf der zweyten Tafel, schreibt, durch ein Semicolon abschied, hat er nicht angegeben; wie willkürlich er aber in der Abtheilung der Sätze verfuhr, beweiset der Beysatz der sechsten Tafel surur purdovitu, proseseto naratu, prosesetir mefa spefa fikla arsveitu, welchen er auf eine sinnlose Weise durch ein Comma nach proseseto in zwey ungleiche Theile schied, ungeachtet er bey den folgenden Opfern die Worte surur naratu, puse pre verir treblanir, vor prosesetir strusla fikla arsveitu oder nach prosesetir farsio fikla arsveitu, als ein besonderes Glied bezeichnete. Wie wenig er aber auch den Sinn dieser Worte erfaßte, läßt sich daraus abnehmen, daß er nicht so die wichtigen Gegensätze mefa spefa, strusla und fa(r)sio nebst tesedi durch gesperrten Druck auszeichnete, wie weiter unten das minder wichtige Wort tasetur für tases, oder die nur in der ersten Tafel angedeuteten Gegensätze testruku und nertruku, und daß er nicht nur die versetzten Worte prosesetir fikla strus'la arsveitu durch ein Comma in der Mitte schied, sondern sogar am Schlusse der siebenten Tafel nach strusla fikla ein Punctum setzte, und mit Prosesetir arsveitu ein neues Glied begann. Durch gesperrten Druck hat er besonders diejenigen Stellen ausgezeichnet, in welchen ihm die Zahlwörter einen Gegensatz anzudeuten schienen. Ob er auch das Substantiv seples auf der dritten Tafel für ein Zahlwort gehalten habe, wird dadurch zwar nicht klar; jedenfalls hätten aber eher die Gegensätze kazi, ferehtru, sufer'aklu, ausge-

zeichnet zu werden verdient. Auch bedürfen die Zahlzeichen am Ende der fünften Tafel VIIS und a. VI. noch der Bestätigung durch Erläuterung des Zusammenhanges. Daß der Verf. auf der zweiten Tafel die Worte *sestu purtisele* nicht zu der vorher gehenden Gebetsformel zog, sondern dem Pronomen *estu* vor *trioper deitu* auf der siebenten Tafel gleich mit dem folgenden *triiuper teitu* verband, ist nicht zu verwundern, da er nicht einmal bemerkte, daß auch die Worte der Rückseite von *per'e karae* bis *eretu* eine Gebetsformel seyen, wogegen in das Gebet an *Fidius Sancus* auf der sechsten Tafel mit dem Imperative *ditu* noch viele andere Worte hinein gezogen sind, welche nicht dazu gehören.

In jener Gebetsformel finden wir aber auch das Wort *speturie*, obwohl bald darauf *spetura perakne*, wie *hum perakne*, gelesen wird, nicht mit dem vorstehenden *karne*, sondern mit dem folgenden *Atiier'ie aviekate* verbunden, wovon auch zu Anfange dieser Inschrift die Worte *pune karne*, wodurch Sir W. Betham die Entdeckung Irlands durch die Punier angedeutet wählte, also geschieden sind, daß man vermuthen muß, der Vf. habe *karne* mit *pune* enger, als mit *speturie* verbunden geglaubt. So wenig auch sich hier *pune vurtus* von *pune kuvurtus* auf der ersten Tafel unterscheidet, so hat er doch *vurtus* mit dem folgenden Pronomen *estu* also verbunden, als ob es ein Imperativ, wie im Volkstischen, wäre; dagegen sind in der ersten Tafel die Worte *pune uvel furfa* also durch *Commata* getrennt, als würden dadurch drey verschiedene Opferartikel bezeichnet, ungeachtet *puni* bald darauf noch besonders vorkommt. Für den, welcher *destrameskapla* in *destram eskapla* auflösen zu müssen glaubte, bot die quästorische

Unterschrift der ersten und zweyten Tafel die größten Schwierigkeiten dar. Obgleich das Wörterverzeichnis lehrt, daß sich kvestretie zu kvestur, wie uhtretie zu uhtur, verhalte, hat dennoch der Verf. nicht nur tie als ein besonderes Wort von kvestre getrennt, sondern auch den ersten Buchstaben des folgenden Wortes usas'e, um Sas'e vielleicht mit Sas'i vergleichen zu können, mit tie zu verbinden gesucht, wie die fünfte Tafel perakneu sakreu für peraknio auf der sechsten Tafel schreibt. Das übrige lösete er in die fünf Wörter svesu vuv s'is titis teteies auf, weil ihm sveso und vov durch die lateinisch geschriebenen Tafeln, titis aber durch eine umbrische Gürtelschrift gegeben schien. Anstatt daraus, weil in der Handschrift der zweyten Tafel für titis nur ti geschrieben steht, zu schließen, daß das Wort titis der Gürtelschrift mit der quästorischen Unterschrift nichts gemein habe, erlaubte sich der Verf. vielmehr, die Silbe ti als gar nicht vorhanden zu betrachten, wenn er deren Daseyn auch im Wörterverzeichnisse nicht verschwieg, wogegen er vas'etumise für vasetome fust in vas'etum ise auflösete, ohne ise ins Wörterverzeichnis aufzunehmen. Sowie in diesem auf s und s' ein einzelnes Wort mit dem Anfangsbuchstaben z folgt, so hätte auf r das einzelne Wort r'anu mit dem Anfangsbuchstaben r' folgen müssen; allein der Vf. erlaubte sich dafür ranu zu lesen, wie er auf der dritten Tafel, welche Gori schon mit gleicher Treue, wie der Verf., lieferte, außer einigen andern Verbesserungen auch euntis in das richtigere puntis zu verändern sich erlaubte. Ohne Noth ward in der zweyten Tafel abrunu in abrum abgeändert, weil abrons auf der siebenten Tafel für apruf oder abrof nur eine in der umbrischen Sprache nicht ungewöhnliche Adjectivform, wie kabriner,

seyn kann: eher dürfte man für panupei am Schlusse der siebenten Tafel, wofür die fünfte Tafel pumpe schreibt, pampei vermuthen. Wenn auch der Verfasser bey seinen Textesänderungen die Schreibung des Originals besonders anmerkt, so beleidigt doch die Willkür seines Verfahrens, mit welcher er eben so oft unnöthig ändert, als offenbar Falsches ungeändert läßt. Während in der zweyten Tafel Jukeskanes unverändert bleibt, wird Satanes willkürlich in Satane abgeändert, und ungeachtet anfehtaf in anfehtaf verbessert wird, bleibt doch die Verdoppelung des u in amprefuus, wie mehres der Art, unverändert stehen. Während ferner inenek und inuntek, wie inumk, für falsche Schreibungen der Partikel inumek erklärt werden, bleibt aruvia für arvia, wie serime für serine, unverändert. Auch in der Einklammerung ausgelassener Buchstaben, durch welche die bey den Umbriern so gewöhnliche Synkope und Apokope sofort einleuchten sollte, blieb sich der Verf. so wenig gleich, daß er sie nicht nur unterließ, wo sie am schwersten zu erkennen war, sondern auch in kumats nicht nach t das e einschaltete. So selten man angedeutet findet, wo a für an steht; so wenig ist in der ersten Tafel vestis'a afiktu in vestis'um fiktu verbessert, das sonderbare Adjectiv stafliiuv, worin vielleicht, wie in persmhuiv für persniimu, nur die Buchstaben verkehrt sind, dagegen fälschlich in stafli Juv[i] aufgelöset. Möglich ist es zwar, daß, obgleich in der zweyten Tafel auch vor u ein p nach Juv*i* eingeschaltet ward, das p in Ikuvinpa durch doppelte Schreibung des ersten Zuges von a entstand; allein daß kapir' irrig für kapif geschrieben sey, ist auf keine Weise anzunehmen, da der Wechsel von kapir' und kapif oder kapi für kapir'e (capide) nicht mehr auffällt, als der vom

Bers. freylich nicht bemerkte Wechsel von prinuatur dur und prinuatu taf für ture.

Bey dem so verschiedenartigen Drucke, durch welchen der Bers. belehrender zu werden strebte, sind einzelne Druck- und Setzfehler eben so verzeihlich als die Schreibfehler aus bloßer Übereilung oder die vergessenen Angaben mancher Berszahlen; minder verzeihlich jedoch ist die Auslassung dreyer Zeilen in dem Gebete der siebenten Tafel, welche zwar nur mit kleiner Abänderung das Vorhergehende wiederholen, aber schon des Gegensatzes auf der vorher gehenden Seite wegen angeführt werden mußten: und mag man auch eben daselbst die Auslassung des Wortes nomner am Ende der zwölften Zeile verzeihlich finden, so läßt sich doch die willkürliche Änderung der Schreibung subocavu in subocau um so weniger entschuldigen, je mehr das Original in seiner Art zu schreiben sich gleich bleibt, und je weniger es noch ausgemacht ist, ob subocavu oder subocavv zu lesen sey. Daß der Bers., um nicht zwey Buchstaben für einen zu geben, weder rs für r' oder sh für s', noch ph für f oder ih für ð schrieb, ist sehr zu loben; auffallend ist es aber, einen so hohen Werth darauf gelegt zu sehen, daß er an die Stelle des lateinischen c ein k setzte, während er die Vocale i und u von den Consonanten j und v zu unterscheiden sich nicht getraute, und daher es unentschieden ließ, ob tuua wie tua oder wie Iuue für Jove, und ob iuenga für juvenca wie iveka oder wie der Name Jujeskanne zu sprechen sey. Weil die tuskische Schrift wenigstens den Consonanten v vom Vocale u unterscheidet, so hat er zwar im Wörterverzeichnisse alle Wörter, deren zweyter Buchstab ein Vocal ist, unter v geordnet, aber doch in den lateinisch geschriebenen Wörtern immer ein u in die Stelle des

v gesetzt, und daher nicht nur uou für vov, sondern selbst auei für avvei geschrieben. Ungeachtet er selbst in der lateinischen Sprache, wenn auch nicht zwischen i und j, doch zwischen u und v beständig unterscheidet, sollen die Umbrier dieses in ihrer Sprache nicht gethan, sondern jedes v fast wie u gesprochen haben, weshalb er nicht nur salua für saluva schreibt, sondern dieses sogar wie salu-a abtheilt. Ob er gleich nicht leugnen konnte, daß das i in der tuskischen Schrift sowohl als in der lateinischen häufig wie j gesprochen sey, dünkte ihm doch die Unterscheidung des i von j so gleichgültig, daß er Iouiu für Joviu, aber Jouina für Iovina oder Ijovina drucken ließ. Eine gehörige Auscheidung der Eigennamen wird man um so weniger von ihm erwarten, da er nicht einmahl die Götternamen gehörig auszuschneiden verstand. Während er auf der zweyten Tafel alle adjectivische Geschlechtsnamen von Attier'iate bis Kaselate nicht nur, sondern sogar das vom Adjective peraknis gebildete Wort perazkanie, mit einem großen Anfangsbuchstaben schrieb, zeichnete er Pumper'ias vor famer'ias so wenig, als Vus'iiaper und Petrunia-per vor natina durch einen großen Anfangsbuchstaben aus: und in der irrigen Voraussetzung, welche schon das Adverbium triuper oder trioper für drey Mahl widerlegt, daß die Postposition per nur mit Substantiven verbunden werde, schrieb er auf der dritten Tafel ahtisper Eikvasatis, ohne die Verwandtschaft des letztern Wortes mit eikvasese auf der fünften Tafel zu beachten, und ohne durch die Vergleichung der Worte mi(n)streis aeteis eivas auf der bantinishen Tafel darauf geführt zu werden, daß ahtis der Plural von ahtu vor Juvu und Marti auf der zweyten Tafel sey, mit welchem Worte er vielmehr, nur immer auf den Gleichklang

achtend, im Wörterverzeichnis den Imperativ *subantu* für *subotu* zusammen stellte. Die *Vesuna* wollte er auf der vierten Tafel nicht, wie in einigen oskischen Inschriften, als Göttin anerkennen; dagegen ließ er sich durch die Worte *ponne ivengar tursiandu*, d. h. *quum juvencae cremantur*, am Schlusse der siebenten Tafel nicht abhalten, das *Verbum tursar* vor dem Gebete an die *Tursa Jovia* als den Namen dieser Göttin auszuzeichnen, und in der folgenden Vorschrift *ivenga peracris tursitoto* das letzte Wort, wie die entsprechenden Imperative der ersten Tafel *tuseiu* statt *tusetu* und *tusetutu*, wenigstens mit einem großen Anfangsbuchstaben zu schreiben, während *tefrali* eben so wenig, als *tefruto*, als Eigenname bezeichnet ward.

Bei solchen Verirrungen wird man wohl auch nicht erwarten dürfen, daß der Verf. seine Uebersetzung des Wortes *tuta* oder *tota* durch Stadt gehörig zu vertheidigen im Stande gewesen sey. Läßt sich auch nicht leugnen, daß durch *tota Ijovina* im Gegensatze der Etruskischen Burg die Stadt *Iguvium* bezeichnet werde; so sind doch beide Wörter ursprüngliche Adjective, wovon das eine, wie *tovto* auf der bantinschen Tafel, in den Begriff einer Gemeinheit oder Commune, das andere aber, wie *Miletinar* auf der sechsten Tafel für *Mileti*, in den Namen einer Stadt überging. Eben darum, weil auf der dritten Tafel *tutaper Ijuvina* den Beysatz *tresiper Ijuvina* erhält, wird dadurch nicht sowohl eine *urbs* bezeichnet, wofür sich auf der bantinschen Tafel das Wort *kastro*, in den iguvinischen Tafeln aber die Adjectivform *kastruo* findet, als eine *civitas*, welche auf der siebenten Tafel auch durch *popluper totar Ijovinar* umschrieben wird. Daß hier an keine *urbs* zu denken sey, lehret der vom Verfasser nur allzu wenig erwogene Zusammenhang: denn es ist

daselbst von einem Opfer auf dem Lande (ruoeme) die Rede, bey welchem zugleich *popluper totar Jjovinar, totaper Jjovina, und tote Tarsinate trifo, Tarsinate, Turswe, Naharke, Jabuske nomne*, gebetet wird. Wenn hier der Vf. meint, daß *trifo Tarsinate* ein eben solcher Beysatz zu *tote Tarsinate*, wie auf der dritten Tafel *tresiper Jjuvina zu tuta-per Jjuvina*, sey; so bleibt er uns eine Erklärung schuldig, in wie fern bey einem und demselben Opfer für eine *iguvinische* und *tarsinotische* Stadt und *Tribus* gebetet werde, und wie alsdann der fernere Beysatz *Turske, Naharke, Jabuske nomne*, zu verstehen sey. Dagegen läßt es sich sehr wohl denken, daß, wenn für das Volk der *iguvinischen* Gemeinheit auf dem Lande geopfert wurde, das Gebet einer ganzen *tarsinotischen* *Tribus* galt, die viererley Namen oder Abtheilungen in sich begriff. Es behält demnach das lateinische Adjectiv *tötus*, welches sich zu *tötus* für *τόσος*, wie *sölus* zum oskischen *sollus* für *όλος*, verhält, auch im *umbri-schen* *tota* seinen Grundbegriff, wie *komono(m)* im Oskischen und *res publica* im Lateinischen: und wenn der Verf. meint, daß, wenn *tota* eine Stadt bedeutet habe, der *Meddix tuticus* mit einem *Consul urbanus* zu vergleichen sey, so irrt er in seiner Folgerung eben so sehr, wie in seiner Beweisführung. Denn so wie *Livius XXVI, 6. Meddix tuticus* dem Verse des *Ennius*: *Summus ibi capitur meddix, occiditur alter*, entsprechend, durch *summus magistratus* erklärt, so merkt auch *Klenze* richtig an: 'Tuticus heißt so viel als *magnus*; wenigstens erklärt das *Itinerar. Hierosolym.* die Stadt *Equus tuticus (Ariano)* durch *Equus magnus*,' welche Erklärung jedoch der Verf. in sein drittes Wörterverzeichnis aufzunehmen vergaß. In dieser Bedeutung steht dem *totiku* in der *volksi-schen* *Inscription* ein *atahus* entgegen, wie eben so

auch todkome in den iguvinischen Tafeln leicht mit tootikom auf der bantinishen Tafel in Einklang gebracht werden kann; aber wie der meddiss degetasius in den ostfischen Inschriften oder der medix sistiaticus in der volskfischen sich von einem consul urbanus unterscheide, möchte schwer zu erweisen seyn. Auf Erläuterungen ostfischer Wörter hat sich der Verf. sonst wenig eingelassen: was er gelegentlich davon anführt, ist mit Ausnahme der Münzlegenden meistens aus Klenze's Abhandlung geschöpft. Mit diesem übersezt er molto etanto estud durch multa tanta esto zum Erweise, daß bey den Ostern die weiblichen Nominative auf o für a ausgingen, und demnach auch tovtto ein Nominativ von tovtad sey, welches Stadt bedeute: mit diesem erklärt er auch pruhipid durch prohibet, ohne zu bedenken, wie verschieden das lateinische habet vom ostfischen hipid sey. Aus den Worten einer samnitischen Inschrift sakaraklúm Búvaianúd ist er zu schließen geneigt, daß die Ostern den Adjectiven die Endung úd für úm bey Substantiven gaben, obwohl die Münzen mit der Aufschrift Tlanad Sidikinum für das Gegentheil sprechen: denn ehe er abweichende Sprachformen auf Münzen berücksichtigt, erklärt er lieber die Münzen selbst als verdächtig.

Wenn der Verf. einige Inschriften nolanischer Vasen, so wie einige sehr undeutliche Inschriften aus Pompeji, ungelesen ließ, so kann das nur gebilligt werden; aber daß er deren Schrift nicht aus den beygegebenen Alphabeten als tuskisch erkannte, ist sehr zu verwundern. Wenn er ferner bey den ostfischen Inschriften ängstlich zwischen i und í, wie zwischen u und ú, unterscheidet, so lehrt schon die Vergleichung zweyer gleich lautenden Inschriften XXII, 2 u. 4., daß die Ostern selbst jenen Unterschied nicht so sorgfältig wie diesen, beobachteten,

und darum bey den zweyerley Gestalten des *i* an keine so große Verschiedenheit der Aussprache zu denken ist, wie der Verfasser aus einem nichtigen Grunde vermuthete. Mögen auch die Namen Pakuies und Kosuties Ma. Ka. Fafanies in den volscischen Inschriften aus Beliträ, wie Marhies und Marahieis nebst anderen Namen auf *ies* auf den nolanischen Basen, zu der Vermuthung berechtigen, daß in dem ofkischen Namen Kipiis für Kipius das zweyte *i* in einem römischen kurzen *e* ähnlich gelautet habe; so schreibt doch die bantynische Tafel nur likitud für likitud auf der abellanischen, wie inim für inim, idik für idik, iok für iúk, und mais für mais, meddis für meddis, senateis für senateis. Zu der Annahme, daß avt auf der bantynischen Tafel anders gelautet habe, als avt auf der abellanischen, weil bey den Ofken wie bey den Umbriern, jedes lateinische *v* wie *u* gesprochen sey, weshalb im Wörterverzeichnisse zwar die ofkisch geschriebenen Wörter unter *u* und *v* vertheilt, alle lateinisch geschriebenen dagegen unter *u* zusammen gestellt sind, schritt der Verf. vielleicht nur, weil ihm nicht recht bekannt war, was Consonant oder Vocal oder Diphthong sey; sonderbar ist aber die Behauptung, daß das *X* in fratrexs kein lateinisches *X*, sondern ein griechisches *X* sey, als ob nicht das lateinische *X* eben sowohl, wie das umbrische *r'*, vor *s* geschrieben werden konnte. Die Sauselaute *Z* und *s'* unterscheidet der Verf. gerade umgekehrt, wie der Rec.: dem Rec. schien es'ariaf besser als ezariaf dem lateinischen escariis zu entsprechen, doch könnte wohl tas'ez für tacens der Bestimmung des Verfassers das Wort reden. Daß aber die Partikel an vor *s'* nur zufällig nicht das *n* abwerfe, beweiset Sas'i für Sans'i, und das volscische asif, welches der Verf. im Wörterverzeichnisse aufzuführen vergaß, für das umbrische ans'if.

Übereilt sind die durch viele Beyspiele widerlegbaren Bemerkungen, daß ein umbrisches h nur vor Vocalen, flüssigen Lauten und t vorkomme, b in umbrisch geschriebenen Wörtern nur zwischen zwey Vocalen stehe, und l nur einen Vocal nach sich, und von Consonanten nur p, k, t, vor sich habe. Doch dieses reiche hin, um zu zeigen, daß der Verf. die Commentationen nicht mit derselben Umsicht schrieb, mit welcher er die Tafeln ausarbeitete, und eben deshalb wenig befugt war, dem Rec. seine Verirrungen vorzuwerfen. Wo freylich die Abschriften so falsch gezeichnet waren, wie bey der abellanischen Inschrift, von deren neun hundert Buchstaben der Verf. drittheil hundert berichtet oder hergestellt zu haben sich rühmt, da mußte jeder Erläuterungsversuch mißlingen; aber des Rec. Erklärung der bantinishen Tafel wird durch die angeblichen zwanzig Verbesserungen, unter welchen sich auch einzelne Verirrungen des Originals, wie es'elk für es'eik, befinden, wenig geändert: selbst von der kleinen ostfischen Inschrift, welche Raoul-Rochette in achtzehn Buchstaben unrichtig mitgetheilt haben soll, erhält nur die mittlere der drey Zeilen einen andern Sinn.

G. F. Grotefend.

B e r l i n.

Verlag von Aug. Hirschwald. 1841. Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts, kritisch und philosophisch erörtert. Eine Beleuchtung der Bekenntnisse in W. Körte's: Albrecht Thaer. Von Dr. G. C. Guhrauer. 232 Seiten in Octav.

Hat der Verf. bewiesen, was er beweisen will, so ist jüngst unter uns ein fast unglaublicher literarischer Betrug gespielt und ein Raub an Lessing begangen worden. Zwar ist das Entwendete am Ende so bedeutend nicht, und Lessing ist der Mann, dem viel genommen werden kann, und der den-

noch reich bleibt. Aber auch dem Reichsten darf nichts entwendet werden. Es bleibt eine Entwendung, auch wenn man das Entwendete einem Andern gibt. Und so hat der Verf., wenn er Recht hat, auch Recht gethan, die, gleichviel ob ehrliche oder triegerische, Eigenthumsentwendung aufzudecken und zu strafen. Der Fall ist höchst sonderbar, ja einzig in seiner Art.

Seitdem Lessing 1780 die Erziehung des Menschengeschlechts unter seinem Namen heraus gegeben, haben diese kleine, gewichtvolle Schrift Hunderte und aber Hunderte zu aller Zeit gelesen und wieder gelesen, aber Niemand hat sich bis dahin einfallen lassen, im mindesten zu zweifeln, ob er auch Lessing's authentische Worte und Gedanken lese. Im Jahre 1839 aber überraschte W. Körte in seiner Biographie von dem berühmten Öconomen Albr. Thaer die gelehrte Welt mit der Entdeckung, daß eben jene Schrift dem Stoffe und dem Gedanken nach Thaer angehöre, eine Jugendarbeit desselben aus seinen Göttinger Studienjahren, von Lessing aber theils fortgesetzt, theils hin und wieder überarbeitet sey. Hätte er gesagt, die Schrift sey auch der Form nach nicht von Lessing, es hätte gleich jeder widersprochen. Lessing's Stil und Darstellungsweise ist in jeder Zeile. So aber mochte man sich eben nur verwundern, daß ein Mann, den man bisher als ausgezeichneten rationellen Landwirth, auch wohl aus seiner früheren Zeit als tüchtigen Arzt kannte, dem in geistigen und geistlichen Dingen einheimischen und alle Zeit originellen Lessing, der eher gewohnt war, Andern zu geben, als von Andern zu nehmen, eine seiner einflußreichsten Ideen gleichsam als Capital vorgestreckt haben sollte zum Bucher damit zu eigenem Vortheile und großer Ehre.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 7. May 1842.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts, kritisch und philosophisch erörtert. Von Dr. G. E. Guhrauer.'

Man konnte es seltsam finden, daß Lessing nicht ehrlich genug gewesen, um es gerade heraus zu sagen, er gebrauche fremdes Capital. Aber er thut ja in der Vorrede von 1780, als seyten Herausgeber und Verfasser verschieden. Noch mehr, als er 1777 im 4. Beytr. zur Litter. u. Gesch. die erste Hälfte der Schrift heraus gab, sprach er im Vorberichte bestimmt von dem Verfasser als einem Dritten, einem Unbekannten, dessen Aufsatz er nicht ohne eine gewisse Indiscretion, die er aber verantworten wolle, heraus gebe. Also er hat ehrlich bekannt, daß er fremdes Gut verwalte. Was bedürfen wir weiter Zeugnis? Daß er den Freund nicht nennt oder verräth, begreift sich leicht. Die Heterodoxie hatte damahls noch Furcht vor der Orthodoxie. Aber, wer des Mannes Art kennt, merkt doch bald, daß er nicht wirklich Verfasser und Herausgeber, als zwey Personen, sondern nur Abfas-

sung und Herausgabe unterscheidet in einer und derselben Person. Indessen was ist nicht alles möglich in der Welt? Da Körte mit großer Zuversicht seine Entdeckung aus Thaer's handschriftlichen Selbstbekenntnissen genommen zu haben versicherte, so schien man bey allem Kopffschütteln doch am Ende daran glauben zu müssen. Ja man konnte sich freuen, daß ein außerordentlicher Geist mehr unter der Nation gefunden sey, ein Ebenbürtiger von Lessing, und daß die Lehre von den verborgenen Qualitäten sich auch an Oconomen und Agronomen nicht unbezeugt gelassen. Blieb doch auch nach dieser Entdeckung dem großen Lessing immer noch Ehre genug wegen der Schrift, vielleicht mehr als man auf den ersten Anblick glauben mochte. Thaer's Aufsatz war von Körte nicht mitgetheilt worden aus dem guten Grunde, weil er verloren ist. So konnte man also nicht vergleichen, die Eigenthumsrechte nicht sondern. Aber wer für Lessing interessiert war, konnte denken: wer weiß, wie roh und unvollkommen der Göttinger Student dem Meister die Idee in die Hand geliefert, und wie viel dieser dazu gethan hat, um daraus eine solche Schrift zu machen? Überarbeiten und Fortsetzen ist oft ein wahres Meisterstück. Sehr begreiflich also, daß viele die Entdeckung Körte's für sehr glaublich, ja nach den zum Grunde liegenden, obwohl verborgenen Actenstücken für eine ausgemachte Thatsache hielten, ja daß selbst ein Mann, wie Dr Strauß, der sich doch auf Verdacht in literarischen Dingen versteht, an Lessing's Autorschaft irre, und an Körte's Entdeckung nicht irre wurde.

Und dennoch ist und bleibt Lessing der wahre, alleinige Verfasser. Dr Guhrauer übernimmt in vorliegender Schrift den Beweis dafür zu liefern. So ist Körte's Entdeckung eine Selbsttäuschung oder ein Betrug? Die Anklage lautet auf verwe-

gene, augenscheinliche Erdichtung, auf eine absichtliche Täuschung, ein Seitenstück zu Wagenfeldt's Sanchuniaton. Eine solche Anklage ist einem ehrlichen Manne mit Actenstücken gegenüber ein wahres Wagstück. Wer dürfte sie wagen ohne tüchtige und sichere Zeugen und Gründe? Aber Dr Guhrauer scheint sich wohl damit versehen zu haben.

Die Klagacte zerfällt in einen positiven und einen negativen Theil. In dem ersteren wird der Beweis geführt, daß die Schrift durch und durch Lessing's Werk sey, in dem zweyten wird die Echtheit der Selbstbekenntnisse Thaer's, die angebliche Quelle der Entdeckung, bestritten.

Zuerst stellt der Verf. der so genannten Entdeckung die wiederholten offenen Bekenntnisse Lessing's an seinen Bruder, an Herder und Fr. H. Jacobi über seine Autorschaft entgegen. Dem Bruder sagt zwar L., er werde die Schrift nie für seine Arbeit anerkennen, aber, indem er sich doch confidentiell dazu bekennt, ist klar, daß er nur nicht öffentlich als Verf. gelten will. Er hatte, wie gesagt, zu seiner Zeit Ursache dazu. Die Schrift ist nicht ohne heterodore Wagstücke. Heut zu Tage fürchtet man eher ein Orthodox zu heißen. Die odia theologica sind vorüber, aber auch noch mehr und besseres, als das. Das Positive war damahls noch eine Macht, vor der selbst ein Lessing noch ehrliche Scheu, ja Ehrfurcht hatte.

Man sollte denken, mit diesem ersten Beweise wäre es genug. Aber der Verf. liebt auch in der Geschichte die Construction des Nothwendigen aus der Idee. In der That sucht er gleichsam aus der Idee Lessing's zu zeigen, daß die Schrift nothwendig eine Schrift Lessing's sey. Sie sey nämlich so sehr Ausdruck eigenthümlicher Lessingscher Gedanken, und mit Lessing's eigenthümlichem philosophischen Systeme so innig verwachsen, daß sie

als ein wesentliches Moment in der Entwicklung dieses Systemes eben nur daraus entstanden seyn und verstanden werden könne. Sollte dieser Beweis auch nicht so ganz evident seyn, so müssen wir doch dem Verf. dankbar seyn für den lehrreichen Versuch, das philosophische System Lessing's im Zusammenhange und in seiner historischen Entwicklung zu construieren. Wir theilen daraus die Hauptpuncte mit.

Nachdem Guhrauer gegen die früheren Ansichten von Lessing's philosophischem Charakter zu zeigen versucht hat, daß derselbe in der Philosophie weder ein Dilettant, noch ein bloßer Skeptiker oder Critiker gewesen, der immer nur auf dem Wege zur Wahrheit, nie am Ziele derselben gewesen, stellt er den Satz auf, daß Lessing, als er die Erziehung des Menschengeschlechts schrieb, 'ein eigenthümliches, durchgedachtes speculatives System gehabt, und eben aus diesem sowohl jene Schrift, als die damit irgend zusammen hängenden geschrieben habe.' Der Verf. geht, indem er dies erörtert, in die Geschichte von Lessing's philosophischer Bildung etwas genauer ein. Diese begann, sagt er, schon 1760—1765 in Breslau mit dem Studium des Spinoza. So war er also ein Spinozist? Von Spinoza aber ging Lessing zu Leibniz über, mit dem er sich in jeder Hinsicht geistverwandter fühlte. So ist er kein Spinozist, aber ein Leibnizianer? Aber fast erschrickt man bey dem Namen Lessing's, wenn man ihn zu einem Isten oder Aner macht. In der That war auch Leibniz nur der Grund, worauf Lessing selbständig sein System erbauete, welches der Verf. als die erste christliche Philosophie nach der Reformation bezeichnet. Während nämlich Leibniz bey allem theol. Interesse doch als Philosoph, auch wenn er theol. Probleme erörterte, immer nur in der Natur und Welt stehen blieb, gegen

das eigentliche Gebiet der Theologie sich neutral verhielt, oder wenn man mehr sagen will, selbst mit christlich theologischen Voraussetzungen doch nur zu einer christlichen Philosophie im negativen Sinne gelangte, d. h. zu einer solchen, welche mit dem positiven Christenthume in keinen Widerspruch zu kommen bemüht war, legte es Lessing bestimmt darauf an, auf dem Boden der orthodoxen Theologie selbst zu philosophieren und von hier aus ein Christenthum der Vernunft durch Speculation zu construieren. Diese Wendung des speculativen Geistes, sagt der Verf., sey Lessing eigen und neu gewesen, so wie der Gang und die Methode, welche dadurch bedingt seyen, während er sich in dem ontologischen und kosmologischen Inhalte enge an Leibniz angeschlossen habe. Nachdem auf diese Weise Lessing's speculativer Standpunct oder sein Grundproblem näher bestimmt worden, zeigt der Verf., wie sich in den betreffenden Aufsätzen, nämlich in dem Fragmente, 'das Christenthum der Vernunft,' ferner in dem Fragmente darüber, 'daß mehr als fünf Sinne für den Menschen seyn können,' dann in einem dritten Fragmente 'Anmerkungen über die philos. Gespräche von Campe,' endlich in 'der Erziehung des Menschengeschlechts' Lessing's System entwickele und vollende. Nur aus diesem Zusammenhange lasse sich die letztere Schrift gehörig verstehen; ihr eigentlicher Schlüssel sey Lessing's Lehre von der Metempsychose, wie dieselbe aus dem Leibnizischen Systeme folge. Das Christenthum der Vernunft ist darin unverkennbar, auch die Lessingsche Methode desselben. Der nächste Standpunct der Betrachtung ist der positive Begriff der Offenbarung und der geschichtliche Fortschritt derselben in der heiligen Schrift. Diesen Begriff sucht Lessing zu rationalisieren, indem er ihn auf den verwandten oder analogen Begriff der

Erziehung des Menschengeschlechts zurück führt. Die Offenbarungserziehung beschleunigt die Erkenntnis der Wahrheit, worauf die menschliche Vernunft zwar auch durch sich selbst kommen würde, aber später, schwerer. Aber indem sie beschleunigt, geht sie den naturgemäßen Stufengang vom Leichterem zum Schwereren, nicht Sprungweise, sondern in wahrer Continuität vorbereitend, fingerzeigend u. s. w. So ist sie auf jeder Stufe relativ vollkommen. Auch im N. T. war sie bey aller Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit der religiösen Ideen nach den Verhältnissen vollkommen. Es wird im N. T. die Idee der Unsterblichkeit nicht gelehrt, obgleich je länger je mehr von fern angedeutet. Dies ist aber kein Mangel der göttlichen Erziehungsmethode, sondern eine Vollkommenheit. Das älteste Volk bedurfte jener Lehre noch nicht, und hätte dieselbe auch nicht verstanden. Die neutest. Erziehungsstufe ist die Weiterbildung der alttestamentlichen, das N. T. gleichsam das zweyte, vollkommene Elementarbuch, aber doch auch nur ein Elementarbuch. Aber was Christus als Offenbarung Gottes predigt, praktisch, ist noch keine Lehre als Resultat menschlicher Schlüsse. So weist das N. T. über sich selbst hinaus, auf eine dritte Stufe, das Christenthum der Vernunft hin, wo alle positiven Offenbarungslehren vernünftig begriffen werden. Diese Zeit des neuen ewigen Evangeliums, wo man auch der Elementarbücher der Schrift werde entbehren können, werde so gewis kommen, als alle Erziehung ihr Ziel habe.

Berfolgen wir den Gedankengang der Schrift bis so weit, so scheint es, als lasse sich derselbe auch ohne Voraussetzung des besonderen philosophischen Systems von Lessing erklären. Die Offenbarung unter dem Gesichtspuncte der Erziehung zu denken, darauf konnte auch ein Anderer, als Lessing

kommen. Ja längst waren selbst die Theologen, auch die orthodoxen, darauf gekommen. Schon die Kirchenväter sprechen viel von der Erziehung der Menschheit durch Gott, und unterscheiden auch schon die Stufen derselben in der Offenbarungsöconomie Gottes. Nur, daß ihnen, wie den nachherigen Theologen, Christus der letzte, vollkommene Pädagog Gottes war. So weit könnte also Lessing den ersten Gedanken der Schrift auch von Andern, auch am Ende von Thaer empfangen haben. Auch die rationalistische Ansicht von einem Christenthume der Vernunft war dem Deismus der Zeit nicht fremd. Der englische Deismus hatte längst ein solches neues ewiges Evangelium an die Stelle des verworfenen neutestamentlichen verlangt, geweissagt, und man könnte zur Noth annehmen, daß darauf selbst ein Göttinger Student der Medicin durch Lectüre deistischer Schriften gekommen wäre. Aber freylich noch besser konnte der gelehrte Lessing von selbst darauf kommen. Was aber bestimmter auf Lessing's ausschließliche Autorschaft hinweist, ist zweyerley. Erstlich die Schrift scheint gerade in ihrem ersten Haupttheile durch die Angriffe des Fragmentisten auf das N. Test. besonders veranlaßt worden zu seyn. Hier liegen die Lessingschen Gedankensäden ziemlich stark und deutlich vor und führen auf den Herausgeber der Wolfenb. Fragmente zurück, wie denn auch Lessing die erste Mittheilung seiner Erziehung des Menschengeschlechts im engsten Zusammenhange mit seinen Antithesen gegen die Fragmente gegeben hat. Man bemerkt hier nirgends einen fremden Einschlag. Sodann aber zieht der Verfasser besonders den Schluß des Ganzen in Betracht. Der Zielpunct der Erziehung Gottes, sagt Lessing, ist die Vollkommenheit des menschlichen Geschlechtes. Aber eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommen-

heit gelangt, muß jeder Einzelne, der früher, der später, erst durchlaufen haben. Wie nun, wenn der Einzelne auf der niedrigeren Stufe der Erziehung stirbt? Wie und wo durchläuft er die höheren Stufen bis zum Ziele? Man könnte denken, Lessing werde für dieses Einholen der Zurückgebliebenen das unendliche Jenseit eröffnen. Er sagt zwar tröstend dem, der über verlorene Zeit klagt, — ist nicht die ganze Ewigkeit dein? Aber in der That meint er, wo der Lauf für das Geschlecht sich vollende, auf Erden, da müsse auch der Einzelne den Lauf vollbringen. Hier ist es, wo er seine Hypothese von der Metempsychose zu Hilfe ruft. Warum, sagt er, könnte nicht jeder einzelne Mensch mehr als einmahl auf dieser Welt vorhanden gewesen seyn?

Diesen Schluß nennt der Verf. den Schlüssel des Ganzen, 'die Metaphysik der Erziehung des Menschengeschlechts.' Ist das nicht zu viel? Lessing selbst nennt die Metempsychose eben nur eine Hypothese, die ihm dazu hilft einen Knoten zu lösen. Es ist wahr, er vergleicht die Offenbarung nicht bloß mit der Erziehung, um ein anschauliches Bild dafür zu haben; die Offenbarung ist ihrer sittlichen Form nach wirklich für ihn göttliche Erziehung. Diese Erziehung aber begreift er als die von Gott in das Geschlecht gelegte und von ihm abhängige Metempsychose von der niedrigsten Stufe bis zur höchsten, der Gott ähnlichen Vernünftigkeit. Aber es fragt sich, ob diese wenn man will speculative Wendung so durchaus nothwendig für Lessing war, daß wenn er diese nicht gefunden, er den Begriff der Erziehung des Menschengeschlechts hätte aufgeben müssen? Wir zweifeln sehr. Aber gesetzt die Metempsychose wäre der wahre speculative Grund der Schrift, konnte nicht Lessing den Gedanken der Erziehung des Menschengeschlechts zu-

erst von einem Andern empfangen, dann aber denselben sich in dieser speculativen Art angeeignet und so gleichsam neu in sich erzeugt haben? Aber um dies behaupten zu können, müßten unzweydeutige historische Zeugnisse vorliegen, und Lessing sich nirgends im vollkommenen Sinne als Verfasser der Schrift bekannt haben.

Indem Dr Guhrauer, durch keine Bedenken der Art aufgehalten, das speculative theologische System genauer erörtert, zeigt er, wie sich dasselbe in dem Aufsatze über Leibniz von den ewigen Strafen auch in Betreff der Lehre von Sünde und Strafe, ganz in Übereinstimmung mit der Erziehung des Menschengeschlechts, darstelle, ferner, wie Nathan der Weise ganz aus demselben speculativen Christenthume der Vernunft hervor gegangen sey. Endlich aber analysiert er die Gespräche Ernst und Falk über die Freymaurer, indem er nachweist, daß Lessing, wie er in der Erziehung des Menschengeschlechts von der positiven Religion aus die Religion der Vernunft zu gewinnen sucht, so in diesen Gesprächen von der idealisierten Freymaurerey aus die Philosophie des Staates darstellt, und zwar nach demselben Principe der unendlichen Entwicklungsfähigkeit der einzelnen Wesen und des Geschlechtes. —

So weit der erste positive Theil der Beweisführung gegen Körte.

In dem zweyten, negativen Theile stellt der Vf. die Echtheit der Selbstbekenntnisse Thaer's, woraus Körte seine Entdeckung genommen zu haben vorgibt, in Frage. Dene Selbstbekenntnisse führen den Titel: Mein Lebenslauf und Bekenntnisse für Philippine, 1785 verfaßt für Thaer's damalige Geliebte, seine nachherige Gattinn, die Tochter des Vicepräsidenten von Willich in Celle. Hier bekennt Thaer seiner Geliebten wörtlich: 'In der Vorstel-

lung der christl. Glaubenslehren war ich weder mit den orthodoxen, noch mit den neuen, sogenannten Berliner Theologen einig. Ich erschuf mir ein eigenes System und brachte es (in Göttingen, als Student) flüchtig zu Papier. Es ward wider meinen Willen abgeschrieben, fiel in die Hände eines großen Mannes, der den Styl etwas umänderte und einen Theil davon als Fragment eines unbekanntes Verfassers herausgab. Nachher ist auch der zweyte Theil (?) heraus gekommen, aber mit Zusätzen, woran ich keinen Theil habe. Bis jetzt wissen es nur 3 lebendige Menschen, daß ich der Urheber bin; doch gibt es Mehrere, die es vermuthen, und gegen die ich es streng leugne. — In meiner und der jetzigen Dinge Lage möchte ich um alles nicht, daß es bekannt würde u. s. w. Am Schlusse dieser Stelle sagt Thaer seiner Geliebten: 'Wollen Sie das Büchlein lesen, so will ich es Ihnen bringen.'

Das ist Alles, was Thaer — selber sagt. Das Büchlein, die Abhandlung, wird nicht benannt; von Lessing, von Leisewitz kein Wort.

Wie kommt nun Körte auf seine Entdeckung? Durch lauter Hypothese, Vermuthung, und dazu falsche. Ja noch mehr, die Bekenntnisse selbst sind, wenigstens in diesem Theile, erdichtet. So sagt der Verf. Hat er Recht? Sein Beweis ist im Wesentlichen dieser.

Die Echtheit jener Bekenntnisse voraus gesetzt, was für eine Schrift Lessing's meint Thaer? Es ist ein Fragment, offenbar deistisches Inhaltes. Körte rieth Anfangs auf das Fragment von Duldung der Deisten. Aber dies ist ja augenscheinlich ein Werk des Fragmentisten, des Reimarus, wie Lessing Beytr. 3. in der Vorrede und Nachschrift ausdrücklich sagt, und lange vor Thaer's Geburt geschrieben. Als er sich eines Besseren belehrt sah,

besann er sich auf die Erziehung des Menschengeschlechts, und meinte diese Schrift sey der Fund. Aber er fand dies nicht, etwa nach genauerer Forschung als ein Factum, sondern er vermuthete es nur, und zwar in einer seltsamen Confusion über das Verhältnis jener Schrift zu den Fragmenten, indem er, wie es scheint, die Tendenz der letzteren auch für die Tendenz der ersteren hält. Aber in der Vorrede v. 1780 unterscheidet ja Lessing den Herausgeber und Verfasser. Der Verfasser, sagt Körte, ist eben Thaer und kein Anderer. Es läßt sich aber nachweisen, daß dies nur eine Simulation Lessing's war, wie er sie öfter gebrauchte.

Man weiß, daß Lessing, als er 1777 den Anfang der Erzieh. d. Menschengeschl. zuerst in den Beyträgen heraus gab, das Ganze schon fertig hatte. Indem er bey §. 53. abbricht, gibt er im Allgemeinen an, wie von Christo an die Erziehung weiter geht. Aber er bricht ab, mit der wichtigen Wendung, man gebe einen Vorschmack nicht mit der ganzen Schüssel. Und wie er nun 1780 das Ganze heraus gibt, zeigt sich nun etwa in der ganzen Schüssel jener Thaersche Unterschied zwischen einem ersten und zweyten Theile, zwischen Text und Zusätzen? Wenn auch kein Unterschied, doch wenigstens Fugen müßten irgendwie hervor treten. Aber nirgends auch nur eine Naht, es ist und bleibt ein Ganzes aus einem Guß.

Aber der große Mann, der von Thaer gemeint ist, ist nach Körte gewis Lessing, und Leisewitz hat diesem die Handschrift mitgetheilt. Lessing erhielt sie eben zur rechten Zeit, benutzte sie sofort; die darin angedeutete Idee, nach der er lange verlegen ausgesehen, kam ihm wie gerufen. So sagt Körte. Woher weiß er dies? Aus der Vorrede vom J. 1780, da sagt es Lessing selbst. Allerdings. Aber wie? Lessing hätte nach einer Idee sich lange ver-

legen umgesehen, und sie nicht selbst zur rechten Zeit erkannt? *Credat Judaeus Apella.* Hatte er sie nicht selbst, — die Theologen, von den Kirchenvätern an, konnten ihn damit bedienen. Aber wer bey Lessing irgend zwischen den Zeilen lesen kann, sieht auf der Stelle, daß Lessing sich selber die Idee gegeben.

Nun hat aber doch Leisewitz dem Lessing Thaer's Handschrift mitgetheilt. Wer sagt das? Weder Thaer, noch Lessing, sondern eben nur Körte. Die Anklage wird immer böshafter. Der Verf. weist nun gar nach, daß ein Verhältnis zwischen Lessing, Thaer und Leisewitz, wie es Körte voraus setzt, so gar nicht existiert habe und haben könne. Chronologische, persönliche Verhältnisse werden von Körte in den Zusammenhang der Geschichte gebracht, wovon Lessing's Correspondenz nicht nur meist nichts enthält, sondern zum Theil sogar das Gegentheil. So soll z. B. Thaer mit Leisewitz 1776 nach Berlin gereiset seyn und Lessing beiden Empfehlungsbriefe an seinen Bruder, an Mendelssohn, Nicolai mitgegeben haben. Diese Briefe sind meist noch vorhanden. Von Leisewitz ist darin viel die Rede, von Thaer aber, dem er eine seiner köstlichsten Ideen verdankt haben soll, keine Sylbe. Wie kommt dies? Ferner nach Körte soll Thaer auf der Rückreise im Anfange des August 1776 zwey Tage bey Lessing in Wolfenbüttel zugebracht haben, die interessantesten seines Lebens, wie Thaer selbstbekennend sagt, weil er da Dinge gesehen und gehört, die bis dahin noch in keines Menschen Auge und Ohr gekommen waren, die aber der geistverwandte Thaer nur halb verstand. Aber spaßhaft und mehr als spaßhaft, der Verf. weist nach, daß Lessing gerade in dieser Zeit, wo Leisewitz zurückkehrte, gar nicht in Wolfenbüttel oder Braunschweig war, sondern in Hamburg, von wo er erst den 29. oder

30. August zurück kehrte. Das alibi ist augenscheinlich, und dieser Beweis gilt viel.

Nach diesen und ähnlichen Proben nicht von Ungenauigkeit, sondern von Verwirrung, ja reiner Ungeschichte, wer kann es dem Verf. verdenken, daß er am Ende die Selbstbekenntnisse Thaer's für Pseudobekenntnisse erklärt, die entweder Thaer oder Körte erdichtet hat. Der Verf. hält das letztere für das Wahrscheinlichere und meint, die Pseudobekenntnisse seyen nicht 1785, sondern zwischen 1828, wo Thaer starb, und 1838 geschrieben. Somit ist die Quelle, woraus Körte seine Entdeckung geschöpft, eitel Lug und Trug, und die Entdeckung auch.

Wie nun, wird Körte die schwere Anklage nicht widerlegen? Eine verspottende Entgegnung von ihm findet sich in den Blättern für Litter. Unterhaltung, aber sie hat Niemanden befriedigt. Seine Ehre und die Würde des gelehrten Publicums fordern von ihm eine evidentere Rechtfertigung gegen Dr. Guhrauer. Bis er diese gegeben, müssen wir dem Kläger nach so gründlicher positiver Beweisführung wenigstens darin Recht geben, daß Körte Thaer's Selbstbekenntnisse wo nicht verfälscht, doch wenigstens sehr falsch gedeutet hat. Und obwohl wir wünschen, daß der Kläger seinen Proceß einfacher und kürzer geführt haben möchte, so können wir doch den Zorn, womit er einen ihm offenkundigen Betrug angreift, nur billigen.

Es würde immer kein unbedeutender Gewinn seyn, wenn der Verf. durch seine Schrift entweder einen ziemlich versteckten literarischen Betrug zur Strafe und Warnung wirklich aufgedeckt, oder dem Gegner die Pflicht aufgelegt hätte, von seiner Entdeckung den sehr starken Schein des Betrugs gründlich zu entfernen. Der Hauptgewinn dieser Schrift aber ist der anregende Versuch, Lessing's philosophische Denkweise, insbesondere die christliche Phi-

lofophie desselben genauer, als bisher geschehen, zu erörtern. Aber gerade in Beziehung hierauf haben wir dem gelehrten Verfasser zum Schlusse noch einige Bedenken vorzulegen.

Wir fragen zuerst, sollte Lessing wirklich ein so zusammen hängendes nicht nur, sondern auch abgeschlossenes speculatives System gehabt haben, wie der Verf. ihm zuschreibt? Ein Mann, wie Lessing, denkt nicht anders als zusammen hängend, und sucht Grund, Anfang und Vollendung des Denkens. Deshalb studierte er Spinoza, dann Leibniz. Hier fand er befriedigenden Grund, aber er ging von da aus weiter und suchte seine eigenen Bahnen. Ganz recht. Aber sollte die skeptische, fragende Methode Lessing's eben nur seine Vortragsweise gewesen seyn, nicht der wirkliche Ausdruck seiner Denkweise? Wer ein fertiges System hat, spricht dogmatischer und hört auf zu fragen und zu bedenken. Lessing fragt und versucht und gibt zu bedenken bis an das Ende seines Lebens. So würde es doch wohl dabey bleiben, daß Lessing bey aller Festigkeit und Stämmigkeit seiner Gedanken ein *ζητητινός* war, der nie abschloß. Er war gewis einer der universellsten Geister, welche die Erde gesehen hat, ein zweyter Leibniz in diesem Stücke. Aber wo so sehr das Practische und Künstlerische auf der einen, und das Critische auf der anderen Seite vorwiegt, wie bey Lessing, da kann wohl auch ein speculatives Talent seyn, — aber die Art und Methode desselben wird dann nicht leicht auf ein abgeschlossenes speculatives System ausgehen.

Der Verfasser sieht ferner in Lessing den ersten christlichen Philosophen nach der Reformation, ja, lesen wir recht, zugleich den unmittelbaren Vorläufer der neueren christlichen, d. h. der absoluten Philosophie von Schelling, auch wohl Hegel.

Der erste christliche Philosoph, Gnostiker nach

der Reformation? Leibniz, Malebranche also waren noch keine christlichen Philosophen? Bey Leibniz nämlich sey, sagt der Verf., das Christliche in der Philosophie nur negativ, gleichsam polliceylich, bey Lessing dagegen positiv, indem er sich gerade zu auf den Boden der orthodoxen Theologie gestellt hat, aber so, daß er als schöpferischer Geist das entgegen stehende Positive zerstörte, um sein Christenthum der Vernunft aufzubauen. Aber ist dies positive christliche Philosophie? Ist das Positive eben nur Anknüpfungs- oder Ausgangspunct, den man durch speculative Schöpfung, sobald er in dieselbe nicht aufgeht, als Unwahrheit oder Unvernunft wegwirft, so ist dies nimmermehr positive christl. Philosophie. In einer solchen hat das Positive seine Wahrheit an und durch sich, und die speculierende Vernunft glaubt nicht eher mit ihrer Construction fertig zu seyn, als bis sie die gegebene Wahrheit begriffen hat eben als volle Wahrheit. Ist Lessing's Verfahren ein anderes, entgegen gesetztes, so ist seine christliche Philosophie recht eigentlich eine negative, d. h. eine negierende. Leibniz dagegen war ein positiver christlicher Philosoph, wenn er die Lehren des Evangeliums als die Wahrheit der Religion schlechthin gelten ließ als Grenze oder Zielpunct der Philosophie über Gott und göttliche Dinge, wenn er auch nicht gerade versuchte, sie rein speculativ zu construieren. Der Verf. sagt, Lessing habe für seine christliche Philosophie den Standpunct in der orthodoxen Theologie genommen. Ist dies wahr, so war dies wenigstens nicht der rechte Standpunct im Geiste der Reformation. Im Principe der Reformation liegt, das Positive in seiner ursprünglichsten Offenbarungsgehalt zu betrachten. Jede spätere Theologie hat schon irgendwie Philosophie in sich, und gewährt der Philosophie der Offenbarung oder der christlichen Philoso-

phie keinen sicheren Standpunct für das positive Christenthum. Aber sollte Lessing wirklich sich mit seiner positiven christlichen Philosophie auf den Boden der orthodoxen Theologie gestellt haben? Er bestritt ja eben die Orthodorie, und hatte sehr seine Freude an der Heterodorie und nahm sie gern in Schutz. Freylich nahm er die Wahrheit, wo er sie fand, bey Orthodoxen wie Heterodoxen. Die christliche Wahrheit schien ihm in der positiven Schriftreligion enthalten zu seyn, aber nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar und verhüllt. Um sie zu enthüllen, gebrauchte er die Critik, die historische und philosophische. Was er so fand, war die reine Vernunftwahrheit des freylich durch das positive Christenthum erzogenen Geistes. So war er ein christlicher Rationalist, aber sein Rationalismus war eigener Art. Indem er bey seiner Vernunft die christliche Erziehung und Bildung immer mit einrechnete, gab er seinem Rationalismus eine positive Basis, die ihn in den Stand setzte, christliche Lehren zu verstehen, welche der neuere Rationalismus als irrational verwirft. Aber eben so unterscheidet er sich von der neueren absoluten christlichen Philosophie dadurch, daß er als ein strenger Theist in Leibnizens Sinne die göttliche Offenbarung und die menschliche Vernunft nicht von vorn heraus identisch, sondern verschieden dachte, und das Zusammenfallen beider nicht in den Anfang der Untersuchung setzte, sondern an das unendliche Ziel. So konnte auch Lessing kein fertiges System der christl. Vernunft haben. Er suchte es, fragte darnach, und wagte Hypothesen, gab Fragmente, Skizzen, nirgends ein System. Lehrt das nicht deutlich eben seine Erzieh. d. Menschengeschlechts?

Es gibt keine gerade Linie von Lessing zu Hegel und Strauß. Die Kluft des Pantheismus, die zwischen dem bescheiden suchenden Leibnizischen Lessing, und der souveränen Despotie oder Arroganz der neueren Speculation liegt, ist keine historische Construction im Stande auszufüllen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.

Den 9. May 1842.

P r a g.

1841. Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag, in Verbindung mit mehreren Mitarbeitern ausgeführt und auf öffentliche Kosten heraus gegeben von Karl Kreil, Adjuncten an der k. k. Sternwarte und ordentlichem Mitgliede der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Erster Jahrgang, vom 1. Juli 1839 bis 31. Juli 1840. CCXXVI und 202 Seiten in Quart. Mit einer Kupfertafel.

Der Herausgeber des vorliegenden Werkes hat sich schon in seiner früheren Stellung, als Adjunct der Mailänder Sternwarte, mit regem Eifer der magnetischen Beobachtungen angenommen. Er gehörte mit zu den ersten Theilnehmern des magnetischen Vereins und die seit dem Jahre 1835 in Mailand angestellten Termis-Beobachtungen, so wie eine fortlaufende Reihe täglicher Aufzeichnungen zur Bestimmung der Variationen der Declination, Inclination und Intensität des Erdmagnetismus sind unter Herrn Kreil's Leitung angestellt.

Die Ergebnisse dieser Arbeiten und die Resultate der absoluten Bestimmungen der magnetischen Elemente in Mailand enthält das von Kreil und della Vedova heraus gegebene Werk *Osservazione sull' intensità e sulla direzione della forza magnetica, istituite negli anni 1836, 1837, 1838. Milano 1839.* Im Jahre 1839 wurde Kreil als Adjunct bey der Sternwarte in Prag angestellt, und bald traf er auch hier die nöthigen Einrichtungen jene Arbeiten fortzusetzen. Von mehreren jungen der Wissenschaft ergebener Männern unterstützt, wurde er in den Stand gesetzt, die magnetischen Beobachtungen nach einem weit umfassenderen Plane zu machen, als dies in Mailand geschehen war, und auch die meteorologischen Erscheinungen mit in diesen Plan aufzunehmen.

Die Beobachtungen selbst zerfallen in drey Classen, deren erste die Bestimmung des absoluten Werthes der magnetischen Elemente zum Zweck hat, während die zweyte das Material zur Ermittlung der regelmäßigen periodischen Änderungen dieser absoluten Elemente und der meteorologischen Erscheinungen herbey schaffen soll, und die dritte Classe, nur in Fällen ungewöhnlich starker magnetischer Anomalien angestellt, zur näheren Aufklärung dieser räthselhaften Phänomene bestimmt ist. Nur die beiden ersten Classen sind in diesem Werke mitgetheilt und discutirt; die Perturbations-Beobachtungen mußten aus Mangel an Raum einem folgenden Bande vorbehalten werden.

Der erste Abschnitt enthält die absolute Bestimmung der magnetischen Elemente. Die hierzu nöthigen Beobachtungen, den Zeitraum vom 18. August bis zum 3. September 1840 umfassend, mußten im Freyen vorgenommen werden, da ein diesem Zwecke bestimmtes eisenfreyes

Gebäude in Prag nicht vorhanden ist, und die fixen Instrumente in der Sternwarte aufgestellt sind, wo sie, dem Einflusse der umgebenden Eisenmassen ausgesetzt, unmittelbar nur zu Variations-Beobachtungen dienen können. Da indessen während der absoluten Bestimmungen auch an den Apparaten auf der Sternwarte beobachtet wurde, so erhielt man ein Mittel, die ersten vom Einflusse der Variationen zu befreien, und die einzelnen Bestimmungen auf dieselbe Epoche zu reduciren, und konnte andererseits die nöthigen Constanten finden, um die Variations-Beobachtungen in absolute zu verwandeln.

Das zu den absoluten Declinations- und Intensitäts-Bestimmungen angewandte Instrument war ein Magnetometer mit vier pfündigem Stabe nach der bekannten Einrichtung. Ein Dämpfer, der besonders bey solchen Beobachtungen im Freyen von sehr großem Nutzen ist, scheint nicht gebraucht zu seyn.

Die Art, wie die Beobachtungen für die absolute Declination angestellt und berechnet wurden, ist an einem Beispiele gezeigt. In der Berechnung hat Kreil einige Annahmen gemacht, die nur zulässig sind, wenn die Richtung des Fernrohrs einen sehr kleinen Winkel mit dem magnetischen Meridiane macht, und der Collimationsfehler des Spiegels gering ist, während hier jener Winkel $1^{\circ} 55'$ und der Collimationsfehler $1^{\circ} 7'$ beträgt. Da diese Annahmen zu constanten Fehlern Veranlassung geben, so durfte dieser Umstand hier nicht unerwähnt bleiben. Eine scharfe Berechnung des angeführten Beispiels gibt die Declination um $10''$ kleiner, als Kreil sie gefunden. Es sind im Ganzen 31 Declinationsbestimmungen gemacht und auf einen und denselben Stand des Variations-Apparates

der Sternwarte reducirt; der aus allen sich ergebende Mittelwerth der Declination ist $15^{\circ}46'22''$. Die einzelnen Bestimmungen zeigen indessen sehr große Differenzen; einmahl steigt die Abweichung vom Mittel bis auf $14'28''$, und den mittleren Fehler einer einzelnen Bestimmung, so weit dieselbe nicht von constanten Fehlern afficiert ist, findet Ref. 6', also den mittleren im Endresultat zu befürchtenden Fehler $64'',6$.

Es wurden zu diesen Untersuchungen fünf verschiedene Magnetstäbe verwandt, von denen der stärkste zwey Mahl während der Beobachtungen neu magnetisirt wurde. Berechnet man die Declination für jeden der Stäbe und für die verschiedenen magnetischen Zustände des stärksten Stabes, so zeigen sich unter den so gewonnenen Werthen bedeutende Differenzen. So weicht z. B. das Mittel aus sechs Bestimmungen der Declination mit dem Stabe Nr. 1 von dem auf zwey Bestimmungen beruhenden mit demselben Stabe, nachdem er neu magnetisirt, um $14'34''$ ab. Ähnliche Discordanzen hat Kreil schon früher bey den gleichfalls im Freyen angestellten Beobachtungen in Mailand gefunden, und scheint zu der Annahme geneigt zu seyn, daß für verschiedene Nadeln die Declination verschieden sey, daß also die Declination von der Individualität des zu ihrer Bestimmung angewandten Magnetstabes abhängig sey. Wir können jene Differenzen nur als Folge der ungünstigen, mit der Aufstellung des Apparates im Freyen verbundenen Umstände ansehen, indem die mit der gehörigen Sorgfalt in einem eisenfreyen Gebäude, oder auch nur in einem gegen den Luftzug geschützten Raum angestellten Bestimmungen der Declination eine Übereinstimmung zeigen, die zu jener, mit der

Theorie durchaus unvereinbaren, Annahme auch nicht die geringste Veranlassung gibt.

Die Beobachtungen der Inclination wurden an einem von Grindel in Mailand gefertigten Inclinatorium angestellt, zu welchem drey verschiedene Nadeln gehören; mit jeder derselben wurde die Inclination an 12 Tagen bestimmt und es fanden sich die aus den einzelnen Nadeln gefundenen Mittelwerthe für

Nr. I. $66^{\circ} 8', 35$

II. $66 16, 75$

III. $66 3, 14$

Die Differenzen unter diesen Werthen schreibt Kreil einer Unvollkommenheit der Drehungsaren zu. Im Mittel aus allen findet Kreil die Inclination $66^{\circ} 9' 41$ und hält dieses Resultat auf drey Minuten genau.

Die Bestimmung des absoluten Werthes der horizontalen Intensität wurde an elf verschiedenen Tagen vorgenommen, doch sind vier der gewonnenen Resultate, wegen des starken Windes, welcher sie unsicher machte, weggelassen worden. Das Mittel aus den sieben hier aufgenommenen Bestimmungen ist 1.90656. Den mittleren Fehler einer einzelnen Bestimmung (abgesehen von constanten Fehlern) findet Ref. 0.0584 in absolutem Maße, oder 0.0306 in Theilen der Intensität, woraus sich für das Mittel aus sieben Beobachtungen der mittlere Fehler 0.0116 in letzterem Maße ergibt. Eine etwas ausführlichere Mittheilung des bey diesen Intensitäts-Bestimmungen angewandten Verfahrens wäre in manchen Beziehungen wünschenswerth gewesen. So hätten wir es gern gesehen, wenn außer den Angaben der gefundenen Intensität auch die entsprechenden Werthe des magnetischen Moments des Stabes hinzu ge-

fügt wären. Ob mehrere Stäbe angewandt sind, ist nicht gesagt, eben so vermiffen wir die Angabe, ob für jede einzelne Bestimmung auch das Trägheitsmoment neu bestimmt wurde.

Die Größe der Unsicherheit, welche wir, besonders in den Bestimmungen der Declination und der Intensität, finden, kann uns kaum befremden; sie ist ohne Zweifel eine Folge der Aufstellung der Instrumente im Freyen. Um zu zeigen, welcher Schärfe ähnliche Bestimmungen in einem magnetischen Observatorium fähig sind, führen wir nur an, daß der mittlere Fehler einer absoluten Intensitätsmessung nach Hansteen's Beobachtungen in Christiania 0.00304, nach den Göttinger Beobachtungen 0.0026 in Theilen der Intensität beträgt; es sind also 100 einzelne Bestimmungen von Kreil nöthig, um ein Resultat zu erhalten, welches rücksichtlich der zufälligen Fehler einer einzigen Intensitäts-Bestimmung von Hansteen an Genauigkeit gleich kommt; noch ungünstiger zeigt sich das Verhältniß für die Prager Declinationsbeobachtungen.

Wir müssen es in hohem Grade bedauern, daß einem so eifrigen thätigen Beobachter, wie Herr Kreil, nicht ein eigenes magnetisches Observatorium zu Gebote steht; es würden aber auch die Bestimmungen im Freyen ohne Zweifel besser ausgefallen seyn, wenn manche Theile derselben, bey denen der störende Einfluß des Eisens irrelevant ist (namentlich die Ermittlung des Collimationsfehlers des Spiegels und des Trägheitsmoments) in einem dem Luftzuge nicht ausgesetzten Raume vorgenommen wären. Sollen indessen absolute Bestimmungen vollständig im Freyen ausgeführt werden, so eignet sich jedenfalls das von Herrn Prof. Weber (in den Resultaten des magnet. Vereins für 1838.

pag. 68) angegebene transportable Magnetometer auch zu diesem Zwecke viel besser, als die von Kreil angewandten Apparate.

Im zweyten Abschnitte finden wir die Beschreibung der bey den Variations-Beobachtungen angewandten Instrumente, ihre Aufstellung, das Verfahren bey den Beobachtungen und ihrer Berechnung. Das für die magnetischen Variationsbeobachtungen benutzte Local war ein Saal im Collegium Clementinum, in welchem sich auch die Sternwarte befindet. Declination und horizontale Intensität wurden an dem hinlänglich bekannten Unifilar- und Bifilar-Magnetometer beobachtet. Zur Lösung der schwierigen Aufgabe die Variationen der Inclination und der ganzen Intensität zu bestimmen, hat Kreil einen Magnetstab angewandt, an dem eine durch zwey Schraubenspitzen gebildete Drehungsaxe befindlich ist, welche durch den Schwerpunct des Stabes gehen soll. Ein solides Stativ trägt die aus Chalcedon bestehenden Lager für diese Spitzen und ist so eingerichtet, daß die Drehungsaxe des Stabes horizontal und senkrecht auf dem magnetischen Meridian ist. Die magnetische Axe des Stabes wird demnach nahe die Richtung der magnetischen Kraft anzeigen; am Stabe befindet sich ein Spiegel und das durch diesen reflectierte Bild einer gehörig angebrachten Skale wird mit einem Fernrohre beobachtet. Je nachdem die Inclination sich ändert wird ein anderer Skalentheil in die optische Axe des Fernrohres geworfen. Aus den Änderungen der Schwingungsdauer des Stabes kann man die Variationen der ganzen Intensität ableiten. Wir werden indessen bey näherer Discussion der Variations-Beobachtungen sehen, daß dieses Instrument

weit davon entfernt ist, den vorgeschriebenen Zweck zu erfüllen.

Die Beschränktheit des Raumes, in welchem diese Instrumente aufgestellt sind, gestattete nicht, die unveränderte Richtung der Beobachtungsfernrohre auf die sonst gebräuchliche Art durch Miren, welche an der gegenüber liegenden Wand angebracht sind, zu prüfen und die vorkommenden Abweichungen zu corrigieren. Kreil bediente sich deshalb einer Spiegelmire, indem er in einem mit dem Boden des hölzernen Kastens, der zur Abhaltung des Luftzuges das Magnetometer umgibt, in Verbindung gebrachten Spiegel das Bild der Skale beobachtete und das Fernrohr immer auf denselben Theilstrich dieses Bildes richtete. Eine solche Spiegelmire erfüllt jedoch den vorgeschriebenen Zweck nur in dem Falle, wo sie selbst unveränderlich ist. Ist man von der Erfüllung dieser wesentlichen Bedingung nicht überzeugt, so bleibt es immer zweifelhaft, ob der Grund einer beobachteten Abweichung einer Drehung des Fernrohres oder der Mire selbst zuzuschreiben ist. Kreil gibt zu, daß Änderungen der Spiegelmire durch die unvermeidlichen Verziehungen und Verdrehungen seines Gestells in Folge der geänderten Lufttemperatur und der Feuchtigkeit eintreten können, glaubt indessen, daß diese nur wenige Skalentheile betragen möchten. Wir haben Gründe diese Drehungen für viel bedeutender zu halten. Zur Angabe und Verbesserung größerer Berrückungen, welche vielleicht durch einen Stoß an das Beobachtungsfernrohr herbey geführt sind, kann die von Kreil angewandte Vorrichtung allerdings dienen.

(Fortsetzung folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. 76. Stück.

Den 12. May 1842.

P r a g.

Fortsetzung der Anzeige: 'Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. Heraus gegeben von Karl Kreil, Adjuncten an der k. k. Sternwarte u. ord. Mitglieder der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften.'

In den Kreis der meteorologischen Beobachtungen wurden die Variationen des Barometer- und Thermometerstandes, Spannkraft der Dünste, Stärke und Richtung des Windes, Grad der Heiterkeit, Menge und Art des Niederschlages und endlich Wolkenbeobachtungen aufgenommen. Die Spannkraft der Dünste wurde nach der hinlänglich bekannten Methode mittelst zweyer übereinstimmenden Thermometer gefunden, die Stärke des Windes aus der Schnelligkeit, mit welcher kleine ihm ausgesetzte Rädchen sich dreheten.

Außer Herrn Kreil haben die Herren Bonnet, Fritsch, Haeckel, Kuranda, Masac an den Beobachtungen Theil genommen. Die täglichen

magnetischen Beobachtungen fingen im Julius 1839 an und wurden ange stellt

im Julius 1839 von 18 Uhr bis 10 Uhr

August—Decemb. — 17 — — 10 —

1840. Januar — 16 — — 11 —

Februar—April — 17 — — 11 —

May—Julius — 18 — — 12 —

Im ersten Monate wurden täglich 18 Aufzeichnungen gemacht, in den fünf folgenden täglich 19 Aufzeichnungen, theils zu vollen, theils zu halben Stunden mittlerer Göttinger Zeit. Im J. 1840 beobachtete man zu vollen Stunden, und in den drey letzten Monaten wurden außer den oben angegebenen Zeiten auch abwechselnd um 14 Uhr und um 16 Uhr Beobachtungen ange stellt. Die meteorologische Beobachtungen wurden in derselben Ausdehnung zu vollen Stunden wahrer Prager Sonnenzeit gemacht.

Nach dem zweyten Abschnitte folgt S. I—CCXXVI. das Register der Variations=Beobachtungen. Jedem Tage ist eine halbe Seite gewidmet, zu Ende jedes Monates finden sich Anmerkungen, welche außer den Änderungen, die man mit den Apparaten im Laufe des Monates vorgenommen hat, besondere meteorologische Erscheinungen enthalten (Nordlichter, Gewitter, Sonnenhöfe, Nebensonnen, Regenbogen u.), ferner sind hier die Extreme des Barometer= und Thermometerstandes wie der Spannkraft der Dünste gegeben und endlich die anderwärts eingetretenen ungewöhnlichen Erscheinungen (wie Erdbeben, Nordlichter u. s. w.) ange führt.

Eine Correction wegen der verschiedenen Temperatur ist bey den magnetischen Beobachtungen nicht angebracht, da die Größe derselben für die von Kreil angewandten Stäbe noch nicht bestimmt ist,

doch findet man die Temperatur im Kasten des Bifilarapparates und des Inclinatoriums Morgens 8 und Abends 10 Uhr angeführt. Die Barometerbeobachtungen sind mit Hilfe der Schumacher'schen Hilfstafel auf 0° Temperatur reducirt und von der Einwirkung der Capillarität befreuet. Die Spannkraft der Dünste ist nach den in Kämk's Lehrbuche der Meteorologie gegebenen Tafeln berechnet angegeben. Die sehr ins Detail gehenden Wolkenbeobachtungen sind von Hrn Fritsch angestellt. Durch eine schickliche Combination von Zeichen sind die auf Form, Zug, nähere Charakteristik, Menge, Dichtigkeit, Bildungsproceß und Gruppierung sich beziehenden Bemerkungen in einen möglichst engen Raum zusammen gedrängt; wir vermiffen indessen die nähere Erklärung mancher nicht ohne Weiteres verständlichen Ausdrücke, welche die Wolkenform näher bezeichnen.

Diese Variations = Beobachtungen enthalten ein sehr schätzbares Material für Untersuchungen über den periodischen Verlauf der magnetischen und meteorologischen Erscheinungen. Herr Kreil hat sich jedoch nicht damit begnügt Material anzusammeln, er selbst hat dasselbe verarbeitet und S. 47 bis 173 die daraus gefolgerten Resultate mitgetheilt. So beachtenswerth diese Bearbeitung ist, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß die aus einjährigen Beobachtungen abgeleiteten Geseze über den periodischen Verlauf dieser Erscheinungen zunächst nur für das Jahr gelten, in welchem die Beobachtungen angestellt sind, und daß man nur mit der größten Vorsicht allgemeine Folgerungen aus ihnen ziehen darf. Zu den bedeutenden Anomalien, die so oft den regelmäßigen Gang besonders der magnetischen Erscheinungen unterbrechen, kommt noch der Umstand, daß selbst dieser regelmäßige

Gang in einem Jahre mehr oder weniger von dem mittlern verschieden ist. (Wir führen hier nur an, daß die aus den Göttinger Beobachtungen gefolgerte Differenz zwischen der Declination um 1 Uhr Nachmittags und 8 Uhr Morgens im Jahre 1834 nur $8' 14'' 2$ betrug, dagegen im Jahre 1836 auf $12' 54'' 3$ stieg (siehe Resultate des magnetischen Vereins für 1836 S. 53). Durch die Fortsetzung dieser Beobachtungen, durch die Zusammenstellung der aus vielen Jahren gefolgerten Resultate, wird man dahin gelangen, sichere Schlüsse über den mittleren Verlauf der Erscheinungen machen zu können, die von der Individualität desselben in den einzelnen Jahren unabhängig sind. Dann erst wird man im Stande seyn zu erkennen, wie weit man sich diesem Endzwecke durch die Beobachtungen eines einzigen Jahres zu nähern hoffen darf. Dann erst kann man eine sehr geringe Differenz zwischen zwey Gruppen von Beobachtungen als unabhängig von den Anomalien und in der Gruppierung begründet annehmen. Wir hielten es für nothwendig diese Bemerkung der nähern Betrachtung von Kreil's Resultaten voraus zu senden, um so mehr als wir uns von der wirklichen Existenz mancher in denselben gegebenen 'allgemeinen Gesetze' noch nicht überzeugen können.

Wir wenden uns zunächst zu den magnetischen Beobachtungen.

Die gleich zu betrachtenden Resultate sind auf Mittelwerthe gegründet, indessen können wir schon die Art und Weise wie diese Mittelwerthe genommen sind, nicht billigen. Es sind die einzelnen ausgefallenen Beobachtungen aus den nächst vorher gehenden und folgenden durch einfache Interpolation ergänzt und so hin und wieder aus Beobachtungen, die zwey, drey, ja vier Stunden aus ein-

ander liegen, die dazwischen ausgefallenen abgeleitet, und gleich den übrigen wirklich angestellten zum Mittelwerthe hinzu gezogen. Für die Beobachtungen um 14 Uhr, die einen Tag um den anderen gemacht wurden, nahm man die Differenz zwischen jeder einzelnen Beobachtung, und der entsprechenden Aufzeichnung um 12^h, wo täglich beobachtet wurde. Das Mittel dieser Differenzen wurde nach seinem Zeichen von dem Monatsmittel um 12 Uhr abgezogen oder dazu addiert und das Resultat als das zu 14^h gehörige Monatsmittel angesehen. Auf dieselbe Art wurde mit Hilfe der täglich um 18^h angestellten Beobachtungen das Monatsmittel für 16^h für die Monate bestimmt, wo gleichfalls nur alle zwey Tage um 16^h eine Aufzeichnung gemacht wurde. Da indessen die mittlere Differenz zwischen zwey zu derselben Tageszeit an zwey auf einander folgenden Tagen angestellten Beobachtungen sehr gering ist, und gegen die durch Anomalien hervor gerufenen Schwankungen von einem Tage zum andern durchaus verschwindet, da ferner für die um zwey oder mehrere Stunden von einander entfernten Beobachtungen die Anomalien in gar keinem Zusammenhange stehen, so werden Ergänzungen durch Interpolation, weit entfernt die Sicherheit der gewonnenen Resultate zu erhöhen, nur zu einer neuen Fehlerquelle führen. Die bloße Betrachtung der graphischen Darstellung des Verlaufes der Declinations- und Intensitäts-Bewegungen für einen magnetischen Termin, wo von fünf zu fünf Minuten eine Beobachtung angestellt wurde, zeigt hinreichend zu welchen Irrthümern man durch Interpolation aus Stunden weit von einander entfernten Aufzeichnungen veranlaßt werden kann. Es ist daher unumgänglich nothwendig, sich nur an die wirklich an-

gestellten Beobachtungen zu halten, und einzelne ausgefallene nicht weiter zu berücksichtigen; der Gang der Untersuchungen, welche man auf die Beobachtungen stützt, wird hierdurch nicht wesentlich geändert.

In den Resultaten der Variations-Beobachtungen finden wir zunächst die Zusammenstellung der monatlichen Mittelwerthe der Declination für die einzelnen Beobachtungsstunden. Ref. hat die Declinationen für 8 Uhr Morgens und 1 Uhr Nachmittags mit den correspondierenden Beobachtungen, welche im Göttinger magnetischen Observatorium angestellt sind (s. Resultate des magnetischen Vereins für 1839 S. 103, für 1840 S. 119), verglichen, und findet unter den, den einzelnen Monaten entsprechenden, Differenzen der Declinationen Vormittags und Nachmittags an beiden Orten eine sehr gute Übereinstimmung. Im Mittel findet sich diese Differenz in Göttingen um $39''7$ größer als in Prag, und dieser Unterschied, so wie die Abweichungen von demselben, die mit Ausnahme des Junius immer unter einer halben Minute sind, lassen sich leicht aus der relativen Lage beider Beobachtungsorter erklären. Anders ist es jedoch, wenn man die correspondierenden Declinationen selbst mit einander vergleicht; hier zeigen sich für verschiedene Monate sehr verschiedene Differenzen, deren Unterschiede bis auf 8 Minuten steigen, und die ohne Zweifel ihren Grund in Veränderungen der in Prag angewandten Spiegelmire haben, da die Göttinger Beobachtungen, auf mehrfache Art controliert, als zuverlässig zu betrachten sind. Es ergibt sich hieraus, daß die Beobachtungen der Variationen in Prag, wenn sie auch bey Untersuchungen über kleinere Perioden benutzt werden können, doch für solche, wo Declinationen mit einander verglichen werden,

die durch längere Zeitintervalle von einander getrennt sind, nicht angewandt werden können, so daß wir aus ihnen keinen Aufschluß über einen Zusammenhang der mittleren Declination mit den Jahreszeiten, über Säcularänderung u. s. w. zu erwarten haben, und so müssen wir auch hier den Mangel der nöthigen Hilfsmittel beklagen, durch welchen diese mühsame Arbeit einen Theil ihres Werthes eingebüßt hat.

Aus der Zusammenfassung der stündlichen Mittel leitet Kreil den mittleren täglichen Gang der Declination für den Sommer (April bis September) für den Winter (October bis März) und für das ganze Jahr ab. Es zeigt die Declination im Sommer ein Maximum um 1 Uhr und ein Minimum um 19 Uhr, im Winter finden sich zwey Maxima (eins um 1^h, ein anderes geringeres zwischen 17^h und 18^h) und zwey Minima (das eine zwischen 20^h und 21^h, das andere stärker hervor tretende gegen Mitternacht); im Jahresmittel zeigt sich nur ein Maximum um 1 Uhr und ein Minimum zwischen 19 und 20 Uhr. Die Zeit der Maxima für die einzelnen Monate fällt zwischen 0^h 45' und 2^h 0' und es läßt sich hier keine Abhängigkeit von der Jahreszeit erkennen. Das vormittägige Minimum dagegen tritt im Junius um 18^h, im Februar bey 20^h 45' ein, und zeigt sich im Sommer im Allgemeinen früher als im Winter; die Differenz zwischen dem Maximum und Minimum ist im Sommer größer als im Winter.

Von der Annahme ausgehend, daß die mittlere tägliche Declination unabhängig von der Jahreszeit ist, und nur durch die Säcularänderung afficiert werde, nimmt der Vf. für jeden Monat das Mittel aus den Declinationen von 17^h bis 10^h, betrachtet die Differenzen der so erhaltenen 'mittleren

Declinationen' von der mittleren Declination im Julius 1839 als Wirkungen der Säcularänderung und indem er diese Differenzen zu den Declinationen der einzelnen Monate addiert, reduciert er sie sämmtlich auf dieselbe Epoche. Gegen dies Verfahren ist manches einzuwenden. Wenn wir auch nach anderweitigen Erfahrungen annehmen können, daß die mittlere tägliche Declination (d. h. das Mittel aus den während eines ganzen Tages in möglichst kleinen Intervallen angestellten Declinations-Beobachtungen) von der Jahreszeit unabhängig ist, und daß die sich in demselben zeigenden Abweichungen durch die Säcularänderung und durch Anomalien hervor gerufen werden, so darf man eine solche Annahme doch nicht auf Mittelwerthe ausdehnen, die nur einen Theil des Tages umfassen. Außerdem haben wir schon oben angeführt, daß die Prager Beobachtungen von verschiedenen Monaten nicht mit einander vergleichbar sind. Die Schlüsse also, welche Kreil aus den Declinationen zieht, 'welche von der säcularen Änderung befreyt sind,' und welche auf Vergleichung dieser Declinationen für verschiedene Monate beruhen, erfordern eine anderweitige Bestätigung. Bey manchen dieser Untersuchungen werden freylich die Mittelwerthe der Stunden jedes einzelnen Monats nur unter einander verglichen, und auf diese beziehen sich natürlich unsere Einwendungen nicht.

Den Schluß dieses Abschnittes machen die Untersuchungen über den Einfluß des Mondes auf die magnetische Declination. Das Verfahren, welches der Verf. angewandt hat, um diesen Einfluß zu erkennen, ist folgendes. Um die Änderungen auszuscheiden, welche vom Stande der Sonne abhängig sind, wurde von jeder einzelnen Beobachtung das correspondierende Monatsmittel

für den Moment, in welchem sie angestellt wurde, abgezogen. Alle Beobachtungen, die sich um mehr als 11 Skalentheile ($4^{\circ}59'5''$) vom monatlichen Mittel entfernten, wurden weggelassen. Die übrigen Reste vergrößerte man, um nur positive Zahlen zu erhalten, um 11 Skalentheile und betrachtete sie als unabhängig von der täglichen und jährlichen Periode. Man ordnete dieselben nach dem Stundenwinkel, welcher dem Monde zur Zeit der Beobachtung in Beziehung auf den magnetischen Meridian in Prag (oder vielmehr auf einen 15° östlich vom astronomischen Meridian liegenden Stundenkreis) entsprach. Für jeden Stundenwinkel nahm man die Mittelwerthe dieser Zahlen und erhielt ein Resultat, 'welches die Wirkung des Mondes auf die Declinationsnadel, während eines Mondentages darstellt.' Wir geben die Schlüsse, welche der Vf. hieraus zieht, mit seinen eigenen Worten.

'I. Nimmt man die Summe der den östlichen Stundenwinkeln entsprechenden Declinationen und vergleicht sie mit der Summe der Declinationen, welche zu den westlichen Stundenwinkeln gehören, so findet man die erste Summe um

$$2,58 \text{ Skalentheile} = 70'' 24$$

größer als die zweyte; also ist die Declination größer, wenn der Mond östlich vom magnetischen Meridian steht, als wenn er sich westlich davon befindet, was schon die Mailänder Beobachtungen gezeigt haben.'

'II. Vergleicht man die Summe der Declinationen bey den Stundenwinkeln von 6^h bis 17^h mit jener der Declinationen bey den Stundenwinkeln von 18^h bis 5^h , so findet man die erste Summe um

$$3,84 \text{ Skalentheile} = 104'' 55$$

größer als die zweyte; die Declination ist also

größer, wenn der Mond sich in der Nähe des untern Meridians befindet.'

'III. Aus der Vergleichung der Declination bey den Stundenwinkeln von 21^h bis 2^h mit jener bey den Stundenwinkeln von 18^h bis 20^h und von 3^h bis 5^h ergibt sich, daß die erste Summe um 1,36 Skalentheile = 37'',03

größer ist als die zweyte. Es scheint also auch bey dem Durchgange des Mondes durch den obern Meridian ein Maximum der Declination einzutreten, welches aber kleiner ist, als das früher erwähnte.'

Herr Kreil hat sich schon seit längerer Zeit und mit besonderer Vorliebe mit Untersuchungen über den Einfluß des Mondes auf die magnetischen Erscheinungen beschäftigt. Durch manche Aufsätze in Schumacher's astronomischen Nachrichten, in Poggendorf's Annalen, in Quetelet correspondance astronomique u. s. w. sind die Resultate dieser Untersuchungen einem größeren Publicum bekannt geworden, und so ist es wohl nicht unzweckmäßig, hier etwas näher auf dieselben einzugehen.

Es sind mit Bestimmtheit drey regelmäßige Veränderungen der Declination erkannt: die tägliche Periode, die jährliche Periode und die Säcularänderung. Schon eine beschränkte Anzahl von Beobachtungen reicht hin, um das Vorhandenseyn derselben darzuthun, und die Art und Weise, nach welcher sie wirken, ist uns durch länger fortgesetzte Beobachtungen ebenfalls näherungsweise bekannt. Indessen reichen diese drey Ursachen nicht hin, um die Declinations-Variationen vollständig zu erklären; es zeigen sich häufig bedeutende Abweichungen von dem regelmäßigen Verlaufe und so sind wir gezwungen anzunehmen, daß außer den genannten drey Ursachen noch andere Kräfte, die

wir nicht weiter kennen, deren Eintreten wir nicht vorher sagen können, auf die Declination einwirken. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß es von der größten Wichtigkeit seyn würde, auch die Quelle dieser, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, regellos wirkenden Kräfte aufzufinden, oder auch nur einen Theil derselben mit anderen bekannten Naturereignissen in Verbindung zu bringen. Der Gedanke, daß die übrigen Himmelskörper gleich der Erde Magnetismus besitzen, daß sie demnach einen merklichen Einfluß auf die erdmagnetischen Erscheinungen ausüben müssen und daß ihnen die Anomalien zuzuschreiben seyen, ist schon mehrmahls ausgesprochen, ohne daß man einen Versuch gemacht hätte, diesen Einfluß näher nachzuweisen, indem die mit dem Stande der Sonne zusammen hängenden Erscheinungen sich aus der Erwärmung der Erdrinde erklärten.

Nachdem man in neuerer Zeit mit den magnetischen Erscheinungen vertrauter geworden ist, wird wohl niemand, dem dieses Gebiet nur einigermaßen bekannt ist, die Idee fassen, die so genannten Anomalien ganz und gar aus kosmischen Ursachen zu erklären, wohl aber kann man fragen, ob die Himmelskörper nicht etwa eine merkliche Einwirkung zeigen, und einen Beytrag zu jenen Störungen liefern. Zur Lösung dieser Frage wird man zunächst untersuchen, ob ein Zusammenhang zwischen dem Stande des Mondes und den magnetischen Variationen aufzufinden ist, da bey der raschen Abnahme der gegenseitigen Einwirkung zweyer Magnete mit ihrer Entfernung, es am natürlichsten ist, die Aufmerksamkeit zuerst dem Himmelskörper zuzuwenden, welcher uns am nächsten ist. Eine einfache Rechnung zeigt nun bald, daß der Mond, wenn wir sein magnetisches Moment dem der Erde gleich

sehen, selbst unter den allergünstigsten Verhältnissen die Declination bey uns um weniger als zwey Sekunden afficieren würde. Ist es auch unwahrscheinlich, daß diese Wirkung selbst so groß sey, so kann man bey der gänzlichen Ungewisheit, in welcher wir rücksichtlich der materiellen Beschaffenheit unseres Trabanten schweben, doch nicht leugnen, daß ein noch größerer Einfluß nicht undenkbar ist. Nur eine sorgfältige Discussion der Beobachtungen kann über diesen delicaten Gegenstand Aufschluß ertheilen, und der von Hrn Kreil hierzu eingeschlagene Weg ist im Ganzen derjenige, von welchem sich am ersten eine sichere Lösung dieser Frage erwarten läßt.

Ehe man indessen das gefundene Resultat gelten läßt, muß eine höchst wesentliche Bestimmung dazu kommen, es muß das Verhältniß zwischen der Größe desselben und der in ihm zu befürchtenden Unsicherheit nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeits-Rechnung bestimmt, und darnach entschieden werden, ob wirklich Grund vorhanden ist, das gefundene Resultat für etwas anderes als eine Folge der zufälligen Anomalien zu halten. Zu diesem Zwecke muß für jeden Stundenwinkel aus der Vergleichung aller einzelnen Unterschiede mit dem Mittelwerthe derselben der in letzterem zu befürchtende mittlere Fehler auf bekannte Art abgeleitet werden. Bedeuten $m, m', m'' \dots$ diese mittleren Fehler für die 24 Stundenwinkel, μ die mittlere Unsicherheit in der Differenz (D) zweyer Gruppen, welche Kreil der Einwirkung des Mondes zuschreibt, so ist $\mu = \sqrt{mm + m'm' + m''m''} \dots$, oder wenn m, m', m'' u. s. w. gleich seyn sollten $\mu = 4.90 m$.

Ist nun μ viel geringer als D , so erhält die Voraussetzung, daß die Differenz D durch eine mit der Gruppierung zusammen hängende Ursache

hervor gerufen ist, eine große Wahrscheinlichkeit. Finden sich dagegen μ und D wenig verschieden oder ist gar μ bedeutend größer als D , so kann die gemachte Zusammenstellung keinen Aufschluß über die Existenz und noch weniger über die Art der Wirkung einer Kraft geben, welche neben den Anomalien die Differenz D hervor gebracht haben könnte.

Es wird Hrn Kreil leicht seyn, die zur Bestimmung von μ nöthigen Rechnungen auszuführen, da er die hierzu erforderliche Zusammenstellung der Unterschiede der einzelnen Beobachtungen bereits gemacht hat. Wir glauben indessen schon aus einigen Untersuchungen die wir auf Tafel XIX gestützt haben, welche die Mittel der Unterschiede zwischen den Monatsmitteln und den einzelnen Bestimmungen der Declination, nach den Stundenwinkeln des Mondes geordnet, enthält, mit Sicherheit schließen zu können, daß die von den Anomalien herrührende Ungewisheit bedeutend größer ist, als der größte Unterschied zweyer Gruppen, auf welchen Kreil seine Behauptung eines Einflusses des Mondes auf die Declination stützt. Wir können hier auf diese Untersuchungen nicht weiter eingehen; um indessen unseren Lesern zu zeigen wie wenig auf die einzelnen Monate das Gesetz anwendbar ist, nach welchem die Summe der Declinationen, welche den Stundenwinkeln von 6^h bis 17^h entsprechen, um etwa 3,84 Skalentheile größer ist, als die Summe der Declinationen bey den Stundenwinkeln 18^h bis 5^h , geben wir eine Übersicht der Unterschiede dieser beiden Summen für die einzelnen Monate

1839	Julius	+	18.69
	August	+	4.91
	September	+	13.28

1839	October	—	1.38
	November	—	21.17
	December	—	2.36
1840	Januar	+	15.92
	Februar	+	7.28
	März	+	21.42
	April	+	2.34
	May	+	1.45
	Junius	—	7.66
	Julius	—	2.57

Die Differenzen sind in Scalentheilen von 27"226 ausgedrückt, und positiv angeſetzt wo die Declinationen bey ſüdlichem Stande des Mondes größer, negativ wo ſie kleiner waren als bey nordlichem Stande. Wir glauben, daß ſchon dieſe Ueberſicht der Differenzen hinreichen wird, um zu zeigen wie groß die Unſicherheit in dem Mittel aus denſelben in Vergleich zu dieſem Mittel ſelbſt iſt. Faßt man je drey auf einander folgende Monate zuſammen, ſo ſprechen zwey der gefundenen Reſultate für Kreil's Geſetz und eben ſo viele dagegen. Wir haben hier abſichtlich nur die Zuſammenſtellung gemacht, bey welcher Kreil den größten Einfluß des Mondes erkennt; daß bey den beiden andern die Unſicherheiten noch bedeutender ſind, bedarf keiner weitem Auseinanderſetzung. Hiernach iſt ein Einfluß des Mondes durchaus unerwieſen, und wenn ein ſolcher wirklich Statt finden ſollte, ſo werden erſt länger fortgeſetzte Beobachtungen auf gehörige Art behandelt denſelben darthun können.

Bey der Unterſuchung über die horizontale Intenſität ſchlägt der Verſ. im Ganzen denſelben Weg ein, wie bey der Declination. Tafel XXIII enthält den täglichen Gang der horizontalen Intenſität für den Sommer, den Winter und für

das ganze Jahr. Man ersieht daraus, daß im Sommer das Minimum der horizontalen Intensität um 22^h, das Maximum zwischen 8^h und 9^h eintritt; im Winter fällt das Minimum auf 23^h, das Maximum auf 10^h oder noch später. Die Größe der mittleren täglichen Änderung beträgt im Sommer 45,27, im Winter 20,41 Skalentheile (d. h. etwa $\frac{1}{400}$ und $\frac{1}{880}$ der horizontalen Intensität). In dessen werden diese wie manche andere mit dem täglichen Gange der horizontalen Intensität zusammen hängende Zahlen wohl Modificationen erleiden, wenn sie vom Einflusse der Wärme auf den Stabmagnetismus befreyt sind.

Um die monatlichen Mittelwerthe der Intensität von der jährlichen Periode der Temperatur, von der Abnahme des Stabmagnetismus und von der Säcularänderung unabhängig zu machen, befolgt der Vf. denselben Weg, den er eingeschlagen hatte, um die Declinationen von der Säcularänderung zu befreien, ein Verfahren, welches hier noch weniger zulässig ist, weshalb wir bey den gefundenen Resultaten nicht länger verweilen wollen.

Endlich ist der Einfluß des Mondes auf die horizontale Intensität untersucht, wobey Kreil sich nicht allein an die wirklich angestellten Beobachtungen gehalten hat, sondern in den zehn Monaten, wo während der Nachtstunden nicht beobachtet wurde, die diesen entsprechenden Intensitäten durch Interpolation zu ergänzen für gut fand. Nach welchem Principe diese Ergänzung vorgenommen, wird nicht gesagt, wie dieses aber auch immer gewesen seyn mag, so kann doch die Zuverlässigkeit der gefundenen Resultate durch ein solches Verfahren nur verringert werden. Herr Kreil findet, daß die Intensität, wenn der Mond sich in der Nähe des untern Meridians befindet, stärker ist als wenn

er dem oberen Meridiane nahe steht, indem die Summe der Intensitäten, welche den Stundenwinkeln von 6^h bis 17^h entsprechen, um 23.87 Skalentheile ($\frac{1}{7\frac{1}{2}}$ der Intensität) größer ist, als die Summe derjenigen, welche zu den Stundenwinkeln von 18^h bis 5^h gehören. Auch dieses Gesetz bedarf einer weiteren Begründung.

Die Untersuchungen über den Stand und die Schwingungsdauer der Inclinationsnadel umfassen den mittleren täglichen Gang in den einzelnen Monaten, die Zeit des Eintritts der Maxima und Minima, ihre Größe, und die Abweichung des Ganges in den einzelnen Monaten vom mittleren jährlichen Gange. Wir halten es jedoch nicht für nothwendig die abgeleiteten Resultate mitzutheilen, da wir einen inneren Widerspruch unter diesen Angaben des Inclinatoriums und den mit dem Bifilar=Magnetometer beobachteten Variationen der horizontalen Intensität finden. Es ist auffallend, daß Kreil den einfachen Zusammenhang zwischen den gleichzeitigen Änderungen von beiden Apparaten nicht berücksichtigt und als Controle für die Genauigkeit ihrer Angaben benutzt hat. Bedeutet T die horizontale Intensität, t die Schwingungsdauer der Inclinationsnadel, i die Inclination, so besteht unter den gleichzeitigen Änderungen dieser drey Elemente die Gleichung

$$206264'',8 \left(\frac{dT}{T} + \frac{2dt}{t} \right) + \text{tang } i \cdot di = 0$$

wo di in Secunden ausgedrückt ist.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 14. May 1842.

Prag.

Schluß der Anzeige: 'Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. Heraus gegeben von Karl Kreil, Adjuncten an der k. k. Sternwarte u. ord. Mitglieder der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften.'

Um zu sehen wie weit des Verfs Bestimmungen der Variationen von T , t , i dieser Gleichung Genüge leisten, haben wir für den täglichen Lauf im Sommer die correspondierenden Werthe von dT , dt , di aus den Tafeln XXIII, XLVI und XXXIV entlehnt, indem wir die Mittelwerthe der drey Elemente (495,35 für die horizontale Intensität, 12",53284 für die Schwingungsdauer und 289,93 für die Inclination) von den Angaben für die einzelnen Stunden abzogen. Wir setzten nun $T = 18042$, $i = 66^{\circ}9'4$ und berechneten di aus dT und dt . Die folgende Übersicht enthält den Einfluß der Änderungen der horizontalen Intensität unter A, der Schwingungsdauer unter B, ferner die Summe beider d. h. die berechnete Incli-

nations-Variation und endlich den beobachteten Werth der letztern, wobey wir nach den am Ende des Werkes gegebenen Verbesserungen den Werth eines Skalentheils = $72'' 575$ gesetzt haben.

	A	B	Inclinations-Variation	
			berechn.	beobacht.
17 ^h	— 71'',8	+ 266'',0	+ 194'',2	— 55'',9
18	— 39,3	+ 281,8	+ 242,5	— 48,6
19	+ 16,1	+ 148,8	+ 164,9	+ 5,8
20	+ 74,3	+ 62,1	+ 136,4	+ 50,1
21	+ 122,7	+ 67,6	+ 190,3	+ 48,6
22	+ 131,7	— 12,5	+ 119,2	+ 31,2
23	+ 113,5	+ 0,3	+ 113,8	+ 2,9
0	+ 86,3	— 41,1	+ 45,2	— 6,5
1	+ 46,7	+ 0,7	+ 47,4	— 18,9
2	+ 14,1	— 153,0	— 138,9	— 2,2
3	— 7,2	— 179,4	— 186,6	+ 9,4
4	— 19,9	— 94,1	— 114,0	— 18,1
5	— 38,4	— 108,8	— 147,2	— 8,0
6	— 55,6	— 72,0	— 127,6	+ 3,6
7	— 86,4	— 33,0	— 119,4	— 19,6
8	— 97,2	+ 4,5	— 92,7	— 9,4
9	— 94,8	— 54,3	— 149,1	+ 14,5
10	— 93,5	— 81,8	— 175,3	+ 23,2

Es zeigt sich hiernach, daß der aus dem täglichen Gange der horizontalen und der ganzen Intensität sich ergebende Gang der Inclination mit dem wirklich beobachteten gar keine Ähnlichkeit hat. Da nun die bey den magnetischen Terminen mit dem Bifilarapparate in Prag gewonnenen Beobachtungen der horizontalen Intensität durch ihre Übereinstimmung mit den Beobachtungen an anderen Orten gezeigt haben, daß die Angaben jenes Apparates zuverlässig sind, so kann der Grund des ge-

rügten Widerspruchs nur in den mit dem Inclinatorium angestellten Beobachtungen liegen. Ob indessen die Inclinationsvariationen allein, oder ob nur die Schwingungsdauern oder ob beide zu verwerfen sind, können wir nicht mit Bestimmtheit entscheiden.

Es folgen nun die Resultate aus den meteorologischen Variations-Beobachtungen. Bey der Ausdehnung, welche unsere Anzeige schon erhalten hat, möge es jedoch genügen, hier nur anzugeben, daß in diesem Abschnitte die Änderungen des Barometerstandes, der Temperatur, der Elasticität der Dünste und der Heiterkeit rücksichtlich der täglichen und jährlichen Periode, so wie eines Einflusses des Mondes untersucht sind. Der Gang der Untersuchung ist dem für die magnetischen Variationsbeobachtungen angewandten ganz analog. Für die Änderungen der relativen Wolkenmenge, der Winderichtung, der Windestärke, des Wolkenzuges und des Niederschlags wird die tägliche und die jährliche Periode betrachtet. Länger fortgesetzte Beobachtungen werden indessen nöthig seyn, um zu entscheiden, ob die in diesem Abschnitte aus den einjährigen Beobachtungen abgeleiteten Folgerungen in allgemeinen Naturgesetzen begründet sind.

Den Beschluß des Werkes machen in einem Anhange die Vegetations-Beobachtungen von Herrn Fritsch. Für eine große Menge von Pflanzen sind hier die Zeiten angegeben, wo die Hauptmomente ihrer Entwicklung eintraten, so wie die Lage des Ortes, an welchem die beobachteten Individuen sich befanden. Dr B. Goldschmidt.

P a r i s,

bey Arthur Bertrand. 1841. Voyages, relations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique, publiés pour

la première fois en français, par H. Ternaux-Compans. — Histoire du Royaume de Quito par Don Juan de Velasco, inédite. T. I. 391. T. II. 356 Seiten in gr. Octav.

Dieses Werk bildet, was jedoch nur aus der Numerierung der Bogen zu ersehen ist, den 18. u. 19. Band der auf dem Titel genannten Sammlung. Die vorliegende Geschichte von Quito ist eine Übersetzung des zweyten Theiles eines großen Werkes über Quito, welches sich handschriftlich in der Bibliothek des Hrn Ternaux-Compans befindet und aus dessen drittem Theile Herr Ternaux-Compans bereits werthvolle Auszüge in dem im 43. 44. Stücke dieser Anzeigen von uns besprochenen Recueil de documents pour l'hist. des possessions espagnoles en Amérique geliefert hat. Der Verf. dieses Werkes ist ein Jesuit, der in Quito geboren war, und welcher sich nach der Auflösung seines Ordens nach Italien zurück zog, woselbst er seine, im Manuscript aus drey Quartbänden bestehende Geschichte des Königreichs Quito schrieb, deren Dedication an Don Antonio Portier aus Faenza vom 15. März 1789 datiert ist. Er benutzte für diese Geschichte nicht allein die Schriftsteller, deren Werke im Druck erschienen sind, wie Perez, Cieca de Leon, Acosta, Gomara u. a., sondern auch mehrere und zum Theil sehr wichtige nicht gedruckte Werke, welche der Übersetzer in der Vorrede S. VIII—X näher bezeichnet.

Velasco theilt die Geschichte von Quito in 4 Epochen ein. Die erste geht von der Gründung der später unter den Namen Quito zusammen gefassten Staaten, welche einige Jahrhunderte nach der Sündfluth angenommen wird bis zum Einfall des Caran Schyri um das Jahr 1000 der christl. Zeitrechnung. Die zweyte umfaßt einen Zeitraum

von ungefähr 500 Jahren bis zur Eroberung Quitos durch den Inka von Peru, Huayna-Capac i. J. 1484. Die dritte geht bis zur Eroberung der Spanier i. J. 1533. Die vierte endlich umfaßt nur einen Zeitraum von 18 Jahren, den von der Eroberung der Spanier an bis zur Beendigung der inneren Kriege i. J. 1550. Die Ausführlichkeit der Beschreibung dieser vier Epochen steht im umgekehrten Verhältniß mit ihrer Länge.

Bey der vollkommenen Dunkelheit, welche über die ältere Geschichte der höher cultivierten Indigenen Südamerikas schwebt, und bey der Unzuverlässigkeit der meisten Nachrichten über diese Geschichte glaubt Ref. am besten im Sinne einer Anzeige des vorliegenden Werkes zu handeln, wenn er sich auf eine Darlegung der von Belasco aufgestellten Hauptdaten der Geschichte von Quito beschränkt, ohne sich auf eine critische Besprechung des historischen Werthes derselben einzulassen, da es zunächst noch darauf ankommt, die verschiedenen Traditionen über die alte Geschichte der genannten Völker übersichtlich zusammen zu stellen.

Das Reich Quito umfaßte während der ersten Periode das Land zwischen 1° nördlicher und 1° südl. Breite und 80—82° westl. Länge von Paris. Die ersten Einwohner, welche sich in diesem größtentheils bergigen mit dem schönsten und gesundensten Klima Südamerikas gesegneten Landstriche niederließen, gehörten einer Nation an, welche später nach dem Namen eines Häuptlings Quitu hieß, und von welcher man nur weiß, daß sie in ihrer Sprache den Laut o nicht hatten und statt dessen immer den Laut u gebrauchten. Das Reich Quitu enthielt 40 Provinzen, von denen man jedoch nur 34 ihrem Namen nach kennt. Von den Häuptlingen dieses Reichs kennt man nur den letzten, wel-

cher Quitu hieß und dessen Name dem Reiche und der ganzen Nation beygelegt wurde. — Dies Reich Quitu war von einer großen Anzahl unabhängiger kleiner Staaten umgeben. Sechs derselben lagen ihm im Norden, 13 in Süden und 8 zur Seite (nach dem Ausdrucke Belasco's, der uns die Namen und die Beschreibung aller dieser Staaten gibt). Unter den letzteren war Cara einer der größten, welcher sich von der Bay von Charapoto bis zum Cap San Francisco erstreckte. Um das Jahr 700 oder 800 der christl. Zeitrechnung landeten in diesem Lande die ersten Fremden. Ihr Häuptling, Caran genannt, gründete dort die erste Stadt, welche er Cara nannte, an einem Golfe, welcher den Namen Caranguis erhielt. Diese Fremden zogen nach einiger Zeit die Küste entlang weiter gegen Norden bis zum Rio de las Esmeraldas. Nachdem sie Cara verlassen hatten vermischten sie sich mit anderen Tribus des Landes, welche den gemeinschaftlichen Namen der Caras annahmen. — Zweyte Periode. Die Nation, welche sich Cara von ihrem Häuptlinge Caran, der sich auch Scyri d. h. Herr, nannte, hatte keine feste Wohnsitz. Während zweyer Jahrhunderte führte sie längs der Küste ein Nomadenleben. Endlich drangen sie, nachdem sie an dem Rio de las Esmeraldas angekommen waren, diesen aufwärts in das Innere des Landes. Sie fuhren denselben in ihren Balzas (Schiffen) hinauf, nahmen Besitz von seinen Uferländern und drangen endlich bis zu dem Punkte vor, wo sich der Silanchi, der Tocachi, der Blanco und der Taoni vereinigen und wo das Reich Quitu anfing. Dies reiche Land reizte sie i. J. 980 zur Eroberung. Sie führten dieselbe aus trotz der überlegenen Zahl der Einwohner von Quito, weil sie besser bewaffnet, tapferer und civilisierter als

jene waren. Nach dem Tode des letzten Königes der unterjochten Nation, Quitu, kam das ganze Reich in die Hände der Sieger, welche den Namen des besiegten Fürsten annahmen und denselben auch allen Staaten, welche sie erobert hatten, beylegten. Unter der neuen Regierung der Caran = Scyri und seiner Nachfolger erhielt das Land ein anderes Ansehen. (Folgen einige Nachrichten über die Regierungsform dieser Herrscher und die Religion, die Gebräuche und den Culturstand ihrer Unterthanen). Der eroberungsfüchtige Charakter der Scyris verhinderte ihr Reich zu demselben Grade der Civilisation zu gelangen, wie um jene Zeit das Reich der Inkas von Peru. (Gesch. der Eroberungen der Scyris von Quito aus). — Mit dem elften Scyri erlosch die männliche Linie der Carans von Quitu; alle seine Söhne waren vor ihm gestorben, er hatte keine Neffen von Seiten seiner Schwestern (welche in Ermangelung von Söhnen in der Regierung folgten), nur eine einzige Tochter war ihm geblieben, Toa mit Namen, welche nach dem Gesetze den Thron nicht erben konnte. Da der letzte Scyri diese Tochter zärtlich liebte, so setzte er es bey den Großen des Reiches durch, daß das alte Erbfolgerecht abgeschafft und ein neues eingeführt wurde, nach welchem es der Tochter erlaubt war, zu regieren gemeinschaftlich mit einem Häuptlinge, den sie sich freywillig zum Gemahl und zum Nachfolger auf den Thron erwählte. Dies neue Gesetz, welches mit Freuden von allen Provinzen des Reichs angenommen wurde, machte es möglich, das Reich bedeutend zu vergrößern. Toa wählte sich auf den Rath ihres Vaters zum Gemahl den Duchicela, den ältesten Sohn Condorazo's, Königs von Puruhua, einem Nachbarlande Quitos, welches die Scyris schon lange vergeblich

zu erobern getrachtet hatten. — Unter der Regierung dieses Duchicela, welcher um das Jahr 1300 auf den Thron gekommen seyn und über 70 Jahre lang glücklich regiert haben soll, vergrößerte sich das Reich Quito durch Verträge mit den südlich daran gelegenen Staaten dergestalt, daß es von Norden gegen Süden sich über eine Strecke von 125 lieues ausdehnte. Sein Nachfolger war Antachi=Duchicela, der dreyzehnte Scyri, welcher um das Jahr 1370 den Thron bestieg und gegen sechszig Jahre lang regierte. Der rechtmäßige Nachfolger desselben war sein ältester Sohn Guallica; seines grausamen Charakters wegen aber wählte man seinen jüngeren Bruder Hualcopo=Duchicela zum König, der um d. J. 1430 den Thron bestiegen haben soll. Er regierte 30 Jahre lang und liebte sehr den Frieden, weshalb auch unter seiner Regierung der Zerfall des großen Reiches von Quito anfang durch die Eroberungen des Topa-Yupangui, zwölften Inkas von Peru, welcher ihm i. J. 1440 einen Theil seines Reiches entriß. Dem Hualcopo folgte i. J. 1460 sein Sohn Cacha, der funfzehnte und letzte Scyri von Quito. Er war ein ausgezeichnete Krieger; seine Regierung war jedoch unglücklich; er starb i. J. 1482, nachdem er die große Provinz Puruhua, welche von dem Inka von Peru seinem Vater entrisen worden, wieder erobert hatte. Er hinterließ eine einzige Tochter, Paccha mit Namen, welche als Thronfolgerin angesehen wurde. Sie kam jedoch nicht zum ruhigen Genuß ihrer Regierung, denn der dreyzehnte Inka von Peru, der berühmte Huayna=Capac, mit dem Beynamen 'der große Eroberer,' Sohn und Nachfolger des Tupa=Yupangui, zieht gegen Quito, das von seinem Vater eroberte und wieder verlorene Land aufs Neue einzunehmen. — Nun folgt

S. 42—63 eine sehr detaillirte offenbar schon auf gutem historischen Grunde ruhende Geschichte des Kriegszuges dieses Inkas gegen Quito, welcher damit endigt, daß der Inka nach der Eroberung Quitos, um die Empörungen der einzelnen Provinzen, welche Paccha noch als ihre rechtmäßige Königin betrachteten, zu dämpfen, diese Tochter des letzten Scyris von Quito heirathet und dadurch die beiden mächtigen Reiche von Quito und Peru zu einem vereinigt. Mit diesem Ereignisse fängt die dritte Epoche in der Geschichte von Quito an. — Diese umfaßt die Zeit der langjährigen glücklichen Regierung des Huayna-Capac nach der Vereinigung der beiden Reiche Peru und Quito, und die seiner beiden Söhne Huascar und Atahualpa bis zur Hinrichtung des letzteren durch Pizarro im J. 1533. Der Verf. behandelt diese Periode im 2. u. 3. Kapitel dieses ersten Theiles seines Werkes. In dem 2. Kap., welches die Geschichte Quitos bis zum Tode Huayna-Capac's (December 1525) enthält, bespricht Velasco ausführlich die von diesem Inka in Quito eingeführte Regierungsform, die Religion und die gottesdienstlichen Gebräuche der Einwohner der beiden Reiche und den Civilisationszustand derselben vor und während der Regierung des Huayna-Capac. Der Verfasser schöpfte hier meist aus bekannten älteren spanischen Schriftstellern und liefert daher nur eine zwar gut geordnete, aber trotz der bitteren Ausfälle gegen einige Irrthümer Robertson's doch nur wenig Neues darbietende Darstellung dieser Verhältnisse, welche nur da ein besonderes Interesse gewährt, wo Velasco nach eigener Anschauung die Überreste der altperuanischen Baudenkmäler beschreibt und wo er einige Notizen über die alte Sprache der Eingebornen gibt. Das 3. Kap., das letzte des ersten Bandes,

enthält die Geschichte des Krieges, welchen Atahualpa, der von seinem Vater zum König von Quito bestimmt worden war, gegen seinen älteren Bruder Huascar, der nach des Vaters letztem Willen ihm in der Würde eines Inka von Peru gefolgt war, zur Zeit der zweyten Ankunft der Spanier an der Küste von Quito, führte, und die Auseinandersetzung der damaligen inneren Verhältnisse des Landes, deren kluge Benutzung es dem eben so verschmitzten als grausamen Pizarro bekanntlich so leicht machte, das mächtige und wohl organisierte Reich der Inkas zu erobern. Auch dieser Theil des Werkes enthält, obgleich der Verf. einige Berichte von Augenzeugen der dargestellten Ereignisse benutzte, welche nicht gedruckt worden, doch nur sehr Weniges, was wir nicht schon durch die bekannten spanischen Geschichtschreiber über Peru, als Gomara, Acosta, Xerez u. a. wissen. Zu bemerken ist nur, daß Belasco den Atahualpa in jeder Hinsicht als einen großen, edlen Mann darstellt, welcher durchaus unschuldig von Pizarro geopfert worden.

Der zweyte Band enthält die vierte Epoche der Geschichte von Quito und Peru, welche von dem Tode Atahualpa's bis zur Beendigung der inneren Kriege zwischen den Spaniern im J. 1550 geht. Der Verf. behandelt dieselbe mit anzuerkennender Unparteylichkeit und Critik vorzüglich nach den Nachrichten von Zarate, Gomara, Herrera und de la Vega in zwey Kapiteln. Im ersten gibt er eine ausführliche Geschichte der Eroberung des Reiches Quito und der Provinz Popayan durch Sebast. de Belalcazar in den Jahren 1533 bis 1536 und im zweyten schildert er die hier mehr Abscheu als Bewunderung erregenden Kämpfe der Spanier in Peru bis zur Einführung einer geordneten Verwaltung

durch den eben so energischen als unerschütterlich rechtschaffenen Präsidenten La Gasca im J. 1550. — Wir enthalten uns um so mehr einer weiteren Anzeige des Inhalts dieses zweyten Bandes, als dieser Theil der Geschichte von Südamerika in den Werken der genannten Schriftsteller mit eben so viel Ausführlichkeit als anziehender Lebendigkeit nach Berichten und Aussagen von Augenzeugen dargestellt ist, und bemerken nur noch, daß wenn Belasco's Geschichte von Quito auch nicht ganz die Erwartungen befriedigt, welche die Aufzählung der von ihm benutzten Quellen in der Vorrede des Übersetzers erregt, dasselbe doch als eine übersichtliche, mit Fleiß und Unparteylichkeit abgefaßte Darstellung der behandelten Gegenstände willkommen zu heißen ist, da die genannten größeren Werke der spanischen Geschichtschreiber der neuen Welt schwer zugänglich sind. Wp.

L e i p z i g,

bey Wilh. Engelmann. 1842. Leben des Prinzen Karl aus dem Hause Stuart, Prätendenten der Krone von Großbritannien. Von Karl Ludwig Klose. Nebst dem Bildnisse des Prinzen und einem Facsimile der Handschrift desselben. XX u. 549 Seiten in Octav.

Daß während des 18. Jahrhunderts englische Historiker Bedenken trugen, das Leben des Prätendenten zum Gegenstande einer unparteyischen historischen Untersuchung zu wählen, fällt eben so sehr in die Augen, als daß es damahls kaum zu beseitigenden Schwierigkeiten unterworfen gewesen seyn möchte, sich in den Besitz der dazu erforderlichen Nachweisungen aus Archiven des Staats und einzelner Großen zu setzen. Daß aber auch in unserer Zeit das Leben jenes Karl, der eine Zeitlang

einen furchtbaren Nebenbuhler des jüngeren Zweiges der Welfen abgab, bis das auf seinem Hause lastende Geschick ihn aus der Bahn des Glücks hinaus schleuderte, keiner genügenden Bearbeitung unterzogen ist, muß allerdings auffallen. Ein vor 12 Jahren über diesen Gegenstand in Paris erschienenes Werk (*Vie de Charles Edouard, dernier prince de la maison de Stuart. 2 Vols. in Octav*) ist, wie der Verf. in der Vorrede auseinander setzt, zu reich an unverzeihlichen Irrthümern, als daß es auch nur billigen Anforderungen genügen könnte. Um so mehr Anerkennung verdient die vorliegende, von gründlichem Fleiße zeugende Arbeit.

Die Aufgabe war keine geringe. Wenn auch in neuerer Zeit viele werthvolle Beyträge für die Biographie des Prätendenten, namentlich in den s. g. *Stuart papers*, welche Lord Mahon seiner *History of England from the peace of Utrecht to the peace of Aix la Chapelle* beyfügte, veröffentlicht sind, so beziehen sich doch diese meist nur auf des Prinzen Verhältnisse zu dem Reiche seiner Väter und sonstige sein Leben betreffende Zustände und Ereignisse mußten mit unermüdeter Geduld aus den verschiedensten Werken zusammen gelesen werden.

Nachdem der Verf. in einer Einleitung die Geschichte des Hauses Stuart von der frühesten Zeit bis auf die Vermählung des Ritters St. George (Jacob III.) mit Clementine Sobieski voran geschickt hat, beginnt er die an trüben Ereignissen so überreiche Lebensgeschichte des Prätendenten. Den Mittelpunkt derselben bildet das von ungewöhnlicher Kühnheit zeugende Unternehmen des Prinzen, eine durch Hochmuth, Unverstand und Feigheit des Großvaters verlorene Krone wieder zu gewin-

nen, die Ritterlichkeit des jungen Siegers, dem die treuen Glans mit dem Aufgebot der Berge sich anschlossen, der ungebrochene Muth, mit welchem er, ein hungernder, dürftig bekleideter Flüchtling, der Noth und dem Tode ins Auge blickte. Seit seiner Rückkehr nach Frankreich erkennen wir in ihm einen an geknickten Hoffnungen Erkrankten; seinem Leben ist der Mittelpunkt genommen; jede Freude wendet sich, nicht immer ohne seine eigene Schuld, von ihm ab; es lastete der Fluch der Stuarts auf ihm.

Die Zusammenstellung des Vfs zeugt von Fleiß und Critik, ob auch mitunter das Interesse, welches derselbe an dem Jünglinge nimmt, der die Sünden seiner Väter büßt, zu ungerechten Äußerungen über dessen Widersacher verleitet. Dahin rechnen wir das S. 285 über den Herzog von Cumberland gefällte Urtheil: 'Edelmuth gegen den Feind war ihm gänzlich fremd, und war dieser Feind vollends ein Jacobite, so war voraus zu sehen, daß Cumberland gegen ihn nicht anders, als gegen ein wildes Thier verfahren würde.' Und: 'Uebrigens fehlte es dem Herzoge nicht an persönlichem Muth und er hatte sich sorgfältig mit den Einzelheiten des Kriegswesens beschäftigt, aber er ist in allen Schlachten, denen er beygewohnt hat, mit Ausnahme einer einzigen, unterlegen und die Capitulation von Kloster Zeven, die er unterzeichnete, war eine schimpfliche zu nennen.' War auch bey Dettingen 'Edelmuth gegen den Feind' dem Herzoge gänzlich fremd, als er, durch eine Kugel hart getroffen, nicht gestatten wollte, daß ihm der Arzt den Verband anlege, bevor einem vor ihm liegenden, mit dem Tode ringenden französischen Offizier geholfen werde? Referent gibt nicht bloß zu, daß die Capitulation von Zeven eine schimpfliche zu

nennen sey, er möchte sie mit Georg II. als eine entehrende bezeichnen. Aber der Behauptung, daß der Herzog in allen Schlachten, denen er beygewohnt, mit Ausnahme einer einzigen, unterlegen sey, widersprechen die Tage von Dettingen und Culloden. In den Worten (S. 38), 'daß nach Annas Ableben die englische Krone, mit beständiger Ausschließung aller katholischen Stuarts, an den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, als Gemahl einer Enkelin Jacobs I. dem Parlamentsbeschlusse von 1701 gemäß gelangen sollte,' stellt sich der Schreibfehler Friedrich V von der Pfalz statt Georg Ludwig von Hannover als Sohn der Enkelin Jacobs von selbst heraus, nur daß hier zunächst statt des Kurfürsten dessen Mutter Sophia zu nennen gewesen wäre. Mit Recht tadelt der Verf. (S. 53 u.) daß Georg I., statt zwischen den beiden großen Parteyen Englands eine vermittelnde, dem Könige angemessene, Stellung zu behaupten, sich an die Spitze der Whigs stellte. Aber das Verfahren gegen Oxford, Bolingbroke und Ormond war nicht ausschließlich sein Werk; sie erlagen dem Hasse Englands, mit dessen Interessen sie, Frankreich gegenüber, ein mehr als leichtfertiges Spiel getrieben hatten. — Den früher wiederholt geschehenen Ausspruch, daß Georg II sich gegen die Anhänger des Hauses Stuart in einem hohen Grade rachgierig gezeigt habe, widerlegt der Verf. selbst durch die S. 445 gegebenen Mittheilungen. Endlich wird der Leser sich schwerlich durch die künstliche Beweisführung des Verfs überzeugt fühlen, daß Karl Eduard an seiner unglücklichen Ehe mit der Prinzessin von Stolberg-Gedern unschuldig gewesen sey, auch wenn er zugeben muß, daß die verben Beschuldigungen Affieris nicht frey von Leidenschaftlichkeit sind. Hav.

Braunschweig,

bey G. Leibrock. 1842. Beiträge zu einfach=praktischen Prüfungen verschiedener Handelswaaren von Dr. H. F. W. Süpke, Prof. am Collegio Carolino zu Braunschweig. IV und 26 Seiten in gr. Octav.

Die kleine Schrift enthält manigfaltige Prüfungen

- I. des Alauns auf Eisengehalt,
- II. der Pottasche, Holzasche und Soda auf ihre Gehalte,
- III. der Wollenzeuge auf die Vermischung mit Baumwolle,
- IV. des Bleiweißes (auf Reinheit und Vermischung mit verschiedenen weißen Körpern),
- V. des Oliven= oder Baumöls (auf Verfälschungen mit wohlfeileren Samenölen zc.)
- VI. des Rüboöls (auf die Vermischungen mit andern Ölen und Fettsubstanzen),
- VII. der ätherischen Öle auf mehrfache Vermischungen.

Die Einleitung legt die Gründe und Zwecke der Prüfungen der Handelswaaren in Beziehung auf den Handels=, Gewerks= und Industriestand, so wie überhaupt auf die Consumenten ausführlich und hoffentlich überzeugend dar. Die Anleitung zu solchen Prüfungen stehen mit den Vorträgen über die Handelskunde des Unterzeichneten in Verbindung; sie sind einfach=praktische Prüfungsarten, bey denen von chemischer Analyse u. s. w. nicht die Rede seyn kann, die aber eben deshalb von den gedachten Ständen leicht auszuüben oder nachzumachen sind.

B e r l i n ,

von G. Reimer. 1841. Reise um die Erde durch Nord-Asien und die beiden Océane in den Jahren 1828, 1829 und 1830 ausgeführt von Adolph Erman. Zweite Abtheilung: Physikalische Beobachtungen. Zweiter Band. Inclinationen und Intensitäten. — Declinationsbeobachtungen auf der See. — Periodische Declinationsveränderungen. 198 Seiten in Octav.

Auf eine ausführliche Discussion der Methoden, welche der Verf. zur Bestimmung der Inclination und Intensität angewandt hat, folgen die Beobachtungen dieser magnetischen Elemente (S. 77 bis 434), die absoluten Messungen der Horizontalcomponente des Erdmagnetismus in Petersburg, San Francisco und Rio Janeiro, wobey er die von Poisson vorgeschlagene Methode benutzte, da die neuere Methode zur Bestimmung der absoluten Intensität damahls noch nicht bekannt war (S. 437—454). Alsdann folgen die Declinationsbeobachtungen auf der See (S. 459—486). Über die periodischen Veränderungen der Declination (S. 489—525). Resultate über den Magnetismus der Erde aus den Beobachtungen in den Jahren 1828 bis 1830 (S. 529—581). Anhang: Declinationsbeobachtungen von Capitain L. v. Hagemeister in den Jahren 1809 bis 1810 und 1816 bis 1817.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.

Den 16. May 1842.

L ü n e b u r g,

bey Herold und Wahlstab. 1841. Lehrbuch der Forstwissenschaft nach den neuesten wissenschaftlichen Grundsätzen und bisherigen practischen Erfahrungen, staatswirthschaftlich wie aus dem gegenwärtigen Standpuncte der industriellen und sonstigen bezüglichen Verhältnisse Deutschlands angesehen. Von S. C. F. Schülze, Forstsecretair, mit Führung der Wirthschaftsbücher bey der herzoglichen Kammerdirection der Forsten und Jagden zu Braunschweig beauftragt. (Mit Tabellen.)

Erster Theil: Die Walderziehung in Verbindung mit der Forstbenutzung, so weit diese dabey in Betracht kommt. 356 Seiten in Octav.

Zweyter Theil: Die Forstbetriebs-Regulierung in Verbindung mit der Forstbenutzung, so weit diese dabey in Betracht kommt, auf den Grund practischer Erfahrung wissenschaftlich dargestellt. 388 Seiten in Octav.

Dritter Theil: Die Forstpolizey in Verbindung mit der Forstbenutzung, so weit diese

dabey in Betracht kommt, aus dem gegenwärtigen Standpuncte der industriellen und sonstigen bezüglichen Verhältnisse Deutschlands angesehen. 372 Seiten in Octav.

Dies ist der ausführliche und beschreibende Titel und die Gliederung eines neuen Lehrbuches der Forstwissenschaft, was nach der Erklärung des Herrn Verfs dazu bestimmt ist, die Wissenschaft, nachdem sie durch G. L. Hartig begründet worden, einen Schritt weiter zu bringen — sie 'zeitgemäß' darzustellen und zu verhindern, 'daß die Praxis der Theorie nicht beständig vorangehe.' — Zu diesem Ende habe er bereits im Jahre 1839 eine Walderziehungs=Lehre (in dem 170—172 Stücke dieser Blätter vom Jahre 1839 ausführlich angezeigt,) — wie er hoffe nicht ohne Beyfall des Publicums — geschrieben. — Jetzt lasse er nun die Forstbetriebs=Regulierung und die Forstpolizey nachfolgen, die Walderziehungslehre aber (obwohl sie noch nicht ganz vergriffen sey) mit Ausschluß der letzten Kapitel (die gegenwärtig in der Forstpolizey ihren Platz gefunden) noch einmahl abdrucken, weil sie in dem Ganzen nicht fehlen dürfe und er hoffe, daß das Publicum dieses Unternehmen gleichfalls beyfällig aufnehmen werde.

Nach S. XIX der Vorrede ist die reine Forstwissenschaft die Lehre: 'einen Wald zu erziehen, richtig zu benutzen, nachhaltig zu bewirthschaften und vor all und jedem Mißbrauche und vor jeglicher Beschädigung zu sichern.' Zu dieser Wissenschaft müsse der Schüler die nöthigen Hilfswissenschaften (aus der Naturlehre, Mathematik u.) aus seinen früheren Bildungs=Jahren schon mitbringen; deswegen habe er diese Hilfswissenschaften, so weit sie

dem Schüler unentbehrlich sind, in seinem Lehrbuche auch überall nicht aufgenommen. Eben so wenig habe er die s. g. Directions = Lehre mit aufgenommen; — sie würde, unter andern, das Werk unnöthigerweise nur vertheuert haben. (Wir werden im Verlaufe dieser Anzeige sehen, wie der Hr Verf. nichts desto weniger mehrere Gegenstände dieser Lehre, und namentlich in dem letzten Theile, berührt hat).

Es war nothwendig dies voraus zu schicken um dem Werke des Hrn Verfs den richtigen Maßstab anlegen zu können. — Man sieht, seine Forstwissenschaft ist eine andere, als die der meisten Lehrbücher; — sie wohnt in einem kleinen bescheidenen Försterhause, während die andere, große, sich in einem glänzenden Palaste etabliert hat, geschmückt mit einer Menge von Ausbauten und Nebengebäuden (wozu die übrigen Wissenschaften die Materialien hergegeben) und versteckt in einem Parke von lauter erotischen Bäumen! — Wir wollen wegen dieser Begriffs = Beschränkung mit dem Verf. nicht rechten; im Gegentheile wollen wir ihn loben, daß er versucht hat, den Begriff der reinen eigentlichen Forstwissenschaft fest zu stellen und ihr Feld anzubauen; nur hätten wir gewünscht, daß er auf diesem Wege rationeller fortgeschritten und die Grenzen desselben wahrhaft wissenschaftlich begründet hätte. — Dabey können wir auch nicht unbemerkt lassen, daß die Hilfwissenschaften — und zwar in einem bedeutenden Grade — dem Forstmanne und seiner Wissenschaft ganz unentbehrlich sind; ohne sie wäre seine Wissenschaft — wir wollen nicht sagen ein dürres Acker — aber doch ein bloßer, roher Erfahrungsboden, auf welchem jene herrlichen Hilfwissenschaften erst den

Baum der Erkenntnis erziehen müssen. Daher hätten wir ferner gewünscht, der Hr Vf. hätte, wenn es nicht in seinem Plane lag, die Hilfswissenschaften mit abzuhandeln, mindestens doch den Umfang der Lehrsäße, die aus ihnen entlehnt werden müssen, vollständiger und schärfer angegeben, als er gethan hat; — zumahl er es mit dem Mitbringen derselben von Hause doch nicht so genau nimmt, vielmehr sie auf seiner Forstacademie (wie wir nachher sehen werden) vortragen lassen will.

Außerdem müssen wir zur besseren Würdigung der von dem Hrn Verf. vorgetragenen und empfohlenen Lehren und Erfahrungen zc. noch anführen: das Herzogthum Braunschweig, worin derselbe die Wirthschaftsbücher führt, ist ausnehmend waldreich; es besißt nach Crome's Übersicht zc. der Bundesstaaten bey einer Gesamtgröße von etwa 72 QMeilen, 23 QMeilen, also beynähe $\frac{1}{3}$ seiner Grundfläche, Wald. Dabey ist dieser Wald auf einem im Allgemeinen sehr productiven Boden belegen, gut — mit Nadel- und Laubholz — bestanden — am Harze zc. größtentheils zur Unterhaltung der Hütten- und Bergwerke zc. bestimmt und von einem geschickten und gebildeten Forstpersonale verwaltet. Mancherley Schicksale hat er erfahren! Würmer und Winde, Wildpret und Viehheerden zc. haben hin und wieder furchtbar in ihm gehauset und während einer Regierungs-Epoche geschah fast Nichts zu seinem Wiederaufbau! — Auch die Waldschäßer und Betriebsregulatoren haben vielfältig ihre Künste in ihm bewiesen! — Dem Ref. sind wenigstens drey Exarationen — mehr oder weniger allgemeine — bekannt geworden, die sämmtlich viel Geld kosteten

und eine nach der anderen darthaten, daß die vorige unrichtig und nicht zutreffend war!

Kein Wunder daher, daß der Hr Verf. so gern cultiviert und gern wohlfeil taxiert.

Wir wollen nun sehen, wie der Hr Verf. seine Aufgabe löset, — die Wissenschaft weiter führt, — und dabey gelegentlich auf einige seiner eigenthümlichen Ansichten und Lehren Rücksicht nehmen.

Der erste Theil ist, mit Ausnahme von ein Paar hinzugefügten Erfahrungen als Belege und der bereits bemerkten Verkürzung, ein treuer Abdruck der an dem angeführten Orte angezeigten Walderziehungslehre. — Der Hr Verf. hat von seinen Ansichten und Lehren nichts zurück genommen, auch in dem Vortrage derselben sich nicht geändert. Dieselbe Kürze und Unvollständigkeit in Aufzählung der deutschen Waldbäume (ihre botanischen Charaktere sind überall nicht angeführt); dieselbe Vorliebe für die allgemein-künstliche Erziehung der Holzarten; dieselbe Behauptung (mit einzelnen Erfahrungen belegt), daß die Buche sich, ohne Schutz der Mutterbäume u. im Freyen erziehen lasse, die Eiche aber zweckmäßig nur im Mittelwalde erzogen werden könne; dieselbe Anempfehlung der Erziehung von gemischten Beständen aller Orten, wo es nur einigermaßen möglich, und dieselbe Weitläufigkeit, Unbestimmtheit und Wiederholung im Vortrage!

Ref. kann daher von seinem Urtheile über diese Walderziehungslehre an dem angeführten Orte auch überall nichts zurück nehmen, vielmehr will er die Leser um Wiederholungen zu vermeiden, ausdrücklich darauf verweisen, hier aber, da diese Lehre nunmehr nicht mehr allein steht, sondern so productiv geworden ist und (wie wir nachher weiter

sehen werden) ein ganz neues System zu Tage gefördert hat, noch Folgendes hinzu fügen:

1. Die Möglichkeit, junge Buchen im Freyen zu erziehen, wie der Vf. es will und behauptet, ist ein Gegenstand der Erfahrung. Angenommen, daß die Erfahrung die Richtigkeit der Behauptung des Vfs unter allen Umständen (einzelne glückliche Erfolge, deren Ref. ebenfalls Erwähnung gethan hat, beweisen noch nicht die Allgemeinheit) bestätigen sollte, so würde dadurch für den Betrieb der Buchen-Hochwaldung außerordentlich viel gewonnen seyn; — alle die vielen gärtlichen Rücksichten, die man den jungen Buchen in ihrem ersten Lebensalter erweisen zu müssen glaubt und alle die langwierigen Verzögerungen eines reinen Abtriebes der Mutter- und Schutzbäume zc. fielen dann mit einem Mahle über den Haufen. — Aber Ref. kann sich von dem Gelingen dieser Erziehungsweise unter allen Umständen, gestützt auf den Organismus der keimenden zc. jungen Buchen und auf die Erfahrung, nicht überzeugen; daher ruft er wohlmeinend allen Betriebsbeamten wiederholt sein 'Cave!' zu, fordert sie aber auch im Namen der Wissenschaft auf, Beobachtungen und Versuche über diesen wichtigen, ins Innere gehenden Gegenstand anzustellen und sie dem forstmännischen Publicum ausführlich mitzutheilen! — Sollten nun

2. gar die Regierungen und Forstverwaltungen, bewogen durch die Richtigkeit der eben besprochenen Erfahrung, geneigt seyn, die Kosten zu einer künstlichen Erziehung und Anpflanzung der jungen Buchen, ähnlich, wie zu der Erziehung und Anpflanzung junger Nadelhölzer, herzugeben, und sollte diese Anpflanzungsweise sich eben

so bewähren, wie sie sich bey dem Nadelholze bewährt, so würde dadurch, s. v. v. in der Bewirthschaftung der Buchen-Hochwälder eine wahre Revolution herbey geführt werden; — denn alsdann könnte man die Ab- und Umtriebe auf das Genaueste einhalten; jeder Schlag würde kahl abgetrieben und wieder bepflanzt; er lieferte seinen Ertrag mit einem Mahle in die Hände des Forstherrn, während er jetzt bisseweis, um nicht zu schaden, bezogen werden muß &c.

3. Dies ist es was der Hr Verf. will, worauf er seine ganze, hier vorliegende, Wissenschaftslehre gestützt hat; dies allein sind die eigentlichen wahren neuen Ansichten, zu denen er die Wissenschaft erheben und fortführen will; alles Übrige, z. B. die empfohlene Erziehung von gemischten Beständen der Nutz-Eichen lediglich in Mittelwäldern u. s. w. ist theils (wie das erste) längst und mit Recht geübt, wo nur irgend möglich, theils (wie das letzte) ein Paradoxum, wovon der kundige und aufmerksame Herr Verfasser gewis zu seiner Zeit zurückkommen wird. u. s. w. u. s. w.

4. Allein dahin dürfte es, nach des Ref. schon in der angeführten Anzeige zum Theil ausgedrückten Ansicht, schwerlich kommen und auch, wenn man aus der Forstwirthschaft nicht eine Land- und Gartenbau-Wirthschaft machen will, nicht kommen dürfen!

(Fortsetzung folgt.)

Nothwendige Berichtigung einiger Druckfehler in der Stück 70—72 abgedruckten Recension des Werkes von Dr Lepsius:

Inscriptiones umbricae et oscae.

Wenn auch einige deutsch gedruckte Wörter, wie S. 716 Z. 10 u. 16 tarsinotisch für tarsinatisch, jeder Leser leicht selbst berichtigen wird, so ist doch die Berichtigung der lateinisch gedruckten Wörter aus der umbrischen oder volskischen Sprache um so nothwendiger, da sie nur demjenigen bekannt seyn kann, welcher sich mit dem Studium dieser Sprachen besonders beschäftigt hat. Außer der unrichtigen Abtheilung des Imperatives su-bahtu S. 715 Z. 1 für sub-ahtu sind besonders folgende Wörter zu berichtigen.

- S. 703 Z. 2 v. u. ist pane f. pone zu schreiben.
 S. 706 Z. 14 — — kumaltu f. kumoltu — —
 S. 708 Z. 22 — — purdins^{us} f. purdius^{us} — —
 S. 710 Z. 20 — — speture f. spetura — —
 S. 712 Z. 12 — — vestis^{am} f. vestis^{um} — —
 S. 712 Z. 10 — — persmniu f. persmhuiu — —
 S. 714 Z. 16 — — peraznanie f. perazkanie — —
 S. 714 Z. 13 — — natine f. natina — —
 S. 715 Z. 28 — — perakrio f. perakris — —
 S. 715 Z. 8 f. — — ljuvina f. Jjuvina — —
 so auch S. 716 Z. 3 u. 7 f. — —
 S. 715 Z. 3 — — Ijovinar f. Jjovinar — —
 so auch S. 716 Z. 3. — —
 S. 716 Z. 1 v. v. ist ruseme f. ruoeme — —
 S. 716 Z. 4 — — Turske f. Turswe — —
 S. 717 Z. 2 — — tovtikom f. tootikom — —
 S. 717 Z. 5 — — sistiatiens f. sistiaticus — —
 S. 717 Z. 23 — — Tianud f. Tianad — —
 S. 718 Z. 5 — — Tafanies f. Fafanies — —

Außerdem fehlt nach persnihmu S. 709 Z. 6 das Wort wie, und S. 712 Z. 9 sollte Satanes für Jujeskanes, und dagegen Jujeskanes für Satanes, wie Jujeskane f. Satane gedruckt seyn.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. 80. Stück.

Den 19. May 1842.

L ü n e b u r g.

Fortsetzung der Anzeige: 'Lehrbuch der Forstwissenschaft. Von J. C. F. Schulke, Forstsecretair.'

Daß es bey dem Nadelholze in der Gegend des Hn Berfs und anderer Orten dahin gekommen ist, darf nicht Wunder nehmen; die Nothwendigkeit zwang gewissermaßen dazu, denn die natürliche Erziehung des Nadelholzes ist aller Orten, und insbesondere in Gebirgen, mit Schwierigkeiten verbunden und die dringenden Bedürfnisse des Bergbaues u. wollen auf die endliche Beseitigung dieser Schwierigkeiten nicht warten. Dazu kommt noch die Leichtigkeit und Sicherheit des Anbaues der meisten Nadelhölzer im Freyen und durch Anpflanzung, die denn hinwiederum eine verhältnismäßige Wohlfeilheit der Culturen zur Folge hat u. s. w. u. s. w.

Nicht so bey dem Laubholze und namentlich bey den Buchen! Zwar ist ihre natürliche Erziehung auch mit Schwierigkeiten — ja zum Theil mit

großen Schwierigkeiten — verbunden. Allein sie lassen sich doch durch Geduld und Geschicklichkeit *z.* überwinden; die Natur beraubt durch Umsturz *z.* dem jungen Schläge doch selten so die Samenbäume gänzlich wie in Gebirgen fast immer beym Nadelholze; warum will man also mit ein Paar Jahre Geduld nicht ruhig dasjenige umsonst aus der Hand der Natur erwarten, was der ungeduldige Hr Verf. mit großem und unsicherem Kostenaufwande dahin verpflanzen will; und zwar um so mehr, als es längst anerkannter und angewandter Grundsatz ist: 'der Natur durch Kunst zu Hilfe zu kommen!'

In der That, will die Forstwissenschaft ihren genuinen Charakter nicht verleugnen, so muß ihr Bestreben dahin gerichtet seyn, das Object ihrer Wissenschaft — den Wald — durch seine eigenen Kräfte zu regenerieren, und den Verwaltungen die enormen Kosten des künstlichen Wiederanbaues zu höheren Staatszwecken (nach unserm Herrn Verf. würden dies die Eisenbahnen seyn) so viel wie möglich zu ersparen, — und dahin kann man mittelst ein Paar Worten und guter Forstbedienten gelangen!

Im übrigen kann man den Eifer, womit der Hr Verf. den Wald anbauen will *d. h.* das dringende Anempfehlen dieses Anbauens, als die Stütze aller zweck- und regelmäßigen Waldwirthschaft und Waldbenutzung nicht genug anerkennen und loben, wenn gleich auch die Noth in Deutschland noch nicht aller Orten so groß seyn möchte, daß Eisenbahnen (ein Lieblingsgegenstand des Herrn Verfs) zu Hilfe kommen müßten!

Der zweyte Theil, die Forstbetriebs-Regulierung *z.*, erfordert eine genauere Anzeige,

zu seiner Verständigung jedoch auch einige Vorbe-
merkungen.

Es konnte dem kundigen Hrn Verf. nicht entge-
hen, daß, wenn seine Waldverjüngungs=Lehre Platz
greifen sollte, die s. g. Buchen=Hochwald=Wirth-
schaft eine gänzliche Umgestaltung — eine Annä-
herung an die Nadelholz=Wirthschaft und zu-
lezt an die mechanische Schlagholz=Wirthschaft
— erfahren und so wie diese, alle Jahre einen
Schlag in ununterbrochener Reihenfolge zur
Benutzung dargeboten haben würde. Der Nutz-
nießer hätte dann weiter nichts zu thun, als seinen
abgetriebenen Schlag möglichst schnell und vollstän-
dig wieder herzustellen d. h. anzubauen; er
so wohl, wie insbesondere seine Nachkommen, könn-
ten dann wegen ihrer Holzbedürfnisse beruhigt
seyn, jeder nachfolgende Schlag lieferte sie ihnen
in bisheriger oder vielleicht gar noch, wenn die
Holzcultur gut geräthe, in größerem Maße; und
eben so wenig wie bey der Schlagholz=Wirthschaft
eine Taxation und Betriebs=Regulierung nöthig
sey, eben so wenig würde sie dann im Grunde
auch bey der Hochwalds=Wirthschaft nöthig seyn.

Daher des Hrn Verfs beständige Wiederholung
des Ausrufs 'zur möglichst=baldigen Wie-
derherstellung eines vollkommenen Wald-
zustandes'; — es ist ihm dies das Hauptziel
aller guten Forstwirthschaft — das W a c h w o r t,
was er dem fleißigen Forstmanne fast auf jeder
Seite zuruft! — Und in der That, wozu alle
Taxation, wenn man doch nicht mehr und nicht
weniger nehmen darf, als der jährliche Schlag dar-
bietet! —

Aber dies ist dem Verf. noch nicht genug um
auf den Gipfel der Forstwirthschaft zu steigen!

Die lästigen Servituten hindern die Wie-

derherstellung eines vollkommenen Waldzustandes; das weidende Vieh vernichtet zc. den Nachwuchs; der Laubsammler raubt dem Boden seine Kraft; der Plaggenhauer trägt ihn vollends gar aus dem Walde auf das Land; die freye Art richtet Niederlagen auf Niederlagen in dem besten Bestande an u. s. w.

Daher macht der Herr Verf., ehe er mit seiner Betriebs-Regulierung und Abschätzung vorschreitet, erst reine Bahn; er löst die lästigen Servituten vorher ab oder schließt sie, wo er dies nicht für angemessen hält, in unschädliche Schranken oder läßt von der höchsten Staatsgewalt den Grundsatz aussprechen, 'daß alle Berechtigungen ohne Unterschied dem Forstbetriebe untergeordnet seyn sollen! So purificiert der Hr Verf. sich seine Waldfläche und so setzt er sie in den Stand, auch denjenigen Ertrag zu liefern, den sie nach ihren ungestörten Kräften auch wirklich liefern kann!

Nun aber, wenn auch alles dies geschehen ist, sind die Wälder so wie wir sie aus den Händen unserer unkundigen Vorfahren erhalten haben, keinesweges in dem regelmäßigen, idealen Zustande, worin wir sie hoffentlich unseren Nachkommen hinterlassen werden; Plenterhiebe, Umwandlungen, Unkunde, Naturereignisse haben furchtbare Unordnungen darin hervor gebracht, große Lücken in einen vollkommenen Waldzustand gerissen!

Deswegen muß ein Betriebsplan d. h. ein Plan entworfen werden, wie das haubare Holz mit beständiger Rücksicht auf seine Wiedererzeugung dem Walde entnommen werden soll, so daß er dadurch in einen möglichst-vollkommenen Zustand geräth; und wie ein solcher Zustand nach

unserem Verf. das höchste Ideal ist, wonach ein Betriebsbeamter zu streben hat, so gilt ihm auch der Plan dazu mehr, als die Taxation oder die Ertragschätzung des Waldes, die dem zukünftigen, regelmäßigen, wirklichen Ertrage doch nichts hinzu setzen könne und mehr eine Neugierigkeits- als wahre Lebensfrage sey.

Tritt diese Frage zwar nun auch gleich in den Hintergrund, so kann sie doch nicht ganz umgangen werden; man muß bey einem guten Haushalte, wenn man seine Ausgaben regulieren will, doch auch seine Einnahmen genau kennen; zumahl da diese Einnahmen einem Wechsel unterworfen seyn können und wirklich sind. Daher ist es nöthig zu erforschen, wie viel man zu verzehren habe, — aber auch nicht weiter als es nöthig ist; ein Vordringen in die ferne, vielleicht noch gar ungeborene Zukunft, ist völlig unnütz, — ja ganz widersinnig! — Also eine so einfache und beschränkte Taxation, wie nur immer möglich; eine Taxation, die zum wahren Anhaltspuncte des Haushaltes, nicht aber zur Kenntnisdarlegung des Taxators dient!

Dies ist der Ideengang unseres Hrn Verfs und dies die Bervollkommnung, der er die Forstwissenschaft in diesem Theile ihrer Disciplin entgegen führen will!

Wir werden uns demnächst erlauben unsere Meinung deshalb zu äußern, für jetzt aber den Inhalt des Werkes unseren Lesern näher vor Augen legen. — Es zerfällt dasselbe in 4 Abschnitte und jeder Abschnitt in mehrere Kapitel mit fortlaufender Nummer. Der Vf. schickt dem Ganzen eine Vorrede und Einleitung, worin Grundsätze und Plan u. des Werkes niedergelegt sind, voraus. — Von diesen letzteren heben wir nur

hervor, daß nicht sowohl wissenschaftliche Begründung, als vielmehr practische Brauchbarkeit und schnelle und möglichst wohlfeile Beendigung des ganzen Geschäfts (in einem Jahre soll alles fertig seyn!) gesucht werde; — daß das nachhaltig zu fallende Holz aus den haubaren Beständen im ganzen Walde, und aus den Durchforstungen, also aus allen Wirthschaftstheilen, entnommen werden müsse; daß nichts desto weniger aber dennoch das s. g. Hartig'sche Fachwerks-System, als das vorzüglichste zu Grunde gelegt werden solle. — Nachtheilige Berechtigungen müssen abgelöst und entfernt werden, die Waldweide und stehende Holzabgaben können indessen, unter angemessener Beschränkung, beybehalten werden zc.

Im I. Abschnitt wird von den Vorarbeiten zur Betriebs-Regulierung von der Forstgränz-Regulierung, von der Forstvermessung und von der statistischen Beschreibung des Waldes gehandelt. — Der Boden soll nur durch gut, mittelmäßig und schlecht bezeichnet werden; alle sonstigen Classificationen des Bodens nach Holzart, Ertragsfähigkeit zc. seyen unnütz und zweckwidrig, weil die Holzarten mit einander gemischt werden müßten und jeder Boden, er sey welcher er wolle, sein Äußerstes ertragen müsse zc. — Aus diesen Gründen wäre auch die Anfertigung von Bestandes-Karten eigentlich überflüssig, so wie auch im Grunde eine Classification der Bestände; — hält der Betriebs-Regulator sie für nöthig, so mag er sie, aber nicht der Geometer, anfertigen zc. — Hierin sucht der Herr Verf. eine wesentliche Erleichterung und Abkürzung des eigentlichen Vermessungs-Ge-

schäfts. — Die statistische Beschreibung des Waldes soll a) die natürlichen und b) die künstlichen Verhältnisse (Berechtigungen, Bestimmungen, Verwaltungsart zc.) umfassen.

Der Verf. macht es sich, nach unserer Meinung, ein wenig zu leicht! — Die gewählten Bodenbezeichnungen sind leere Formen, ohne Bedeutung, wenn sie nicht auf eine objective Leistung — auf einen Gegenstand — bezogen werden. Daher wäre es besser die Bezeichnung: Eichen=Boden, Buchen=Boden, Kiefern=Boden u. s. w. vorzuschlagen und einer jeden dieser Bodenart die Charakteristik, die sie wirklich besitzt, beizulegen. — Und was die Classification der Bestände und die Anfertigung von Bestandes=Karten zc. betrifft, so wird jeder Betriebs=Regulator und Taxator solche mehr oder weniger für unentbehrlich halten, so lange das System des Hrn Verf. in Deutschland noch nicht allgemeine Wurzeln geschlagen hat.

Der II. Abschnitt handelt von der Regulierung des Betriebes insbesondere, also von der eigentlichen Wirthschaftseinrichtung.

Der Geometer hat sein Geschäft beendigt; der Betriebs=Regulator, mit den Karten zc. in den Händen, tritt allein auf! — Eine Vorarbeit ist: die Abrundung und Purification des Waldes von allen etwa darin belegenen fremdartigen Grundstücken (Äckern, Wiesen zc.). — Leitende Principien bey Entwerfung des Wirthschaftsplanes müßten — 'Übersichtlichkeit und Verständlichkeit' — seyn; daher bleibe die Hartigsche Fachwerks=Methode immer noch die vorzüglichste, wenn gleich einige Modificationen eintreten müßten. — Welche Betriebsarten —

Hochwald, Mittelwald, Niederwald — einzuführen, müsse neben der Natur des Waldes das Bedürfnis, zu dessen Befriedigung der Wald bestimmt sey, und der Vortheil des Forstherrn zc. bestimmen. — Für jede dieser Betriebsarten müßten Haupttheile oder Wirthschafts-Ganze (Betriebs-Complexe) eingerichtet und diese Haupttheile wiederum in kleinere Theile zerlegt werden, wobey 1) die etwaigen Holzabgaben an bestimmte Ortschaften, Gewerbe, Fabriken zc. 2) die darauf lastende Hut- und Weide-Berechtigung, 3) die Beschaffenheit der Bestände zc. 4) die Größe der Fläche, 5) der Umtrieb und der etwaige Bedarf besonderer Holzfortimente, z. B. Sägehölzer zc. und endlich 6) die Lage in Erwägung gezogen werden müßten zc.

Sind so verschiedene Wirthschafts-Complexe geographisch, fest gelegt, so kommt es darauf an, sie forstmännisch in Wirthschaftstheile oder Perioden (Flächen-Räume nach Succession der Abtriebszeiten bestimmt) zu theilen. Dies findet eigentlich nur bey dem Hochwalde Anwendung; bey dem Mittel- und Niederwalde — sey Alles durch die Flächeneintheilung und durch die regelmäßige Folge der Schläge — einer auf den andern — bestimmt. — Der Verf. will im Hochwalde nicht mehr, als vier Perioden (bey der Annahme einer Rotation von 120 Jahren, also jede von 30 Jahren) zulassen. — Eine Ausgleichung (möglichste Gleichstellung) der Perioden nach Flächengröße oder Ertrag wird vom Verf. verworfen, weil der Ertrag demnächst, bey besserem Anbau des Waldes, sich ändere, also in Zukunft eine neue Abrundung erforderlich mache. Dagegen sollen die Perioden nach natürlichen Grenzen, nach den schon bestehenden Forstbegängen u. s. w. be-

stimmt und möglichst nach der Sturmlinie an einander gehängt werden. — Aus ähnlichen Gründen verwirft er auch die mühsame Ausmittelung eines gleichen jährlichen Ertrages von den Schlägen im Mittel- und Niederwalde durch Flächen-Ausgleichung. Gleich bey der ersten Regulierung des Betriebes im Hochwalde einen bestimmten Umtrieb fest zu stellen, sey nicht angemessen; dies könne nachher, wenn der Wald erst in einen vollkommenen Zustand versetzt, immer noch geschehen; wohl aber müsse man dem, dagegen eintretenden, Einrichtungs-Zeitraum eine dem wahren Umtriebe annähernde Periode beylegen, damit der Unterschied demnächst nicht gar zu groß sey. Mit der örtlichen Begründung der Wirthschaftstheile oder Perioden und der vorläufigen Feststellung eines Umtriebes, muß sodann ein Hauungs- und vor allen Dingen, ein Cultur-Plan d. h. ein Plan wie die wirklichen Fällungen und Culturen im Walde hinter einander folgen sollen, entworfen werden. Der Verf. beschäftigt sich im 7. u. 8. Kapitel damit, und liefert im 9. Kapitel eine Zusammenstellung der Vortheile, die mit dem von ihm empfohlenen Einrichtungs-Verfahren verbunden sind, zugleich aber auch die Geschichte eines jungen Forstcandidaten, der, trotz aller Kenntnisse und Geschicklichkeit, es zu Nichts hat bringen können.

Nun geht er im III. Abschnitte zu der eigentlichen Statsbestimmung oder der Feststellung des jährlich nachhaltig zu fällenden Holzquantums und der dieserhalb erforderlichen Ertrags-Ermittelung — oder zu dem großen Räthsel über, zu dessen Lösung so viele Forstgelehrten eifrig bemüht sind!

Der Herr Verf. spricht im 10. und 11. Kapitel

seine Ansichten über diesen Gegenstand im Allgemeinen aus. Nach ihm (S. 156.) ist die Ertragsermittelung zwar wohl ein nothwendiges Hilfsmittel einer guten, nachhaltigen Wirthschaft, aber nicht die Hauptsache; diese ist der Betrieb und die damit verbundene 'Wiederherstellung des Waldes in einen vollkommenen Zustand'. (Ref. kann die Leser auf diesen beständig wiederholten Ausspruch des Verf. nicht aufmerksam genug machen, weil er den Geist und Zweck des ganzen Werkes am besten charakterisiert. Damit könnten die Nachkommen vollkommen zufrieden seyn!) — Auch soll der Etat lediglich für die Dauer der I. Periode (also nur für 30 Jahre) und zwar nach dem Ergebnisse der Verjüngungs- und Durchforstungs-Haungen in allen Wirthschafts-Theilen, begründet werden; eine Ertragschätzung sämmtlicher Bestände und auch der (zu kultivierenden) Blößen, sey zu mißlich und daher gänzlich verwerflich. — Bey dieser Gelegenheit (S. 170.) Polemik gegen das von dem Herrn von Wedekind empfohlene s. g. Liquidations-Quantum und gegen die Reserven. Insbesondere verhandelt er über die Frage: ob der Zuwachs (seinem Belange nach) besonders oder mit dem Hauptertrage zugleich, berechnet werden solle, und bemerkt (S. 187.): 'Bey der Statsbestimmung auf den ganzen Umtrieb hinaus habe man allerdings eine besondere Berechnung des noch ohnehin schwankenden und ungewissen Zuwachses von den jungen Beständen sehr zu scheuen und eigentlich fast komisch zu finden!'

Nachdem nun der Herr Verf. im 12. Kapitel mit fast ermüdender Weitläufigkeit und einem Detail des Verfahrens, was nach des Ref. Meinung gar nicht hierher gehört, die verschiedenen Ertrags-

schätzungsmethoden (Hartig'sche, Hundeshagensche, Cottaische, Pfeilsche etc.) gemustert und abgeurtheilt und sich wiederholt für die Hartig'sche Fachwerksmethode, jedoch mit Modificationen, erklärt hat, kommt er endlich im 13. u. 14. Kapitel auf sein eigenes Taxations-Verfahren.

Es besteht im Wesentlichen im Folgenden:

Zuvörderst muß man sich erinnern, daß der Hr Verf. es bey seiner Ertragsbestimmung lediglich mit haubaren Beständen und Durchforstungen für die I. Periode zu thun hat. — Sind nun die haubaren Bestände geschlossen und regelmäßig, so taxiert er sie nach gut ausgewählten Probeflächen, auf denen der Massengehalt der Stämme nach kubischer Berechnung des Wurzel- und Zweigholzes (wenn erforderlich) nach Versuchen und Erfahrung ermittelt werden. Sind aber die Bestände ungleichwüchsig, so werden sie ausgezählt, in Classen formiert und nach Modellbäumen berechnet. Junge Bestände, die zu Zeiten neben den erwachsenen vorkommen und gefällt werden müssen, werden ihrem Ertrage nach, entweder auch nach Probeflächen oder auch bloßer Überschlagung geschätzt. — Eben so werden nach (S. 241.) die Durchforstungs-Erträge bloß ungefähr überschlagen; der Verf. läßt sich hierüber ausführlich aus und verwirft die Feststellung bestimmter Zeiten zur regelmäßigen Wiederkehr der Durchforstungen. — Mit der Zuwachsberechnung (Kap. 13.) hat es bey diesem Verfahren nicht viel auf sich! Die alten haubaren Bestände wachsen nicht mehr recht viel zu; was sie alle Jahre bis zu ihrer endlichen Fällung auflegen, ist sich ziemlich gleich und im Allgemeinen nicht sehr bedeutend; daher soll man die Ermittlung des Zuwachses auf

den Massenbelang des Zuwachses der letzten abgelaufenen Lebensjahre der Bäume gründen, jedoch die Zahl dieser Jahre so gering wie möglich annehmen, (weil die Natur dem Rechner doch einen Streich spielen könnte.) Der Verf. will den erforschten Massenbelang des zukünftigen Zuwachses als eine besondere Größe, ohne Verbindung mit dem Hauptertrage, dargestellt wissen, um nachher eine bessere und schärfere Controle eintreten lassen zu können u. — Ziel verhandelt derselbe von der Darstellung des gefundenen Massenbelanges in einem bestimmten räumlichen Gemäße (Klafter, Malter u.), wobey Verhältnisse des soliden Holzes zum leeren Raume vorkommen und von der Erforschung des Verhältnisses von Nutz- und Brand-Holz in dem gefundenen gesammten Massenbelange; es soll dies Verhältniß durch erfahrene Holzhauer u. s. w. durch Schätzung ermittelt werden!

Beym Mittelwalde und insbesondere beym Niederwalde seyen (der Eintheilung nach Fläche wegen) genaue Ertragserforschungen und Statsbestimmungen eigentlich gar nicht erforderlich; wolle man wissen, was der Niederwald ertrage und worauf man jährlich rechnen könne; so müsse man Probeflächen abtreiben, und wolle man sich beym Mittelwalde mit einem ähnlichen Verfahren nicht zufrieden erklären, so müsse man das Oberholz wie beym Hochwalde auszählen, berechnen und schätzen!

Nach diesem, in seinen wesentlichen Momenten dargestellten Verfahren will der Herr Verf. in einem Jahre, wenn vorher die lästigen Servituten u. abgelöst sind, fünfzig tausend Morgen à 160 Q.R. vermessen, regulieren und taxieren! (Kap. 15. S. 217.)

Der IV. Abschnitt handelt von der Darstellung des Wirthschafts=Planes, in welcher derselbe den Betriebsbeamten zur Richtschnur zuzufertigen ist, wie imgleichen von der Aufrechterhaltung desselben.

Hier wird von der Mittheilung von Betriebs=Karten, Taxations=Resultaten und Statsbestimmungen, Hauungs= und Cultur=Plänen zc. zur Nachricht und Nachachtung an die Betriebs=Beamten, von der Aufrechterhaltung der Waldgrenzen und Waldgrößen, der Statsbestimmung durch jährl. Betriebs=Controle zc. weitläufig verhandelt und eingestanden (S. 279), daß ein beständiges regelmäßiges Einhalten des erforschten Stats gar nicht gedenkbar sey, vielmehr derselbe in dem einen Jahre überschritten, in dem anderen nicht erfüllt werde; — er müsse alle Jahre berichtet werden! Der Verf. führt nachher die Schwankungen an, die er in einer Reihe von Jahren in den taxierten braunschweigischen Forsten erfahren hat.

Ref. geht in diesen Abschnitt nicht tiefer ein, da er sich bloß mit Formen=Wesen, was jede Forstverwaltung nach Gefallen zc. bestimmen kann, nicht mit dem Wesen der Wissenschaft, beschäftigt und bemerkt nur noch, daß der Herr Verfasser Schemata zu Ertrags=Lagerbüchern zc. liefert, die sämmtlich sehr angemessen seyn dürften.

Er will sich dagegen zu einem diesem Theile des Werkes beygefügtten Anhange, betitelt: Beiträge zu der Kenntniß des Ertrags der Waldungen und Betrachtung der dieserhalb in Beziehung kommenden Gegenstände, mit besonderer Bezugnahme auf die Forsten des Herzogthumes Braun-

schweig — der nicht besonders hat erscheinen können, weil sich kein Verleger dazu hat finden wollen — wenden, weil er ihm vorzüglich interessant gewesen ist.

Der Hr Verf. hatte früher Hrn Oberforstrath Pfeil Ertrags = Übersichten aus den herzogl. braunschweigischen Forsten, aber entlehnt aus den Taxations = Resultaten, nicht aus den wirklich von den taxierten Forsten bezogenen Erträgen, mitgetheilt, die derselbe auch in seinen kritischen Blättern hat abdrucken lassen. Die wirklichen Erträge haben nun gegen die taxierten bedeutende Verschiedenheiten, zum Vortheile der ersteren, ergeben; der Hr Vf. theilt sie daher zur Berichtigung der letzteren, in einer tabellarischen Übersicht und mit Bezug auf ähnliche tabellarische Übersichten von den wirklichen Erträgen einzelner Betriebsarten z. B. Hochwald, Mittelwald u. s. w., mit, aus der wir hier nur das End = Resultat vorlegen wollen. — — Es sollten nämlich von den 300,408 preuß. Morgen regulierter Forsten im Herzogthume Braunschweig jährlich bezogen werden 118,571 Klafter à 108 c' Raumgehalt. Es sind aber nach 10 — 19 jährigen Durchschnitten wirklich genutzt worden 146,327 Klafter — mithin jährl. durchschnittlich 27,756 Klafter mehr, wie erforscht worden und im Durchschnitte jährlich von einem preußischen Morgen à 180 Q.R. à 12' = 0,48 Klafter à 108 c' Raumgehalt.

Diese und ähnliche Erfahrungen über die Productionsfähigkeit des Waldbodens unter gegebenen Verhältnissen haben für den Ref. großen Werth! Sie beweisen nicht allein besser wie alle Abschätzungen, was der gegebene Wald wirklich leisten könne, — welche Zinsen der Forsteigenthümer von seinem Waldboden erwarten dürfe, — sondern sie berechti-

gen auch zu dem Schlusse, daß andere Waldungen unter ähnlichen Umständen, ähnliche Erträge liefern werden; sie sind also Erfahrungs=Tafeln nach einem großen Maßstabe, die man wie einen Maßstab an andere Waldungen legen und danach ihre Kräfte ziemlich genau abmessen kann. Die Natur bleibt sich in ihren Wirkungen bey gleichen oder ähnlichen Grundlagen auch gleich; was sie in dem einen Falle leistet, leistet sie gewöhnlich in dem andern auch! So sind dem Ref. aus einem andern norddeutschen Staate die Erträge des Waldbodens, wenn er in seiner Art mit Holz besetzt war, ausführlich bekannt geworden; er kann versichern, daß sie den von dem Hrn Verf. hier mitgetheilten beynahе völlig gleich kommen; — und so möchte er behaupten, daß sie in den norddeutschen Forsten ziemlich zur Allgemeinheit erhoben werden könnten! Wenn so — und dazu hat man in der That schon ziemlich viele Materialien — Erfahrungen aus ganz Deutschland zur Kunde kommen, so wird man wissen, was der deutsche Waldboden, erstreckt er sich nun über die Alpen oder über die sandigen Flächen der Ostsee=Küsten, ertragen könne; und damit hat man nach Meinung des Ref. ein großes Datum zur regelmäßigen, nachhaltigen Bewirthschaftung der Waldungen gewonnen!

Aus diesem Grunde kann er auch mit dem Hrn Verf. die s. g. Erfahrungs=Tafeln (Waldchen im Kleinen, sorgfältig ausgenutzt und als Maßstäbe der großen angewandt) nicht so unbedingt verwerfen; sie müssen nur mit Geist und Verstand zusammen getragen werden.

Der Herr Verf. führt in eben diesem Anhange, nicht ohne einige Kriegserklärung gegen Hrn Oberforstrath Pfeil, noch die Material=Erträge einiger

besonderer Holzarten z. B. der Fichte, der Buche u. s. w. an. Ref. will sich in den Streit nicht mischen, dagegen aber nach dem Verfasser anführen, daß:

1. ein 43 jähriger gut geschlossener Buchenbestand im braunschweig. Sollinge beym gänzlichen Abtriebe, incl. der Stufen, aber excl. der früheren Durchforstungs- Erträge 62 Malter à 60 c' Raumgehalt und jährlich pro Morgen Zuwachs 44 c', und

2. ein preussischer Morgen Eichen-Waldung im Forstorte Lieg bei Magdeburg in der Elbniederung, im 11. Jahre incl. der Durchforstung 698 c' Holz ertragen habe. (S. 357.)

Soll nun Ref. sein Urtheil über diese Betriebs-Regulierungs- und Taxations-Methode hinzufügen, so würde dasselbe folgendermaßen lauten:

Die Betriebs-Regulierung und der damit in Verbindung stehende Hauungs- und Cultur-Plan, befriedigen im Allgemeinen die Ansprüche, die man an diese wirthschaftlichen Operationen zu machen pflegt; sie bezwecken eine Ordnung in der Art und Weise des Holzbezugs, mit Berücksichtigung der Wiedererzeugung des selben; diese Ordnung ist im Grunde nicht mit großen Schwierigkeiten verbunden, und sollten Veränderungen dabey im Verlaufe der Zeit erforderlich werden, so lassen sie sich in den meisten Fällen treffen, ohne daß der Holzbezug selbst wesentlich dadurch gestürzt wird.

Dasselbe Urtheil kann Ref. nicht von der Taxationslehre des Hrn Verfs fällen.

(Fortsetzung folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 21. May 1842.

L ü n e b u r g.

Fortsetzung der Anzeige: 'Lehrbuch der Forstwissenschaft. Von J. G. F. Schulze, Forstsecretair.'

Eine Taxation, in dem Sinne wie sie hier genommen werden muß, soll nicht bloß die gegenwärtige Ertragsfähigkeit des gesammten vorliegenden Waldbodens, sondern auch die zukünftige, normale, wenn der Wald in einem normalen Zustande sich nicht befinden sollte, vor Augen legen, wenn sie diesen Namen wirklich verdienen und auf Rationalität Ansprüche machen will. Sie soll die Productionskraft des Waldes ausmessen, so 'wie er ist' und 'wie er seyn kann,' wenn er angemessen behandelt wird; und eben deswegen haben die Erfahrungen über wirkliche Walderträge unter gegebenen Verhältnissen, so wie sie der Hr Verf. geliefert hat, in den Augen des Ref. so vielen Werth.

Daß der so für die Gegenwart und für die Zukunft ermittelte Ertrag — die jährl. Nutzung,

die vom Walde bezogen werden kann — eine Größe ist, die der Betriebsbeamte durch seine jährlichen wirthschaftlichen Operationen entweder nie oder selten vollständig darstellt, kann der Nothwendigkeit ihrer Erforschung nicht entgegen treten. Das erforschte jährliche Nutzungs-Quantum soll nach den Ansichten des Ref. auch nicht ein Quantum seyn, was jetzt oder in Zukunft durchaus alle Jahre erreicht oder inne gehalten werden müßte; — nein, es soll ein Quantum seyn, was als Leitstern, als äußerste Schranke der Waldbenutzung dasteht und nach dessen Erfüllung der Betriebsbeamte (durch den Betrieb) streben muß, wie ein Landwirth nach dem höchsten Ertrage seines Ackers strebt, was er aber nicht fortdauernd überschreiten darf, wenn er seinen Wald nicht devastieren will. — So nur allein können Taxationen für den Betrieb von wahren Nutzen seyn, so stehen sie, sind sie nach diesem Principe angefertigt, für einen gegebenen Wald gewissermaßen für alle Zeiten fest und es sind die ewigen Taxations-Wiederholungen, die ewigen Einschauungen in das Buch der Natur — die den Regierungen so enorme Summen kosten — nicht erforderlich u. s. w.

Was hat nun aber unser Herr Verf. für eine Taxation geliefert?

Er hat nicht einmahl den ganzen Wald, so wie er ihm vorliegt, nach seinen jetzigen Kräften ausgemessen; er hat sich lediglich mit der Erforschung dessen, was er ihm jetzt zum Genuße darbietet — mit dem jetzt gedeckten Fische — begnügt und das, was nachwachsende Bestände, anzubauende Blößen &c. in Zukunft der Nachkommenschaft &c. geben können, ausdrücklich ausgeschlossen; ihm ist es nicht sowohl darum zu thun — der Nachkom-

menschaft ein erforschtes, naturgemäßes und gleichförmiges Nuzungsquantum, als vielmehr einen 'in einen vollkommenen Zustand hergestellten Wald' zu hinterlassen; — haben sie den, — so können sie mit der Gegenwart zufrieden seyn u. s. w.

Das ist keine Taxation, das ist gleichsam nur eine Befriedigung der Neugierde zu wissen, 'was ich für die nächsten Jahre (I. Periode) zu verzehren habe?' eine Taxation aus der Hand in den Mund; — was nun für die folgenden überbleibt, mag dann zu seiner Zeit auch gefragt werden!

Aber um sich dies zu erklären und um dies nicht ganz wissenschaftswidrig zu finden, muß man sich die Waldverhältnisse, worin der Hr Verf. lebt und die er vor Augen hat, vergegenwärtigen.

Er lebt in einem Lande, was reich, man möchte sagen überreich an Wald ist; diesen reichen (Domainen-) Wald hat er sich vorher 'éclairiert' (abgerundet, purificiert); immer bleibt noch genug übrig, die darauf lastenden Ansprüche zu befriedigen, zumahl wenn er in einen vollkommenen Zustand hergestellt ist; zu welchem Ende sollte er sich dann um die ungewisse Zukunft bekümmern, wenn er weiß, daß ihm die jedesmalige Gegenwart genug zu verzehren gibt? —

Das ist die Sprache eines reichen Mannes, der sich nie mit dringenden Gläubigern überworfen hat, der immer nur aus dem Vollen wirthschaftet und nicht weiß, wie man bey Armuth oder Noth alles zu Rathe halten, Eins mit dem Andern vergleichen, der Zukunft nicht vorgreifen, aber auch in der Gegenwart nicht schwelgen darf u. s. w. Und ge-

gen diese Sprache haben wir unter diesen Umständen nichts zu erinnern, unter anderen würde der kundige Herr Verf. eine andere Sprache zu führen verstanden haben.

Da diese Blätter vorzüglich zum Zwecke haben, den Fortschritt der Wissenschaften zu verfolgen, so kann Ref. nicht unterlassen, auf den großen Unterschied aufmerksam zu machen, der in der Behandlung eines und eben desselben Gegenstandes in einem andern im 173 u. f. Stücke dieser Blätter vom vorigen Jahre angezeigten Werke (von dem Herrn Oberforstmeister Smalian) Statt findet.

Hier ist alles reine Mathematik, alles wird durch Formeln gelöst; aus dem Wachsthumsgange eines Baumes der Wachsthumsgang eines ganzen Waldes entwickelt und das Hartigsche Fachwerks-System durchaus verworfen!

Hier im Gegentheile ist alles Erfahrung; der Wachsthumsgang eines Baumes wird nur an seinem Ausgange nicht etwa um den des ganzen Waldes, sondern um ein Stück desselben zu erforschen; der Wald soll nicht nur eine productive Fläche, sondern ein Aggregat von kleinen productiven Flächen bilden und die Hartigsche Fachwerks-Methode über Alles erhoben!

Wohl mag man stutzig werden und fragen, wie es um die ersten Grundlagen einer Wissenschaft stehe, wenn solche Divergenzen bey einem Cardinalpuncte Statt finden!

Vieles will Ref. bey diesem Theile nicht berühren, z. B. die Lehre von den Durchforstungen, er müßte sonst zu weitläufig werden, dagegen aber zum III. Theile, zu der Lehre von der Forstpolizey in Verbindung mit der Forstbenutzung, so weit diese dabey in Betracht kommt, aus dem gegenwärtigen Stand-

puncte der industriellen und sonstigen bezüglichen Verhältnisse Deutschlands angesehen — übergehen.

Unter Forstpolizey hat man bisher den gesetzlichen Schutz verstanden, der den Waldungen gegen nachtheilige Anfälle der Menschen und der unmittelbar von ihnen abhängigen (zahmen) Thiere gewährt wird (die wilden Thiere oder das Jagdwesen hat man der Forstpolizey noch nicht recht unterordnen können —); die Vorkehrungen gegen nachtheilige Naturereignisse und Angriffe von Thieren (Insecten z. B.), die überall gar nicht in der Gewalt der Menschen stehen, hat man unter dem Namen von Forstschutz und um so mehr begriffen, als dieser Schutz zum guten Theile von dem Forstmanne, als solchem, ausgehen muß; Fragen über Oberaufsicht über Gemeinde- und Privat- Waldungen, über das Massen-Verhältniß der Waldungen im Staate zu dem übrigen Staats-Vermögen, zu den Einwohnern zc., über die Theilung der Waldungen unter die verschiedenen Nutznießer gehören theils zur Staatswirthschaft überhaupt, theils zur Staats-Forstwirthschaft insbesondere; die Specification der alljährlich bezognen gesammten Holzmasse in verschiedene Sortimenten, die Zurichtung derselben zc., die Sorge für ihre Abfuhr und Anlieferung auf Wagen zc., die Aufbewahrung derselben in Magazinen zc. sind Gegenstände, theils der Forstechnologie, theils der Forstbenutzung, theils wiederum (wie z. B. die Anlage von Holzmagazinen) der Staats-Forstwirthschaft u. s. w.

Alle diese verschiedenen, zum Theil ganz heterogenen Gegenstände nun hat der Herr Verf. unter dem Namen von 'Forstpolizey' zusammen gefaßt und diese Disciplin dahin definiert, daß dar-

unter 'die Lehre von der Sicherung einer angemessenen Waldfläche und der angemessenen Benutzung derselben für die Staats-Einwohner' verstanden werden müsse.

Unter einen so weiten Begriff hätte der Verf. noch mehrere Gegenstände, als er gethan, aufführen und z. B. auch die verkehrten und nachtheiligen Operationen der Forstbedienten in Anlage der Hauungen, der Culturen zc. als Polizey-Sache darstellen können, obwohl man sie bisher als einen Gegenstand der Controlle der Forstbedienten angesehen hat u. s. w. Diese ungemeine Anhäufung der Materien in einem willkürlich über alle Grenzen hinaus erweiterten Fachwerke hat Mangel an logischem Zusammenhang und Ordnung, an Erschöpfung der verschiedenen sich neben einander findenden Materien, an Präcision, indem die Sachen nur von einer Seite (von der polizeylichen), nicht aber von anderer z. B. von der nutznießlichen zc. dargestellt werden, und vor allen eine Weitläufigkeit und Wiederholung derselben Sachen zur Folge gehabt, die das Lesen insbesondere dieses Theiles des Werkes äußerst beschwerlich macht!

Der Herr Verf. scheint diesen Mangel an Sondernung und Unordnung der Materien selber gefühlt zu haben; er bittet deshalb ausdrücklich um Nachsicht; gern wird man diese seinem Eifer für die Wissenschaft gewähren, aber dies darf doch nicht hindern, das Treiben des Forschers strenge zu beleuchten.

In der Einleitung (jedem einzelnen Theile dieses Werks ist eine Vorrede und eine Einleitung voran geschickt) berührt der Verf. zuvörderst die Frage von dem angemessenen Größen-Verhältnisse der gesammten Landes-Forsten zu den Bedürfnissen des Staats und

der Staats = Einwohner; eine Frage, allerdings von der größten Wichtigkeit, setzt man sie, wie der Herr Verf. mit Recht gethan hat, mit der Entwicklung des Staats und allen seinen Erwerbsquellen zc. in Verbindung. Unser Verf. hat sich auf eine bestimmte Feststellung dieses Verhältnisses auf immer nicht eingelassen (und daran hat er auch wohl gethan!); er hat dagegen vorgeschlagen, allen natürlichen Waldboden, wohin er Berge, Sänder, Brücher zc. rechnet, beständig Wald bleiben zu lassen; meint, unser Deutschland besitze zwar wohl noch Waldfläche hinlänglich, habe aber doch Ursache vorsichtig zu seyn und knüpft an diese Ansicht die Lehre von dem Rechte des Staats zur (polizeylichen) Oberaufsicht über alle Waldungen im Staate; es sey ihm von Gott und Natur beygelegt, zugleich aber auch die Behauptung, daß die gesammten Staatseinwohner einen ordentlichen Zustand der Wälder verlangen könnten.

Niemand zweifelt an jenem Rechte des Staats; wir hätten aber, anstatt daß der Verf. sich Mühe gegeben hat, dieses Verlangen der Staatseinwohner 'naturphilosophisch' zu rechtfertigen, gewünscht, daß es ihm gefällig gewesen wäre,

das Verhältniß der Waldfläche zu der gesammten Staats = Grundfläche in den verschiedenen Staaten Deutschlands

nachrichtlich aufzuführen. Dadurch würde er besser, als durch die Verweisung der Wälder auf die Berge, in die Sänder und in die Brücher, nachgewiesen haben, wie das Verhältniß beschaffen seyn müsse, um für genügend erkannt zu werden.

Seine Polizeylehre befaßt nur die Sicherung des Waldes

I. gegen Mißbrauch ihrer zeitigen Besitzer;

2. gegen Mißbrauch der darin Berechtigten;
3. gegen Behinderung seiner vollkommenen Benutzung abseiten Nichtberechtigter;
4. gegen Beschädigung durch Thiere;
5. gegen Beschädigung durch Natur=Ergebnisse; und endlich
6. allgemeine forstpolizeyliche Maßregeln.

In eben so viele Abschnitte, die hinwiederum in 34 fortlaufende Kapitel vertheilt sind, zerfällt das Werk.

Wir wollen den Inhalt möglichst kurz anzeigen und uns nur bey einigen Gegenständen Bemerkungen erlauben. I. Abschnitt. Von der Sicherung des Waldes gegen Mißbrauch abseiten ihrer zeitigen Besitzer.

Da der Staat meistens der Hauptbesitzer der Waldungen ist, so verfällt der Herr Verf. in eine Art von Übelstand, indem er den Staat selber, der doch die Forstpolizey ausüben soll, gewissermaßen auch unter Forstpolizey stellt und zwar um so mehr, als die hier hervorgehobenen Mißbräuche größtentheils Gegenstände der Staats=Forstwirthschaft sind. Gewis kann der Staat Fehlgriffe in Behandlung seiner Waldungen thun, aber die Sicherung vor denselben darf nicht aus einer gleichsam noch höher stehenden Forstpolizey, sondern aus richtiger Anwendung der Lehren der Staats=Forstwirthschaft geschöpft werden. Im Staate muß die höchste Erkenntnis in Verbindung mit der höchsten Gewalt gedacht werden.

Der Verf. handelt hier von den Mißbräuchen hinsichtlich der Staatswaldungen, wenn:

- a. dem Veräußerungssysteme Kleiner oder auch lästiger Forsten und
- b. dem Abtritte von Forstgrund an Do=

mainen, behuf Hut und Weide zc. eine zu weite nachtheilige Ausdehnung gegeben wird,

c. nicht Cultur=Gelder genug verwilligt,

d. die Holztaxen nicht gehörig reguliert,

e. schlechte, untaugliche Ackerländerenen nicht zu Wald bestimmt,

f. die Wälder überall nicht zum Besten der Unterthanen behandelt, und endlich

g. die Forstbedienten nicht gehörig herangebildet werden.

Mit den von ihm dieserhalb ausgesprochenen Grundsätzen kann man sich im Allgemeinen einverstanden erklären; sie drücken Wohlwollen gegen die Landeseinwohner, gegen die Forsten und gegen die Forstbedienten aus. Nur einiges wollen wir noch besonders hervorheben. Allerdings helfen kleine, im Lande umher zerstreute Forsten dem Bedürfnisse der benachbarten Gegend öfter ab. Aber ihre Erhaltung und ihre Beaufsichtigung ist nicht selten überaus kostbar und der angrenzenden Ackerkultur schädlich zc., daher ist doch in den meisten Fällen ihre Veräußerung und ihre Consolidation mit größeren, zusammen hängenden Forsten vorzuziehen. Ref. ist im Allgemeinen auch der Meinung, daß Forsten Güter sind, die in den Händen des Staates bleiben müssen. Inzwischen können doch die inneren Staatsverhältnisse die Ansicht ändern. In dem großen, waldreichen, österreichischen Kaiserstaate befinden sich nicht allein die meisten Waldungen in den Händen von Privaten, sondern der Staat geht auch darauf hinaus, die ihm noch gebliebenen Waldungen an Privaten abzutreten. Freylich klagen selbst die Staatseinwohner hin und wieder über Mangel an höchster polizeylicher Einwirkung und über Mangel an allgemeinen Forstverordnungen; aber

die Forstverwaltung ist dagegen auch nicht kostbar und die der einzelnen Wälder zum Theil musterhaft! Verstehen wir den Hn Vf. recht, so ist seine Meinung, daß die gesammten Wälder im Staate ursprünglich der Nation gehörten, daß ihr im Laufe der Zeit das Eigenthum auf mannigfaltige Weise nur genommen wurde, daß die Erzeugnisse der Wälder mindestens, wiederum Nationalgut werden, mithin die Domainen-Wälder auch zum Besten der Einwohner benutzt, die Laren gehörig reguliert (d. h. dem Publicum zur Selbstbestimmung durch meistbietende Verkäufe u. überlassen bleiben) und Blößen und unfruchtbare Ländereyen gehörig wiederum mit Holz besetzt werden müßten u. s. w. — Freylich wäre es ein Gegenstand der Untersuchung, ob es in staatswirthschaftlicher Hinsicht nicht vorzuziehen sey, alle Schranken zwischen freyen und unfreyen Interessenten und privativen Waldungen fallen, dagegen aber auch aller Orten den wahren Holzwerth bezahlen und alle Wälder nur rein forstwirthschaftlich behandeln zu lassen. — Besonders weitläufig läßt der Hr Verf. sich über die angemessene Bildung des Forstpersonals im Staate aus. Er will Forstacademien, auf denen auch die Hilfswissenschaften gelehrt werden sollen, aber die jungen Leute sollen bey einem tüchtigen Förster anfangen und die nöthigen Kenntnisse in den Hilfswissenschaften schon mitbringen (ein anscheinender Widerspruch; denn wozu noch ein Vortrag in diesen Wissenschaften auf der Academie, wenn die Lehrlinge damit schon vertraut und zum Theil sogar noch nach einer Universität geschickt werden sollen?). Lebhaft spricht er sich über die Trennung des Forstpersonals in zwey Classen — in höheres und

niedereres — und über eine zu große (gelehrte) Ausbildung desselben überhaupt aus, und führt zur Bekräftigung seiner Ansicht die Worte des Wachtmeisters aus Schiller's Wallenstein an:

Und wer's zum Corporal erst hat gebracht,

Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht! — Wozu, fragt er, 'noch diese wunderliche Trennung heutiges Tages? Alle Forstbedienten hiernächst aber und zwar dann vom Revierförster hinauf bis zum Director des gesammten Forstwesens eines Landes, sollten die gleichen Bildungsstufen vom Anfange an durchwandern' (S. 62). — Ihre verschiedenen Fähigkeiten u. sollen nachher ihre verschiedene Anstellung begründen.

Was die übertriebene gelehrte Bildung betrifft, bemerkt er (S. 63): 'Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß dem Staatsdienste auf den höchsten wie auf den niedrigsten Dienststufen, bloße Gelehrte nicht frommen, sondern vielmehr diesen letzteren die einfachen, aber tüchtigen Practiker, als Staatsdiener, bey weitem vorzuziehen sind.' — Doch verlangt er (S. 65) von dem Revierförster, 'daß er den Grad der Bildung sich 'anzueignen habe, welchen sein Vorgesetzter besitzt, weil in seinem Wirkungskreise, wenn auch nur im Kleinen, eben dieselben Dinge vorkommen, welche in dem größeren Bezirke jenes zur Behandlung vorliegen,' und behauptet (S. 85) bey Gelegenheit der Anlage von Forstgärten und der aus ihnen zu schöpfenden Kenntnisse u., 'daß unter allen, aus anderen Welttheilen zu uns gekommenen Holzarten auch nicht eine einzige befindlich sey, welche wir des Anbaues in unsern Wäldern werth achten könnten, weil sie niemahls einen höheren Ertrag als die einheimischen, abwürfen.' Wir überlassen dem Vf. diese, zum Theil mit einer erdrückenden Weit-

läufigkeit vorgetragenen Behauptungen gegen anders Denkende und Handelnde zu vertheidigen, und bemerken dagegen, daß wir vollkommen mit ihm über die im 3. und 4. Kapitel ausführlich entwickelten Ansichten über die Verwaltung und Beaufsichtigung der Gemeinde-, Corporations-, Privat- u. Waldungen, und daß namentlich die Gemeinde-Waldungen den doppelten Ertrag liefern könnten, wenn sie allgemein unter Aufsicht und Verwaltung des Staates gestellt würden, einverstanden sind. Nur müssen wir es in Abrede stellen, daß diese Beaufsichtigung und Verwaltung abseiten des Staates, so wie sie der Hr Vf. wünscht, Regel in Deutschland sey. Im Gegentheile gehört sie zur Ausnahme; in Folge streng privatrechtlicher Ansichten wirthschaften die Gemeinden meistentheils wie es ihnen gut dünkt!

II. Abschnitt. Von der Sicherung des Waldes gegen Mißbrauch abseiten der darin mit Servituten Berechtigten.

Nachdem der Verf. (S. 123) eine kurze, unvollständige Geschichte der Berechtigungen in den Wäldern voran geschickt und behauptet hat, daß das Forsteigenthum sich erst im 17. Jahrh. völlig ausgebildet habe, zählt er in den folgenden Kapiteln so ziemlich alle, in Norddeutschland, aber namentlich in seiner Gegend, Statt findenden Berechtigungen auf. — Er will sie sämmtlich, wie man schon aus seiner Betriebslehre weiß, abgelöst oder doch dem Forstbetriebe untergeordnet wissen.

Was die Hintansetzung der Berechtigungen hinter den Forstbetrieb betrifft, so wird damit wohl jeder Forstbeamter zufrieden seyn; und in der That möchten, wenn dieser Grundsatz strenge befolgt wird, nur wenige Berechtigungen vorhanden seyn, die dann noch überwiegend schädlich blie-

ben. Was aber die Ablösungen derselben betrifft, so hat man schon mehr Ursache bedenklich zu seyn. Denn zuvörderst kann man nicht behaupten, daß alle Berechtigungen, ohne Unterschied, durchaus schädlich seyen, z. B. die Weideberechtigung, die Mastberechtigung, die Leseholzberechtigung u. s. w. Man sieht nicht ab, warum man das Gras in den Wäldern nicht verzehren, die Mast nicht zur Feistung benutzen, das Leseholz von den Armen nicht auffammeln lassen soll. Es muß nur alles unter gesetzlicher und forstwirthschaftlicher Ordnung geschehen. Sodann aber kosten die Ablösungen enorme Flächen oder enorme Geldsummen! Wenn man daher nicht Überfluß an Waldgrund und Geld hat — und das erste meint der Hr Verf. sey der Fall in Deutschland gerade nicht — so thut man meistens besser, die Berechtigungen und einen ungeschwächten Wald beyzubehalten, sie aber der Waldwirthschaft unbedingt unterzuordnen, mindestens aber doch nur die Waldfläche unter der Bedingung abzutreten, daß sie, theilweise oder ganz, als Wald beybehalten werde; — warum wollte man 'mit Ordnung' nicht noch andere Producte aus dem Walde beziehen lassen, als Holz?!

Gegen die Laubberechtigung und gegen das Abholen des Laubes aus dem Walde hat der Hr Verf. sich ganz vorzüglich und mit außerordentlicher Weitläufigkeit erhoben! Wer würde ihm darin nicht Recht geben, wenn man auch mit seinen Entwicklungen nicht ganz zufrieden seyn sollte; die Thatsachen sprechen zu augenscheinlich gegen diese stille aber unfehlbare Waldverwüstung. Nur liegt der Grund nicht bloß darin, daß man dadurch dem Walde seinen Dünger entzieht; er liegt eben so sehr und vielleicht noch mehr darin,

daß er dadurch eine Decke verliert, die seine Wurzeln vor Kälte und seinen Boden vor Ausdünstung und Vernarbung mit so genannten Forstunkräutern schützt. Um dies einzusehen, deutet Ref. hier nur an, daß die Wurzeln unter der Laubdecke gewöhnlich sehr flach, nach der Oberfläche hin, streichen, daß der Frost unter derselben selten tief eindringt, daß dieselbe beständig eine temperierte, feuchte Luftschicht, ähnlich wie in einem Lohbette unterhält, die dem Pflanzenwuchse außerordentlich zuträglich ist und daß dem Baumwuchse nichts hinderlicher sey, als die Kruste von Moosflechten, Gras u., womit der Waldboden sich gewöhnlich zu überziehen pflegt, wenn man ihm seine schützende Laubdecke entzieht. Vergl. zu allem diesen die Erfahrung an gepflanzten Bäumen, die keine Laubdecke über sich zu haben pflegen und Liebig's organische Chemie u.

Sonderbare Anwendung von Decandolle's angeblicher Entdeckung von Ausleerungen der Pflanzen an ihren Wurzeln und von der Schädlichkeit derselben für Pflanzen derselben Art auf die Lehre vom Wechsel der Holzarten! (S. 137.)

III. Abschnitt. Von der Sicherung des Waldes gegen Behinderung seiner vollkommenen Benutzung abseiten darin nicht betheiligter, unbefugter, Personen.

Hier erst befindet sich der Verf. auf dem reinen Gebiete der Forstpolizey; hier hat er es mit den zahllosen Frevlern zu thun, die in den Wald unbefugter Weise eindringen und in demselben Beschädigungen oder Entwendungen vornehmen. Hier werden nun also auch die allgemeinen Fragen über Verhütung von Forstfreveln durch Vorsorge für die Armen, hinsichtlich ihrer Holzbedürfnisse, über die Behandlung der Forstfrevel, ent-

weder bloß polizeylich oder criminellz. über den Antheil, den die Forstbedienten an den Strafen haben sollen, über die Abfassung eines Forststrafgesetzes, über die Schätzung zc. der Forststrafen, insbesondere des f. g. Schadens abgehandelt, abermahls zum Theil mit außerordentlicher Weitläufigkeit, wie denn der Verf. z. B. ausführlich beschreibt, wie ein Waldbrand gelöscht werden müsse! — und dann alle einzelnen Forstvergehen erwogen.

Wir können über diesen Abschnitt, da er nichts Neues, nur Bekanntes enthält, um so eher schnell hinweg gehen, da das Forstpolizey = Wesen in der That gar zu örtlich ist und wenige Seiten zu einer allgemeinen Erhebung darbietet. Nur ein Paar Bemerkungen wollen wir uns auch hier erlauben:

1. Verhütung vor Forstfreveln, wo Noth im Hause, im Walde und in der Casse ist — ist sehr schwer; alle dagegen vorgeschlagenen Mittel sind mehr oder weniger nur Palliative, selbst die Verwilligung von Holz an Arme! Das beste bleibt immer: die allgemeine Möglichkeit sich sein Holzbedürfnis selbst zu verschaffen.

2. Die Forstbedienten von allem Antheile an den Forststrafen auszuschließen — hat sehr seine zwey Seiten! Freylich wird dieser Ausschluß erfordert, wo die Anzeigen des Forstbedienten v Gericht unbedingten Glauben erhalten sollen; aber sein Eifer in Beschützung des Waldes erhält dadurch einen Stoß; ein kleiner Neben = Verdienst reizt um so mehr, je karglicher die Haupt = Einnahme ist!

3. Absichtliches Feueranlegen sollte billig allgemein criminell behandelt werden; es

geht auf gänzliche Vernichtung des Waldes hinaus!

4. Von einer Forstordnung hat der Herr Verf. nichts erwähnt und doch ist eine Forstordnung nur ein Ausfluß der höchsten Polizey = Gewalt im Staate, wodurch unter andern die Verhältnisse der Gemeinde = Privatwäldungen zur Staats = Forstverwaltung zc. also Gegenstände ihre Erledigung finden müssen, die der Hr Verf. zum Vorwurfe seiner Bearbeitung gemacht hat. Zudem muß ein Forststrafgesetz sich auf eine Forstordnung stützen; beide stehen in einem nothwendigen logischen und gesetzlichen Zusammenhange. Der Hr Verf. hätte daher, nach seiner Ansicht, Erlaß und Inhalt einer Forstordnung nicht ganz übergehen dürfen, obwohl nach unserer Ansicht weder das eine noch die andere in eine reine Lehre der Forstwissenschaft gehört.

IV. Abschnitt. Von der Sicherung des Waldes gegen Beschädigungen durch Thiere.

Dieser Abschnitt und der folgende begreifen die eigentlichen Gegenstände, die bisher in der Lehre vom Forstschutze abgehandelt worden sind! — Dieser Schutz soll freylich auch wesentlich, gleich dem im vorigen Abschnitte, vom Forstbedienten ausgehen, aber hauptsächlich durch seine Operationen, nicht mit Zuhilfenahme der Polizeygewalt, die bey den Thieren und Naturereignissen meistentheils ohnmächtig ist.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 23. May 1842.

L ü n e b u r g.

Schluß der Anzeige: 'Lehrbuch der Forstwissenschaft. Von J. G. F. Schulze, Forstsecretair.'

Der Herr Verf. führt in diesem Abschnitte die wald-schädlichen und nützlichen Säugethiere, Vögel und Insecten — nicht speciell und ausführlich, sondern nur im Allgemeinen — auf; verweist, was die Insecten als die Hauptfeinde der Wälder betrifft, auf das Werk des Hrn Prof. Rakeburg; bemerkt, daß man der *Chrysomela populi* Dank wissen müsse, weil sie uns die in guten Forsten stets unwillkommenen (!) Aspen (*Populus tremula* L.) vertilgen helfe, und zählt bey jedem schädlichen Thiere oder bey jeder schädlichen Thierclassen die bisher mit mehr oder weniger Erfolg angewandten Vertilgungsmittel ausführlich auf. Er ist der Meinung, daß alle diese Mittel im Grunde nichts hülfen, daß man der Natur, die sie hervorbrächte ('es sey gedenkbar, daß durch electrisch-galvanisch-magnetische Erregung Larven und Raupen ohne Ey entstehen könn-

ten,' S. 249), auch die Vertilgung überlassen müsse; daß man aber vorzüglich — und hier befindet er sich recht auf seinem Felde — an seiner Walderziehungs = Lehre, die wie ein electrischer Schlag durch sein ganzes Werk vibriert, — durch den Abbau von Holz durch Bepflanzung entgegen wirken müsse, denn auf diese Weise könnten nur Kräftige und gesunde Bäume erzogen werden, und hinlänglich habe es die Erfahrung bewiesen, daß die Insecten nur Kranke und ungesunde Bäume vorzugsweise angriffen! Auch die Mäuse, die den jungen Pflanzen oft so großen Schaden zufügten, würden durch diese Walderziehungsmethode abgehalten, denn in einem angepflanzten Walde fänden sie nicht den Schutz, den ihnen natürlich angezogene Dickungen gewährten zc.

Die Bemerkung des Hrn Verf's, daß die Natur das Meiste zur Vertilgung der schädlichen Waldinsecten thue, ist allerdings vollkommen richtig. Allein soll deshalb der Forstmann die Hände in den Schooß legen? Etwas — und zu Zeiten sehr viel — kann er doch bewirken, und — wie dem Hrn Verf. gewis eben so gut, wie dem Ref. bekannt ist — manchen Bestand retten. Dann behält man doch ein Material, was man nicht entbehren kann und was man außerdem vielleicht mit noch größeren Kosten als die Rettungskosten betragen, ankaufen müßte. Freylich ist ein Wald nicht in so enge Grenzen eingeschlossen, wie ein Feld oder ein Garten, aber wie schützt der Landmann und der Gärtner nicht seine Saat und seine Bäume durch Ablesen der Raupen zc.

Wenn unsere Vorkehrungs = und Vertilgungs = Maßregeln noch nicht mit dem gewünschten Erfolge begleitet sind, so ist dies zum Theil noch in der

mangelhaften Kenntniß von der Lebensart der schädlichen Thiere begründet.

Deswegen kann Ref. auch nicht so unbedingt in den Tadel einstimmen, den der Verf. gegen ein fleißiges Studium der Naturgeschichte, insbesondere der Insecten, lebhaft ausspricht. Ein vollendeter Naturforscher braucht der Forstmann freylich nicht zu seyn, aber ein guter Beobachter kann er leicht werden; und dies kann er hinwiederum nicht seyn, ohne Vergleichen anzustellen, wozu nur ausgebreitete Kenntnisse führen.

Über den Schutz der Wälder gegen das Jagdwesen in übermäßiger Hegung des Wildes, in Vertilgung der Raubthiere u. s. w. geht der Vf. ziemlich leicht hinweg!

V. Abschnitt. Von der Sicherung des Waldes gegen Beschädigung durch Naturereignisse.

Hier wird in 8 Kapiteln von der Versumpfung und Versandung des Waldbodens, von Sturm-schäden, Frost und Schnee, Hitze und Dürre, Blitz und Regen ꝛ. gehandelt.

Sumpfigen Boden, z. B. Ellernbrücher, will der Herr Verf. durchaus, wenn der ursprüngliche Holzwuchs auch dadurch leiden sollte, austrocknen, eine andere Holzart könne eingeführt werden. Sandboden soll durch Bepflanzung, Besamung mit *Arundo arenaria*, *Carex arenaria* etc. und durch Coupier-Zäune zum Stehen gebracht, und dann mit Holz (Kiefern, Birken) angebaut werden. — Man sieht — der Verfasser kennt das, was man Sänder und Sandwiesen nennt, und deren Ursprung und Behandlung ꝛ. nicht aus eigener Erfahrung, sonst würde er sich wahrscheinlich weitläufiger über diese wahre Landplage und deren Abhilfe ausgelassen haben. Polizenwidrige

Behandlung des Bodens in Entblößung von Holz, in Beweidung insbesondere mit Schafen haben meistens Veranlassung dazu gegeben; — furchtbar sind die Folgen, wenn erst dem Winde freyes Spiel mit dem entblößten Sande gestattet worden und außerordentlich die Kosten, wenn man die wüthenden Sänder zum Stehen bringen und die benachbarten Fluren vor gänzlicher Versandung schützen will! Aber bewundernswürdig ist auch das Wachsthum z. B. der Kiefern (*P. sylvestris*) in solchem flüchtigen Sande! Ref. hat Proben davon gesehen, die dem Wachstume in s. g. gutem Boden nicht allein gleich kamen, sondern dasselbe noch übertrafen! — — Vorzüglich weitläufig, sogar mit Entwicklung einer Theorie der Winde, läßt der Vf. sich über die Sturm- schäden aus und führt alle die Mittel auf, die gegen dieselben vorgeschlagen worden sind: Sicherheits=Streifen, Mantelbildungen, Wirthschaftsfiguren u. s. w. Sein Vaterland ist gebirgig, daher auch Windstürmen ausgesetzt!

Allen diesen und andern Hilfsmitteln, z. B. Anlage der Hauungen mit Berücksichtigung der Sturm- linie zc., könne man zwar ihren Werth nicht absprechen; allein durchaus wirksam seyen sie bey der Regellosigkeit dieser Naturkraft dennoch nicht; nur Eins könne der Mensch mit einiger Aussicht auf Erfolg den Stürmen entgegen setzen, nämlich: Mischung des Nadelholzes mit Laubholz und vor allen 'Erziehung kräftiger Bestände durch Anpflanzungen!

Also abermahls geht das Heil der Wälder von der Walderziehungslehre des Hrn Verfs aus!

Dasselbe Mittel allein schützt auch am sichersten gegen die folgenden Naturereignisse: Frost, Rau- Reif und Schnee=Druck, Hitze und Dürre zc. —

Der Verf. will bemerkt haben, daß kräftige und gesunde Pflanzen, mit einem tüchtigen Wurzelsystem und einer tüchtigen Zweigbildung allen diesen Ereignissen besser widerstehen, als durch natürliche Besäung schwach erzogene Dickungen zc.

Nur gegen Bliße, Wolkenbrüche und Plazregen, wovon das letzte Kapitel dieses Abschnittes handelt, schienen sie unwirksam zu seyn.

VI. Abschnitt. Von der Sicherung des Waldes gegen Mißbrauch in Betreff der Verwendung des erzogenen Holzes im Staate.

In diesem Abschnitte ist endlich zum Beschlusse Forsttechnologie und forstliche Physik, staatswirthschaftliche Holzersparung und Vorseorge für die Brenn=Bedürfnisse der Einwohner durch einander geworfen; es wird von der zweckmäßigen Aufbereitung des Holzes im Walde, von der besten Fällungszeit, von der Benutzung der Brenn=Surrogate im Staate (Torf, Braunkohlen, Steinkohlen), von der Freiheit der Waldbesizer in Verkauf des Überflusses an Holz, von der Anlegung von Gemeinde=Backöfen, lebendiger Hecken zc. gehandelt.

Es ist ganz unmöglich dem Hrn Verf. in allen seinen Ansichten und Vorschlägen zu folgen; wir müssen zum Schlusse eilen und unsere Ansicht über das ganze Werk aussprechen. Wie ist dasselbe nämlich zu Stande gekommen und wie hat der Verf., seiner Absicht gemäß, die Forstwissenschaft um einen Schritt vorwärts — dem gegenwärtigen allgemeinen Zustande des Wissens und dem Zeitbedürfnisse näher — gebracht?

Der Verf. hat gefunden, daß die jungen Buchen sich in einem freyen Stande vollkommen

und besser, als in einem geschlossenen, aufziehen lassen. Er hat daher in seiner Walderziehungslehre nicht allein diese Erziehungsart, sondern auch der Begründung eines regelmäßigen Betriebes u. wegen die Bepflanzung der Buchenschläge mit so erzogenen jungen Pflanzen vorgeschlagen.

Beides, Erfahrung und ihre Anwendung, sind 'neu', in dem ganzen Werke ganz allein 'neu'; bestätigte sich die Erfahrung und wären die Forstverwaltungen geneigt, sie in Anwendung zu bringen, so würde (wie bereits gesagt) der Buchen-Hochwalds-Betrieb eine gänzliche Umwandlung erleiden!

Dies hat den Hrn Verf. zur Abfassung seiner Forstbetriebs-Lehre und da ein Forstbetrieb nicht wohl ohne eine geregelte Abgabe gedacht werden kann, auch zur Abfassung seiner (fast empirischen) Taxations-Lehre, geführt.

Aber die Erziehung so kräftiger junger Bestände führt noch weiter, auch zum Schutze des Waldes! Nichts widersteht den Stürmen, den Insecten, dem Froste u. besser, als recht gesunde, mit tüchtigen Wurzeln und tüchtigen Zweigen versehene Bäume; daher die Forstpolicy-Lehre! — Die Lehre von Ablösung der Berechtigungen durfte nach der Betriebslehre des Hrn Vf. nicht fehlen.

So kann ein einziger Gedanke ein ganzes System begründen! — Und bewährt sich der Gedanke, so ist das System auch in diesem Stücke neu und — die Forstwissenschaft wirklich um einen Schritt vorwärts gebracht. Wir fordern alle Betriebs-Beamte wiederholt auf, dem forstmännischen Publicum ihre Erfahrungen deshalb — und nicht bloß von den Buchen, sondern auch von andern Laubholzarten — mitzutheilen.

Aber haben wir hier ein reines abgeschlossenes

und abgerundetes System? Keineswegs! Der Herr Verf. hat, wie wir glauben dies hinlänglich nachgewiesen zu haben, in den Kreis seiner Ideen eine Menge von Gegenständen hinein gezogen, die nicht da hinein gehören, oder die, wenn er glaubte sie nicht umgehen zu können, nicht vollständig abgehandelt sind; anstatt eines Lehrbuches für (braunschweigische) Förster und die es werden wollen, hat er ein Forstlehrbuch für Deutschland geschrieben, mit welchem die deutschen Forstbedienten schwerlich zufrieden gestellt seyn werden und zufrieden gestellt seyn können.

Die Schreibart ist außerordentlich weitläufig; das Werk hätte auf die Hälfte reducirt werden können, wenn häufige Wiederholungen vermieden und eine gleichförmige Behandlung der Materien befolgt worden wäre.

D o r p a t.

Im Verlage bey C. A. Kluge. 1838. Reise in die Steppen des südlichen Rußlands, unternommen von Dr. Fr. Goebel, Professor der Chemie und Pharmacie zu Dorpat, Kais. russ. Collegienrathe u. s. w. in Begleitung der Herren Dr. C. Claus und A. Bergmann. Erster Theil. XIV und 325 Seiten in Quart mit zwölf lithographierten Ansichten und einer Karte von der transwolgaïschen Steppe. Zweyter Theil. VIII und 372 Seiten in Quart mit sechs lithographierten Tafeln.

Bev der wissenschaftlichen Reise, die von dem Herrn Goebel in die zwischen der Wolga und dem Uralflusse gelegenen Steppen im J. 1834 unternommen wurde, war das Hauptaugenmerk desselben zunächst gerichtet auf die Untersuchung der reichen Kochsalz-, Bittersalz- und Glaubersalzseen, so wie der ausgetrockneten Salzseen und ih-

rer ausgewitterten Salzmassen; auf die genauere Erforschung der verschiedenen Salzkräuter hinsichtlich ihrer geographischen Verbreitung, ihrer Anwendbarkeit zur Sodafabrication und ihres Gehaltes an Natron in verschiedenen Zeiten ihres Wachsthums; auf die chemische Analyse des Wassers vom kaspischen, schwarzen und asowschen Meere, so wie der gasförmigen Erhalationen der Schlammvulkane Lamans; während barometrische Messungen, hodométrische Bestimmungen und Einsammlung der wichtigeren Erzeugnisse des Pflanzen- und Thierreichs ebenfalls nicht unberücksichtigt blieben. Zwey Schüler des Hrn Goebel, Hr Dr. C. Claus und Hr A. Bergmann, von denen der erstere, ein guter Zeichner und Freund der Pflanzen- und Insectenkunde, schon früher mit Hrn Prof. Ewersmann eine Reise durch einen Theil der Steppe gemacht hatte, schlossen sich als Begleiter an, und leisteten bey den wissenschaftlichen Untersuchungen wesentliche Hilfe. Auch hatte Hr Goebel einer kräftigen Unterstützung der russischen Regierung sich zu erfreuen, ohne welche seine Unternehmung, bey welcher mit manigfaltigen und großen Hindernissen zu kämpfen war, schwerlich den erwünschten Erfolg gehabt haben würde. Die Reise konnte nur auf 8 Monate ausgedehnt werden. Sie wurde am 21. Januar angetreten und am 15. September im Ganzen glücklich beendet. Im vorliegenden Werke ist das Tagebuch der Reise von den wissenschaftlichen Arbeiten, zu welchen sie die Veranlassung gab und das Material darbot, zweckmäßig getrennt. Jenes nimmt, nebst einigen Beylagen, den ersten Band ein; letztere sind in dem zweyten Bande enthalten.

(Fortsetzung folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. 84. Stück.

Den 26. May 1842.

D o r p a t.

Fortsetzung der Anzeige: 'Reise in die Steppen des südlichen Rußlands, unternommen von Dr. Fr. Goebel, Professor der Chemie u. Pharmacie zu Dorpat, kais. russ. Collegienrathe u. s. w. in Begleitung der Herren Dr. C. Claus und A. Bergmann.'

Bey dem historischen Theile der Reise werden Abschnitte mit Inhaltsangaben ungern vermisst, indem das kurze, allgemeine Inhaltsverzeichnis keine angemessene Erleichterung des Überblickes gewährt. Von Dorpat aus begab sich Hr Goebel zunächst über Petersburg nach Moskau. Nach sechstägigem Aufenthalte in der Zarenstadt wurde die Reise nach Saratow fortgesetzt. Der vom 25. Februar bis zum 15ten April dauernde Aufenthalt in dieser, an der Wolga gelegenen Stadt, wurde zu einigen wissenschaftlichen Arbeiten und besonders zu den nöthigen Vorbereitungen für die Steppenreise benutzt, wozu vor Allem die Anschaffung passender Fuhrwerke, einer so genannten Ka-

randasse, deren Abbildung sich auf der ersten Tafel findet, und einer zum Packwagen bestimmten, gewöhnlichen russischen Kibitke gehörte. Von Saratow begaben sich die Reisenden über die deutschen Colonien nach Kamyschin, von wo am 18. April die Überfahrt über die Wolga bewerkstelligt wurde, um dann von Nicolaewskaja aus die Steppenreise anzutreten. Um den Lesern dieser Anzeige eine Vorstellung von der Lage und den allgemeinen Beschaffenheiten der durchreisten Gegenden zu geben, entlehnt Referent eine kurze Schilderung derselben aus einem im zweyten Bande befindlichen Aufsätze des Hrn Claus. Der einförmig flache Landstrich, den man unter dem Namen der Kaspischen oder transwolgaischen Steppe kennt, hat seine natürliche Grenze im Norden durch den westlichen Arm der uralischen Gebirgskette, welchen man Dtschei-Syrt nennt, und der in südwestlicher Richtung sich gegen die Wolga zieht. Westlich strömt dieser Fluß bis zur südlichen Grenze der Steppe, welche von dem nördlichen Ufer des Kaspischen Meeres gebildet wird. Im Osten wird diese Fläche von der ihr ganz ähnlichen, so genannten bucharischen Steppe durch den Uralfluß getrennt. Sie liegt zwischen dem 47. und 53. Grade nördlicher Breite und erstreckt sich vom 63. bis zum 69. Längengrade, von der Insel Ferro an gerechnet. Ihr größter Längendurchschnitt beträgt annäherungsweise 650 Werst, wogegen der größte Breitendurchschnitt, von Zarikhyn nach Kalmükowa, etwa 600 Werst betragen mag. Der ganze Landstrich ist gleichförmig flach und erhebt sich nur unmerklich, bis er im Norden bey Dtschei-Syrt und bey Drenburg zu der unbedeutenden Höhe von einigen hundert Fuß über das Niveau des Kaspischen Meeres gestiegen ist. Die ein-

förmige Fläche wird von wellenförmigen, geringen Erhabenheiten und Vertiefungen, welche von verschiedenen, häufig sehr geringen, aber auch hin und wieder von bedeutenden Flächendimensionen sind, gebildet. Der allgemein verbreitete Thonboden, dessen Unterlage bisher nicht erforscht ist, wird durch große Flugsandstellen und Sandhügelstrecken unterbrochen, von denen sich östlich vom Elton die bekannten Sandhügel erheben, welche den Namen *Naryn* oder *Nynpeßki* führen, und südlich fast ohne Unterbrechung in einer bedeutenden Breite bis an die Sandhügel des nördlichen Ufers des Kaspischen Meeres sich erstrecken, nach Osten aber einen mächtigen Arm senden, der sich zum Uralfluß bis nahe bey *Sinderß* zieht. Die südliche Grenze der Steppe oder das nördliche Ufer des Kaspischen Meeres, bildet eine mehr und weniger breite Kette von Sandhügeln, welche bey *Chotschaewka* und *Seitowka* sich nordwärts dem Laufe der *Achtuba* entgegen wendend, in bedeutender Breite bis *Zarishyn* fortläuft, und sich oberhalb dieser Gegend nach und nach verliert. Außer diesen größeren Sandhügelstrecken befinden sich in der Steppe bald größere, bald kleinere Flugsandflächen, welche gleich Sandbänken im Meere aus der öden Wüste hervor tauchen. Es erheben sich ferner an einzelnen Stellen Gyps- und Sandsteinflöze, welche von 20 bis 500 Fuß Höhe über die Steppensfläche hervor ragen, und sich gewöhnlich in der Nähe von bedeutenden Salzseen oder Salzablagerungen befinden. Die Gegenden der Gypsslöze zeichnen sich besonders durch viele Erdfälle aus. Die einförmige Lehmfläche wird auch von bedeutenden Salzpfüzen (*Solantschaki*, *Solaenije Graesi*) und Salzstellen unterbrochen. Erstere sind moorige, mit einer dünnen Salzlaugenschicht überdeckte, letztere mit efflo-

reßciertem Salze überzogene, feste Lehmsflächen. Nur wenige wasserarme Flüsse, unter denen die beiden Ufen, welche nur im Frühjahre trinkbares, späterhin aber salziges, bitteres Wasser spenden, die bedeutendsten sind, bewässern diesen Landstrich, in welchem hin und wieder größere und kleinere, mit Schilf umwachsene, schlechtes Wasser führende Seen sich befinden. Unter den letzteren behauptet der Kamysch = Samara, welcher sich fast in der Mitte der Steppe befindet, die Wasser der beiden eben genannten Flüsse aufnimmt, und aus einer großen Anzahl durch enge Kanäle mit einander verbundener Wasserbassins besteht, den ersten Rang.

Die Steppenreise wurde zuerst zum Elton = See gerichtet, der wegen seines Salzreichtums besonders merkwürdig ist. Die Station an demselben, wo ein Aufseher der dortigen Salzgewinnung, und zum Schutze derselben ein Kosaken = Piquet sich befindet, wurde am 19. April erreicht. Der See soll einen Umfang von 30 Werst haben. Seine Oberfläche war noch nicht mit einer Salzrinde belegt, wie dies später im Jahre zu geschehen pflegt; doch bildeten sich überall auf demselben Salzkrystalle, welche zu Boden sanken, so bald sie eine gewisse Größe und Schwere erreicht hatten. Die gesättigte farblose Lauge war überall nur $8\frac{1}{2}$ Werschok tief und bedeckte einen festen, weißen Salzgrund, ähnlich einer ungeheueren Eisfläche. Am Elton = See erschienen die ersten Kirgisen, die vom Khan Dschanghir auf die durch den Kriegsgouverneur zu Drenburg erhaltene Benachrichtigung abgeschickt waren, um zu melden, daß derselbe bereit sey, den Reisenden bis zur Grenze seines Gebietes Pferde entgegen zu senden, und sie auf gleiche Weise durch die Steppe bis Glininoi am Kamysch = Samara = See befördern zu lassen.

Am 23. April wurde mit Kosaken = Pferden die Reise bis zur kirgisischen Grenze fortgesetzt, wo Herr Goebel die ihm entgegen gesandten Pferde und Abgeordnete des Khans fand, die ihn zur Residenz desselben führten. Hr Goebel wurde nicht wenig überrascht, in der öden Steppe einen Pallast zu finden, der orientalische Pracht mit europäischer Behaglichkeit vereinigte, und wo die Tafel neben dem asiatischen Pillaw, feine französische Weine darbot. Der Khan Dschanghir, der die Reisenden auf das freundlichste aufnahm und bewirthete, besitzt ein bedeutendes Privatvermögen. Nach seiner Mittheilung bestehen die in der Steppe nomadisierenden Kirgisen etwa aus 189300 Individuen beiderley Geschlechts, die 16550 Kibitken oder Turten (Filzzelte), 99300 Kameele, 165000 Stück Hornvieh, 824000 Kirgisen schafe (Fettschwänze) und 496500 Pferde besitzen. Der Theil der Steppe, welchen die Kirgisen bewohnen, wurde ihnen durch einen Befehl des russischen Kaisers vom 19. May 1806 angewiesen. Ihr Bereich ist in der Nähe der Salzseen Elton und Bogdo von einem Kosaken = Gordon umgeben.

Am 26. April verließen die Reisenden, vom Khan gütig beschenkt, die gastliche Wohnung desselben, und schlugen den Weg nach Glinoi, einer Kosaken = Station am Kamysch = Samara = See ein, wo sie am 28. April anlangten, und von den Kirgisen, die ihnen bis dahin das Geleit gegeben hatten, ungerne schieden. Mit einer Kosaken = Escorte wurde am 30. April die weitere Reise durch die Steppe in östlicher Richtung bis zum Uralflusse angetreten, der zu Kalmükowa erreicht wurde. Von hier setzte man die Reise an der rechten Seite des Uralflusses in südlicher Hauptrichtung fort. Von Inderkaja = Krepost, oder der Festung

der inderiskischen Berge, wurde eine Excursion zu diesen und dem daneben gelegenen Salzsee, an der linken Seite des Uralflusses unternommen. Die inderiskischen Berge bestehen aus Gyps, und haben die mit dieser Gebirgsart so oft verknüpften, auf fallenden Formen. Es war gerade die Zeit des berühmten Fischfanges im Ural; daher um diesen anzusehen, Hr Goebel bis in die Gegend zwischen Krasnoj ar und Kalmükowa zurück kehrte. Ein Kosaken-Posten mit einer Kanone diente zur Erhaltung der Ordnung bey dem Fischzuge und der Bereitung von Kaviar und Hausenblase. Auf dem Flusse wimmelte es in solchem Grade von Rähnen, daß in einer abgesteckten Strecke von 600 Schritt die Anzahl derselben 300—400 betrug. Es wurde darauf die Reise zur Festung Gurjew an der Mündung des Uralflusses in das kaspische Meer fortgesetzt, und von hier aus eine Fahrt auf diesem Meere unternommen. In der Nähe von Gurjew befinden sich Gypshügel. Um die Reise nach Astrachan fortsetzen zu können, mußte man zuerst auf dem früheren Wege bis Saratschik zurück kehren, um dann dem Wege längs der Küste des kaspischen Meeres bis Krasnoj ar zu folgen, von wo aus der letzte Theil des Weges bis Astrachan in einem Boote zurück gelegt wurde. Auch von hier aus wurde eine Fahrt in das kaspische Meer unternommen.

Am 31. May kehrten die Reisenden nach Krasnoj ar zurück, von wo aus die Salzseen bey Kapitanskoi am Rigatsch besucht wurden. In einem kleinen Umkreise liegen 17 Salzseen, welche früher auf Kochsalz benützt wurden. Sie enthalten eine an zwey Fuß tiefe, gesättigte Lauge, unter welcher sich eine zwey Zoll dicke Lage eines blendend weißen, in Würfeln krystallisierten Kochsalzes

befand, welche im Sommer bis zu $1\frac{1}{2}$ Fuß anwachsen soll. Darunter liegt ein Salz in prismatischen Krystallen, ein Gemenge von Glauber- und Bittersalz, welches ehemals unter dem Namen des astrachanischen Salzes verkauft wurde, und welches zur Fabrication der größten Quantitäten von Kohlensäurem Natron und Magnesia benutzt werden könnte.

In Begleitung von vier bewaffneten Kosaken wurde von Chotschetaewka aus in nördlicher Richtung eine Reise in das Innere der Steppe zum Urfargar angetreten. Es wurde wieder das Gebiet der Kirgisen berührt, wo ein Dolch mit dem Namen des Khans, den dieser dem Hrn Goebel zum Geschenk gemacht hatte, sehr förderlich für die Reise war. Der Urfargar gleicht den iberischen Bergen. Er besteht in einer Versammlung von Gypshügeln, deren höchster sich nur $60\frac{1}{2}$ Fuß über die Steppe erhebt, welche 80—100 Fuß über dem Niveau der angrenzenden Salzseen erhaben ist. Es fand sich eine Menge schöner Kiesel, und in der Nähe der Salzseen lagen viele kaspische Muscheln umher. In nordwestlicher Richtung wurde nun die Reise zum Tschapttschatschi fortgesetzt, einer etwa 60 Fuß über die Steppe sich erhebenden Hügelgruppe, welche durch das Vorkommen von einem zu Tage ausgehenden Steinsalzlager ausgezeichnet ist. Das Steinsalz, welches 10—13 Fuß unter der Oberfläche, bis zu einer Tiefe von $9\frac{1}{2}$ Fuß sichtbar ist, wird von einer 1 Fuß mächtigen Lage eines harten Sandsteines bedeckt. Das Salz ist farblos und fest, und enthält einzelne, schöne Krystalle. Von Gyps fand sich keine Spur. Kalzmücken waren mit der Gewinnung des Steinsalzes beschäftigt. Das letzte Ziel der Steppenreise war der Bogdo = Berg und der daneben gelegene

Salzsee, wo sich ein Kosaken=Piquet zur Bewachung der Salzgewinnung befindet. Der Bogdow-Berg ist der höchste Punct in der kaspischen Steppe, indem er 621 Fuß über das Niveau des kaspischen Meeres sich erhebt. Hr Goebel vermuthet, daß in dem Theil dieses Berges, an welchem sich Gyps und Erdfälle zeigen, ein Steinsalzlager verborgen seyn dürfte, von welchem Regenwasser Salz auflöst und dem See zuführt. Das Salz des benachbarten Sees ist weit reiner und besser als das vom Elton. Das Ufer besteht aus gelbem Thon, oben mit einer Sandlage versehen, in der man häufig kaspische Muscheln fand.

Am 16. Junius wurde das große Dorf Wlodimirowka erreicht, und hier die mit großen Beschwerden und manchen Gefahren verbundene Steppenreise beendigt, deren Länge von Botschetawka bis Wlodimirowka 338,3 Werst betrug. Die Reisenden ließen sich nun über die Wolga rudern, und setzten dann die Fahrt zu Lande nach dem freundlichen Sarepta fort. Ein heftiges Fieber nöthigte Herrn Goebel vier Wochen lang an diesem Orte zu bleiben. Am 16. Julius wurde die Reise von der Wolga nach dem Don angetreten, welche durch die Steppe auf dem kürzesten Wege zurück gelegt, und dann von Pätissbensk, über Neu=Tscherkask, nach Taganrog fortgesetzt wurde. Der von Peter dem Großen zu Taganrog erbaute Hafen ist jetzt versandet. Der Handel befindet sich größtentheils in den Händen der daselbst ansässigen Griechen. Das Haus, in welchem der Kaiser Alexander sein Leben beschloß, wird in dem Zustande, in welchem er es bewohnte, erhalten, und von einem Commando Leibkosaken bewacht. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehört eine schöne Statue

des Kaisers Alexander aus Bronze auf einem Fußgestell von Granit, welches die Einwohner Taganrogs zum dankbaren Andenken auf einem schönen Plage, dem prächtigen griechischen Kloster Warwaki gegenüber errichten ließen. Von Taganrog unternahmen die Reisenden eine Fahrt über das asowsche Meer nach Senikale am kimmerischen Bosporus, wo die in dortiger Gegend befindlichen, so genannten Schlammvulkane besucht wurden. Von hier fuhr man zu Lande nach Kertsch, und schiffte dann über den kimmerischen Bosporus nach Taman, um die dortigen Schlammvulkane und Naphthaquellen zu untersuchen. Neunzehn Werst von Taman befinden sich die ersten Schlammvulkane auf einem 200—300 Fuß hohen Berg Rücken, der mit Schlamm ganz bedeckt ist. Aus mehreren Öffnungen erfolgten von Zeit zu Zeit Auswürfe von mit Salzwasser vermengtem Thon. Es wurde auch noch ein 40 Werst von Taman in der Nähe des Dorfes Aklanisowka befindlicher Schlammvulkan besucht, der aber nicht in Thätigkeit war. Am 8. August verließen die Reisenden Kertsch und schlugen die Straße nach Feodosia ein. Von hier wurde die Reise nach Sympheropol und zur Südküste der Krym fort gesetzt. Dann besuchte man noch Odessa, von wo am 28. August die Rückreise zur Heimath angetreten wurde, die man über Kiew, Mohilew, Witebsk am 15. September erreichte.

Diese Beschreibung der Reise durch die nördlich vom kaspischen Meere gelegenen Steppen, von deren Verlauf Referent hier eine kurze Übersicht gegeben hat, liefert sehr schätzbare Beyträge zur Kunde ihrer bisher noch wenig erforschten Natur und der sie bewohnenden Völkerschaften; leider erhält man aber über die geognostischen Beschaffenheiten jener

Gegenden so gut wie gar keine Aufschlüsse, denn alles was von Hrn Goebel darüber mitgetheilt worden, ist so unbestimmt und unbefriedigend, daß man wohl erkennt, daß geognostische Untersuchungen nicht seine Sache waren. Und doch würden die von ihm angestellten Beobachtungen und Versuche gerade durch eine genauere Ermittlung der geognostischen Constitution der Steppen eine erwünschte Grundlage und ein weit höheres wissenschaftliches Interesse erlangt haben. Über das relative Alter des Gypses und der übrigen Gebirgsarten jener Gegenden bleibt man ganz im Dunkeln. Der von dem Verfasser an mehreren Stellen gefundene Kalkstein, der von ihm, vermuthlich wegen der darin vorkommenden Petrefacten, Muschelkalk genannt wird, ist schwerlich der Muschelkalk der Geognosie; aber vielleicht hätte gerade die genauere Bestimmung dieser Gebirgsart ein Mittel zur richtigen Deutung anderer geognostischer Verhältnisse darbieten können.

Interessant und lehrreich sind die dem ersten Theile angehängten fünf Beylagen, welche Nachrichten über die Marine-Colonien und die deutschen Colonien des saratowschen Gouvernements, Notizen zur Statistik der Stadt Saratow, über die Landwirthschaft des saratowschen Gouvernements und historisch-statistische Nachrichten über den Salzsee Elton in der Kirgisensteppe enthalten. Von dem was über die Colonien mitgetheilt worden, möge hier eine Notiz eine Stelle finden. 'Das Brennmaterial auf den Colonien besteht in den Excrementen des Hornviehes, die entweder für sich angewendet oder erst besonders zubereitet werden; denn nur einige Colonien auf der Bergseite haben Waldung, die übrigen auf der Berg- und Wiesenseite besitzen gar kein Holz, und

benutzen nur zum Anzünden etwas Gestrüppe von *Genista tinctoria*, oder Zweige von Weiden und Pappeln, die an den Ufern und auf den Inseln der Wolga wachsen. Der Mist und überhaupt die Excremente des Hornviehes werden nicht zum Düngen der Felder benutzt, denn der Boden ist hier noch so reich an Pflanzennahrung, daß man das Düngen sogar für nachtheilig hält.' Die Mittheilungen des Hn Goebel erwecken die Überzeugung, daß für jene Gegenden von Rußland nichts wichtiger wäre, als ein geregelter Anbau von Wäldern. Die gütige Natur schenkt den Bewohnern für jezt freylich noch reiche Ernten ohne Düngung der Felder; aber es wird die Zeit kommen, in welcher die ungewöhnliche Fruchtbarkeit des Bodens erschöpft seyn und dadurch die Nothwendigkeit herbey geführt werden wird, den Dünger, der gegenwärtig das mangelnde Brennmaterial ersetzt, wie in andern Gegenden auf die Felder zu verwenden.

Der zweyte Band des vorliegenden Werkes liefert in neun Abschnitten die wissenschaftlichen Untersuchungen, welche theils schon auf der Reise, theils nach der Rückkehr von derselben ausgeführt wurden. Der erste Abschnitt enthält die chemischen Untersuchungen der wichtigsten Salzseen und Salzflüsse der transvolgaischen Steppe und der Krym. Das Wasser des Elton-Sees ist zwar schon durch Erdmann und Heinrich Rose analysirt worden; eine wiederholte Untersuchung schien indessen aus mehreren Gründen nicht unwichtig zu seyn. Die Resultate derselben weichen in mehreren Puncten von denen der früheren Untersuchungen ab, welches zum Theil dadurch sich erklärt, daß das Wasser für die verschiedenen Analysen in verschiedenen Jahren und zu verschiedenen Jahreszeiten geschöpft worden. Nach den Barometermessungen

des Hrn Goebel liegt der Elton=See 6,5 Toisen unter der Wolga bey Kamyschin und 9,6 Toisen über dem Niveau des kaspischen Meeres. Der See erhält sein Salz keinesweges, wie Mehrere meinen, durch Salzflöße, welche unter dem See liegen, sondern es wird demselben durch einige Flüsse, besonders durch die Charysacha zugeführt, welches durch die Untersuchung des Wassers dieses Flusses und eine darauf gegründete Berechnung außer Zweifel gesetzt worden. Herr Goebel hat sich davon überzeugt, daß auch die übrigen Salzseen der Steppe das Salz auf ähnliche Weise durch Bäche und Flüsse empfangen, die, von Steinsalzlageren kommend, in dieselben sich ergießen. In dem Wasser des Elton=Sees fand Herr Goebel folgende Bestandtheile:

Schwefelsaure Talkerde	. 1,665
Chlorkalium	0,222
Chlornatrium	13,124
Chlortalcium	10,542
Bromtalcium	0,007
Spuren von organ. Substanz	
Wasser	74,440
	<hr/>
	100,000

Dagegen enthält das Elton=Salz, so wie es aus den Kronniederlagen verkauft wird:

Chlornatrium	96,59
Chlorkalium	0,04
Chlormagnium	0,13
Schwefelsauren Kalk . . .	1,01
Mechanische Beymischung von	
Sand, Schlamm	0,37
Wasser	1,87
	<hr/>
	100,01

Herr Goebel hat das Wasser von 15 Salzseen und Salzflüssen und außerdem das Salz und den Schlamm von mehreren derselben chemisch analysirt.

Der zweyte Abschnitt enthält die vergleichende chemische Untersuchung des Wassers des schwarzen, asowschen und kaspischen Meeres, welche ergibt: daß diese drey Meere dieselben Salze, jedoch in von einander sehr abweichenden quantitativen Verhältnissen enthalten. Das schwarze Meer ist das reichste, das asowsche ist schon bedeutend ärmer an Salz; das kaspische aber gleicht mehr einem großen, jedoch äußerst schwachen Salzsee, und beweist schon durch seinen großen Gehalt an Talkerdesalzen im Verhältniß zum vorhandenen Kochsalze, daß es außer Verbindung mit anderen Meeren ist, und durch das Bittersalz der angrenzenden Steppen gespeist wird. Das zur Untersuchung bestimmte Wasser des kaspischen Meeres wurde auf der von Gurjew aus unternommenen Fahrt geschöpft; wogegen das von H. Rose analysirte Wasser dieses Meeres durch Gustav Rose an einer ungünstigen Stelle, wo das Wolga-Wasser von Einfluß ist, geschöpft wurde, woraus sich die große Verschiedenheit der von H. Rose und Goebel erhaltenen Resultate erklärt. Die Analysen des Herrn Goebel haben folgende Bestandtheile des Wassers vom schwarzen, asowschen und kaspischen Meere in 1000 Gewichtstheilen ergeben:

	Schwarzes Meer	Asowsches Meer	Kaspisches Meer
Chlornatrium	14,0195	9,6583	3,6731
Chlorkalium	0,1892	0,1279	0,0761
Chlormagnium	1,3035	0,8870	0,6324
Brommagnium	0,0052	0,0035	Spuren
Schwefelsaurer Kalk	0,1047	0,2879	0,4903
Schwefelsaure Talkerde	1,4700	0,7642	1,2389
Doppeltkohlen-saurer Kalk	0,3586	0,0221	0,1705
Doppeltkohlen-saure Talkerde	0,2086	0,1286	0,0129
Wasser nebst Spuren von organischen Substanzen	982,3337	988,1205	993,7058
	1000,0000	1000,0000	1000,0000
Die Quantität der feuerfesten Bestandtheile nach Abzug des Wassers	17,6663	11,8795	6,2942

Der dritte Abschnitt liefert die chemische Untersuchung der vorzüglichsten Halophyten der Kaspischen Steppe auf ihren Kali- und Natron-Gehalt. Es wurden zwanzig Arten von Salz-pflanzen geprüft. Was den Rang derselben in Beziehung auf Sodafabrication betrifft, so ergibt sich aus den Untersuchungen folgende Stufenfolge: 1) *Salsola clavifolia*, 2) *Halimocnenum Caspium*, 3) *Salsola Kali*, 4) *Kochia sedoides*, 5) *Salsola brachiata*, 6) *Halimocnemis crassifolia*, 7) *Tamarix laxa*, 8) *Anabasis aphylla*, 9) *Salsola tamariscina*, 10) *Salsola laricina*, 11) *Salicornia herbacea*. Die übrigen auf Soda zu benutzen, würde nicht der Mühe lohnen. Hinsichtlich des Verhältnisses der Bestandtheile nach dem verschiedenen Alter, hat sich der Natrongehalt fast ganz gleich gezeigt, wogegen der Kaligehalt in den jungen Pflanzen durchweg größer gefunden wurde als in den alten, welches sich bey *Salsola clavifolia* besonders auffallend zeigte. Der Chlorgehalt ist in der Soda der alten Pflanzen größer als in der

Soda der jungen, mit Ausnahme von *Halimocnemis crassifolia*, wo das Umgekehrte sich fand.

In dem vierten Abschnitte sind vermischte chemische Untersuchungen, namentlich der gasförmigen Exhalationen, so wie des Wassers der Naphthquellen und Schlammvulkane auf Taman, der Steinkohlen von Bachmut, der ausgewitterten Salzmassen in der Steppe und von einigen Steppen-erden enthalten. Das Vulkangas enthält nach Hn Goebel in 100 Theilen:

5,08	Kohlenoxydgas,
13,76	Proto-Kohlenhydrogengas,
79,16	Deuto-Kohlenhydrogengas,
2,00	atmosphärische Luft.

100,00

Schlamm und Wasser ließen einen schwachen Kreosotgeruch wahrnehmen. Hierauf, so wie auf die chemische Constitution des Gases gründet Herr Goebel die Vermuthung, daß in der Nähe der Schlammvulkane Steinkohlenlager vorkommen.

Die in den Steppen efflorescierenden Salze bestehen bald aus reinem schwefelsauren Natron, bald aus einem Gemenge von diesem Salze mit schwefelsaurer Talkerde und Chlornatrium, welchem kleine Quantitäten von Kohlensäurem Kalke, Kohlensäurer Talkerde und schwefelsaurem Kalke beygemengt sind.

Der fünfte Abschnitt ist den barometrischen Messungen gewidmet. Hr Goebel hat nicht allein selbst zur Ermittlung von Höhen auf seiner Reise zahlreiche Barometerbeobachtungen angestellt, sondern auch außerdem mehr als einjährige, zu bestimmten Tageszeiten zu Sympheropol und Astrachan gemachte Beobachtungen erhalten, deren Berechnung sein College Parrot übernahm, dessen Arbeit in diesem Abschnitte enthalten ist. Sie be-

trifft die Höhenbestimmung von Saratow, Sarepta, des Elton-Sees, einer Reihe von Punkten auf der Steppenreise von Astrachan nach dem Ursargar, Tschaptschatschi und Bogdo, das Nivellement zwischen der Wolga und dem Don bey Sarepta und Pätisbänsk, und endlich die barometrischen Messungen zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere. Aus den letzteren ist das Resultat abgeleitet, daß zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere kein Höhenunterschied von einiger Bedeutung Statt findet. Bekanntlich bestimmte Parrot nach einem i. J. 1811 ausgeführten barometrischen Nivellement den Höhenunterschied zwischen beiden Meeren zu 300 Fuß, welche Angabe er indessen nach den von ihm i. J. 1830 unternommenen Messungen zurück nahm, und nun den Höhenunterschied zu 3,6 Fuß angab. Das aus den von Herrn Goebel dargebotenen Beobachtungen gefolgerte Resultat scheint mithin das zuletzt von Parrot aufgestellte zu bestätigen. Indessen hat nun das auf kaiserliche Kosten auf geodätischem Wege ausgeführte Nivellement gezeigt, daß die Wahrheit zwischen den beiden Parrotschen Angaben nicht ganz in der Mitte liegt, indem der Höhenunterschied zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere 76,3 Par. Fuß beträgt; welcher Bestimmung die frühere Angabe von Meyer, Lenz und Manne, nach welcher der Höhenunterschied 100,6 Par. Fuß, bey einem wahrscheinlichen Fehler von 7,7 Fuß, betragen sollte, am nächsten kommt.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 28. May 1842.

D o r p a t.

Schluß der Anzeige: 'Reise in die Steppen des südlichen Rußlands, unternommen von Dr. Fr. Goebel, Professor der Chemie und Pharmacie zu Dorpat, kais. russ. Collegienrathe u. s. w. in Begleitung der Herren Dr. C. Claus und A. Bergmann.

Der sechste Abschnitt enthält die hodometrischen Bestimmungen, welche mit einem Instrumente gemacht wurden, welches Hr Goebel aus dem kaiserlichen Generalstabe zu St. Petersburg erhalten hatte.

Der siebente Abschnitt besteht in einer Arbeit des Hn Claus über die Flora und Fauna der kaspischen Steppe, welche zu den interessantesten und lehrreichsten Theilen des vorliegenden Werkes gehört, indem sie eine gute Darstellung der gesammten Physiognomie jener Steppengegenden enthält. Wenn diese gleich in ihrer Einförmigkeit nur geringe Bodenverschiedenheiten zeigen, so läßt sich doch die Vegetation derselben nach den Beobach-

tungen des Verfassers in gewisse Regionen eintheilen, welche durch die verschiedenen Pflanzenarten, von welchen sie bewohnt werden, eine eigenthümliche Physiognomie annehmen, nämlich in die Lehm-, Salz-, Sand- und Gyps-Region. Die Lehm-Region, welche den größten Theil der Steppe einnimmt, bildet die nördliche Hälfte derselben und sendet zwey breite Arme im Osten und Westen in den südlichen Theil, der mehr sandig ist. Sie wird vorzugsweise durch die Artemisien charakterisirt, mit denen nur einige andere Synantheren, besonders *Achillea Gerberi* und *Pyrethrum millesoliatum* vorkommen. Diese Pflanzen bilden keinen continuierlichen Rasen, sondern dichte Büschel, von $\frac{1}{4}$ bis zu einem Fuße Durchmesser, welche in geringen Zwischenräumen den graugelben Thonboden unbedeckt lassen, in welchem die andern Pflanzen vereinzelt stehen. Nur einige Leguminosen, als *Astragalus physodes*, *A. testiculatus* und *A. diffusus* breiten sich, wo sie vorkommen, gleich den Artemisien aus, und nehmen mit diesen ganze Strecken ein. An mehreren Stellen nährt diese Region eine nicht geringe Anzahl von Zwiebelgewächsen, Tulpen, Allien, Trideen, viele Cruciferen und Boragineen, aber nur wenige Umbelliferen, Labiaten und Gräser, — kleine Pflänzchen, die kaum einen Fuß über den Boden hervor ragen und mit Ausnahme der Liliaceen ein unfreundliches graues Kleid tragen. Die Zahl der in dieser Region vorkommenden Thierarten ist nicht unbedeutend; doch gehören sie nur wenigen Familien an, deren einzelne Arten in ungemein großer Individuenzahl angetroffen werden, so daß diese Gegend ein höchst reges Thierleben darbietet. Unter den Säugethieren sind Nagethiere die Hauptbewohner. Besonders reich ist die Lehm-Region an Vögeln,

und unter diesen vorzugsweise an Raub-, Stelz- und Wasservögeln, wogegen sie nur von einer geringen Anzahl von Amphibien-Arten bewohnt wird, obgleich die Individuen derselben in unglaublich großer Menge vorkommen, in welcher Hinsicht sich besonders einige Eidechsen-Arten auszeichnen. Unter dem Heere der Insecten, von welchen die Lehm-Region wimmelt, sind die Käfer am allgemeinsten verbreitet, und unter diesen wieder die Mist- und Feistkäfer die am häufigsten vorkommen. Schmetterlinge gehören dagegen zu den seltneren Bewohnern dieser Steppen-Region, obgleich einige Arten, als *Vanessa Cardui*, *Pontia Daplidice* und *Sphinx Euphorbiae* allgemein verbreitet sind. Die Salz-Region befindet sich im Innern der Lehm-Steppe hin und wieder zerstreut, und nimmt einen nicht unbedeutenden Theil derselben ein. Es sind theils Salzseen von bedeutender Ausdehnung, theils Salzpfützen, theils mit einem Salzansfluge bedeckte trockene Stellen, in deren Umgebung größtentheils Salzpflanzen vegetieren. Das *Halocnemum strobilaceum* ist diejenige Pflanze, welche den Salzboden am meisten zu lieben scheint, denn sie wächst in kleinen Büscheln auf mit Salz bedeckten Stellen, oder macht die nächste Umgebung der Salzseen und Salzpfützen aus. In späterer Jahreszeit mag wohl *Salicornia herbacea* ihr den Rang streitig machen. Den Rand jener Salzgewässer nehmen neben den genannten Pflanzen zunächst auch andere Halophyten *Atriplex verruciferum*, *Camphorosma Ruthenicum* ein; dann folgen die verschiedenen Salsolen, Halimocnemen, endlich die Schanginien und Kochien, welche bis weit in die Lehm-Region hinein reichen. Diese Salz-Region hat ein noch unfreundlicheres Äußere als die Lehm-Steppe; die Pflanzen sind klein, unansehnlich, und keine bunt-

farbige Blume erfreuet das Auge. Alles ist öde und leer, und die Seen erscheinen im Sommer wie weite Schneeflächen. Nur das unförmliche Kameel besucht gern diese Stellen, an welchen man oft den monotonen Ruf der *Anas Tadorna*, welche hier häufig vorkommt, hört. Leichtfüßige Cicindelen durchschwärmen den weißen Boden und eine Menge in der Soole ertrunkener Wanderheuschrecken und anderer Insecten umgeben die Ränder der Wasserflächen. Die Gyps-Region nimmt den kleinsten Theil der Steppe ein, zeichnet sich aber sowohl durch das Vorkommen seltener Pflanzen, die in der übrigen Steppe nicht angetroffen werden, als auch durch eine größere Manigfaltigkeit von Erzeugnissen aus. Mehrere der selteneren Pflanzen sind den meisten Gypsflöhen eigen, z. B. *Megacarpaea laciniata*, *Matthiola Tatarica*, *Moluccella tuberosa*, *Rhinopetalum Karelini*, *Astragalus Pallasii*; wogegen einige nur an einzelnen Gypsbergen gefunden werden. Die Sand-Region, welche einen bedeutenden Theil der Steppe einnimmt, erfreut sich eines mehr feuchten Bodens. Da der Sand eine feste Thonschicht zur Unterlage hat, so sammelt sich das schnell sich hindurch ziehende atmosphärische Wasser in den unteren Sandlagen an; woher es kommt, daß eine in den Sand gegrabene, nicht bedeutend tiefe Grube sich in kurzer Zeit mit Wasser füllt. Dieser Feuchtigkeit verdankt der sonst nicht eben humusreiche Boden eine üppigere Vegetation. Die Pflanzen erreichen hier eine größere Höhe und häufig sieht man fast maneshohe Gräser im kräftigen Wachsthum ganze Hügelstrecken bekleiden. Hier herrschen vorzugsweise eigentliche Gräser und Niedgräser, obgleich auch andere Pflanzen, und unter diesen besonders *Euphorbia Gerardiana* sehr verbreitet sind. Unter

den Gräsern sind *Elymus sabulosus*, *Stipa pennata* und *capillata*, *Poa bulbosa*, *Festuca ovina*, *Bromus squarrosus* und *tectorum* bey Weitem die allgemeinsten; unter den Cyperaceen, *Carex stenophylla* und *nutans*. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Allien und Leguminosen gehören auch zu den vorzüglichen Bewohnern der Sand-Region, in deren Vertiefungen und Thälern auch einige Strauch- und Baumarten vorkommen, die zwar klein und ärmlich aussehen, aber dennoch in jenen öden Gegenden einen überraschenden und angenehmen Anblick gewähren. Auch mancherley Thiere, besonders Steppenhühner, Schaaren von Eidechsen, viele seltene Käfer und auch einige Schmetterlinge beleben diesen Theil der Steppe. — Dieser schätzbaren Arbeit ist ein *Index plantarum in deserto Caspio atque regionibus prope adjacentibus observatarum* beygefügt, in welchem 1011 Species aufgeführt sind.

Der achte Abschnitt enthält: 1) einen Aufsatz über persische Arzneywaaren, die Hr Goebel durch Hrn Apotheker Dsse in Astrachan erhielt, und welche größtentheils von Hrn Prof. Bunge bestimmt worden; 2) Bemerkungen über Kalmücken- und Tataren-Schädel vom Professor Hueck.

Der neunte Abschnitt liefert eine sehr lehrreiche, von Hrn Prof. Fr. Kruse verfaßte Analyse der von demselben auf den Wunsch des Hrn Goebel gezeichneten und dem Werke beygegebenen Karte von der Kirgisen-Steppe zwischen der Wolga und dem Ural, nebst historischen Andeutungen über den früheren Zustand dieser, so wie der benachbarten Steppen-Gegenden zwischen dem Don und der Wolga, insonderheit zu den Zeiten der Griechen und Römer. Die Karte wurde theils nach den hodometrischen Bestimmungen des Herrn Goebel

theils nach guten, von ihm mitgebrachten, nicht publicierten Materialien, theils auch nach den neuesten astronomischen Ortsbestimmungen, Reisebeschreibungen und Karten entworfen. Der Werth des Reisewerkes ist durch jene Karte bedeutend erhöht worden, so wie die darauf sich beziehende, gelehrte Abhandlung des Hrn Kruse eine überaus schätzbare Zugabe ist. Von den dem Werke zur Zierde gereichenden Lithographien enthalten die bey dem ersten Bande befindlichen, hauptsächlich Ansichten von Gegenden; die den zweyten Band begleitenden, Abbildungen von Pflanzen.

Z ü r i c h.

In Commission bey Fr. Schultheß. 1841. Geschichtliche Notizen über das erste Auftreten der Lustseuche in der Schweiz und die gegen die weitere Ausbreitung der Krankheit in der Schweiz und namentlich im Canton Zürich getroffenen Maßregeln nebst einigen Notizen über den Ausfall von Dr. Meyer=Ahrens, pract. Arzte in Zürich u. (Besonderer verbess. Abdruck aus der schweiz. Zeitschrift für Natur- und Heilkunde). 120 Seiten in Octav.

Schon seit längerer Zeit beschäftigte sich der Vf. damit, über die Verbreitungen der Volkskrankheiten in der Schweiz Nachforschungen anzustellen, was bey der aus geographisch so verschiedenartigen Elementen zusammen gesetzten Schweiz großes Interesse gewährt. Die Quellen, welche dem Verf. zu Gebote standen, waren theils die Archive, theils und namentlich auch eine Menge zu diesem Zwecke noch unbenutzter schweizerischer Geschichtsschreiber und Chroniker. Bey diesen Nachforschungen war der Verf. auch zu den in der vorliegenden Arbeit zusammen gestellten Notizen gelangt, welche er ur-

sprünglich für Rosenbaum in Halle unternommen hatte, um ihm zu seiner Geschichte über die Lustseuche den Stoff zu bieten, welchen er aus der Schweiz zu erhalten wünschte. Der Aufsatz ward zuerst der med. Gesellschaft des Canton Zürich vorgelesen, und diese beschloß, denselben in ihren Abhandlungen abdrucken zu lassen und dann in den Buchhandel zu geben. — In der ersten Abtheilung handelt der Verf. von dem ersten Auftreten der Lustseuche in der Schweiz und weist die frühesten theils sehr dunkeln Spuren unreiner Behaftungen der Genitalien, theils nur vermeintliche Spuren der Lustseuche vor dem Ende des XV. Jahrhunderts bey einigen nichtärztlichen Schriftstellern und in den zürcherischen Rath- und Richtbüchern nach. Dagegen stimmen die Zeugnisse der Schriftsteller über das wirkliche Erscheinen der Lustseuche in der Schweiz für das Jahr 1495, und zwar ward dieselbe aus dem neapolitanischen Feldzuge unter Carl VIII. durch die heimgekehrten schweizerischen Söldner eingeschleppt. Die Chronisten, welche uns von dem Einbruche der Krankheit in die Schweiz erzählen, theilen sich in Zeitgenossen, und solche, welche erst im Laufe des XVI. Jahrhunderts geboren wurden, oder wenigstens erst am Ende des XV. Jahrhunderts, und somit zur Zeit des Ausbruches der Krankheit noch zu jung waren, um später eigene Beobachtungen darüber mittheilen zu können. Anfangs ward die Krankheit für Ausfah oder eine Art desselben gehalten; was aber als besonders merkwürdig erscheint, ist, daß selbst die Ausfahigen sich von den Venerischen entfernt hielten und große Scheu vor diesen hatten, und es mag daraus wohl ersehen werden, welche fürchterliche Krankheit die Lustseuche bey ihrem ersten Auftreten war, und wohl mochte man auch die Erfahrung gemacht ha-

ben, daß die Lustseuche auf den Character des Aussages nachtheilig einwirkte, wo sie ihm ihre Färbung ertheilte. Übrigens scheint unter den schweizerischen Ärzten noch im XVI. Jahrhundert der Glaube verbreitet gewesen zu seyn, daß die Lustseuche selbst in den Aussatz übergehen könne. Die Zeitgenossen kannten aber gar wohl die Fortpflanzung durch den Bey Schlaf, wenn schon die Erfahrung lehrte, daß auch auf anderem Wege Ansteckung erfolgen konnte. Über die Zufälle der Krankheit erhält man im Ganzen wenig Aufschluß: Gliederschmerzen, Lähmung und Verkrümmung der Extremitäten, Zerstörung der männlichen und weiblichen Genitalien und der Gesichtstheile, ja selbst der Hände und Füße, werden außer dem Exanthem allein angeführt. Groß war übrigens die Neigung zu Rückfällen oder noch trieglicher wohl die vermeintliche Heilung. Namentlich war es schlimmer, wenn der Ausschlag von der Haut vertrieben wurde oder überhaupt verschwand; heftige Gliederschmerzen, Asthma, Lähmung waren die Folgen davon. Die damahls herrschenden Witterungsverhältnisse ergänzt der Verf. aus Schnurrer und Haeser. Später scheint sich die Krankheit im XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts besonders durch Landstreicher, 'Landtfarer' genannt, ausgebreitet zu haben, und zwar scheint die Ansteckung auch im Anfang des XVII. Jahrh. noch öfters durch die Haut vermittelt worden zu seyn. Zwey Epochen jedoch haben wohl vorzüglich die Einschleppung der Krankheit in die Schweiz und die Ausbreitung in derselben begünstigt, nämlich die Jahre 1634—37 und das Jahr 1689. Während des erst genannten Zeitraumes rief der Bündnerkrieg spanische, österreichische, französische und helvetische Truppen an die südöstlichen Grenzen der Eidgenossenschaft,

und nicht wenig mag dieser Krieg die Ausbreitung der Krankheit in der Schweiz begünstigt haben. In den Jahren 1688 und 1689 kamen von den Franzosen vertriebene Flüchtlinge aus der Pfalz nach der Schweiz; unter diesen waren namentlich viele von den Soldaten angesteckte Weiber, wie aus den Berichten des Stadtarztes v. Muralt und Chirurg Esslinger vom Jahre 1689 zu ersehen ist. Auch im Sommer und Frühling 1708 soll die Krankheit sich in einigen Gegenden des Canton Zürich, namentlich in den Gemeinden Greifensee und Muri, bedeutend ausgebreitet haben, und zwar so, daß sanitätspolizeyliche Maßregeln dagegen ergriffen werden mußten. Die Ausbreitung muß wirklich bedeutend gewesen seyn, da die Krankheit in den betreffenden Acten 'grassierend' genannt wird. Es scheint die Krankheit in dieser Periode vielleicht eben auch in Folge des Einflusses einer gewissen Krankheitsconstitution in der gedachten Gegend eine epidemieartige Ausbreitung gewonnen zu haben; andere Einflüsse sind wenigstens nicht nachweisbar. Einheimisch ist jetzt die Krankheit in den östlichen Gegenden des Canton Zürich, wo sich Fabriken befinden. — In der zweyten Abtheilung spricht der Verf. von den gegen die weitere Verbreitung der Luftseuche in der Schweiz und namentlich in Zürich angewendeten Maßregeln. Schon 1496 erließ die oberste Bundesbehörde Maßregeln gegen die weitere Verbreitung des Leidens, welche sich hauptsächlich auf Absperrung der Kranken bezogen. Der Verf. hat die angegebenen Verordnungen alle in seinem Buche aufgeführt, auf welche hier verwiesen werden muß, da sie keines Auszuges fähig sind. Man ersieht aber aus ihnen, wie groß die Gefahr der Ansteckung war, auch ohne daß fleischliche Vermischung Statt fand, und es ist nicht

zu verwundern, daß man auch für die Venerischen ähnliche Absonderungshäuser (Feldhütten) errichtete, wie für die Aussägigen. Bloße Absonderungshäuser konnten natürlich nicht genügen, die Zunahme der Kranken erforderte auch Heilung, und so ward denn, freylich spät genug, in Zürich das Bedürfnis eines eigenen Krankenhauses für Venerische fühlbar. Diese Anstalt hatte eine sehr geringe Ausdehnung und behielt diese auch bis auf den heutigen Tag (16 Plätze); sie konnte also nur von geringem Belange in sanitäts-polizeylicher Hinsicht seyn. Die grenzenlose Neigung zu geschlechtlichen Ausschweifungen machte es in jenen Zeiten des Sittenverfalls vor der Reformation nöthig, dem Geschlechtstriebe wenigstens eine möglichst unschädliche Richtung zu geben, wozu man das Mittel in den so genannten Frauenhäusern suchte. Eine Geschichte dieser Institute in den verschiedenen Cantons theilt der Verf. weiter mit, wobey er auch nicht verfehlt, die Verordnungen aus verschiedenen Zeiten mit anzuführen. Indessen reichen die privilegierten Häuser dieser Art nur bis ans Ende des XVI. Jahrhunderts und sind, namentlich in Zürich, nie wieder gestattet worden. Schließlich führt der Verf. die Züricher Geseze zur Beförderung der Sittlichkeit auf, weist aber auch deren Mangelhaftigkeit nach, und theilt ein neues Reglement mit, welches er in specie für den Canton Zürich berechnet hat, das aber auch ohne Schwierigkeit den Gesezen und Einrichtungen anderer Staaten angepaßt werden könnte. — Unter Nr. II. gibt der Vf. geschichtliche Notizen über das Verhalten des Aussages in der Schweiz und die gegen dessen weitere Ausbreitung angewendeten sanitäts-polizeylichen Maßregeln. — Am Schlusse des Buches sind die nöthigen literarischen Nachweisungen und sonstige Nachträge und Erläu-

terungen gegeben, unter welchen sich auch eine interessante Übersicht der bedeutenderen schweizerischen Ärzte der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts befindet. S.

D a r m s t a d t.

In der Hofbuchhandlung. 1841. Literarisches Handbuch für Geschichte und Landeskunde von Hessen im Allgemeinen und dem Großherzogthume Hessen insbesondere. Von Ph. A. Fr. Walther, Secretair an der Großh. Hofbibliothek in Darmstadt, Bibliothecar Sr. Hoheit des Erbgroßherzogs von Hessen u. s. f. 347 Seiten in Octav.

Referent weiß aus Erfahrung, welche Erleichterung dem Geschichtsforscher eine gehörige Übersicht aller literarischen Hilfsmittel gewährt, ungeachtet er es selbst so lange als möglich aufgeschoben hat, eine so äußerst mühsame und, bey einem principlosen unorganischen Verfahren, trockene Arbeit für seinen Bezirk selbst zu übernehmen. Auch ist er der Meinung, daß zu einer vollständigen Übersicht aller Quellen einer Landesgeschichte, ehe man zur gedruckten Literatur übergeht, sehr nützlich ist, sich zwey Stufen rückwärts zu versetzen. Die erste dieser Stufen hat er anderwärts (Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. I. 2. Kassel 1836) in Ermangelung eines prägnanten Ausdrucks als 'Quellen und Hilfsmittel einer Landesgeschichte, welche weder zur gedruckten noch ungedruckten Literatur gehören' bezeichnet; er versteht darunter die lebendige, auf Natur und Bildung eines Landes, auf Sagen, Sitten, Sprache, Ortsnamen, architectonische, artistische, numismatische, heraldische und andere Alterthümer eines Volkes gerichtete Forschung. Das andere nicht so weit in die Urgeschichte aber doch in die Zeiten vor Er-

findung der Buchdruckerkunst zurück gehende Quellenstudium der ungedruckten Literatur kann zwar nur von denen verzeichnet werden, welchen es vergönnt ist, die terra incognita der Archive zu bereisen und auszubeuten. Aber es ist nöthig, immer mehr darauf aufmerksam zu machen, daß Deutschland in seinen leider allzu lange verschlossenen, noch nicht gehörig centralisirten und ausgebeuteten Archiven einen so reichen Quellenstoff für Landesgeschichten enthält, daß dadurch die gedruckte Literatur, die bibliographische Masse, wo nicht extensiv, doch intensiv noch immer überboten wird. Nicht selten werden ganze Reihen von Deductionen und Streitschriften durch die Entdeckung einer einzigen Urkunde zu unnützem Ballast. Bey der gegenwärtigen Ausbreitung und Thätigkeit der historischen Vereine in Deutschland, bey der Vorliebe so vieler trefflichen Regenten für vaterländische Geschichte, (zu denen auch, wie wir aus der Zueignungsschrift dieses Buches ersehen, der Thronfolger des Großherzogthums Hessen gehört,) ist hoffentlich die Zeit nicht fern, wo jeder Landesgeschichte ein Codex diplomaticus zum Grunde gelegt werden kann. Einstweilen gehört es zum Hauptvorwurf eines jeden literarischen Handbuches für Landeskunde, die bisher gedruckten, in verschiedenen Werken zerstreuten Urkunden zur gehörigen Übersicht zu bringen (vergl. den Artikel Diplomatie S. 18. 19 des vorliegenden Buches).

Der Verfasser dieses mit großem, dankenswerthem Fleiße ausgearbeiteten Handbuches hatte ursprünglich seine Aufgabe weiter gestellt, um beide Hessen, nicht bloß das Großherzogthum zu umfassen; ein von dem Verfasser aus Bescheidenheit verlassener, aber um so fruchtbarer und richtigerer Gesichtspunct, weil beide Länder bis zum Jahre

1567 ein Ganzes bildeten, ihre Geschichte aber, selbst nach der Theilung unter den Söhnen Philipp's des Großmüthigen bis zum westphälischen Frieden, ja bis auf die neueste Zeit in so manigfachen inneren Verhältnissen, trotz vorüber gegangener Zerwürfnisse, mächtig in einander greift. Nur bey der chorographischen und topographischen Literatur ist eine bibliographische Scheidung ganz ungefährlich. Denn so groß oder klein auch der Provinzial-Patriotismus unserer Vorfahren war, dessen letzte Spur in der Literatur hoffentlich bald verschwinden wird, so konnten doch selbst die juristischen und politischen Deductionenschreiber beider Häuser und in beiden Territorien nicht vermeiden, sich mit der Verfassung des Gesammthausess und des ganzen Landes zu befassen. Nach der Vollendung des in der Hessen = Casselschen Zeitschrift des historischen Vereins (Anhang zu Band 1.) angekündigten 'wissenschaftlich geordneten Verzeichnisses aller über hessische Geschichte und Landeskunde erschienenen Werke' (der Verfasser desselben Bibliothecar Dr Bernhardi ist unermülich damit beschäftigt; Man beabsichtigt zuerst den Catalog der Hassiaca der Casselschen Landesbibliothek drucken zu lassen, wodurch Walthers Werk vorläufig ergänzt wird.) wird es möglich seyn, aus beiden Hälften ein in Beziehung auf Vollständigkeit und organischen Zusammenhang vollkommenes ganzes bibliographisches Fundament für die gesammten hessischen Lande zu bauen. Zu diesem Behuf würde auch Hessen-Homburg, als Nebenlinie von Hessen Darmstadt und als ursprünglich integrierender Landestheil nachzuholen seyn. — Wer die große Masse ephemerer, jetzt fast ganz unfruchtbarer historischer Flugschriften und Abhandlungen in Vergleich zu der geringen Anzahl gediegener Landesschriften kennt, wird dabey den Wunsch nicht unterdrücken können, daß es

den Verfassern eines solchen Gesamt= Werkes gefallen möge, durch einzelne critische Bemerkungen oder Warnungszeichen, bey kleineren Flugschriften auch durch Angabe der Seitenzahlen, den Geschichtsforschern unter die Arme zu greifen.

Das bibliographische System des Bfs beruht im Allgemeinen auf einer richtigen Reihenfolge der Elementar= und Hilfswissenschaften der Geschichte und Landeskunde (nämlich der Geographie, Genealogie, Heraldik, Diplomatif, Numismatif und Archäologie); der eigentlichen Geschichte folgt die Statistik, die sehr reiche Übersicht der Schriften über Staats= und Rechtsgeschichte und über Cultur= und Schulwesen; bis hierher 1642 Nummern. Alsdann umfaßt der Verfasser, in einer Fortsetzung von 1167 Nummern, alle einzelne Provinzen, Herrschaften, Kreiße, Städte, Dörfer und Schlösser des Großherzogthums. Hier ist eine alphabetische Ordnung zu Grunde gelegt, wobey noch die Frage entsteht, ob die hier local aufgefaßten, juridisch=politischen Streitschriften nicht besser in die frühere allgemeine Abtheilung der Staats= und Rechtsverhältnisse zu verweisen sind. Sowohl in dieser allgemeinen juridisch=politischen Abtheilung, (wo z. B. S. 142. die alte hessische Erbeinigung den S. 90 und 96 verzeichneten Deductionen des späteren marburgischen und hanauischen Erbstreits nachgesetzt ist,) als in dem Verzeichnisse der rein historischen Werke vermissen wir, innerhalb der einzelnen Zeitabschnitte, in Ermangelung einer anderen etwa alphabetischen Reihenfolge, ein durchgreifendes bibliographisch=chronologisches Ordnungs=Princip. So findet man z. B. in dem Abschnitt Philipp's des Großmüthigen S. 47 — 50 die ältesten gleichzeitigen mit den neuesten Schriften unter einander geworfen. Auch scheint es uns, daß man um einen mehr organischen Zusammenhang in die Bibliographie

zu bringen, im Anbeginn der Historie (S. 22. 23 wo die fünf Nummern der vermischten Beiträge vielleicht anderwärts S. 2. untergebracht werden konnten) gleich nach dem Verzeichnisse der Urkundenbücher (siehe S. 18. Diplomatik) den Chroniken als einer besonderen Gattung von Geschichtsquellen einen Abschnitt für sich widmen könnte. Sehr wünschenswerth würde es alsdann seyn, wenn der Bibliograph (wie in Rehm's neuestem Handbuch der Geschichte von Hessen S. 3 theilweise geschehen ist) diejenigen gedruckten Chroniken voran stellen oder auszeichnen könnte, aus denen der Troß der übrigen (erst thüringischen, dann hessischen) Chroniken heraus gegangen ist. Schließlich bemerken wir noch folgende, dem Verfasser theils entgangene, theils nach dem Abdruck seines Buches erschienene Werke zur künftigen Berücksichtigung an Ort und Stelle:

S. 10. Pfister's kleines Handbuch der Erdbeschreibung von Kurhessen. 1840.

S. 11. Die von der kurhess. Ober=Bau=Direction mit Hilfe des historischen Vereins zu Cassel durch Herrn Reuße bearbeitete, 1839 heraus gekommene Straßen=, Orts= und Fluß=Karte des Kurfürstenthums Hessen (beide Werke berühren die Grenzländer des Ober=Fürstenthumes).

S. 50. Zu Philipp den Großmüthigen sind als erläuternde Schriften noch v. Langen Kurfürst Moriz von Sachsen und Heyd's Herzog Ulrich von Württemberg (nunmehr 2 Bände) zu rechnen.

S. 147. ist Pfeiffer's Geschichte der landständischen Verfassung in Kurhessen, worauf S. 148 hingewiesen wird, wegen der älteren Perioden das gesammte Hessen betreffend nachzutragen.

S. 3. Von der historischen Zeitschrift des Vereines zu Cassel ist nicht allein das erste Heft des dritten Bandes, sondern auch zwey Supplementbände erschienen, wovon der eine Landau's Ge=

schichte der hessischen Rittergesellschaften, der andere einen Abdruck von Lauze's hessischer Chronik enthält (vergl. S. 25).

Auch scheint es uns, daß aus den Zeitschriften der benachbarten Vereine zu Frankfurt (Wetterauer), Wisbaden, Wehlar, Würzburg u. noch eine Nachlese zu halten ist. Rommel.

Edinburgh,

bey Ad. u. Ch. Black. 1840. Memoir on extra-uterine Gestation by Dr. Wm. Campbell, Graduate of the Univers. Lecturer on Midwifery Edinburgh etc. 154 Seiten in Octav.

Dem Physiologen und Geburtshelfer eröffnet sich in Bezug auf die Kenntnisse über Schwangerschaften außerhalb der Gebärmutter immer noch ein weites Feld zu weiteren Forschungen und Untersuchungen, da die dabey mitwirkenden anatomisch-pathologischen Verhältnisse keinesweges schon hinlänglich festgesetzt sind. Es ist daher dankenswerth, daß der Verf. mit rühmlichem Fleiße diese normwidrigen Zustände zum Gegenstand einer näheren Prüfung gemacht hat, und sich besonders auf die vorgekommenen Fälle stützend, die bisher laut gewordenen Ansichten einer critischen Beleuchtung unterwirft. Er selbst nimmt vier Arten von Gravid. extra-uterina an, nämlich die Eyerstocks-, die Tuben=Eyerstocks-, die Tuben- und die Tuben=Uterus=Schwangerschaft. Genau sind die Kapitel über die Symptome, Ursachen, Diagnose, Prognose, die Ausgänge, die pathologische Anatomie und Therapie bearbeitet; eben so verdient die Bekanntschaft des Verfs mit der ausländischen Literatur einer anerkennenden Erwähnung. — Eine gute Übersetzung der Schrift von Dr Gæker erschien 1841 zu Karlsruhe und Freyburg in der Herderschen Verlags-handlung.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

Den 30. May 1842.

Braunschweig.

Verlag von G. C. C. Meyer sen. 1842. Erinnerungen an England. 1841. Von Dr. K. F. S. Marx, Königl. hannoverschem Hofrathe und Professor. XVI und 302 Seiten in Octav.

Die vorliegende Schrift besteht aus einer Reihe von Briefen, die im Sommer vorigen Jahres geschrieben wurden. Ihr Verfasser betrachtet sich England mit den Augen des Arztes; allein da er an einen Nichtarzt schrieb, so ist das speciell Medicinische mit Stillschweigen übergangen und nur so viel das Fach Betreffende hervor gehoben, als jeder Gebildete nicht von sich zu weisen pflegt, wenn Zeit und Gelegenheit ihn damit bekannt machen. Die Erinnerungen liefern somit die Reise eines Arztes durch jene merkwürdige Insel, keine ärztliche.

Er landete, von Ostende aus ankommend, in London, besuchte dann York, Edinburgh, die Seen der Hochlande, Glasgow; kehrte über Carlisle, Lancaster und Birmingham nach London zurück,

verweilte da mehrere Wochen; sah sich in den nächsten Umgebungen um, wie in Hanwell, Tottenham, Kew, Richmond, Windsor=Castle, Hampton Court; reiste darauf nach der Insel Wight, nach Portsmouth, Oxford und Cambridge; hielt sich zum Besuche bey Sir Benjamin Brodie in Broome Park in der Graffschaft Surrey auf, und blieb sodann wieder in London, bis er die Rückkehr über Canterbury, Dover und Paris antrat.

Sein Bemühen zielte dahin, Land und Leute mit eigenen Augen aufzufassen und das Beobachtete möglichst frisch festzuhalten. Das ganze dortige Seyn, besonders das sociale und wissenschaftliche, nahm seine Aufmerksamkeit in vollem Maße in Anspruch, und das Interesse an den dortigen Verhältnissen steigerte sich von Tag zu Tag, je mehr er sich mit Sprache, Sitten und Menschen vertraut machte.

Sein Hauptaugenmerk blieben die medicinischen Institute und deren Vorsteher, so wie die übrigen ausgezeichneten Practiker, die er auch mehrfach kennen zu lernen und zu beobachten Gelegenheit hatte.

Da indessen Briefe eher das Empfundene und Gedachte der unmittelbaren Gegenwart, als das fleißig Gesammelte mittheilen, so wird auch in diesen das persönliche Gefühl und Urtheil über Individuen, Natur= und Kunstgegenstände vorwiegend seyn.

Es handelte sich darum, die ersten Eindrücke, die, wenn sie auch nicht die richtigsten, doch immer die lebendigsten sind, wieder zu geben, die Unterschiede zwischen englischen und deutschen Einrichtungen und Zuständen, so wie die inneren Gründe davon anzudeuten. Manches ist kurz, manches ausführlich besprochen, wie es gerade Zeit oder Gunst der Umstände erlaubte. Eine vollständige Reisebeschreibung

ist es nicht, aber wesentliche Gesichtspuncte möchten wohl nicht unberücksichtigt geblieben seyn.

B o n n ,

1841. Bey Adolph Marcus und aus Carl Georgi's Buchdruckerey sind ungefähr gleichzeitig zwey Ausgaben von Gajus Institutionen erschienen, nämlich

1) Gaji institutionum commentarii quatuor ex recensione et cum commentariis J. F. L. Goeschenii. Opus Goeschenii morte interruptum absolvit Carolus Lachmannus. VIII u. 224 Seiten in Octav.

2) Gaji institutionum commentarii quatuor post Goeschenii, Huschkii Lachmannique curas recognovit Eduardus Böcking. LX und 247 Seiten in Octav.

Die Vorrede der Böckingschen Ausgabe datiert vom 15. Merz 1841, die der Lachmannschen vom 12. April 1841. Doch ergibt eine Vergleichung, daß die Böckingsche Ausgabe im Grunde genommen die jüngere ist, indem hier überall sich eine vollständige Benutzung der Lachmannschen Ausgabe zeigt.

Die Lachmannsche Ausgabe ist bestimmt, einen Theil des in Bonn in der Marcus'schen Buchhandlung erschienenen corpus juris antejustinianei zu bilden und tritt in so fern an die Stelle der im Jahre 1830 erschienenen, jetzt aber vergriffenen Heffterschen Ausgabe. Bis zum §. 252 des zweyten Buches ist die gegenwärtige Ausgabe von Götschen, von da an aber von Lachmann bearbeitet. Aber auch in dem von Götschen bearbeiteten Theile finden sich nicht bloß Anmerkungen, welche von Lachmann hinzu gefügt worden sind, sondern die meisten da vorkommenden Textesänderungen sind

von Göschen, als von Lachmann herrührend, bezeichnet. Der Zweck der Ausgabe ist hauptsächlich einen möglichst berichtigten Text zu geben, und so sind denn auch die Anmerkungen größten Theiles kritischen Inhaltes. Daß nun die unvergleichliche Sorgfalt Göschen's und Lachmann's außerordentlicher Scharfsinn und kritischer Blick für die Herstellung des Textes unseres Schriftstellers von großem Erfolge seyn mußte, läßt sich von vorn herein erwarten. Die Grundlage des Textes in der Lachmann'schen Ausgabe bildet der Text der zweyten Göschen'schen Ausgabe des Gajus vom Jahre 1824. Wie sich von selbst versteht sind nicht bloß die in den Zusätzen dieser Ausgabe enthaltenen Ergänzungen und Berichtigungen beachtet worden, sondern es ist auch alles, was sonst seit dem Jahre 1824 für die Herstellung des Gajus besonders durch Böcking, Heffter, Hollweg, Huschke, Klenze und Puchta geschehen ist, mit der gehörigen Auswahl aufs sorgfältigste benützt worden. Außerdem finden sich auf den meisten Seiten dieser Ausgabe neue Berichtigungen oder Ergänzungen, welche von den jetzigen Herausgebern, besonders von Lachmann herrühren. Den Berichtigungen muß man in den meisten Fällen seine Beystimmung geben; denn sie haben das Verdienst, daß sie den Text dem buchstäblichen Laute des Manuscriptes des Gajus näher bringen, indem sie viele unnöthig befundene Einschiesfel der früheren Ausgaben hinweg lassen (z. B. I. 47, 83, 158, 195, II. 85, 108, III. 22, 158, 194, 198, 212, IV. 2, 29, 124.) und sonst ohne Noth vorgenommene Abweichungen vom Manuscripte beseitigen (z. B. I. 47, 103, 128, II. 40, 59, 87, 106, 155, III. 143, 160). Viele Berichtigungen verdanken wir dem sorgfältigern Studium des Sprachgebrauchs im Gajus (z. B. I, 4 ver-

glichen mit II. 236, I. 22 verglichen mit III. 56, I. 47 verglichen mit II. 54 und III. 93, besonders auch II. 43 n. 56) und der im Manuscripte vorkommenden Abkürzungen (z. B. 's. t. a.', welches Göschen früher 'sine tutore auctore' las, wird jetzt aus guten Gründen stäts sine tutoris auctoritate gelesen). Es werden nun zwar die in dieser Ausgabe enthaltenen neuen Berichtigungen für die Geschichte des römischen Rechtes kein erhebliches Resultat liefern, da selten der Sinn des Textes geändert und fast nie auf eine für den Inhalt des römischen Rechtes folgenreiche Weise geändert wird. Indessen muß uns bey einem Schriftsteller, der uns so wichtig ist wie Gajus, jede, auch die kleinste Berichtigung willkommen seyn, und wir müssen es als ein erfreuliches Ereignis betrachten, daß wir eine Ausgabe dieses Schriftstellers besitzen, welche, von einem der ausgezeichnetesten Philologen bearbeitet, sich den besten Ausgaben anderer Classiker würdig anschließt. Übrigens sind in dieser Ausgabe auch bedeutendere Lücken des Textes, wenn auch nicht auf eine rücksichtlich jedes Buchstaben und Wortes sichere, doch auf sehr plausible Weise ausgefüllt. Nur Beyspiels halber nenne ich II. 5, wo die res sacra beschrieben wird, II. 104, wo die Worte des familiae emptor weit besser als bisher hergestellt scheinen. Der §. 269 u. 270 des zweyten Buches ist dem Manuscripte weit näher gebracht und namentlich ist der §. 270 sehr gut ergänzt worden. Im §. 269 würden wir aber zwischen den Worten testamento und inutile das im Manuscripte deutlich vorkommende Wort 'facto' beybehalten haben, so daß der zweyte Theil des §. hieße cum alioquin legatum nisi testamento facto inutile sit. Wir können es nicht billigen, wenn Lachmann in der Anmerkung an der Stelle des

Wortes 'facto' das Wort 'datum' oder 'relictum' vorzieht. Denn dann würde Gajus etwas Unwahres gesagt haben, da ja ein Legat auch in bestätigten Codicillen errichtet werden konnte, während es wahr ist, daß derjenige nur ein Legat errichten konnte, welcher ein Testament hinterläßt, so daß also das Wort 'facto' ganz zu dem bekannten Rechte paßt. Mit dem ersten Theile des §. 269 (Nam ecce per fideicommissum * — ** heredis relinqui potest) weiß ich freylich nichts anzufangen, aber ich kann auch Lachmann's in der Anmerkung versuchte Ergänzung und Emendation (Nam e. p. fideicom. etiam nutu hereditas relinqui potest) schlechterdings nicht billigen, da diese Worte einen passenden Gegensatz zum Folgenden auf keine Weise bilden. — Sehr gut ergänzt ist III. 45...48, 80, 81 und 84, besonders auch IV. 34, 122 und 131. In der Formel der praescriptio in IV. 133 ist mit Recht an die Stelle des 'quod' 'si in ea re' gesetzt worden, da dies zum Zwecke der praescriptio besser paßt und da Blume auch ein 's' vor mehreren unleserlichen Buchstaben im Manuscripte bemerkt haben will. — Man kann es übrigens nur billigen, daß bedenkliche, in der zweyten Göschen'schen Ausgabe enthaltene Ergänzungen einzelner Stellen gänzlich hinweg gelassen worden sind und lieber im Texte Lücken gelassen sind. So ist I. 161 zwischen 'mancipetur' und 'manumittatur' der Raum leer geblieben und weder das in der zweyten Ausgabe enthaltene 'aut' noch das von Savigny (System des heutigen röm. Rechtes Bd. II. S. 497) vertheidigte 'ac' aufgenommen worden. Ein anderes Beispiel solcher Vorsicht findet sich IV. 125. Ein zu ängstliches Anschließen an den buchstäblichen Laut des Manuscriptes dürfte es übrigens seyn,

wenn II. 35 und III. 85 der sonst wohl nirgends vorkommende Ausdruck 'a creditoribus teneri' für 'creditoribus teneri', wenn II. 215 das Wort 'elegasti' für 'legasti' aufgenommen wird, wenn endlich an zwey Stellen (III. 91 u. IV. 43) 'si parret' für 'si paret' aufgenommen wird. Böcking hat wieder 'legasti' und 'si paret'.

Die Böckingsche Ausgabe ist vom Herausgeber für Studierende bestimmt und wir dürfen es zugeben, daß der Zweck des Herausgebers, den Studierenden eine für ihre Studien geeignete gute und zugleich wohlfeile Ausgabe in die Hände zu geben, vollständig erreicht ist. In der Vorrede, welche an die *juris studiosa juvenus* gerichtet ist, sind die wichtigsten literarischen Notizen über Gajus zusammen gestellt, die bisherigen Ausgaben und Übersetzungen des Gajus aufgezählt und eine Reihe von Werken, welche die Kritik und die Erklärung des Gajus betreffen, genannt worden. Dem Texte liegt, wie ich aus vielfachen Vergleichen ersehen habe, der Lachmannsche zum Grunde, von welchem jedoch auch wieder manigfach abgewichen wird. Zum Theil bestehen freylich die Abweichungen nur darin, daß Lachmann's Conjecturen, welchen dieser nur in den Anmerkungen einen Platz anweisen zu dürfen glaubte, ihrer Zuverlässigkeit halber in den Text aufgenommen worden sind (z. B. I. 118, 123, 160, III. 221, IV. 7). Doch zeigt sich auch vielfach ein selbständiger Einfluß auf die Constituierung des Textes und häufig können wir den Abweichungen vom Lachmannschen Texte unsere Billigung nicht versagen (z. B. I. 168 *annosa* für *onerosa*). So scheint Böcking mit Recht II. 35 und 36 statt des von Göschen und Lachmann aufgenommenen 'post aditionem' das im Manuscripte vorkommende und einen guten Sinn gebende 'post obligationem' beybehalten zu haben. Zur vollen

Rechtfertigung der Beybehaltung des im Manuscripte vorkommenden Wortes freuet es mich die l. 28. D. de rebus auctoritate judicis possidentis (42, 5) anführen zu können, wo auch 'post obligationem' in ähnlicher Verbindung und in gleichem Sinne, wie bey Gaj. II. 35 u. 36 vorkommt. — Die Böckingsche Ausgabe erhält für den Studierenden noch dadurch besonders Werth, daß sie in den Anmerkungen sehr viele s. g. Parallestellen und sonst zur Erläuterung des Textes dienende Stellen aus juristischen und anderen Schriftstellern gibt. Auch sind die so sehr belehrenden Vorreden der ersten und zweyten Göschenschen Ausgabe des Gajus mit abgedruckt.

Beide hier besprochene Ausgaben haben eine interessante Zugabe von Böcking erhalten, nämlich eine vergleichende tabellarische Übersicht des Systems der Institutionen des Gajus und Justinians. (*Systema Gajanarum Justinianarumque institutionum inter se comparavit atque ex arte in formam indicis redegit* Ed. Böcking. XIV Seiten in gr. Quart). Es wird hier der Versuch gemacht das System des Gajus und der justinianischen Institutionen nicht bloß in seinen größern Umrissen, sondern auch bis ins kleinste Detail nachzuweisen. Die Obligationen werden hier zum zweyten Theile des Systems gerechnet. S. Bensley.

Verzeichniß von Druckfehlern in der Recension (St. 78 u.) über Schulke's Lehrbuch der Forstwissenschaften: S. 782 Z. 12 v. o. zärtlichen für gärtlichen; S. 800 Z. 3 v. u. gestört für gestürzt; S. 804 Z. 15 v. u. hinter erforschen ist gesucht zu ergänzen; S. 804 Z. 12 v. u. hinter Fach=Methode ist wird einzuschalten; S. 805 Z. 9 v. u. Wegen f. Wagen; S. 814 Z. 13 v. o. Moos, Flechten f. Moosflechten.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. 88. Stück.

Den 2. Junius 1842.

Carlsruhe und Freyburg.

Herdersche Verlagshandlung. 1841. Über das Verhältnis der Medicin zur Chirurgie und die Duplicität im ärztlichen Stande, eine historische Untersuchung mit dem Endresultate für die betreffende Staatseinrichtung. Von Dr. Ph. Fr. von Walter, k. bayr. wirkfl. geheimen Rathe, Leibarzt, Professor an der Universität München u. 48 Seiten in Octav.

Das Verhältnis der Medicin zur Chirurgie und die vermeintlich darauf gegründete Duplicität ist bisher nur von dogmatischer Seite untersucht worden, was eben darum noch zu keinem sicheren und statthaften Resultate geführt hat. Der berühmte Verf. hat gestrebt, auf dem Wege der historischen Forschung, wobey er sich der Unterstützung einiger ausgezeichneten Gelehrter zu erfreuen hatte, das Ziel zu erreichen, und theilt hier die aus derselben hervor gegangenen interessanten Resultate mit. Neu können diese freylich dem mit der Geschichte der Medicin vertrauten, (nach der Benennung des

Verfs 'literaten') Ärzte nicht seyn, indessen hat der Verf. sie sehr glücklich für den sich vorgesezten Zweck benutzt, und daraus den anzugebenden Beweis für seine Meinung zu führen sich bemüht. — Die Duplicität im ärztlichen Stande (das Vorhandenseyn einer zweyten untergeordneten Classe von Ärzten neben der ersten, für die höher gehaltene,) ist keine zur Befriedigung eines wirklichen Bedürfnisses zu irgend einer Zeit absichtlich getroffene Veranstaltung, sondern nachdem sie in der alten Welt ganz unbekannt war, ist sie bey den germanischen und romanischen Völkern im Mittelalter ganz unbeabsichtigt und zufällig dadurch entstanden, daß zu den bey ihnen immer da gewesenen Volksärzten damahls eine neue früher nicht bestandene Classe, jene der literaten, gelehrten Ärzte hinzukam. Diese letzteren gingen aus den Klöstern hervor; es erhoben sich Mönchsärzte, welchen die Traditionen der Volksärzte entweder ganz unbekannt waren, oder deren Curmethoden wenigstens nicht auf jene Traditionen, sondern auf die Hippokratische Lehre, noch mehr aber, und bald ausschließend auf das Jahrhundert hindurch einzig für wahr und unüberschreitbar gehaltene, nach allen Seiten und Richtungen hin entwickelte, alles umfassende System des Galenus gegründet war. Diese Mönchsärzte schöpften ihre medicinischen Kenntnisse aus den griechischen und lateinischen Manuscripten, welche in den Klosterbibliotheken aufbewahrt wurden und den Laien unzugänglich waren. Für die gelehrten (Priester-) Ärzte wurde hierdurch und blieb später nach Wiederherstellung der freyen wissenschaftlichen Forschung für alle Zeit die griechische (Hippokratische) Medicin die Grundlage aller gelehrten Bildung und Entwicklung, gleichwie die griechische Philosophie, Mythologie, Poesie u. s. w. für jedes

andere gelehrte Studium und für jede spätere wissenschaftliche Bearbeitung Vorbild und Fundament blieb. Die Volksärzte dagegen, die illiteraten, ein damahls besonderer Stand, konnten aus jenen Quellen nicht schöpfen, und des Schreibens und Lesens unkundig hielten sie sich fortwährend an die alten bloß mündlichen, ungeschriebenen Überlieferungen. Da aber nach des Verfs Meinung den (literaten) Mönchsärzten kaum etwas von der damahligen volksthümlichen Medicin zugekommen ist, so bildete sich ein schroffer, durch alle späteren Zeiten sich fort erhaltender Gegensatz zwischen den gelehrten und volksthümlichen Ärzten, ja es muß diesen die Priorität zuerkannt werden, sie müssen als die ursprünglichen und aus dem Volke hervor gegangenen, jene aber als exotische und eingedrungene betrachtet werden. Der Gegensatz aber der Medicin und Chirurgie hatte auf dieses geschichtliche Verhältnis durchaus keinen Einfluß; so wenig ursprünglich die gelehrten Ärzte bloße Mediker waren, eben so wenig waren die illiteraten Volksärzte bloß oder auch nur vorzugsweise Chirurgen. Aber ein eigenes Verhältnis der gelehrten oder Mönchsärzte, und die kirchliche Disciplin, welcher sie unterworfen waren, entfremdete die literaten Ärzte im Mittelalter allmählich der Chirurgie. Die Päpste hatten nämlich den Mönchen, später dem ganzen Clerus, theils die Berrichtung der operativen Chirurgie, theils die Ausübung der ganzen Medicin untersagt: wenn auch gleich das Verbot in Bezug auf die Medicin nicht sehr geachtet wurde, so enthielten sich doch die Geistlichen der blutigen Operationen und überließen diese den Laienbrüdern (Fratres), wodurch neue, vorzugsweise der Krankenpflege gewidmete Orden, z. B. jener der barmherzigen Brüder, entstanden. Solche Klosterbrüder, nicht Priester,

waren noch in späterer Zeit Praxek in Deutschland, Jacq. Beaulieu und Frere Cosme in Frankreich, welche in einzelnen Zweigen der operativen Chirurgie Ausgezeichnetes geleistet haben. Nun erhob sich aber im Mittelalter noch ein neues vermittelndes, für die edlere Chirurgie conservatives Element, ohne dessen bisher unterlassene gehörige Würdigung das auf der Sache liegende Dunkel niemahls genugsam aufgeklärt werden kann; es gab nämlich außer den gelehrten Ärzten (*magistri in physica*) und den Bädern im Mittelalter noch Magister der Chirurgie (*chirurgi physici*), welche nebst den Klosterbrüdern im beynahe alleinigen und ausschließenden Besitze derselben waren, da die Bader und Scheerer an ihr niemahls und zu keiner Zeit einen bedeutenden Antheil hatten. Diese *Magistri chir.* waren nirgends zünftig, sie erhielten ihren Unterricht nicht bey Meistern, sondern auf den Universitäten von Salerno, Bologna, Padua, Salamanca, und später auch in Paris. Sie schließen sich in jeder Beziehung mehr an die literaten Ärzte als an die Bader und Scheerer an. Bey der immer geringen Anzahl und ambulierenden Lebensweise der chirurgischen Magister konnten dieselben dem vorhandenen Bedürfnisse chirurg. Hilfsleistung, besonders in Deutschland, nicht genügen, und die Chirurgie, besonders die s. g. Kleinere kam unvermeidlich in die Hände der Bader, die aber dabey nach wie vor auch ihrer medicinischen Praxis nachgingen. Die Chirurgie wurde auch später von den literaten Ärzten um so mehr vernachlässigt, als zu ihrer Ausübung manche für geringfügig, ja für entehrend gehaltene Dienstleistungen erforderlich sind, welchen die bequemen und hochmüthigen Ärzte sich nicht gerne unterziehen wollten. Daher und zu dieser Zeit geschah es, daß die Bader und Bart-

scheerer den Namen Chirurgen, Anfangs in Paris Chirurgen von der kurzen Robe (da die Magister sich Chirurgen von der langen Robe nannten) annahmen, und derselbe wurde ihnen um so bereitwilliger eingeräumt, als die gelehrten Ärzte die Ausübung der so genannten inneren Heilkunde immer mehr an sich zogen und die Volksärzte davon entfernt zu halten bemüht waren. Der veränderte Name hatte aber auf die früheren Verhältnisse der Bader wenig oder keinen Einfluß; sie übten weder die Chirurgie allein und ausschließend aus, sondern in ihrer Weise, so wie früher auch die innere Heilkunde, noch leisteten sie in jener etwas Bortügliches: sie zogen sich vielmehr von jedem bedeutenden operativen Unternehmen scheu zurück. In dieser Verlassenheit und unter der ungenügenden Pflege so roher Hände kam die operative Chirurgie in den tiefsten Verfall, und selbst die einfachsten Operationen wagte fast niemand mehr zu unternehmen. Die Art und Weise, wie die Bader zu der ihnen ganz unangemessenen Benennung von Chirurgen gelangten, ist aus ganz zufälligen Verhältnissen herzuleiten. Daraus, daß man jene stereotyp gewordene Benennung als eine richtig bezeichnete, die Bader aber als die einzigen Repräsentanten der Chirurgie betrachtete, ist die irrige Meinung entstanden, die Duplicität im ärztlichen Stande, welche doch einzig auf dem Gegensatze der literaten und illiteraten Ärzte beruht, sey gleich bedeutend und habe ihren Grund mit und in dem Gegensatze der Arzneykunde und der Chirurgie selbst; dieser Gegensatz aber, als im inneren Wesen der Wissenschaft gegründet, müsse auch die Art der Ausübung der beiden Kunstzweige im Leben beherrschen. In dieser Voraussetzung hat man die Zurückführung der erst im Mittelalter entstandenen

Duplicität im ärztlichen Stande auf die weit ältere und schon im classischen Alterthume ausgesprochene Eintheilung der Heilkunde in die innere und äußere versucht, was aber ganz irrig und geschichtswidrig ist, da diese Eintheilung im classischen Alterthume nur theoretisch galt, aber keinesweges Veranlassung zu einer Trennung und zu einer Geschäftstheilung im ärztlichen Stande gab. Gegen das Ende des Mittelalters fand die Bildung und Erziehung der gelehrten Ärzte nur nach voraus gegangenen humanistischen Studien an den Universitäten Statt, indes die Bader ohne solche Vorstudien fortwährend die Kunst als Lehrlinge bey zünftigen Meistern erlernten, diesen als Gesellen servierten und endlich selbst die Meisterschaft erlangten. In Frankreich und England scheinen sich die Meister von der langen und kurzen Robe im Laufe der Zeit unter einander vermischt, die letzten dadurch veredelt, das Barbiergeschäft von sich ausgestoßen, und den Haarkräuelern überlassen zu haben. Die Chirurgen verbanden sich in eigenen Gremien und Collegien, mit welchen später Unterrichtsanstalten verbunden waren, und diese haben da, wo in ihnen Anatomie fleißig betrieben wurde, zur technischen Bildung ihrer Mitglieder und zur Bervollkommnung der Chirurgie selbst wesentlich beygetragen. In Frankreich erhob sich das berühmte Collegium des heiligen Cosmus zur Academie der Chirurgie, und in England besteht das College of surgeons noch gegenwärtig mit großer Auszeichnung; indessen behielten diese Collegien immer ihren ersten und ursprünglichen Charakter, jenen der nicht gelehrten Erziehung ihrer Mitglieder bey. In Deutschland, wo die Magistri chir. nie recht einheimisch wurden, blieb es bey dem handwerksmäßigen Betriebe und der Erlernung bey Meistern. In dem früheren

Mangel von Collegien liegt der Grund des verspäteten Aufblühens der deutschen Chirurgie; aber es fand im deutschen Vaterlande zuerst die Wiedervereinigung der Chirurgie und der Medicin Statt, und diese lebendige Vereinigung ist in der neueren Zeit der unterscheidende Charakter der herrlich sich entwickelnden deutschen Chirurgie. Die gelehrt erzogenen, auf Universitäten gebildeten Ärzte beschäftigen sich mit ihr, und haben zu den glänzenden Fortschritten derselben wesentlich beygetragen. Der Beweis ist demnach in Deutschland geführt, daß in der Praxis beide Kunstzweige von gehörig gebildeten Ärzten sehr gut vereinigt werden können. Auch in Frankreich ist die Chirurgie in den Händen von tüchtig unterrichteten Männern, welche keine untergeordnete Classe von Ärzten mehr bilden. Nur in England besteht noch die Trennung zwischen Physicians und Surgeons in schroffem Gegensatze auf alterthümliche Weise. Aber in England sind die Verhältnisse der ärztlichen Praxis überhaupt von so ganz eigenthümlicher Art, daß sie nach den auf dem Continente geltenden Normen nicht beurtheilt werden können. Nur der rasendste Angloman könnte eine Nachahmung bey uns für wünschenswerth halten. Als ganz mißlungene Versuche sind jene Anstalten zu betrachten, welche man in Deutschland seit geraumer Zeit zum Unterrichte illiterater Ärzte, fälschlich Chirurgen genannt, getroffen hat. Die illiterate, traditionelle Medicin ward nicht ausgerottet, sie erhielt sich trotz der ihr gegenüber stehenden gelehrten Corporation von Ärzten: indessen verkümmerte sie doch immer mehr, indem sie an den Fortschritten der letzteren keinen oder nur sehr geringen Antheil nahm. Es unternahmen es daher deutsche Regierungen, eigene Schulen zu gründen, in welchen die illiteraten Ärzte nothdürftig

mit den zur technischen Ausübung der Heilkunde erforderlichen Kenntnissen ausgestattet werden sollten. Der Zweck dabey war, bald Volksärzte, bald Chirurgen im engeren Sinne, bald Militairärzte zu bilden: so entstanden die Schulen in Braunschweig, in Berlin, in den österreichischen Staaten und in Bayern, wodurch etwas ganz Neues, früher noch nicht da gewesenes geschaffen wurde. Man hat aber an diesen Schulen stäts betrübende Erfahrungen gemacht, nur düffelhafte Halbwisser und Pfuscher erzogen. In Bayern haben die Landärzte unberechenbaren Schaden gestiftet, und wenn diese künstliche Fabrication noch 10 Jahre fortgedauert hätte, so wäre es um die gelehrte Medicin in Bayern ganz geschehen gewesen. In Preußen haben sich gegen die von Rust eingeführten Medicochirurgen, eine zweyte nur wenig verbesserte Auflage von bayerischen Landärzten und Keilschen Pepinieristen bereits gewichtige Stimmen erhoben, und der weitere Erfolg wird bald das Verwerfliche der ganzen Einrichtung zeigen. Daß unter den Böglingen solcher Anstalten mitunter einzelne practisch brauchbare und selbst tüchtige Männer vorkommen, ist kein haltbarer Gegenbeweis gegen die Verwerflichkeit derselben. Denn die Elasticität und Unverwüßlichkeit des menschlichen Geistes ist so groß, daß selbst aus den fehlerhaftesten Institutionen dennoch mitunter Gutes, ja Vortreffliches entsteht: ausgezeichnete Natur- und Geistesanlagen entwickeln sich nicht selten unter allen Umständen, und selbst unter dem härtesten Drucke der äußeren Verhältnisse. Es ist aber unmöglich, einen einzelnen Theil der Heilkunde, heraus gerissen aus dem lebendigen Zusammenhange des Ganzen und getrennt von deren übrigen Theilen an einen durch Vorstudien halb oder auch ganz Befähigten durch mündlichen

Unterricht zu übertragen. Eben so unmöglich ist eine solche doctrinelle Übertragung der nur practischen applicativen Resultate und Maximen in der Heilkunst ohne strenge wissenschaftliche Begründung. Da gerade in der Heilkunde Theorie und Praxis unzertrennlich mit einander und auf wahrhaft organische Weise verbunden, jede nicht aus der Praxis hervor gehende und sich wieder auf sie zurück beziehende Theorie eben darum falsch und irrig, jede nicht auf Theorie gegründete Praxis rein empirisch ist, so bleibt es unmöglich, an irgend einer medicinischen Lehranstalt, wie sie immer heißen möge, einen bloß practischen Unterricht ohne theoretische Grundlage zu ertheilen. Solches ist niemahls und nirgends geschehen; und es kann nicht von den an solchen Anstalten lebenden Professoren ohne deren Herabwürdigung gefordert werden. Sonderbar ist die zum Erweis der Unentbehrlichkeit illiterater Ärzte beygebrachte Behauptung, der Bauer, Arbeiter oder niedere Handwerker bedürfe eines anders beschaffenen Arztes, als der Städter oder der Gebildete überhaupt. Das wahre Bedürfnis aller ist dasselbe, da ja ihre Krankheiten und deren Heilmittel dieselben sind; es muß demnach die wissenschaftliche und Kunstbildung überall dieselbe seyn. Der Meinung, die gegenwärtig vorhandene so große Anzahl von promovierten Ärzten sey nur temporär, und es bedürfe daher der Bildung und Heranziehung anderer, um dem Volksbedürfnisse zu genügen, tritt der Verf. ebenfalls mit guten Gründen entgegen. — Wenn nun die Duplicität im ärztlichen Stande ein bloß zufälliges, historisches Ergebnis, nicht eine zur Befriedigung eines wirklichen Bedürfnisses ehemahls absichtlich getroffene Veranstellung, wenn sie am wenigsten zur Förderung und Aufrechthaltung der Chirurgie nothwendig ist,

vielmehr den Fortschritten derselben offenbar früher geschadet hat, und wenn zum Fortbestande einer zweyten illiteraten Classe von Ärzten kein irgend erheblicher Grund vorhanden ist, so sind doch in Stadt und Land wundärztliche Handlanger unentbehrlich, welche Aderlassen, Blutegelsehen, Schröpfen, Blasenpflaster und Klystiere applicieren, und einige andere kleinere chirurgische Verrichtungen mit Verstand und Geschick besorgen. Diese Functionen müssen den Badern nothwendig überlassen bleiben, wie sie auch früher denselben zuständig waren. Der von Alters hergebrachte Zunftverband ist für sie ganz passend, sie sollen als Lehrlinge bey Meistern unterrichtet werden, und diesen später als Gehülfsen dienen. Eigene Schulen zu ihrer Erziehung sind nicht gerade nöthig: es kann ihnen, Meistern und Gesellen, der Access zu Vorlesungen an der Universität, aber nicht leicht zu andern als den anatomischen, gestattet seyn. Werden besondere Schulen für sie errichtet, so sollen diese lediglich Hospital Schulen seyn, welche in Städten bey größeren Hospitälern eingerichtet werden können; das Lehrpersonal bilden der Hospitalarzt, der Hospitalchirurg und ein anzustellender Hospital-Professor; hier sind die Böglinge zu dem Hospitalkrankendienste, zur Assistentz bey chirurgischen Operationen, zu den Verrichtungen der niedern Chirurgie und zu den Leichenöffnungen zu verwenden. Der ganze Lehrplan wäre dem an den Hebammenschulen bereits seit längerer Zeit mit entsprechendem Erfolge eingeführten möglichst nachzubilden. So wie an diesen nur ein Lehrbuch (das Hebammenbuch) eingeführt ist, so ist an einer Baderschule in einem Compendium, etwa in 2 Bänden, die ganze Baderlehre abzuhandeln. — Dies der Inhalt einer Schrift, welche freylich an einigen Stellen mit etwas zu schwarzen

Farben aufgetragen hat, im Ganzen aber doch der Richtung der jetzigen Zeit gefolgt ist und auch schon in Beziehung auf die darin ausgesprochene Meinung Gleichgesinnte gefunden hat.

B e r l i n ,

bey G. Reimer. 1841. P. Ovidii Nasonis Fastorum libri sex. Editore et interprete R. Merkelio. CCXCIV und 320 Seiten in Octav.

In der äußeren Einrichtung stimmt diese Ausgabe der Fasten mit der Jahrgang 1838. Stück 100 dieser Anzeigen von uns nach Verdienst gewürdigten Ausgabe der Tristien von Herrn Merkel im Ganzen überein. Nur sind mit Recht jetzt die zahllosen Conjecturen früherer Gelehrten aus dem kritischen Apparate verschwunden; dieser gibt nur die mit außerordentlichem Fleiße zusammen getragenen und verständig geordneten Lesarten der zahlreichen Handschriften, deren Werth in den Fasten viel größer ist, als in den Tristien. Doch hiervon nachher. Werfen wir erst einen Blick auf die fast drey hundert eng gedruckte Seiten füllenden Prolegomenen, die den Titel De Obscuris Ovidii Fastorum führen.

Man würde sehr Unrecht thun, wollte man dem Vf. dieser Einleitung das Lob großen Fleißes und scharfsinniger Behandlung schwieriger Fragen streitig machen. Doch wird eine Übersicht des Inhalts leicht zeigen, daß Herrn Merkel das Material über den Kopf gewachsen ist. Es mangelt sehr an lichtvoller, übersichtlicher Darstellung; Hr Merkel zerrt den Leser durch die drey hundert Seiten von einem zum andern, vom hundertsten zum tausendsten auf eine wirklich erbarmungslose Weise. Indem er den Leser in alle Winkel seiner Untersuchungen blicken läßt und ihm nichts verschweigt, was ihn geistig

beschäftigt hat, stumpft er die Lust, ihm zu folgen, gar zu sehr ab, und Ref. möchte wohl den sehen, der mit stäts gleichem Interesse die dornigen Pfade des Herausgebers verfolgt zu haben sich berühmen könnte. Auch mangelt es der Darstellung durchaus an einer angemessenen Form. Gesuchte Schwerefälligkeit zeichnet sie aus; ein Haschen nach dunkler und verlegener Latinität, welches uns schon in den Erläuterungen zu den Eristien unangenehm berührte, hat gar nicht abgenommen und Ref. kann nicht sagen, wie sehr ihm diese gezierte, gespreizte und gern auf Stelzen einhergehende Sprache geschmacklos vorgekommen ist. Bey diesem Aufgeben des einfachen Weges ist es denn Hrn Merkel nicht selten begegnet, daß er in ganz unclassische und fehlerhafte Ausdrücke und Wendungen gerathen ist. Ref. hält sich im Folgenden an die Hauptfäden der verschlungenen Untersuchungen, um unseren Lesern wenigstens in der Kürze anzudeuten, was sie bey Hrn Merkel finden können.

Zuerst wird nach den Quellen gefragt, die dem Dichter den Stoff zu seinem Gedichte lieferten. Doid folgte der Ordnung der Fasten, wie sie von Augustus fest gestellt worden war. Die größte Ähnlichkeit mit den vom Dichter zu Grunde gelegten haben die so genannten Maffeischen Fasten, die Hr Merkel nach Pighius handschriftlicher Copie der Berliner Bibliothek sorgfältiger mittheilt und weit und breit bespricht. Von der Art und Weise, mit welcher der Dichter bey der Bereicherung und Ausschmückung dieser Tabellen zu Werke ging, sollen die in einer Reihe von Handschriften gefundenen *lemmata marginalia* zeugen, die mit ängstlicher Urkundlichkeit von S. LIII bis LVIII ausgebreitet werden. Die Erweiterungen des Dichters bestehen theils in Ferien und Dedicationen von Heiligthü-

mern, theils in historischen und astronomischen Erzählungen. Die historischen Begebenheiten lieferten ihm die *acta Senatus* seiner Zeit, die *Annalisten*, die *fasti triumphales* oder ältere *Commentatoren* der *fasti* und *tabulae*. Dagegen entlehnte er nach Hrn Merkel seine dürftige astronomische Kunde den astronomischen *Fasten* des *Clodius Tuscus*, welche *Laurentius Lydus* wörtlich aufgenommen haben will. Da nach einer ansprechenden Vermuthung hat *Clodius* sein Buch geradezu für *Dvids* Gebrauch zusammen gestellt, wie *Parthenios* seine *Erotika* für *Corn. Gallus*. Das scheint fest zu stehen, daß *Clodius* Werk *Dvids* Wegweiser gewesen ist.

Hiernach geht der Verf. die gelehrten Hilfsmittel durch, die der Dichter zu Rathe gezogen haben möge, d. h. die Schriftsteller, welche *libri de fastis* schrieben, wie *L. Cincius*, *Corn. Labeo* u. A., wobey er zu einer *historia anni Romani* gelangt und über streitige Punkte gelehrt handelt. Ferner benutzte *Dvid* die *Annalisten*, *Cato*, *Valerius Antias*, *Varro* u. A., so wie den *Ennius*. Auch die wetteifernd übertragenen *Aratea*, wie auch *P. Nigidius Figulus* sind unter seinen Quellen zu nennen. Hierbei nimmt Hr Merkel die Griechen durch, welche astronomische Fabeln ausgeführt, wobey aus einer Pariser Handschrift des *Commentator Germanici* manigerley und darunter viel Unerhebliches und den Zusammenhang Störendes mitgetheilt wird.

Die von S. 94 an angestellte Untersuchung geht von der Frage aus, ob *Dvid* die Bücher des *Verrius Flaccus de verborum significatione* gekannt und aus ihnen für seine Kenntniß der *antiquitates sacrae* Gewinn gezogen habe. Das Resultat dieser mit schätzenswerthen Ausführungen und Bemerkungen, namentlich zu *Festus*, durchwebten Forschung fällt dahin aus, daß *Dvids* Erzählungen

den Varronischen Büchern *rerum divinarum* viel näher stehen, von Verrius hingegen oft abweichen. Dies ist dann Anlaß genug für Herrn Merkel, von S. 106 bis 247 eine genaue Abhandlung über Varro's großes Werk einzulegen. Wir erhalten hier eine gelehrte Fragmentensammlung in der Ordnung der einzelnen Bücher, dazu die weitreichendsten Commentationen über den Inhalt selbst, über Gottheiten, Cultus, Tempel, römische Localitäten u. s. w., mit Berücksichtigung der neuesten Untersuchungen der Gelehrten, namentlich des Aeneas von Klausen.

Endlich rücken wir dem Gedichte des Dvid wieder näher, dessen Abfassungszeit Hr Merkel zu bestimmen sucht, indem er andere Fragen, die sich hier aufwerfen ließen, wie über Dvids Verhältnis zu Virgil im Sprachgebrauch, zu den Rhetoren in der Darstellung und zu Kallimachos *Αἴτια* im Stoff, bey Seite schiebt. Indem man nun hofft, einem gedeihlichen Ziele näher zu rücken, geräth man von S. 248 — 253 mitten in allerley Varianten und Observationen zum fünften Buche der Elegien des Propertius, weil nämlich für die Zeitbestimmung des Dvidischen Gedichtes es nicht gleichgültig ist zu wissen, wann Propertius jenes Buch geschrieben habe.

Endlich folgt eine überaus gelehrte und erspriessliche kurze Geschichte der Schicksale des Dvidischen Gedichtes im Mittelalter, dessen Titel nach den Zeugnissen der Grammatiker, zu denen Ref. noch den *Incertus Maii Class. Auct. VIII. p. 233.* fügt, *Fastorum libri* lautete. Gut wird an Beyspielen gezeigt, wie die Anführungen der Grammatiker nicht ohne Nutzen für die Constitution des Textes sind. Bis zum neunten Jahrhundert reichen unsere Handschriften hinauf. Diese hat Herr Merkel sehr zweckmäßig auch schon durch äußerliche

Kennzeichen in verschiedene Classen getheilt. Die das XII. saec. übersteigenden genau verglichenen codices sind mit großen lateinischen, die des XIII. saec. mit griechischen Buchstaben bezeichnet. Die jüngeren führen kleine lateinische Buchstaben, die nicht genau verglichenen nur Zahlen.

Der älteste und zuverlässigste codex ist nach Hr. Merckels gelungener Beweisführung der Petavianus primus (A), den Heinsius ante octingentos annos scriptum nennt. Er bricht schon V, 24 ab. Er ist von Gronov und Heinsius verglichen, deren Angaben indes öfter abweichen. Dieser Codex ist dem Herausgeber ein treuer Führer gewesen und auf dieser Grundlage beruhen die durchgreifendsten Verbesserungen des Textes. Ohne Noth darf man ihn nicht verlassen, obwohl nicht zu verkennen ist, daß er, wie alle sehr alten Handschriften, viel geradezu barbarische Lesarten bietet. Den an Alter zunächst stehenden Handschriften stehen seine Lesarten häufig fern und dieser Umstand wie die übrige Beschaffenheit dieses Codex bestimmen den Ref., ihn etwa in gleiches Verhältnis den übrigen Quellen gegenüber zu stellen, wie er es beim Thuanus im Martialis gethan hat. Große Ähnlichkeit findet zwischen B und C Statt, d. h. einem Arondellianus und Vossianus, die ab und an Nachhilfe der Grammatiker verrathen. Die vierte Stelle wird dem Fragmentum Ilfeldense angewiesen, welches Hr. Dir. Wiedasch dem Herausgeber freundlich mittheilte, wofür sich dann Lektierer S. 273 in den Worten bedankt: maiorem humanitatis fructum percepi ex tanta liberalitate, quam in haec studia utilitatis inde redundavit, quod tamen plurimum est.

Die Überreste der Ilfelder Pergamenthandschrift haben einen nicht geringen critischen Werth. Die

beiden codd. D E gehören der Münchner Bibliothek; der erstere gehört zu den guten, der zweyte bildet den Übergang zu der großen Masse unbedeutender und nur mit großer Vorsicht zu gebrauchender Handschriften, in denen die Kennzeichen der Familien verwischt sind. Unser sehr schön erhaltener Göttinger Codex, von Dr Müller verglichen, zählt auch mit unter den besseren Handschriften und an einigen Stellen gibt er allein die richtige Lesart.

Die folgenden Handschriften sind aus verschiedenen Quellen allmählich zusammen geflossen und mehr oder weniger absichtlich gefälscht, so daß über jede einzelne das Urtheil nicht sicher seyn kann. Kaum hilft eine dieser Classe allein einer schwierigen Stelle auf. Nun hat freylich in den Dvidischen Handschriften die Interpolation schon früh Platz gegriffen und Ref. muß nach den genaueren Ausführungen des Herrn Merkel ihm darin ganz Recht geben, daß er den alten codex Ursinianus, den man sehr gepriesen hat, für eine triegliche Auctorität erklärt. Mit gutem Grunde hat Hr Merkel es verschmäht, seine lockenden, aber auf Interpolation beruhenden Lesarten denen der anerkannt alten und reineren Handschriften vorzuziehen. Wünschenswerth bleibt nichts desto weniger eine sorgfältige neue Vergleichung dieses Codex, die ohne Zweifel für den Critiker sehr lehrreich seyn müßte. Die Lesarten der alten Ausgaben sind nur in wichtigeren Fällen angeführt.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 4. Junius 1842.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'P. Ovidii Nasonis Fa-
storum libri sex. Editore et interprete R. Mer-
kelio.'

Der Text hat bey so reichen Hilfsmitteln eine von der Vulgate sehr abweichende Gestalt gewonnen. Wir hätten gewünscht, Herr Merkel hätte, nach Bentley's Vorgange zu Horaz, zwischen Text und critischen Commentar — in dem auch manche aber nicht sonderlich bedeutende Glossen der Handschriften verstreuet sind — die Abweichungen von Heinsius verzeichnet, wodurch man der Mühe überhoben seyn würde, überall auf andere Texte zurück zu gehen, sobald man den Ertrag der neuen Recension prüfen will. Ref. ist mit Herrn Merkel's critischen Grundsätzen im Ganzen einverstanden und schlägt die Leistungen für den Text recht hoch an. Dem stäten Schwanken und der launenhaften Wahl der Lesarten ist für immer ein Damm gesetzt und es wird nun zweckmäßig seyn, durch genau eingehende sprachliche und reale Erklärung einzelnen un-

entschieden geliebten Stellen eine sicherere Fassung zu geben. Eine so breite Unterlage der Critik, wie sie Hrn Merkel's unverdroßner Eifer dem Dvidischen Werke geschaffen hat, hat noch kein anderes Gedicht der Augusteischen Zeit aufzuweisen. Die Abweichungen der Handschriften sind oft überraschend seltsamer Art: die Quelle der Varianten ist viel öfter als Herr Merkel es bemerkt hat, gelehrte Reminiscenz ähnlicher Stellen in anderen Gedichten des Dvidius.

Hoffentlich ist dieses nicht die letzte Frucht der gelehrten und erfolgreichen Beschäftigungen des Herrn Verfs mit seinem Dichter. Ref. bemerkt schließlich nur noch, daß Druck und Papier gut sind. Im Texte selbst sind ihm nur folgende Druckfehler aufgestoßen: I, 424 Iusu für Iusa; II, 268 unde für und a. F. W. S.

L o n d o n,

bey Smith, Elder und Comp. 1838. China opened; or a display of the topography, history, customs, manners, arts, manufactures, commerce, literature, religion, jurisprudence etc. of the chinese empire. By the Rev. Charles Gutzlaff. Revised by the Rev. Andrew Reed, D. D. Erster Theil XVI und 510, zweyter Theil VI und 570 Seiten in Octav.

Schon bey einer früheren Gelegenheit ist in diesen Blättern (1839 St. 47) über den aus äußeren und inneren Gründen sich ergebenden Beruf Gutzlaff's, gesprochen zur gründlichen Kunde des chinesischen Reiches nach allen Beziehungen zu wirken. Was man auch in dieser Hinsicht von dem gelehrten Reisenden erwarten mochte, der mit allen Vortheilen, welche seine äußeren Verhältnisse gewähren, eine langjährige Bekanntschaft mit den Gestadelän-

bern des südlichen und südöstlichen Theiles von Hinterasien und deutsche Gründlichkeit und Ausdauer verbindet, — es wird durch die vorliegenden Berichte in Erfüllung gegangen, übertroffen seyn. Es führt der Verf. seine Leser durch alle Theile jenes merkwürdigen Reiches, das durch den Ocean, durch Wüsten und Steilgebirge eine fast insulare Stellung einnimmt und eben dadurch Jahrhunderte lang den anstürmenden Eroberern entging. Während im vorderen und mittleren Asien Reiche auf Reiche sich erhoben und wieder in Staub sanken und Völkerstämme aus dem Osten halb Europa überschwemmten, sah China sein Leben nicht bedroht. Als endlich auch das himmlische Reich dem Andrang der Feinde erlag, verloren sich die Eroberer in den Myriaden der alten Bewohner; der Chinese behauptete nach wie vor seine Abgeschlossenheit von der übrigen Welt, und sparte kein Mittel, die 'blaffen Pferdegesichter' von seinen Grenzen entfernt zu halten. Wie dagegen Europäer, theils um neue Handelsverbindungen anzuknüpfen, theils um dem mit Strenge gehüteten Volke die Segnungen des Evangelii zu verkünden, die Wachsamkeit der Mandarinen zu teuschen wußten, hat der Verf. in früheren Berichten mitgetheilt.

Von den 27 Kapiteln, in welche dieses Werk getheilt ist, gehören 13 dem ersten Theile. Der Verf. schickt seiner Abhandlung über die Geographie des chinesischen Reiches einleitende Bemerkungen voran. Das eigentliche China gehört zu den am glücklichsten von der Natur ausgestatteten Ländern Asiens und nur Japan kann in Beziehung auf Fruchtbarkeit ihm zur Seite gestellt werden. Zwischen dem verweichlichten Bewohner der Tropenländer Cochin-China und Siam und dem harten Nomaden des Westens, den er an geistiger Be-

fähigung weit hinter sich zurück läßt, hält der Chinese die Mitte. In Hochasien stößt man auf flinke Eroberer, die mehr als ein Riesenreich aufbaueten, in China auf einen fleißigen Landbauer, frey von Eroberungssucht, eben so hart gegen Unterworfenen, als knechtisch gegen den Willen des Gebietenden; zwischen beiden steht die Bevölkerung des westlichen Asiens, nur daß der wandernde Araber eine größere Ähnlichkeit mit den Horden der Hochsteppe verräth. Über alle Mitbewohner seines Welttheils erhebt sich der Chinese durch Charakter und Geistesgaben nicht minder, als der Europäer vermöge des Einflusses des Christenthums über alle Asiaten. Das chinesische Reich, setzt der Verf. hinzu, hat seinen Höhepunct erreicht; niemahls zuvor war seine Bevölkerung so zahlreich, sein Gebiet so ausgedehnt. In einer Strecke von 3600 (englischen) Meilen wird seine Küste vom Ocean gespült und kein Reich der Welt kann sich eines gleichen Wechsels climatischer Verhältnisse rühmen. Wüsten und kahle Hochlande folgen auf reich gesegnete Landschaften, wasserlose Steppen auf schwarzerdige Niederungen, wo kein Fleck des Bodens der Hand des fleißigen Anbauers sich entziehen kann; von der einen Seite ein dünn bevölkertes Alpenland mit Felschluchten und sparsamen, von Schäfern durchzogenen Weiden, von der anderen Seite ein Flachland, wo der Wanderer nur Fruchtgärten, Städte und an Dörfer sich reihende Dörfer erblickt. Im Westen zeugen Karavanen von Kameelen der Nomaden, im Osten die alle Ströme bedeckenden Sunken von der Lebhaftigkeit des Verkehrs. Wilde Turkmanen, kriegerische Mongolen, hetende Tibetaner erkennen mit dem verweichlichten, nach Genüssen haschenden, atheïstischen Chinesen die Gewalt desselben Herrschers über sich an. Andererseits zeigt sich in dem

eigentlichen China eine wunderbare Übereinstimmung im Denken und in der Sitte; Städte, Tempel, Felder tragen den nämlichen Charakter. Daher die Leichtigkeit, mit welcher die Gewalt von oben herab geübt wird und der Vf. kann sich der Bemerkung nicht enthalten: 'many of European despot would have found it an easy thing amongst them to command unity of thought, to settle dispute by a veto and to fetter the human mind; and he might regret, that he was not born emperor of China.' Und dieses eigentliche China verhält sich zu seinen Nebenprovinzen in Betreff des Raumes wie 1 zu 13, aber in Betreff der Bevölkerung wie 30 zu 1. Die beiden wichtigsten Herrschaften der Welt begrenzen China; Rußland, das gern über die Chinesen, als Sklaven, sein Eisen streckte, England, das gern den Riesenstaat mit seinem indischen Colonialreiche vereinigte. Daß zwey solche Nachbarn ihm zur Seite stehen, hat bisher die Selbstständigkeit des himmlischen Reiches gerettet.

Mit dem 3. Kapitel beginnt der Verf. die Geographie des eigentlichen China. Zwischen dem Chinesen, welcher in amtlichen Schriften den Kaiser nur 'Sohn des Himmels,' nennt und den Thieren des Feldes stehen, nach dortigen Begriffen, die verlorenen Barbaren, d. h. alle übrigen Völker der Erde. Man begreift diesen Hochmuth, wenn man den Reichthum dieses Theiles des Reiches erwägt, der sofort mit dem Überschreiten der alten Grenzen sein Ende findet. Der Chinese hat seit der frühesten Zeit viel für die Geographie seiner Heimath gethan; jeder District kann sich eines eigenen Beschreibers rühmen und der Verf. versichert, daß es nicht schwer halten könne, eine Sammlung von 2000 Werken über die Geographie Chinas zusammen zu bringen. Aus diesen einheimischen Quel-

len zum Theil, so wie aus den Berichten europäischer Reisenden und hin und wieder der Jesuiten, hat der Verf. für diesen Theil seiner Arbeit geschöpft. Mit Vergnügen verweilt man bey seiner Schilderung des Yang-tse-kiang, der durch Canäle fast ganz China mit einander in Verbindung setzt, so daß, wenn einst der Staat den Europäern geöffnet ist, diese durch Hilfe von Dampfböten die wichtigsten Theile des Landes werden durchkreuzen können. Größeren Schwierigkeiten unterliegt die Befahrung des an Barren und Untiefen reichen Hoang-ho, des Nils von China. Die gewaltigen Canalbauten, die Kunst, welche auf Schleusen und Deiche verwendet ist, nehmen, wie bey dieser Gelegenheit berichtet wird, selbst der Engländer Bewunderung in Anspruch.

Im eigentlichen China ist die Zahl der Hausthiere beschränkter als in Europa, weil der Chinese der vegetabilischen Nahrung vor der animalischen den Vorzug gibt und namentlich dem Genuß von Butter und Milch keinen Geschmack abgewinnen kann; dazu kommt, daß die übergroße Bevölkerung keinen Raum für Weiden gestattet und endlich der Stier manchem als heilig gilt. Das umgekehrte Verhältniß findet sich in den westlichen und nördlichen Nebenlandschaften, wo der Reichthum in Heerden, die Nahrung hauptsächlich in Milch besteht. Das chinesische Pferd ist klein und ohne Feuer; das der Mantschu ist nicht größer, aber lebhafter. In den Steppen der Tataren und in der Kobi kann man des Kameels so wenig entbehren, wie in der Wüste Arabiens, aber man pflegt es nicht in demselben Grade. Sind fast alle Provinzen, mit Ausnahme der an die englischen Besitzungen stoßenden, frey von Scorpionen, Centipeden und giftigen Schlangen, so ist man um so

mehr mit der Plage der Heuschrecken bekannt. Daß gegen diese die gesammte Bevölkerung der von ihnen heimgesuchten Provinzen aufgeboten wird, frommt im Allgemeinen wenig und in den Gegenden, auf welche diese gefräßigen Thiere sich werfen, sind immer Tausende von Menschen dem Hungertode Preis gegeben.

China besitzt mehrere botanische Werke; aber abgesehen davon, daß begreiflicher Weise jedes wissenschaftliche System in denselben vermisst wird, ist die Beschreibung der einzelnen Pflanzen häufig wahrhaft kindisch und beschränkt sich überdies nur auf solche Gewächse, die in irgend einer Beziehung unmittelbaren Werth für die Bevölkerung haben. Doch darf dabey nicht außer Acht gelassen werden, daß der Chinese vielleicht 50 Mal so viel Pflanzen für Arzneyen verwendet, als der Europäer; denn er liebt großartige Mischungen und zwar vorzugsweise von Kräutern. An Duft und Farbenpracht stehen die chinesischen Zierpflanzen den europäischen weit nach; dem fleißigen, nur nach dem Nützlichen spähenden Volke fehlt der Sinn für Schönheiten der Art und auch der reiche Chinese begnügt sich mit einigen Scherben. Obgleich manche Gebirgsdistricte reich an Metallen sind, begünstigt doch die Regierung den Bergbau nicht, um das Volk nicht vom Ackerbau abzuwenden. Es ist ausgemacht, daß China Goldminen besitzt, aber bis jetzt hat noch kein Europäer die Lage derselben ermitteln können. Die Zahl der im Umlaufe befindlichen Goldbarren zum Werthe von 44 Pfund Sterling ist bedeutend; sie gehen von der Hauptstadt aus; von wo sie aber dahin gelangen, ist Geheimniß. Selbst den Jesuiten gelang es nicht, die chinesischen Silberminen aufzuspüren. Die chinesische Silbermünze gilt für die feinste der Welt. Goldstaub

liefert der Yang-tse-kiang. An Eisen ist das Land reich, während Kupfer auf kaiserlichen Sun-ken von Japan geholt zu werden pflegt. Trotz des in verschiedenen Districten gefundenen Steinsalzes bedient man sich meist des aus Seewasser gewonnenen Salzes.

Der Verf. gibt den Flächenraum des eigentlichen China auf 1,297,999 Meilen an und theilt diesen eine Bevölkerung von 360,441,611 Köpfen zu. Eine etwas gewagte Aufstellung, zumahl wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten sich der genauen Volkszählung in einem kleinen wohlgeordneten deutschen Staate entgegen stellen. Das Küstenland ist das reichste und am stärksten bevölkerte, wird aber von den Landschaften am Yang-tse-kiang an Fruchtbarkeit übertroffen. Dörfer und Weiler machen aus einer gewissen Entfernung einen angenehmen Eindruck; naht man ihnen aber, so gewahrt man nur einen Haufen von unregelmäßig an einander gefügten Gebäuden, deren Außenseite der Verzierungen nicht entbehrt, während das Innere keinerlei Bequemlichkeiten bietet. — Bey der Aufzählung der 18 Provinzen beginnt der Verf. mit dem Norden und beschreibt zuerst die von kräftigen, kühnen Männern bewohnte Grenzprovinz Pe-che-le, für deren Schutz gegen räuberische Nachbarn die große Mauer nicht immer ausreichte. Hier liegt, inmitten einer großen Ebene, die Kaiserresidenz Peking, wo schon Kublai, der mongolische Eroberer, seinen Hof zu halten pflegte, vielleicht dieselbe Stadt mit dem von Marco Polo beschriebenen Kambalu. Einer der Nachfolger des Gründers der Ming-Dynastie war es, der den Hof von Nanking nach dem nördlichen Peking verlegte. In dem dortigen Han-lin-yen (the national college), wo die Reichscensoren ihren Sitz ha-

ben, ist der Mittelpunkt chinesischer Literatur und Gelehrsamkeit; hier findet man eine Moschee, eine griechische und eine römisch-katholische Kirche neben Pagoden verschiedener Art und nur 'the true God and Jesus Christ, whom he has sent' hat hier kein Haus.

Das zwey Provinzen umfassende Keang-nan gilt vermöge seines gediegenen Landbaues, seiner Manufacturen und seiner Lage an den zwey größten Flüssen Chinas für das Herz des Staates. Bis auf die sumpfigen Niederungen ist hier das Klima zuträglich; man hat ein wahres chinesisches Delta vor sich, eine aus Alluvialboden bestehende Landschaft, in der weit und breit kein Steinchen anzutreffen ist. In dieser Provinz, deren durch Seiden- und Baumwolle-Manufacturen bereicherte Bewohner sich durch Genußsucht und Berweichlichung auszeichnen, liegt Nanking, der Mittelpunkt des Südens, das, vermöge seiner Lage, zur Hauptstadt des ganzen Reiches berufen ist und jetzt nur noch matte Spuren seines ehemahligen Glanzes an sich trägt. Die Provinz Keang-see zeigt ein hügeliges, von zahlreichen kleinen Gewässern durchfurchtes Land, das von den südlich angrenzenden Districten durch metallreiche, zum Theil unbestiegene Alpen geschieden wird; 500 Öfen sind in der einzigen Stadt King-te-ching Tag und Nacht behufs des Brennens von Porcellan in Thätigkeit. Die gebirgige Provinz Shang-tung rühmt sich, das Geburtsland des Confucius abgegeben zu haben; Shan-see wurde zuerst von Chinesen bewohnt; in Honan, dem Garten Chinas, welches durch die Ergiebigkeit seines Bodens an Keang-nan erinnert, lebte Fo-hi, der Gründer des Kaiserhauses; das aus 2, durch den Yang-tse-kiang getrennten Provinzen bestehende Hoo-kwang gibt an Flächenraum dem ver-

einten Spanien und Frankreich nichts nach. In dem schmalen Küstenlande Che-keang, an dessen Strande die in der neuesten Zeit berühmt gewordene Insel Choosan liegt, leben 26 Millionen Menschen zusammen gedrängt. Diese Übervölkerung hat zur höchsten Industrie getrieben und feinere Sitte und höhere Bildung als, mit Ausnahme von Canton, in irgend einem Theile des Reiches wird hier angetroffen, vornehmlich in der unfern des Anfangs des großen Canals liegenden Hauptstadt Hang-choo, wo 60,000 Menschen mit Seidenwebereyen beschäftigt sind. Die Provinz Fokeen bedarf der Zufuhr von Reis aus Formosa, obwohl der Fleiß der Einwohner auch dürre Hügel und sandige Ebenen zum Ertrage zu zwingen gewußt hat. Deshalb sah sich hier die Bevölkerung vornehmlich auf Handel und Fischerey verwiesen; am ganzen Strande entlang schwärmen ihre leichten Fahrzeuge und die dortigen Matrosen gelten für die besten unter allen Chinesen. Jährlich wandern von Fokeen Tausende von Colonisten nach Siam, Anam und dem indischen Archipel, wo sie die Seele der Gewerbtthätigkeit abgeben. In keinem anderen Theile Chinas besitzen die Männer einen gleichen Stolz und Sinn für Freyheit. Das reichste Emporium an dieser Küste gibt Amoy ab, mit welchem die Auswanderer fortwährend in Handelsverbindungen zu stehen pflegen. Die 300 englische Meilen lange Insel Formosa wird durch einen Gebirgsstrang in zwey ziemlich gleiche Theile gespalten und führt dem befreundeten Continente Reis, Zucker und Campher zu. Vermöge der Sprache und Gesichtsbildung gleichen die Insulaner den Malaien, von denen sie wiederum durch ihr stilles, friedfertiges Wesen und ihre emsige Gelehrigkeit verschieden sind. Erst unter dem fünften Kaiser aus der Dynastie der Ming, also

in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wurde von Chinesen diese Insel entdeckt, um deren Besitz Holländer, Spanier und Japanesen mit einander rangen; seit 1683 steht sie unter chinesischer Oberherrschaft, jedoch ohne daß die Macht der Häuptlinge in den östlichen Landstrichen vernichtet worden wäre.

Obgleich Kwang-tung (Canton), die südlichste der chinesischen Provinzen, den Europäern immer am meisten zugänglich war, so kennt man eigentlich doch nur die Hauptstadt Canton und nur hin und wieder haben einsame Missionäre sich in das Innere gewagt. Welchen Einfluß die Annäherung der europäischen Cultur auf China haben würde, zeigt Canton, dessen Bewohner, in Vergleich mit den übrigen Unterthanen des Kaisers, eine hohe Stufe der Bildung erreicht haben. Hier behauptete sich das Herrscherhaus der Ming, nachdem die Nordprovinzen von den Tataren erobert waren, noch eine Zeitlang, bis die Stadt dem Sieger zur Beute wurde, bey welcher Gelegenheit 700,000 Menschen ihr Leben eingebüßt haben sollen. Das Geschäft des Lebens ist hier der Handel. Eine Folge der ungewöhnlich hohen Zölle — von anderen Abgaben abgesehen, muß ein Schiff von 1300 Tonnen Gehalt nicht weniger als 3000 Dollars Zoll entrichten — ist der weit verbreitete Smuggelhandel.

Hiernach wendet sich der Verf. zu der Topographie der Nebenländer. Kein Theil des himmlischen Reichs hat sich einer gleichen Fürsorge von Seiten des Kaiserhauses zu erfreuen, wie die Mantshuren, deren Küstensaum ein mit Urwaldung bedecktes Gebirge bildet. Die heißen, kurzen Sommer, die strengen Winter sind eine Folge der Nähe Sibiriens, der großen Wälder und Steppen. Das zu keiner Zeit ganz bezwungene Königreich Corea, des-

sen 8 Provinzen reich an Städten sind, gilt für einen Vasallenstaat des Kaisers. Die coreanische Sprache, welche die meiste Ähnlichkeit mit der japanesischen verräth, ist bey allen öffentlichen Verhandlungen durch das Chinesische verdrängt. Außer Papier führt die Halbinsel keine Erzeugnisse aus. — Was den Mongolen an China hält, ist, daß er seine unentbehrlichsten Bedürfnisse, Ranking, Seide und Thee von dort bezieht und im Reiche den Absatz für seine Heerden findet. In ihm hat der Kaiser einen wachen Vorposten gegen Rußland gefunden. Sonderbar, daß diese weibischen Chinesen die Herren über ein starkes Volk spielen, dem einst fast ganz Asien gehorchte, das über Russen, Polen und Deutsche siegte und einst in einem Kriegsrathe beschloß, alle Städte des himmlischen Reiches auszubrennen, deren Bewohner zu tödten und aus China eine große Weide für seine Heerden zu gewinnen. Und jetzt begnügt es sich damit, in seinen kalten Ebenen singend von einem Weideplak zum anderen zu ziehen, von Lamas knechten beherrscht. — Die Songarey mit dem östlichen Turkestan und dem handelsreichen Yarkand, dem Canton des Westen, gibt die Heimath der besten Soldaten Chinas und der gefürchteten Turkmanen ab. Hier, von wo einst die großen Völkerzüge ausgingen, hindern jetzt Rußland und China das Vorbrechen der Nomaden unter einem begeisterten Führer. Die Lust an Raub ist geblieben, aber der feurige Muth findet sich nicht mehr. — Dann geht der Pf. zu Tibet über, dem geheimnisvollen Lande, der Mutter der großen Ströme Asiens, durch Alpenzüge von den benachbarten Provinzen gesondert. Acht Monate gebrauchen die Caravanen von Lassa bis Peking, von wo sie gegen Wollenstoffe und über Nepaul bezogene hindostanische Fabrikwaaren,

Seide, Thee und verschiedene Producte chinesischen Kunstfleißes zurück bringen. In 3000 Tempeln wird der Gottesdienst von 48,000 Lamas versehen.

Noch fehlt in Europa eine gut geschriebene Geschichte der Chinesen, also eines Volkes, welches den dritten Theil der Bevölkerung der Erde bildet. Erst mit der Zeit von Confucius gewinnt man historischen Boden und erst mit der Sung-Dynastie (960 n. Christus) reihen sich zuverlässige Quellen an einander. Die so hoch gefeyerten Annalen des Confucius beginnen mit 722 vor Christus und beschränken sich auf eine magere Hofgeschichte. Dennoch liegen sie fast allen späteren Geschichtswerken zu Grunde. In Bezug auf die chinesische Poesie rühmt der Verf. die Abhandlung von Davis in den Transactions of the Royal Asiatic Society.

Hiernach läßt sich der Verf. über Sprache und Literatur, Sitten, Gebräuche und Einrichtungen, Industrie, Künste und Religion aus, bespricht dann die Regierung, den Hof und die Beamten, die Finanzen und das Kriegswesen. Aus dem 14., die Religion umfassenden Kapitel sey Ref. noch folgende Mittheilung gestattet.

Es ist ausgemacht, daß im 7. Jahrhundert die Lehre der Nestorianer im westlichen China Eingang fand. Seit der Ankunft der Portugiesen rang die römische Kirche nach der Bekehrung der Chinesen. Der Ausdauer und Schlaueit der Jesuiten gelang es, hier festen Fuß zu fassen. Der glühende Franz Xaver starb freylich, ehe er die Küste betreten, aber Ricci erbt sein Streben, gelangte, durch keine Noth und Gefahr geschreckt, nach Peking, schrieb über verschiedene Gegenstände in chinesischer Sprache und gewann dadurch die Bewunderung der dortigen Literaten. Von der Thätigkeit dieses Verkündigers des Christenthums zeugt, daß bey seinem 1610 erfolgten Tode in der einzigen Provinz Keang-

nan in 30 Kirchen das Vaterunser gebetet wurde; zahlreiche Missionäre durchzogen das Land und selbst Mandarine schlugen das Kreuz. Der Untergang der Dynastie Ming, deren letzter Sproß in Canton die Taufe empfing, hemmte die Bekehrung um so weniger, als die christlichen Gemeinden sich bald als eifrige Anhänger der Mantschu zeigten. Der erste Kaiser aus der Tsing-Dynastie nahm sogar einen deutschen Jesuiten, Adam Schaal, zum Lehrer; aber mit dem Tode dieses Regenten begannen die Verfolgungen der Christen. Dazu kam, daß wenn die Jesuiten mit großer Nachsicht gegen Sitte und Glauben der Chinesen die Gottheit Christi gelehrt und namentlich ihr zur Seite die göttliche Verehrung des Confucius zugelassen hatten, die Dominicaner ein strenges Eingehen in die Säkungen der römischen Kirche verlangten und Hader zwischen beiden Orden der Bekehrung Eintrag that. Und doch, setzt der Verf. hinzu, waren die Bekenner des Christenthums zu keiner Zeit zahlreicher in China als eben jetzt, wenn sich schon bey den meisten ein merkwürdiges Gemisch von Heidenthum und Christenthum kund gibt. Macao und Peking sind freylich die beiden einzigen Punkte, wo öffentlich catholischer Gottesdienst Statt findet; aber durchs ganze Land sind römische Missionäre verbreitet. Die Protestanten haben zur Verkündigung des Evangeliums zunächst das Meergestade gewählt. Von ihrer Wirksamkeit zeugt das seit 1828 in Amerika erscheinende Chinese Repository und andererseits die von England in Malacca gegründeten Schulen. Im 9. und 10. Jahrhundert verbreitete sich der Muhamedanismus in einem großen Theile Chinas und Kublai-Khan pflegte seine höchsten Mandarinen aus den Bekennern des Korans zu wählen; jetzt finden sich nur noch in den westlichen Provinzen Muhamedaner. Schon der bekannte

Rabbi Benjamin von Tudela erwähnt der Juden in China; jezt trifft man ihrer sehr wenige dort.

L e i p z i g,

bey K. F. Köhler. 1841. Die Staatsgrundgesetze des deutschen Reiches. Zusammengestellt, eingeleitet und historisch erläutert von Friedrich Maximilian Stiel, Professor und Lehrer der Geschichte an der Landesschule zu Meissen. XIV und 677 Seiten in Octav.

‘Nur im Dienste der Geschichte, um Freunde derselben zu den Quellen zu führen und ihnen die Grundlage der Staatsgeschichte unseres Volkes zugänglich zu machen,’ hat der Vf. seine Arbeit unternommen. Ein verdienstliches Werk, indem durch dasselbe dem Freunde der Geschichte die vorzüglichsten Gesetze des deutschen Reiches, die er bis dahin in verschiedenen Quellsammlungen nachzusehen hatte, in einem gewissenhaften Abdrucke zur bequemen Übersicht geboten werden. Einer jeden Urkunde, der in zahlreichen Noten Erläuterungen beygegeben sind, geht eine, wenn auch nicht tief eingreifende, doch klare historische Einleitung voran; den meisten derselben sind Schlußbemerkungen angehängt, welche die aus den erlassenen Bestimmungen nothwendig sich ergebenden Folgen entwickeln.

Der Verf., welcher die s. g. lex regia von 1077 und das Wormser Concordat nicht aufnehmen zu dürfen glaubte, weil beide als Urkunden des sicheren Grundes ermangeln, beginnt seine Sammlung mit den unter Kaiser Friedrich II. erlassenen Reichsgrundgesetzen und zwar mit der 1220 zu Frankfurt gegebenen Verordnung über die Rechte der geistlichen Fürsten, deren abermahlige Veröffentlichung hier nach dem Abdrucke Hedams erfolgt. Daran reiht sich Heinrichs 1231 zu Worms erlassener Reichsbeschluß gegen die Association der Städte,

dann Friedrichs II. Gesetz zur Beschränkung der Autonomie der Städte (Ravenna 1232), beide nach der Bekanntmachung durch Schannat. Heinrichs 1231 zu Worms gegebener Reichsabschied über die Theilnahme der adeligen Landsassen an der legislativen Gewalt der Fürsten, ist nach Schultes, Friedrichs II. zu Udine 1232 erlassene Verordnung über die Rechte der weltlichen Fürsten (s. g. aurea bulla Friderici II.) nach einer abermahligen, durch den Dr Förstemann vorgenommenen Vergleichung des zu Halle befindlichen Originals hier mitgetheilt. Es folgt Ludwigs des Bayern Reichsabschied, Frankfurt 1338, über die Unabhängigkeit der deutschen Königsmacht vom Papste, nach Leibnitz. Karls IV. goldene Bulle und Maximilians ewiger Landfriede (Worms 1495) sind nach Datt abgedruckt. Karls V. Wahlcapitulation, Mainz 1519, der Vertrag von Passau und der Religionsfriede von Augsburg sind nach dem auf dem Hauptstaatsarchive zu Dresden befindlichen Originale mitgetheilt. Dem westphälischen Frieden liegt das bekannte Werk von Meiern zum Grunde, aber mit Angabe der Abweichungen von dem Texte desselben, die sich in dem zu Dresden aufbewahrten Originale zeigen. Sodann hat die Wahlcapitulation von Franz II., 'weil sie uns diese Gattung der Reichsgrundgesetze, deren Anfang wir in Karls V. Wahlcapitulation finden, in ihrer höchsten Ausbildung zeigt' und zwar nach dem gleichfalls zu Dresden befindlichen Originale hier ihren Abdruck gefunden. Der Reichsdeputationshauptschluß, Regensburg 1803, ist nach Cämmerer und Wahlkampf, die Rheinbundsacte, Paris 1806, und die Abdankungsacte des Kaisers Franz II., Wien 6. August 1806, nach der durch Winckopp geschehenen Veröffentlichung hier mitgetheilt.

Hav.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. Stück.

Den 6. Junius 1842.

M a i n z,

bey Kirchheim, Schott und Thielemann. 1841.
Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit, von dem Anfange der großen Glaubens- und Kirchenspaltung des sechszehnten Jahrhunderts bis auf unsere Tage von Dr Caspar Riffel, Professor der kathol. Theologie zu Gießen. Erster Band: Ursprung, Fortgang und Verbreitung der großen Glaubens- und Kirchenspaltung in Deutschland, von Luthers erstem Auftreten bis zum Ende des Bauernkrieges. XXIV und 522 Seiten in Octav.

Vorliegendes Buch hat schon durch das Geschick, das es seinem Verfasser bereitete, eine gewisse Celebrität erhalten: laut öffentlicher Blätter ist derselbe darüber seiner theologischen Professur an der Universität Gießen entsetzt worden. Bedenkt man, daß dies in einem deutschen Staate geschah, der zahlreiche Katholiken unter seinen Unterthanen begreift, an einer Universität, die eine katholische Facultät besitzt, von einem katholischen Canzler mit so vieler Umsicht und Vorliebe geleitet wird,

gewiß also die Principien der Parität der Confessionen nach katholischer Seite hin bewahrt erscheinen, so ergibt sich im Voraus die Ansicht, daß in dem Buche doch sicher die Farben etwas sehr grell aufgetragen, die Polemik doch sicher etwas weit getrieben seyn muß, um den erwähnten Schritt gegen den Verfasser als nöthig und gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

In der That wird aber diese Vermuthung nicht bloß bestätigt, sondern bey weitem überboten bey einem auch nur oberflächlichen Blicke in die Schrift selbst. Die letzteren Jahre seit dem Kölner Ereignis, oder vielmehr seit dem Erscheinen der Möhlerschen Symbolik, haben des Polemischen viel, und unter dem Vielen manches Scharfe und Bittere gebracht; aber wir wüßten uns nicht zu entsinnen, in der Fluth dieser Literatur auch nur irgend etwas gesunden zu haben, das an Leidenschaftlichkeit und recht eigentlich principiellen Hasse gegen die evangelische Kirche dem Vorliegenden nahe käme. Höchstens die bekannten historisch-politischen Blätter von Phillips und Görres dürften in ihren extremsten Aufsätzen hier einigermaßen verglichen werden können; doch auch sie werden theils an Bitterkeit überboten, theils ist der Eindruck vorliegender Arbeit so viel schneidender, weil derselbe Ton der Polemik durch eine ganze, ziemlich umfangreiche Schrift durchgeführt erscheint, und das Wohlbehagen des Verfassers an solch leidenschaftlichem Treiben darum so viel schärfer hervor tritt.

Es muß einem Recensenten schwer fallen, einer solchen Stellung des Verfassers gegenüber die Leidenschaftslosigkeit und Ruhe zu behaupten, worauf das literarische Publicum bey der Berichtserstattung doch zunächst Anspruch hat. Gern begnügten wir uns deshalb mit Hervorheben einzelner charakteri-

ftischer Stellen, um jedem Leser den Eindruck zu verleihen, den die Schrift macht, in der festen Überzeugung, daß dann auch das Urtheil einem jeden überlassen bleiben könne; die Polemik hat ja keinen gefährlicheren Feind, als ihre eigene Übertreibung, ihr Sichselbstüberschlagen. Allein die Zuversicht, womit der Verfasser seine Anklagen häuft, der Ton anscheinender Gründlichkeit, den er überall annimmt, zwingt schon jeden Berichtserstatter zum näheren Eingehen in die Sache selbst, und so möge denn auch in diesem Organe deutscher Wissenschaftlichkeit ein ausführlicher Bericht nicht fehlen zum Zeugnis, bis wohin die polemische Leidenschaft auf der anderen Seite sich selbst hinauf geschoben hat.

Wir haben schon die Möhlersche Symbolik angedeutet als den Punct, von wo der confessionelle Kampf in Deutschland katholischer Seits mit eigentlicher Bitterkeit wieder erhoben ward, und wirklich steht vorliegende Schrift in mehrfacher Hinsicht zu derselben in enger Verwandtschaft. Anklagen, die dort systematisch durchgeführt wurden über Ursprung und Tendenz des Protestantismus nach den einzelnen dogmatischen locis, werden hier nach historischer Reihenfolge entwickelt, oder vielmehr werden hier auf den einen Luther gehäuft, und durch dessen Leben, so weit es behandelt ist, durchgeführt. Der Grundzug des Möhlerschen Angriffs, wornach das evangelische Princip nur zu vergleichen ist den abnormen Gestalten mittelalterlicher Häresien, den Manichäern, Catharern, Lollharden, Begharden und Bizochen, liegt auch hier unter, nur mit dem gewaltigen Unterschiede, daß jeder Schein von Billigkeit, den Möhler, aufrichtig oder vorgeblich, noch zu bewahren verstand, hier auf das schamloseste abgeworfen und mit Füßen getreten ist. Möhler's Summa kam doch noch darauf hinaus, daß Luther

wie die übrigen Reformatoren nicht an einem Fehler des Herzens, sondern nur des Verstandes gelitten habe. Es ward ihnen zugestanden, daß sie zu ihrem Auftreten gegen die katholische Kirche durch einen wirklich religiösen Drang veranlaßt seyen; ihr Grundstreben ward als redlich und gut gemeint, aber dabey nur als irrend, unverständlich, unbesonnen geschildert, ein Blick des Mitleids ihnen gegönnet, wie sie die allein in der katholischen Kirche wurzelnde Wahrheit nicht zu würdigen gewußt hätten, höchstens angedeutet, daß einige Eitelkeit und Selbstsucht bey Luthern mitgewirkt habe, der anstatt in Gehorsam dem Gebote der Mutterkirche zu folgen, sich selbst eine Secte gründen gewollt nach eigenem Ermessen. Wie weit läßt aber die Riffelsche Polemik jene noch von Möhler bewahrte Miene der Billigkeit und des Bedauerns hinter sich zurück! Gerade umgekehrt läuft hier alles darauf hinaus, Luther's Gesinnung zu verdächtigen, ihn als den frechesten, schamlosesten Bösewicht zu brandmarken, während ihm gern ein gewisser Grad von Verstand gelassen wird, etwa in dem Sinne, wie man wohl dem Teufel neben der höchsten Bosheit die höchste Einsicht beylegt.

Es kann bey diesem Sichüberbieten der katholischen Polemik nur der betrübende Einfluß beobachtet werden, den die zwischen beiden Werken liegenden kirchlichen Ereignisse selbst auf die wissenschaftliche Stellung ausgeübt haben: so nährt der Krieg den Krieg, so steht auch die polemische Leidenschaft unter dem Geseße der Stätigkeit, daß ihre Fortsetzung nicht allein die Dauer, sondern auch die Hestigkeit vermehrt. Während dort vor dem Köl'nischen Ereignis uns noch die Hand wie irrenden Brüdern geboten ward, deren Herz gut, und nur der Verstand schwach sey, so ist hier nach demsel-

ben auch dieses Band zerrissen, und die Reformatoren werden zu einem Zerrbilde entstellt, wie deren kaum in der Geschichte anderweitig aufgefunden werden könne. Wir sind hier gewis billig, wenn wir das Steigen der Leidenschaft auf diese Weise als ein ganz naturgemäßes, durch die Ereignisse selbst hervor gerufenes erklären; sonst läge auch noch eine andere Deutung nicht fern, welche die Steigerung als eine planmäßige und wohlberechnete auffaßte, darin die Einwirkung einer auf vielfachem Wege gegen das Bestehen der evangelischen Kirche conspirierenden Partey erblickte, und gerade in vorliegender Schrift ein sehr eclatantes Manifest derselben zu finden sich berechtigt hielten: doch sind dies Deutungen, die einen weit umfassenderen Standpunct erfordern als den einer wissenschaftlichen Critik, womit wir es hier zu thun haben. Es mag demnach zunächst auf sich beruhen, was der Hr Verfasser mit seiner Arbeit außerhalb der wissenschaftlichen Gemeinde bezweckt, wie weit er dadurch in den Umschwung der Zeitideen einzugreifen gedacht, wie fern er etwa das dadurch errungene Martyrerthum selbst beabsichtigt habe. Hier handelt es sich vor allem um das Erweisen seiner Anklagen, um Wahrheit oder Entstellung.

Um indes die allgemeinen Betrachtungen abzubrechen, und dem Inhalte des Buches selbst näher zu treten, so kündigt sich dasselbe als eine Kirchengeschichte der neuesten Zeit an und soll dazu hier der erste Band auftreten mit beygefügttem Conspectus mehrerer folgender. Eine unerhörte Prätension, solche extremste Parteyschrift eine Geschichte zu nennen, da nicht einmahl die dürftigsten Anforderungen an eine solche hier befriedigt erscheinen, sondern das Ganze auf die Person des einzelnen Luther bezogen und auf dessen Herabsetzung be-

rechnet, höchstens als ein Libell bezeichnet werden kann. Hätte der Verfasser verstanden, eine Geschichte zu schreiben, so hätte sich bey dem mühsamen Studium, dem er sich unterzogen hat, allerdings auch so eine Polemik, und zwar um so wirksamer gewinnen lassen, je großartiger sie die Thatfachen selbst aufgefaßt und mit Factis raisonniert hätte. Dazu geht aber unserem Verfasser jedes Geschick ab, und er versteht sich nur darauf, persönlich zu werden, und die gigantische Persönlichkeit Luthers zu verunglimpfen. Wie kleinlich und böshaft, gleichsam nach Art eines Stadtgeflatsches, die Polemik hier auftritt, möge nur aus den beiden gleich zu Anfang sich darbietenden Zügen abgenommen werden, daß der Verfasser, Vorrede S. XII dem Jahre 1817, dem Gedächtnisjahre der Reformation, dadurch einen kleinlichen Makel anzuhängen weiß, daß er an den darin erlittenen Miswachs erinnert, es als das Hungerjahr bezeichnet, und daß er S. 3 gleich auf Luthers Jugend sein Gift zu sprützen sucht, indem er die Stellung des armen Schulknaben zu Eisenach, der von einer frommen Frau für seine Gottesfurcht und seine anziehende Stimme manches Stück Brod erhielt, als eine zweydeutige darzustellen sucht. Welch schamlose Polemik, die sich solcher Mittel der Verdächtigung bedient, und meint, mit solcher Verläumdung, wie deren wohl die niedrige Intrigue sich nicht schämt, auf dem Felde der Geschichte aufzutreten und den Namen einer Kirchengeschichte zu affectieren! Kaum erwehrt man sich dabey der Vermuthung, daß es dem Verfasser mit Durchführung der Darstellung durch den ganzen Zeitraum der neuesten Geschichte auch gar kein Ernst ist, sondern er diesen Titel nur gewählt hat, um seiner persönlichen Polemik gegen Luther Raum zu geben,

wenn man den höchst wunderlichen Plan überdenkt, den er laut der Vorrede sich für den Verlauf des Werkes gebildet haben will. Es soll die erste Abtheilung, wozu vorliegender Band als erster gehört, vor allem Ursprung, Fortgang und Verbreitung der großen Glaubens- und Kirchenspaltung und zwar nach den Hauptländern und mit Berücksichtigung der Zeitfolge enthalten; es soll die zweyte Abtheilung sich mit den kirchlichen religiösen, wissenschaftlichen und politischen Zuständen beschäftigen, unter welchen jene Spaltung sich begeben hat, und mit den Mitteln, durch welche sie durchgeführt und befestigt worden ist; daran soll sich in der dritten Abtheilung die Frage nach den Folgen des Ereignisses reihen, und zwar wiederum in kirchlicher, religiöser, wissenschaftlicher und politischer Beziehung und endlich noch besonders die specielle Geschichte der katholischen Kirche betrachtet werden, und zwar sowohl gegenüber den Angriffen und Verfolgungen ihrer Feinde als in ihrer eigenen inneren Entwicklung und in ihrer Verbreitung nach Außen. Wir gestehen aufrichtig, daß abgesehen von dem Plane des Verfassers, die Geschichte der neuesten Zeit in die Ereignisse außerhalb und innerhalb der katholischen Kirche behandeln zu wollen, wir die Anlage des Werkes schlechterdings nicht zu begreifen verstehen; wie man nämlich bey der gegenwärtigen Höhe der Geschichtsschreibung und den jetzigen Anforderungen an sie, noch unter ganz verschiedene Abtheilungen zu bringen im Stande sey einmahl die Sache selbst, dann die Zustände, unter welchen sie geschah nebst den Mitteln, wodurch sie durchgeführt ist und endlich die Folgen derselben, ist allein bey einer Darstellung begreiflich, die es sich nicht zur Aufgabe gesetzt hat, die Ereignisse zu geben, wie sie in der That verliefen, sondern die es vorzieht, alles unter

selbstgewählte und selbstbeliebte Gesichtspuncte zu drängen, und so die Geschichte zurecht zu machen, wie das eigene individuelle Gelüste es gerade erheischt. Eine Probe von der schönen Sachordnung, die sich auf diese Weise ergibt, vermögen wir aus dem bis jetzt Vorliegenden darin nachzuweisen, daß z. B. der Bauernkrieg in die erste, die Schilderhebung des deutschen Adels aber in die zweyte Abtheilung gehören soll, weil ersterer als etwas Wesentliches der Reformation selbst betrachtet wird, letztere aber zu den Mitteln gehöre, wodurch dieselbe fortgeschritten sey. Es liegt jedoch in dieser Zusammenstellung mehr Gift versteckt, als man anfänglich ahnt, weil die Empörung der Bauern dadurch als der eigentliche Mittelpunkt der Reformation erscheinen soll; doch möge es hier hinreichen, den Beruf des Verfassers zur Geschichtschreibung auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts als völlig verfehlt zu bezeichnen: möge er ja nicht wähnen, daß das Talent für Verläumdung, das vielleicht im kleinen Kreiße durch Lästung und Berunglimpfung überwiegender Charaktere, durch Machinieren und Intriguieren einigen Effect zu erreichen versteht, damit auch auf das Gebiet der Geschichte sich heraus wagen dürfe und dadurch etwas erlangen könne, daß es über die größten Namen sich mit Lästung ergeht. Wir müssen unsere Zweifel wiederholen, daß der Verfasser selbst nur an Durchführung eines Planes denke, der so planlos sich heraus stellt, oder denkt er ja daran, so mache er nur nicht auf den Titel einer Kirchengeschichte Anspruch, denn die Geschichte ist mehr als ein Pasquill, wie er hier geliefert. Wir verkennen nicht, daß unsere Anklage hart erscheinen kann; aber wir hoffen die Rechtfertigung dafür unsern Lesern nicht schuldig zu bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. 92. Stück.

Den 9. Junius 1842.

M a i n z.

Fortsetzung der Anzeige: 'Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit, von dem Anfange der großen Glaubens- und Kirchenspaltung des sechszehnten Jahrhunderts bis auf unsere Tage von Dr Caspar Kiffel, Professor der katholischen Theologie zu Gießen.'

Sehr anziehend sind noch die Geständnisse, die der Verfasser in der Vorrede über den ganzen Verlauf der Polemik seit der Reformationszeit ablegt, und über die gegenseitige Stellung, welche dabei die katholische und die protestantische Literatur eingenommen habe. Der Verfasser gesteht selbst zu, daß diese Stellung für seine Parthey eine höchst ungünstige gewesen, findet aber den Grund dazu in der größeren Rührigkeit und Thätigkeit der protestantischen Geschichtschreiber, die von jeher den ganzen Verlauf jenes Ereignisses nur von ihrem Standpuncte aus dargestellt, und dadurch die Gemüther völlig für sich occupiert hätten. Die katholischen Gelehrten hätten sich verhältnismäßig

erst ziemlich spät aufgemacht, dann aber das gebildete Publicum schon durchaus mit den von den Protestanten planmäßig verbreiteten Vorurtheilen erfüllt gefunden und dadurch die so schwere Stellung gehabt, daß ihre Sache von vorn herein als Geistesdruck, Gewissenstyranny verunglimpft sey. Die schweren Anklagen von Seiten der Protestanten hätten zulezt allgemeines Bürgerrecht gewonnen; die Geschichte sey auf diese Art den Katholiken fast ganz aus den Händen gewunden, bis zur völligen Unkenntlichkeit entstellt, so daß diesen keine andere Wahl mehr übrig zu bleiben schien, als vor der Welt ein allgemeines Sünden- und Schuldbekenntnis abzulegen und zwar in Ausdrücken, wie ihre Gegner sie zu dictieren beliebten!

Ein äußerst naives Geständnis über die Befähigung der katholischen Kirche zur Geschichtschreibung und über die Anerkennung, welche protestantische Leistungen auf diesem Gebiete in dem Lager der Gegner selbst gefunden haben. Wir wünschten dringend, daß der Verfasser wenigstens hier wahr gezeichnet habe, daß dort die Ansicht von der Reformation wirklich so allgemein der protestantischen Geschichtschreibung sich conformiert, und damit der Wahrheit die Ehre gegeben habe, als er es hier beklagt; es wäre damit die sicherste Aussicht gewonnen, daß dann auch für die Zukunft die Wahrheit obsege; denn Arbeiten, wie die des Verfassers werden wahrlich nicht geeignet seyn, das Rechtsgefühl aller billig denkenden unter seinen Confessionsverwandten umzustimmen. Allein ist der Erfolg protestantischer Geschichtschreibung wirklich so glänzend, wie der Verfasser hier in seiner Naivetät zugibt, und damit den trostlosen Zustand seines eigenen Lagers ausplaudert, so ist es dahin doch in der That nicht aus Indolenz katholischer Historiker

gekommen, wie er hier vorgibt; denn an Anstrengungen, um solchem Erfolge zu begegnen, hat man es doch in der That dort nicht fehlen lassen: an der literarischen Thätigkeit der Baronius, Bellarmine und Bossuete, an den historischen Leistungen der Jesuiten insgesammt, die ja keinen anderen Beruf kannten, als den Folgen der Reformation entgegen zu treten, hat es in der That nicht gelegen, wenn über dies Ereigniß in der katholischen Kirche selbst die Ansichten keinesweges so allgemein verdammend lauten, als der Verfasser wohl wünschen möchte. Es muß also doch wohl an der Sache selbst liegen, daß wie alle Scheiterhaufen und Bannbullen ihren Verlauf nicht haben aufhalten können, so auch alle Polemik nicht im Stande ist, auf die Länge selbst den Gegnern die wahrhaftige Geschichte derselben vorzuenthalten und den gesunden Sinn des Volkes durch künstliche Entstellung zu umstricken. Möge der Verfasser daraus sich ein Prognostikon für sein eigenes Werk hernehmen. An ähnlichen Versuchen, die Reformation als ein eitelles freveles Menschenwerk darzustellen, hat es nie, hat es am wenigsten zur Zeit ihrer Entstehung selbst gefehlt. Ist aber, dem eigenen Geständnisse des Verfassers zufolge, dennoch dergleichen stäts vergeblich gewesen, wie darf er hoffen, mit seinem schwachen Damme den Strom der Geschichte aufzuhalten! Schwerlich hätte hiernach ein beklagenswertherer Verrath der eigenen Partey von ihm selbst begangen werden können. Die Eitelkeit, mit seiner Anklage als der erste seiner Art, als völlig originell dazustehen, jetzt erst durch einen glücklichen Fund das Rechte getroffen zu haben, macht ihn blind gegen den Vortheil, der aus der Übereinstimmung der katholischen Kirche auch in diesem Stücke, aus dem quod semper, quod ubique, quod ab omni-

bus, worauf ja doch sonst seine Kirche so viel gibt, hätte für ihn geschöpft werden können. Der Verfasser wird hier zum ungerechten Ankläger seiner eigenen Parthey, bloß um den Vortheil zu haben, daß ihm erst das rechte Licht aufgegangen sey: wer wird dabey nicht an den sehr unartigen Kunstgriff früherer katholischer Historiker erinnert, die einigen alten Päpsten alle möglichen Häresien und Laster aufbürdeten, bloß um die Genugthuung zu haben, beyfügen zu können, daß dessen ungeachtet keine Synode gewagt habe, dergleichen zu strafen, weil es über den Papst keinen menschlichen Richter gebe!

Mit welcher Stirn der Verfasser bey solchem Vorhaben und solcher Durchführung seines Planes die Vorrede hat auf eine Art schließen können, wie er S. XVI wirklich gethan, wie ihm nur die Hand den Dienst nicht versagt hat, um die Worte nieder zu schreiben, daß er jede Frevlerhand verdamme, die auch nur von ferne an dem Bande der Einheit zerre, jede Feder, welche Zwietracht säe, jeden Mund, welcher Religionshaß und Fanatismus predige, bleibt uns in der That unbegreiflich, und dürfte eine ähnliche polemische Wendung, wie hier der Verfasser liefert, wohl außer dem schon genannten Orden, der auch in der Bekämpfung der Reformation seine höchste Aufgabe fand, vergeblich gesucht werden.

Eine Einleitung hat der Hr Vf. nicht voraus geschickt; er will lieber sofort mitten in die Sache eingehen und die handelnden Personen in lebenden Bildern vorführen. Ganz recht bey einem Werke, das wie wir schon angedeutet, sich nur mit Persönlichkeiten beschäftigt und des Namens einer Geschichte völlig unwerth ist. Ist es denn wohl möglich eine Zeit anders als im Zusammenhange mit ihrer Vergan-

genheit zu verstehen? ist sie denn etwas anderes als deren Product? wir wollen dem Verfasser das Talent gar nicht abstreiten, daß er nicht auch die der Reformation voraus gehende Zeit hätte auf eine Art zurecht machen können, daß auch sie in seinen Plan gepaßt hätte. Nach den einzelnen Pröbchen, welche uns die historisch-politischen Blätter, so z. B. über Huß und das ihm gegebene kaiserliche Geleit, vorgeführt, nach den Leistungen, womit der Verf. selbst in der vorliegenden Schrift aufgetreten ist, würde ihm auch ein derartiger Versuch auf seine Weise gelungen seyn. Daß er aber selbst dies nicht einmahl für nöthig erachtet, daß er in lebenden Bildern ohne historischen Hintergrund uns die Personen vorsühren will, spricht doch gar zu deutlich für seinen Nichtberuf zum Geschichtschreiber und statt dessen für sein alleiniges Talent, mit Persönlichkeit zu agieren und durch deren geschickte Behandlung seine Zwecke zu erreichen. Bedenkt man nur, daß Leopold Ranke um das Verständnis deutscher Zustände in der Reformationszeit zu gewinnen, nicht später anheben konnte, als in Carolingischer Zeit, so wird neben dem Unberuf des Verfassers zum Geschichtschreiber auch sofort die klüglich gewählte Stellung desselben sich kund geben, die, um ja die Personen nach der eigenen vor-gefaßten Ansicht erscheinen zu lassen, sie losreißt von dem geschichtlichen Boden, wo sie erwachsen, und eine Scene eröffnet ohne Hintergrund und Rahmen.

Als Quellen gibt der Verfasser an, sich an Luthers eigene Werke gehalten zu haben; er nennt sie die ungetrübtesten und läßt sich dagegen zwar im Allgemeinen nichts einreden; wenigstens gilt gegen ihn, den Geschichtschreiber, nicht derselbe Einwurf, wie gegen Möhler, den Symboliker, wenn

dieser ebenfalls den Lehrbegriff unserer Kirche meinte aus den Privatschriften der Reformatoren zurecht stellen zu dürfen. Indes auch hier bey dem Geschichtschreiber ist die Benutzung der Werke Luthers nur dann gewissenhaft zu nennen, wenn er aus ihnen den Totaleindruck aufnimmt und nicht einzelne Aussprüche, dazu noch meist aus dem Zusammenhange gerissene, einseitig benützt. Niemand war wohl weniger ein systematischer Kopf, als Luther, und in niemandes Schriften ist es wohl so leicht, jeder Ansicht von den Dingen eine andere Stelle entgegen zu halten, die unter veränderter Auffassung so ziemlich das Gegentheil aussagt. Wie wäre es sonst wohl möglich, daß bey dem Kampfe der theologischen Principien die Vertheidiger aller Richtungen ihre schlagendsten Mottos aus Luthers Werken hätten entlehnen können, daß religiöse, politische Parteyen aller Farben Aussprüche von ihm für sich anzuführen vermögen? Ein so völliger Gemüthsmensch, wie Luther war, lebte jedesmahl der Sache ganz, die er gerade behandelte, und folgte dem Eindrucke, den sie auf ihn machte, jedesmahl so gänzlich, daß er bey Durchführung seiner Argumente am wenigsten vor Paradoxen sich scheute. Es kann einem Vertheidiger Luthers nicht schwer fallen, sämmtlichen Behauptungen, die der Vf. hier über ihn gesammelt hat, durchaus andere, widerlegende, entgegen zu stellen. Der Verf. ist sich dessen auch recht gut bewußt; in der Zusammenstellung der Stellen, woraus Luther als Revolutionär, als ärgster Demagog hervor gehen soll, sucht er selbst sich dagegen zu verwahren, daß eine eben so vollständige Lese sich auch über solche Aussprüche halten lasse, wo Luther das Princip der Legitimität vertritt. Die Benutzung der Werke Luthers wird hiernach nur dann redlich genannt werden dürfen, wenn

so auch stäts die andere Seite mit berücksichtigt und das Resultat darnach ermäßigt wird. Freylich gehört dazu eine Billigkeit, eine Leidenschaftslosigkeit, die am wenigsten von unserem Verfasser erwartet werden kann, der ja nicht einmahl von Luthers Aussprüchen in Abzug bringt, wo der naive Ausdruck, die populäre Derbheit, worin ja gerade Luther sich so sehr gefiel, den einzigen Anhaltspunct der Polemik bildet, so daß nach Abzug derselben auch der Ausspruch selbst den Stachel verliert. Benuzt der Verfasser ja sogar den von Möhler schon aufgebrauchten und freylich nach strengem Rechte nicht abzustreitenden Kunstgriff, Luthers Aussprüche jedesmahl in der barocken, unserem Auge nicht selten als lächerlich erscheinenden Orthographie seiner Zeit vorzuführen; er kann sich damit vertheidigen, daß er streng nach den frühesten Originalausgaben und deshalb ganz in ihrer Schreibart citiere; wir müssen ihm diese Freude lassen, doch aber dabey gegen jede Übertragung des Eindrucks dieses Umstandes auf die Sache selbst protestieren. Wer so wie Luther ein lebendiges Glied in der Fortbildung der deutschen Sprache gewesen ist, kann für den Zustand der Kindheit nicht verantwortlich seyn, worin er selbst die Sprache angetroffen.

Wenden wir uns nun zu dem Inhalte selbst oder den Anklagen gegen Luther, so zerfallen sie, so weit die Ansicht des Verfassers jetzt vorliegt, etwa in die zwey Puncte: Luthers dogmatische Grundansicht ist unvernünftig und sinnlos; sein ganzes Streben ist ein revolutionäres. Der erste Punct, seitdem ihn Erasmus in seiner Entgegnung aufgestellt hat, wiederholt sich in jeder Polemik gegen den großen Reformator; der zweyte Punct, wenigstens in der hier beliebten Form ist erst eine

neuere Wendung des Streites. Gehen wir auf das Einzelne näher ein.

Der Vorwurf gegen Luthers dogmatische Grundansicht, welcher dieselbe als sinnlos und mit aller Menschenvernunft streitend darstellt, kommt im Wesentlichen auf den Punct von der sittlichen Kraft des menschlichen Willens hinaus, die Luther bekanntlich nicht so hoch angeschlagen hat, als es der menschlichen Eitelkeit und dem katholischen Pelagianismus gefällt. Das Wesentliche hierüber ist protestantischer Seits schon in dem Streite über die Möhlersche Symbolik so ausführlich behandelt und so siegreich verfochten, daß es überflüssig erscheint, hier noch einmahl den ganzen Streit durchzukämpfen; wir müßten ja doch nur die eine ewige Wahrheit des Evangeliums wiederholen, daß vor dem Angesichte Gottes der Mensch ohne Verdienst ist und sich allein der göttlichen Gnade zu getrösten hat; wir müßten ja nur wiederholen, daß die Willensfreyheit, die Luther dem Menschen abspricht, ja immer nur in jenem potenzierten Sinne gemeint ist, wornach der Mensch unfähig ist, aus eigener Kraft vor Gott genügend zu handeln, womit ihm aber keinesweges die sittliche Qualität selbst genommen ist, da ihm ja im Gegentheil ein ganzes Gebiet der justitia, nämlich die civilis, verbleibt. Wir müßten hier also die streng religiöse Tendenz unseres Systems wiederum darlegen, die etwas ganz anderes ist, als das Rühmen menschlicher Selbstgenügsamkeit und abermahls die Verdrehung der Möhlerschen Symbolik aufdecken, womit dieselbe unserm System nachsagt, den Menschen zur wahren Bestialität herab zu würdigen, sofern es demselben die sittliche Qualität abspricht. Indessen wir können uns hiervon dispensieren, theils weil dies schon

zur Genüge entgegnet ist, freylich ohne bey so übelwollenden Gegnern besondern Eingang gefunden zu haben, theils aber auch, weil die Polemik des Verfassers sich mit solcher Anklage nicht mehr begnügt, sondern zu einem viel gefährlicheren Schlage ausholt. Er will nicht etwa bloß die Lehre Luthers in ihrer Schwäche aufdecken, sondern das Weitere leisten, den Weg nachweisen, wie Luther zu so unerhörter Behauptung gekommen sey, und erst in dieser psychologischen Nachweisung findet der Verfasser eine Befriedigung seines polemischen Gelüstes. Um seine psychologische Entdeckung über den Bildungsgang Luthers kurz zusammen zu fassen, so lautet sie dahin, daß derselbe von dem äußersten Extrem des Pelagianismus, weil er damit nicht durchdringen konnte, in das andere des absoluten Augustinianismus verfallen sey. Derselbe Mann, der in seinem trohigen, störrigen Sinne Anfangs meinte ohne göttliche Kraft, aus eigener Leistung den Himmel sich zu verdienen, beschied sich, als er davon ablassen mußte, nun dahin, daß es ohne eigene Kraft angehen müsse. Weil sein Troß von der einen Seite gebeugt ward, schlug er nach der anderen um; weil er einsah, daß es allein aus eigener Leistung nicht angehe, gab er dieselbe ganz auf! So kam Luther zu einem System, 'welches den Menschen berechtigte, den Tag zu verfluchen, an welchem er geboren wurde, und die unvernünftigen Thiere des Feldes um ihr Schicksal zu beneiden, zu einem Systeme, welches in seiner consequentesten Durchführung die Menschen in eine Bande elender, herz- und gefühlloser, stummer und dumpfer Wesen verwandelte, deren einzige vernünftige Handlung, wenn sie überhaupt die Fähigkeit zu einer solchen besäßen, darin bestände, je eher je besser durch Selbstmord von diesem elenden Leben

sich los zu machen und dadurch ihre Entsündigung zu beschleunigen.'

An dieser Anklage des Verfassers sind zwey Punkte zu unterscheiden: einmahl Luther ging aus von dem allertrozigsten Pelagianismus, der den Himmel ganz allein aus eigener Kraft erklimmen wollte, und dann, er verfiel, da dies ihm mislang, in den stumpfsinnigsten Augustinianismus. Prüfen wir beide Punkte.

Für den ersten beruhet der ganze Beweis des Verfassers auf Äußerungen Luthers über seinen Seelenzustand vor dem Auffinden des Principis vom rechtfertigenden Glauben, also während seiner Studienzeit in Erfurt sowohl als der Rechte Besliffener, wie als Augustinermönch nach seinem Eintritt ins Kloster. Alle Beweise, welche der Verfasser hier beyzubringen hat, um den pelagianischen Troß zu erweisen, kommen, abgesehen von dem allerdings unbefriedigten Verhältnis zu seinem Vater, seinen Jugendlehrern, wobey der Fehler eben so leicht auf Seiten dieser als auf der seinigen liegen mochte, auf das einzige Geständnis hinaus, daß wenn irgend ein Mönch gen Himmel komme durch Möncherey, dann gewis er; denn er hätte sich, wenn's länger gewährt hätte, sicher zu Tode gemartert mit Beten, Wachen, Lesen und anderer Arbeit. Das ist der Ausspruch, worauf der Verfasser den Schluß baut für Luthers pelagianischen Troß, der ohne Gott den Himmel erklimmen wollte! Und doch was liegt darin anders, als das allgemeine Princip aller Mönchsascese, wie sie von der katholischen Kirche stäts vertreten ist, was anders, als das dominicanisch = thomistische System, das dem Menschen aufgibt und ihm nachrühmt, sich den Himmel zu erwerben durch eigenes Verdienst! Was hier der Verfasser zu tadeln hat, trifft nun

doch nicht den einzelnen Luther, sondern den damaligen Kirchenglauben selbst. Das kirchliche System, wie es durch die Scholastik ausgebildet und verdorben war, berechtigte vollkommen zu den Erwartungen, die Luther Anfangs über seine mönchischen Anstrengungen hegte; denn mit keinem Worte hat der Verfasser erwiesen, daß der von Seelenangst getriebene junge Augustiner in Erfurt bey dem meritum, wonach er strebte, nicht vollkommen der gratia eben denselben Platz einräumte, wie das scholastische System selbst; war dieser Platz nicht so bedeutend, wie der Verfasser wünscht, so lag die Schuld nur am Systeme selbst, das durch seine künstlichen Subtilitäten völlig zu dem Resultate führte, daß der Mensch in letzter Instanz sich selbst den Himmel zu verdienen habe.

Schon hier läßt sich der Grundirrtum aufdecken, wovon der Verfasser eben so wie einst Möhler in der Symbolik ausging, daß sie nämlich das System katholischer Dogmatik, gegen welches Luther seine kühne Stimme erhob, jenes System, das im dominicanischen Thomismus seine Grundlage und in Luthers Ablasskram seine practische Vollendung besaß, absichtlich oder unbewußt, verwechseln mit der Form katholischer Dogmatik, welche dieselbe erst durch das Tridentinum, also entschieden unter dem Einflusse und nach dem Vorgange der Reformation erhalten hat, oder wohl gar mit der Form, in welche sie selbst das Gebäude pressen, um dafür eine irgend wie ansprechende Vertheidigung möglich zu machen. Es ist auch hier der von Möhler, sollen wir sagen so fein oder so plump benutzte Kunstgriff angewandt, als System der katholischen Kirche irgend eine Auskunft, die sich zwischen göttlicher Gnade und menschlichem Verdienste treffen läßt, ohne eine der beiden Seiten zu schroff zu ver-

lehen, aufzustellen und dann bewundernd auszurufen, wie hart und unerträglich sich doch dagegen die evangelische Rechtfertigungslehre ausnehme. Theils hat die katholische Lehre schon an und für sich wegen ihrer semipelagianischen Stellung hier einen wirklichen Vortheil, daß sie sich nach beiden Seiten hin wenden kann, wie sie gerade will, theils machen es sich die dortigen Vertreter auch äußerst bequem, weil sie Behauptungen aufstellen, wie es ihnen gerade beliebt und dies für katholische Lehre ausgeben, auch nicht leicht in Verlegenheit kommen, dafür eine renommierte Autorität beizubringen. Diesem so willkürlich ermittelten Felde gegenüber behandeln sie dann das evangelische Dogma streng nach dem Buchstaben des Symbols, oder wohl gar der Privatschriften Luthers und ziehen die Parallele stäts fein genug, um dann auf unserer Seite Verletzung der Menschenwürde u. dergl. zu finden, Klagen Luthern darüber an, daß er einem so anziehenden Systeme habe den Krieg erklären können. Nicht laut genug können wir es wiederholen, es war der Ablasskrämer Teufel, es war die völlig versunkene Scholastik des 16ten Jahrhunderts mit ihren unerhörten practischen Mißbräuchen, gegen die er auftrat: wenn seitdem die katholische Dogmatik sich gebessert hat, wenn schon der Lehrbegriff von Orient eine so viel mildere Form beweiset, was ist darin anderes zu erblicken, als eine Wirkung der Reformation selbst, die nicht dadurch allein die evangelische Wahrheit wieder zu Ehren brachte, daß sie dafür ein freyes, freudiges Bekenntnis von Wittenberg aus ergehen ließ, sondern deren Einfluß eben so entschieden in die Tiefen des katholischen Lehrbegriffes selbst für dessen Restauration verfolgt werden kann.

Zum Beweise unserer Behauptung möge es hin-

reichen, hier nur einen Begriff, den des Sacramentes, näher zu beleuchten, um die Art darzulegen, wie der Verfasser daran sowohl die katholische wie die lutherische Auffassungsweise entwickelt hat. Rückfichtlich der erstern, und namentlich rückfichtlich des Grundbegriffs dabey vom opus operatum, geht er zwar in der Verdrehungskunst nicht so weit wie Möhler, der hier bekanntlich mit wahrer Unredlichkeit seinen Lesern eine grammatische Brille aufzusetzen gedachte, indem er zu dem operatum suppliren wollte, a Christo, also heraus bringen, daß nach katholischer Ansicht mit jenem Ausdrucke die Objectivität der Sacramentsidee bezeichnet werden solle, so fern sie im Erlösungswerke Christi wurzele. Eine solche Zumuthung stellt, wie gesagt, unser Verfasser an seine Leser nicht: allein die Beschreibung, die er vom Sacramente gibt, ist dabey dennoch künstlich genug zurecht gemacht und ausgeschmückt, daß wir zu der Frage uns berechtigt fühlen, wie er doch nur beweisen wolle, daß es so in der That katholischer Glaube sey. S. 49 läßt er sich darüber so aus: 'der Glaube des katholischen Christen, welcher die Sacramente empfängt, beziehet sich auf etwas Reales, Objectives, d. h. auf etwas ohne seine Mitwirkung Vorhandenes, auf die in den Sacramenten in und für sich enthaltene Kraft, welche aber ohne seine Mitthätigkeit auf ihn nicht übergehen kann und diese Mitthätigkeit, freylich nur in und mit der Gnade möglich, bestehet eben darin, daß er sich durch Gefühle und Handlungen der Reue und des Schmerzes, der Demuth u. s. w. würdig vorbereitet, und dann, wohl immer noch mit Furcht und Bittern, aber auch mit Vertrauen zu dem wirklichen Empfange der Sacramente heran tritt, wobey er dann der Gnade,

welche er nicht erst durch seinen Glauben hinein legt, sondern welche objectiv in ihnen vorhanden ist, theilhaftig wird. Ohne dieses *opus operatum* dünkt uns ein Verlangen nach und ein glaubenvolles Nahen zu den Sacramenten eben so außer dem Bereiche der Möglichkeit, als man der katholischen Kirche den namenlosen Unsinn unterstellen wird, sie nehme an, Jemand, welcher mit entschiedenem Unglauben zum Empfange eines Sacramentes hinzutrete, werde der höheren Gnade und Lebenskraft, so mit demselben verbunden ist, theilhaftig u. s. w. — In der That eine so große Zuversichtlichkeit, daß es wohl der Mühe lohnt, nachzusehen, wie es mit jenem namenlosen Unsinne stehe. Die Behauptung des Verfassers enthält, so viel wir sehen, die Theorie des Synergismus, wornach die heiligende Wirkung des Sacramentes zu Stande kommt durch Zusammenwirken der objectiv im Sacrament vorhandenen Gnade und der subjectiv vom Menschen beygebrachten Gemüthsstimmung, jedoch so, daß jedenfalls auch hier ein positiv wirkendes Moment gefordert werde. Wir wollen billig seyn, wollen als richtende Auctorität, ob dies katholische Lehre sey, nicht die Formen des dortigen Systems befragen, gegen die Luther zu kämpfen hatte, weil sie zu seiner Zeit galten, nicht die Stimmführer der Scholastik zu Rathe ziehen, sondern uns an ein Tribunal wenden, das der Verf. selbst schwerlich recusieren wird, an die Tridentinischen Väter selbst, ob auch sie das *opus operatum* so verstehen, daß die Wirkung desselben eine positive Selbstthätigkeit bey dem Genießenden voraus setze. Da lesen wir denn Sess. VII. can. 6, an der einzigen Stelle, wo von den Bedingungen des Genießenden die Rede ist, während die übrigen Vorschriften sich

stätt auf die Persönlichkeit des spendenden Priesters beziehen, lesen nur das bekannte: *si quis dixerit sacramenta — gratiam ipsam non ponentibus obicem non conferre — a. s.*; finden also als einzige Anforderung an den Genießenden nur die negative, *non ponere obicem*; nur ein Nichtwiderstreben wird von ihm gefordert; dagegen eine positive, synergistische Forderung, wie sie der Verfasser aufstellt, liegt so gänzlich außerhalb des Gesichtskreises der dortigen Väter, daß ihr Anathema am sichersten auch den Verfasser trifft, wenn er an jener negativen Bedingung nicht genug hat, sondern ein mehreres, eine positive Leistung von dem Genießenden fordert. Gerade was er also bodenlosen Unsinn nennt, die reine Objectivität der Sacramentswirkung, zu der der Mensch nichts hinzu zu bringen braucht, die vielmehr nothwendig eintritt, sobald er nur des negativen Widerstrebens sich enthält, das und nichts anderes ist katholische Lehre nach dem Tridentinum. Ist unser Beweis noch nicht schlagend genug, so wollen wir den Catechismus romanus vergleichen, der dasselbe nur noch in schärferen Zügen wiederholt: P. II. quaest. 16. — *ita ut gratiae fructum nulla res impedire possit, nisi qui ea suscipiunt, se ipsos tanto bono fraudare, et Spiritui sancto velint obsistere.* Wiederum nichts anders als eine negative Bedingung, die an die Genießenden gestellt wird, so daß also die Theorie des Verfassers, die für die Wirksamkeit der Sacramente auch eine positive Forderung aufstellt, eben so völlig die Objectivität des katholischen *opus operatum* ableugnet, als dies nur von protestantischer Seite mit der Forderung der *fides* geschehen kann.

Das ist es, was wir als Irrthum, ja als ab-

sichtliche Verdrehung des richtigen Standpunctes sowohl bey Möhler als bey Riffel bezeichnen müssen, wenn wir ihnen vorwerfen, Luthers Wirken in ein durchaus schiefes Licht gerückt zu haben, in dem sie als Gegenstand seines Zorneifers nicht das damahls so völlig depravierte System der scholastischen Dogmatik hinstellen, sondern eine irgendwie idealisierte Gestalt, ganz nach Willkür, ja im völligsten Widerspruche mit den bewährtesten Auctoritäten ihrer Kirche selbst zurecht machen. Hat übrigens der Sacramentsbegriff unter den Händen unseres Polemikers selbst auf katholischem Boden erst solche Manipulierung erfahren, ehe er für seine Zwecke brauchbar erschien, so wird sich leicht abnehmen lassen, was erst dem lutherischen Lehrbegriff hier vorbehalten ist. Unbekanntschaft mit den Quellen kann es nicht seyn, wenn der Verfasser gerade den Punct am Sacramentsbegriff, wofür Luther bis aufs Blut kämpfte, die Objectivität daran vermöge der Gegenwart Christi im Brote und Wein, völlig ignoriert und als dessen Lehre nichts anderes ausgibt, als dieselbe Ansicht der reformierten Kirche von der bloßen Subjectivität, gegen die eben Luther ja den schonungslosesten Kampf eröffnet hatte. Wie gesagt, Unbekanntschaft mit der wahren Sachlage, also Irrthum, kann es nicht seyn, die hier dem Verfasser nachgesagt werden muß; was bleibt also übrig, als absichtliche Entstellung und Verdrehung, ein planmäßiges Zusammenwerfen Luthers mit seinen entschiedensten Gegnern?

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 11. Junius 1842.

M a i n z.

Schluß der Anzeige: 'Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit, von dem Anfange der großen Glaubens- und Kirchenspaltung des sechszehnten Jahrhunderts bis auf unsere Tage von Dr. C. Riffel, Professor der Kathol. Theologie zu Gießen.'

Wer so, wie hier der Verfasser, als Lehre Luthers vom Sacrament ausgibt, daß der Genießende dabey nur so viel empfangen, als er mitbringe, daß alles also auf die bloße Subjectivität des Genießenden hinaus komme, möge doch erklären, was Luthern im Sacramentsstreit getrennt hat von seinen schweizerischen Gegnern, worüber er doch Himmel und Erde zu bewegen entschlossen war, weshalb er doch den inneren Zwist in der neuen Gemeinde nicht scheute, das ganze Werk dem Untergange nahe brachte, wenn es nicht gerade der Abscheu war gegen bloße Subjectivität in der Sacramentsidee. Dies zu ignorieren, oder vielmehr absichtlich zu verstecken, Luthern mit Zwingli völlig zusammen zu werfen, bloß weil so die Polemik

gegen beide leichter ist — nein Hr Doctor Riffel, das sind keine ehrliche Waffen im wissenschaftlichen Kampfe; ich verweise Sie auf Seite XVI Ihrer Vorrede und frage an, ob Sie jene Worte, die Hand aufs Herz, auch jetzt noch auf sich anwenden wollen!

Wenden wir uns jetzt zu der Darstellung der dogmatischen Ansicht, zu welcher Luther nach des Verfassers Angabe sich hingewandt habe, als er jenen totalen Pelagianismus aufgab, so ergibt sich jenes zur Caricatur entstellte System des Augustinianismus, wornach der Mensch bis zur Bestialität herab gewürdigt seyn soll. Es sind dies, wie schon bemerkt, größtentheils Möhlersche Entdeckungen, über die wir uns hier der Fehde enthalten; nur wo der Verfasser weiter gegangen ist als Möhler, wo er seine Anklagen noch mehr ins Schwarze ausmahlt als dieser, mögen sie noch einer kurzen Prüfung unterzogen werden. Wir finden dies namentlich in der Behauptung, daß Luthers System (S. 23) eine rein pantheistische Ansicht enthalte, 'würdig vieler Lichtmänner des neunzehnten Jahrhunderts' und in der gesteigerten Bezeichnung (S. 27), die das Luthersche System vom gnostischen Dualismus seinen Ausgang nehmen und im crassesten Pantheismus Rettung und Heil finden läßt. Was die Beschuldigung des gnostischen Dualismus betrifft, so war uns diese schon aus Möhler geläufig, dessen Zusammenstellung der evangelischen Lehre mit den antirömischen Secten des Mittelalters auch leicht in diese Form der Anklage verfallen konnte. Man lernt hier den üblichen Ton, wie in der Behandlung des Protestantismus in den Schulen unseres Verfassers und seines Gleichen jene Bezeichnung schon so völliges Bürgerrecht erlangt hat, daß eine weitere Begründung dafür gar nicht mehr

nöthig erscheint. Wenigstens was hier der Verfasser gleichsam zum Überfluß für eine ausgemachte Meinung noch als Beweis hinzu zu fügen für nöthig erachtet, ist wiederum so gänzlich ins Blaue hinein gesprochen, daß er schwerlich selbst etwas darauf geben konnte. Luthers Dualismus soll daraus erhellen, daß er eine absolute Trennung der Seele vom Leibe behauptet und allen gegenseitigen Einfluß geleugnet habe. Zunächst, wäre dies der Fall, so trifft der gedachte Vorwurf wiederum niemanden entschiedener, als die orthodoxe katholische Kirchenlehre, die nach dem Vorgange des Hieronymus über die Entstehung der Seele dem Creatianismus huldigt. Da ist die Trennung der Seele vom Leibe eine absolute; denn ihr Ursprung wird auf durchaus verschiedene Anfangspuncte zurück geführt; dagegen alles, was sich dem Augustin zu neigt und irgendwie Modificationen des Traducianismus vertritt, ist am sichersten von dieser Anklage freizusprechen und kommt zuverlässig auf eine organische Verbindung von Seele und Leib vermöge des Ursprungs aus menschlicher Zeugung zurück. Der Verfasser hat also mit seiner Anklage wiederum niemanden anders getroffen, als sein eigenes orthodoxes System. Ist er selbst hier anderer Ansicht als wie Hieronymus, nun so ist damit nur ein Beweis mehr gefunden, wie völlig nach Belieben die angeblichen Vertreter des strictesten Katholicismus mit den in der Tradition aufgehäuften Massen der Angaben zu verfahren und sich daraus ein System zurecht zu machen verstehen. Dann aber wie stehet es denn auch mit dem Beweise, daß Luther die Differenz zwischen Seele und Leib als eine absolute setze? Aus der angezogenen Stelle aus der Schrift über die Freyheit eines Christenmenschen erhellt nur, daß Luther die Ein-

wirkung äußerlichen Werkes, Essen, Trinken, Kleidung, Aufenthalt an bestimmten Orten, auf den sittlichen Zustand der Seele leugnet, also daselbe Thema, das seinem ganzen Auftreten gegen die Werkheiligkeit zu Grunde liegt; er redet ja ausdrücklich von dem Thun oder Unterlassen der Werke, welche die Gleisner thun, leugnet den Einfluß derselben auf den sittlichen Zustand; hieraus eine metaphysische Folgerung zu ziehen über Luthers Weltansicht, während alles nur auf dem ethischen Gebiete gehalten ist, erscheint doch wohl als der Kunstgriff eines Polemikers, der für die obige Behauptung Möhlers nach weiteren Beweisen hascht und sich dafür in den unverantwortlichsten Consequenzmachereyen ergeht.

Sehr gespannt darf man endlich auf den Beweis des Verfassers seyn, womit er Luthers Pantheismus erhärten will; denn wenn irgendwo der christliche Theismus ausgeprägt ist, der sich zu Gott als reiner Individualität hinwendet, so ist dies doch wohl bey Luther der Fall, der an kindlicher Hingebung in den persönlichen Willen des persönlichen Gottes, an allein dabey möglicher Freudigkeit des Gebets gewis jedem als Muster aufgestellt werden kann. Sehen wir uns nach den Beweisen um, so ist hier dem Verfasser ein Fehltritt passiert, der kaum dem ungeübtesten Ignoranten auf dem Gebiete der Religionsgeschichte entfahren kann: der Verfasser hat Mystik mit Pantheismus verwechselt! Alle Phrasen, die er S. 23 zur Stützung seiner Behauptung aufstellt, sind rein Reminiscenzen aus mittelalterlicher Mystik, mit der Luther bekanntlich sehr vertraut und von ihr tief ergriffen war: die Vereinigung der Seele mit dem Heilande, dargestellt unter dem Bilde der bräutlichen Liebe, wofür das Hohelied in allegorischer Interpretation dann stäts

den Text herleihet, läßt darüber keinen Zweifel über. Der Unterschied dieser Ansicht über Einheit des Menschen mit Gott, dieses mystischen Einswerdens mit ihm, von der pantheistischen, wo das Eins seyn als ursprünglich voraus geht, ist nun doch so evident, daß wir bey Kundigen uns jeder weiteren Ausführung enthalten können. Schwerlich konnte es auch dem Verfasser entgehen, wie die von Luther angedeutete Einheit des Menschen mit Gott, als Ausgangspunct einer sittlichen Entwicklungsbreihe gleichfalls nur eine ethische seyn kann, wie also die Anklage des Pantheismus, die doch eine principielle, also metaphysische Einheit voraus setzt, entweder Mißverständnis, oder da wir solchen bey einem Doctor der Theologie doch schwerlich voraus setzen können, absichtliche Verdrehung und Entstellung genannt werden müsse. Nach diesen Proben von der Darstellungsart des Verfassers wird schwerlich noch jemand länger denselben auch nur fähig zum Berichtserstatter über Luthers dogmatisches System halten, viel weniger sich durch seine Anklagen irren lassen.

Der zweyte Punct, worauf im weitern Verlaufe des Buches die stäten Anklagen des Verfassers zurück kommen, beschuldigt Luthern der revolutionären Gesinnung, der demagogischen, empörungsbüchtigen Tendenzen zur Auflösung aller menschlichen Ordnung. Man sieht, der Verfasser meint seine Zeit zu verstehen, da bey den seit einigen Decennien in Deutschland herrschenden Zuständen keine Insinuation gefährlicher ist, keine seltener ihres Ziels verfehlt, als eben diese; auf sie concentrirt er deshalb seine ganze Argumentation. Wir haben schon oben seine Erklärung angeführt, daß er sich nicht durch Entgegnung aller der Aussprüche Luthers schlagen lassen wolle, wo völlig der entgegen ge-

setzte Sinn, die loyalste, pflichtmäßigste Treue gegen Fürstengewalt nachgewiesen werden könne. Luthers Handeln zur Auflösung des deutschen Reichs stehe damit im Widerspruch und hiernach sey er zu beurtheilen. Wir können hier nicht ins Einzelne eingehen; allein darauf erbitten wir uns doch vom Verfasser Antwort, wie es doch zu erklären sey, daß Luther bey der ihm nachgesagten revolutionären Tendenz sich doch über nichts mehr Gedanken gemacht hat, als über die politischen Folgen der religiösen Spaltung in Deutschland, die er herbey zu führen berufen war. Seine politische Stellung muß hier nach der damahls über Deutschland längst herbey geführten, aber schon viele Jahrhunderte früher angeknüpften Entwicklung unter dem doppelten Gesichtspuncte betrachtet werden, einmahl in dem Verhältnis zum Kaiser als Haupt des deutschen Reichs und dann zu seinem Landesherrn dem Kurfürsten, der wie sämtliche Territorialherren bey dem sichtbaren Verfalle der Reichsidee in den Besitz der Landeshoheit eingetreten war. Rücksichtlich des letzteren Verhältnisses bedarf es keiner Vertheidigung; selbst unser Verfasser wagt hier keine Anklage auf Luther zu werfen; seine Unterthanentreue gegen den Kurfürsten, seinen Herrn, ist nie bezweifelt. Es bleibt nur die Stellung zum Kaiser und zum Reiche über. Sollen wir hier noch einmahl zusammen stellen, was in jeder Geschichte der Reformation so nachdrücklich wiederholt wird, daß gerade die Politik der Theologen in Wittenberg dadurch dem Fortschritte der Reformation am meisten geschadet habe, daß sie sich von der alten Loyalität gegen Kaiser und Reich nicht los sagen, sich in die Auflösung der Reichseinheit nicht finden konnten? Worüber machten sie sich doch die meisten Gedanken, als gerade über diese Folgen ihres

Schrittes auf das Reich selbst? Dem Verfasser müssen hier wieder die Seelenkämpfe unbekannt seyn, die es Luthern kostete, als der Entwicklungsgang der Ereignisse die religiöse Parthey zur politischen stempelte, als der Verlauf von den geistigen Kämpfen zu den leiblichen, von der Disputation zur Entscheidung durch die Waffen rief. Hätte Luthern auch nur eine Ader des revolutionären Sinnes ingewohnt, den der Verfasser ihm hier nachsagt, fürwahr Philipp von Hessen mit seiner so viel weitsichtigeren Politik hätte leichteres Spiel gehabt, seine Pläne zur großartigen Bewaffnung der evangelischen Fürsten würden nicht so stäts durch die Bedenken und responsa aus Wittenberg durchkreuzt, der sächsische Kurfürst nicht stäts vom entschiedenen Handeln durch die Bedenklichkeit seiner Theologen zurück gehalten seyn. Gedenke der Verfasser doch nur der stäten Antwort Luthers, die den Kurfürsten im Vergleich zum Kaiser mit dem Bürgermeister von Torgau zusammen stellte, die einem bewaffneten Angriff von kaiserlicher Seite nichts anderes als den passiven Widerstand entgegen sehen wollte, gedenke er doch nur, daß das endliche Zustandekommen des schmalcaldischen Bundes nur mit stätigem Widerstreben der Theologen durchzusetzen war, daß hier allein die juristischen Rathgeber der Fürsten den Ausschlag gaben, die mit ganz anderem Maßstabe die öffentlichen Zustände Deutschlands maßen als die Theologen, gebe er hier bey Beurtheilung Luthers nur im Geringsten der Wahrheit die Ehre und er wird beschämt die Nichtigkeit seiner Anklage Luthers wegen revolutionärer Tendenzen einräumen müssen. Wenn der Auflösungsproceß, worin das deutsche Reich schon seit Jahrhunderten begriffen war, durch die Reformation beschleunigt ist, was allerdings zugegeben werden

muß, so war an dieser Folge niemand so unschuldig, wenigstens stemmte sich niemand so sehr mit aller Kraft dagegen als Luther und seine Genossen; die Trümmer des einstürzenden Reichs haben niemanden solche Seufzer ausgepreßt als dieser wahrhaft deutschen Seele!

Sehen wir uns indessen näher nach den Gründen um, womit der Verfasser seine Behauptung für Luthers revolutionäre Tendenzen stützt, so kommen dieselben lediglich auf dessen Verhalten gegen einige andere und zwar katholische Fürsten, und sodann auf seine Stellung im Bauernkriege und den Unruhen der Wiedertäufer zurück. Daß er den König Heinrich VIII. von England verber abgefertigt hat, als die Etiquette damahliger und jetziger Zeit erträgt, wird ihm als principieller Fürstenhaß ausgelegt und nur nachher sehr nachträglich eingeräumt, daß er denselben doch durchaus nicht in der unantastbaren Stellung als Fürst, sondern in der jedenfalls für den Angriff geöffneten als Schriftsteller angetroffen hat und da freylich in dem Buche nur das Buch sah, auch wenn es aus königlicher Feder entsprungen zu seyn vorgab. Zu ähnlicher Anklage stellt der Verfasser Luthers Auftreten gegen Herzog Georg von Sachsen zusammen, dem er freylich auch keine Schonung angedeihen ließ für den Druck, womit in dessen Landen das Evangelium verfolgt wurde und ganz dasselbe gilt von Luthers Entschiedenheit den übrigen Häuptern des Katholicismus in Deutschland gegenüber, die meist als geistliche Landesherren Schwert und Krummstab zugleich seiner Predigt entgegen setzten. Doch verschwinden alle diese Anklagen gegen die so viel gefährlichere Beschuldigung über Luthers Verhältnis zum Bauernkriege und den übrigen Unruhen der Wiedertäufer, Fanatiker, die von der religiösen

Färbung ins politische Gebiet hinüber schlugen. Auch hier begnügt sich die Polemik des Verfassers nicht mehr mit Anklagen, wie man sie schon längst gewohnt ist, daß Luthers Predigt von christlicher Freyheit nicht ohne Einfluß auf die Bewegungen der Bauern geblieben sey; eben so wenig behält er auch hier auf dem politischen Boden die Mäßigung, die noch Möhler bewies, der in dem Auftreten der Wiedertäufer, Fanatiker nur die consequente Durchbildung der Reformationsideen fand, Luthern dagegen einräumte, sich vor jenen extremen Formen gehütet, also zur rechten Zeit eingelenkt zu haben. Statt dessen überbietet der Verfasser auch hier alle bisherigen Beschuldigungen durch die versuchte psychologische Nachweisung über das Verfahren Luthers selbst, um auch auf diesem Wege ja die volle Anklage auf den Charakter des Reformators fallen zu lassen. Der Umstand, daß Luther anfangs, wo der Bauernaufruhr begann, nicht blind ist gegen die Noth des Volkes, die er am besten aus eigener Erfahrung kannte, daß er hier auch in die fürstlichen und adeligen Feudalherren drang, um ihnen freywillige Erleichterung der Lasten abzugewinnen, daß er aber später, als das eigentlich aufrührerische Panier aufgesteckt ward, unbedingt auf gewaltsame Erdrückung der Bewegung drang, dieser Umstand wird wiederum von dem Verfasser so gedeutet, daß das jedesmahlige Verfahren Luthers als wohl überlegt und deshalb als der schwärzeste Verrath erscheint. Er übernimmt den Beweis dafür, daß Luther Anfangs gar nicht eine wirkliche Erleichterung des Bauernstandes beabsichtigt, sondern ihn nur als Mittel zu seinem Zwecke misbraucht und sofort nachdem dieser theilweise erreicht war, die Unglücklichen, welche Habe, Gut und Leben eingesetzt, treulos verlassen habe (S. 416). Der Verf.

legt Luthern den wohl überdachten Plan unter, die elementaren Kräfte des Reichs absichtlich losgebunden zu haben, bloß um durch die Gewalt der Fäuste seine Zwecke durchzusetzen und eben so herzlos sie wieder dem Schwerte der Fürsten überlassen zu haben, als er ihrer nicht weiter bedurfte; diese Andichtung eines raffinierten Plans ist es, worin der Verfasser seinen Triumph sucht und alle bisherige Polemik überbietet.

Was die Sache selbst anbetrifft, so ist ein Zusammenhang des Bauernkriegs mit den Reformationsideen von der Geschichte hinreichend anerkannt, aber doch jedesmahl als ein Mißbrauch jener Ideen, wofür wiederum die Schuld bey weitem mehr auf Seiten der damaligen und früheren katholischen Zustände lag, als auf Seiten der Reformatoren. Wenn die Wiedertäufer in Zwickau und Münster dadurch gegen alle menschliche Ordnung anstießen, daß sie in spiritueller Überspanntheit vom geistlichen Standpuncte aus auch das weltliche Regiment beherrschen wollten, so war dieß nur eine Fortsetzung des Princips der Hierarchie, wie es seit einem halben Jahrtausend in der katholischen Kirche durchgeführt war und das einzige Neue dabey bestand lediglich darin, daß das geistliche Princip, wovon man ausging, ein anderes geworden, an die Stelle der Papstgewalt das Evangelium getreten war. Wenn Münzersche Proclamationen alle Obrigkeit deshalb abzuthun beabsichtigen, weil der weltliche Arm seinen letzten Ursprung aus dem Troße eines Nimrod habe und deshalb dem geistlichen Principe unterworfen seyn müsse, weil die Seele höher stehet, als der Leib, so ist dieß nur die Argumentation der Hierarchie aller Zeiten und ein theilweises Vorkommen davon in den Anfängen der Reformation gerade deshalb so erklärlich, weil eben die ka-

tholische Hierarchie mit diesem Gerede so viele Jahrhunderte lang die christliche Welt erfüllt und ihr diesen Glauben beygebracht hatte. Daß auch Luther erst allmählich sich von jenen Schlacken los machte und erst nach harten Kämpfen sich zu der geistigen Bedeutung des Evangeliums erhob, den Begriff der unsichtbaren Kirche erfaßte, leugnen wir gar nicht, da wir keinesweges gedrungen sind, in ihm den Untrieglichen, den Inspirierten anzuerkennen, oder jedes Wort zu vertreten, das ihm etwa im Drange der Noth enteilt. Selbst wenn sein anfängliches Auftreten, besonders in den Schriften an den deutschen Adel und über die Freyheit eines Christenmenschen spiritueller gehalten war, als sich später in der Praxis des Lebens durchführen ließ, so erkenne man doch eben darin seine Gediegenheit an, daß er einzulenken verstand, daß er die spirituelle Überreiztheit abwarf, als er sie in ihren gefährlichen Consequenzen übersah; nur gegen die Consequenzmacherey des Verfassers haben wir zu protestieren, der Luthern in beiden Situationen, so wohl in der anfänglichen Kühnheit als der späteren Besonnenheit als den sein berechnenden Bösewicht darstellt, um Anfangs Deutschland in Flammen zu setzen und später nachzulassen, als sein Zweck erreicht war. Der Beweis hierfür müßte ein psychologischer seyn, aus den inneren Geisteszuständen Luthers selbst geführt werden; und eben deshalb wird die Verdächtigung des Verfassers stäts verfehlt bleiben, weil wenn auch alle Schwächen, Leidenschaften, Irrthümer an dem großen Manne zugegeben sind, dennoch nichts so klar und groß in dem Urtheile der Nachwelt da stehet, als der redliche Wille des Mannes, der jedesmahl ganz seiner Überzeugung lebte ohne Arglist und schlaue Berechnung.

Hätte nur eine Ader jener berechnenden Bosheit, der jedes Mittel recht ist, ihm ingewohnt, warum wies denn Luther so entschieden andere Hilfe zurück, die weit sicherer hätte zum Ziele führen müssen, als die undisciplinierten Haufen rebellischer Bauern? warum verzichtete er auf das gute Schwert der deutschen Ritter, auf die Kriegsmacht der Schweizer, auf die Pläne eines Landgrafen Philipp? er lebte der Überzeugung durchaus, er fand die Sicherung der evangelischen Sache in ihrem ewigen Fundamente. Wer nur einen Blick in die Werke Luthers mit Unparteylichkeit geworfen hat, wird ihm alles andere eher nachsagen, als Zweyzüngigkeit und politische Berechnung im schlimmeren Sinne des Wortes.

Was hiernach von Luther gilt, der treue deutsche loyale Sinn, der in der weltlichen Obrigkeit Gottes Ordnung verehrte, dasselbe hat die nach ihm genannte Form des Protestantismus auf das redlichste durchgeführt. Im strengsten Gegensatz gegen die von romanischem Boden stammenden demokratischen Principien der reformierten Form hat die lutherische Kirche mit wahrhaft deutscher Treue neben den übrigen Ständen auch dem Fürsten die wichtige Stellung angewiesen in der zeitlichen Verwirklichung des Reiches Gottes, um zum Besten der Kirche alle die Gewalt zu sichern, die in die Hände der Fürsten gelegt ist. Eine Anklage revolutionärer Tendenzen der deutschen Reformation lautet dagegen nirgends widerlicher, als von Seiten einer Faction des Ultramontanismus, die nach den kaum beygelegten Wirren in Deutschland es sich selbst sagen mag, wie weit sie dabey ihre Machinationen mit der Treue gegen den Fürsten in Ein-

Klang zu bringen versteht, oder für die Zukunft die Ruhe des Staates zu respectieren beabsichtigt.

Reitberg.

M e i n i n g e n.

Keyssinger. Hofbuch. 1842. Hennebergisches Urkundenbuch. Im Namen des Henneberg. alterthumsforschenden Vereins herausgegeben von Karl Schöppach, Gymnasiallehrer u. ord. Mitgl. d. Vereins. I. Theil. Die Urkunden des gemeinschaftlichen Henneberger Archivs zu Meiningen von DCCCCXXXIII bis MCCCXXX. XX und 136 Seiten in Quart.

Ein lobenswerthes Unternehmen ist es, dessen Anfang mit diesem Hefte gemacht ist. Möge der hennebergische Verein der Alterthumsforscher den verständigen Herausgeber ferner thätig unterstützen! Eine solche Verwendung der Kräfte des Vereines wird jedenfalls fruchtbarer seyn, als die Zersplitterung dieser Kräfte in Behandlung von Quisquilien durch halb unterrichtete Alterthümer. Über Zweck und Plan des Unternehmens spricht sich Hr Schöppach in der Vorrede angemessen aus. Er gibt darin S. IX folgende Zusammenstellung, der in diesem ersten Hefte gelieferten Urkunden nach den Jahrhunderten:

10. Jahrhundert	1. ungedr.	—	Orig.	1 deutsch	—	—	—	—
11. —	1. —	—	—	—	—	—	—	—
12. —	22. —	4	—	21	—	—	—	—
13. —	32. —	14	—	31	—	—	—	—
1301 — 1330	154. —	71	—	150	—	47	—	—
zusf. 933—1330		210.	—	89	—	203	—	47

Nach Gruppen eingetheilt (S. X) bilden die Hauptmasse die Urkunden aus der Zeit Graf Bert-

holds VII, des ersten gefürsteten Grafen, welcher als einflussreiches Glied des Reiches erscheint, von 3 Kaisern begünstigt, Reichsverweser in Böhmen, Vormund des ersten wittelsbacher Markgrafen von Brandenburg, Gesandter und Unterhändler des Kaisers Ludwig d. B., der einen breiten und festen Grund legte zur Macht seines Hauses in Deutschland, dem aber Nachfolger fehlten, welche auf dem schönen Grunde fortbaueten. — Die zweite Hauptgruppe bilden die königlichen und kaiserlichen Urkunden, welche mit der wichtigen des Königs Heinrich I. vom 1. Jun. 933 anfangen. — Die Echtheit der Urkunde Nr. 27 des Kaisers Friedrich II. vom Jun. 1226 (gegeben zu Borgo San Donino oder Donnino, ap. Burgum sancti Donnini, nicht Damini und Borgo a S. Domino, wie S. 19 abgedruckt ist) wird auch von Waiz bezweifelt, (S. XI) 1) wegen der Form der Buchstaben und der eigenthümlichen (dunkel grünen) Tinte, 2) wegen der Art wie das Siegel angebracht ist, 3) weil die Urkunde mit der vorher gehenden Nr. 26, vom 12. May 1216, bis auf das Wort auri gleichlautend ist (doch weder buchstäblich noch wörtlich, sondern bloß dem Hauptinhalte nach). Über die beiden ersten Gründe könnte wohl durch Vergleichung mit möglichst gleichzeitigen, eben daselbst oder in der Nähe (etwa in Parma) ausgestellten Originalurkunden des Kaisers mit ziemlicher Sicherheit entschieden werden. Der dritte Grund für die Unechtheit fällt aber gänzlich, wenn man annimmt, daß 1226 Graf Poppo die für nützlich erachtete Erweiterung der Urkunde von 1216 durch den Zusatz des auri beim Kaiser bewirkte, wie dergleichen Erweiterungen und Bervollständigungen älterer Urkunden, namentlich der Privilegien, gar nicht selten

sind, — daß darauf 83 Jahr später, im J. 1309, Graf Berthold den nicht auffallenden aber wichtigen Unterschied der beiden Urkunden nicht bemerkend, absichtlich, indem man dergleichen Concessionen und Rechte gern so hoch als möglich hinauf datierte, die ältere Urkunde von 1216 zur Bestätigung in der königlichen Kanzley vorlegte (s. Urk. Nr. 66), — daß eben so diese Ausfertigung von 1309 im Jahre 1323 wieder vorgelegt wurde (s. Urk. Nr. 156), obgleich schon 1314 (s. Urk. Nr. 106) bey dem Versprechen der Anerkennung der Gültigkeit jener Bergwerksurkunden das Goldwerk neben dem Silber- und Salzwerke genannt worden war, worauf dann in der goldenen Bulle von 1330 (Urk. Nr. 210) auch die aurisodinae vor den argentifodinis und salinis ausdrücklich erwähnt wurden. Damit soll indessen nicht die Echtheit der Urkunde bewiesen werden, sondern nur die Möglichkeit der Echtheit in dieser Beziehung gezeigt. Unter den nicht königlichen Urkunden, den geistlichen wie den weltlichen, sind viele auch für andere Territorien, Fürsten und Städte u. s. w. interessante und wichtige, und unter dem ganzen Vorrathe möchte kaum ein Stück seyn, daß nicht demjenigen, welcher dergleichen zu finden weiß, irgend eine Ausbeute gewährte, auch für das deutsche Alterthum im Allgemeinen. Dank also dem Manne, der mit großem Fleiße und unermüdblicher Sorgfalt so reiches Material für eine bequeme und zuverlässige Benutzung zusammen stellte. Der äußere Lohn für solche Mühe ist meistens gering, oder bleibt ganz aus, ja zuweilen folgt sogar Undank der Unverständigen. Die genussreichen Stunden auf dem Archive, unter den stummen Zeugen einer großen Vergangenheit, von denen Herr Schöppach S. XVI

spricht, wissen wenige zu schätzen, ja manche lächeln wohl darüber. Das lasse Hr Schöppach sich nicht irre machen.

Das dunkle *postea* (s. Vorrede S. XVI) in der Angabe des Zeugen Gunterus prepositus. *postea Spirensis episcopus* (Urk. VII, 6, 6) soll wohl heißen Propst Günther, der Bischof von Speier werden soll. Dadurch wäre denn auch die Zeit der Urkunde genauer bestimmt: sie würde wohl in das Jahr 1147 gehören, als Günther *Electus Spirensis*, aber noch nicht *inthronizatus* und *investitus* war, denn sein Vorgänger starb 1146 Sept. 20. Zur Entscheidung über das *misliche et cetera* oder *ex causa* nach der gewöhnlichen Eingangsformel *In n. s. et i. tr.* in der Urk. XLVI, 32, 25 (Vorr. XVI) gehört Ansicht des Originals: doch ist wohl beides nicht richtig.

In der Bezeichnung und Beschreibung der einzelnen Urkunden ist Hr Schöppach fast zu ängstlich, und berücksichtigt Kleinigkeiten, die freylich dem Diplomatiker oft nichts weniger als Kleinigkeiten sind. Übertriebene Genauigkeit ist ja auch viel eher zu ertragen, als die Nachlässigkeit und der sträfliche Leichtsin, womit selbst in guten Büchern und von sonst achtbaren Schriftstellern oft die mitgetheilten oder benutzten Urkunden behandelt sind. — Das sehr dankenswerthe Register füllt S. 126 — 136. Beygegeben ist ein Blatt Holzschnitt, die Monogrammen (und Recognitionszeichen) von K. Heinrich I., Kaiser Friedrich I., Papst Lucius und Kaiser Ludwig dem Bayern darstellend. — Die Urkunden sind chronologisch geordnet.

G. G. F.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

Den 13. Junius 1842.

K i e l.

Universitäts = Buchhandlung. 1839. Die Religionshandlungen der lutherischen Kirche. In neun Predigten von Dr Harms, Pastor in Kiel und Kirchenpropst. VIII und 142 Seiten in Octav.

Die einzelnen Religionshandlungen der lutherischen Kirche, die der Verfasser in diesen Predigten zunächst vor seiner Gemeinde besprochen hat und nun durch den Druck dieser Predigten in weiteren Kreisen bespricht, sind folgende: die heilige Taufe; die Confirmation; das heilige Abendmahl; die Beichte; die Trauung oder Einsegnung der Verlobten in das eheliche Leben; die Aussegnung der Todten. Hieran schließt sich eine Betrachtung: Von wie guter Wirkung ein wohlgehaltenes kirchliches Begräbniß für die daran Theilnehmenden sey; die letzte Predigt aber hat die Überschrift: Aber den reichsten Segen haben wir von unseren öffentlichen Gottesdiensten zu erwarten.

Eingeleitet wird die Betrachtung der einzelnen Religionshandlungen durch die erste Predigt, welche

die Religionshandlungen sämmtlich in einem allgemeinen Überblick darstellt und das Thema hat: Die einzelnen Religionshandlungen als Ausflüsse unserer heiligen Religion betrachtet, und nach ihrem Zusammenhange unter einander: die Taufe und die Confirmation hernach; das heilige Abendmahl und die Beichte vorher; die Einsegnung der Verlobten in das eheliche Leben und die Aussegnung der Todten aus dem zeitlichen Leben.

Es würde überflüssig seyn, diese Predigten näher zu charakterisieren, oder etwas zu ihrem Lobe zu sagen. Der Name ihres Verfassers ist hinreichend, wie zu ihrer Charakteristik, so auch zu ihrer Empfehlung. Um deswillen glaubt Referent auch, sich einer specielleren Darlegung ihres Inhaltes um so mehr enthalten zu dürfen, als eine solche den Zweck und Raum einer Anzeige in diesen Blättern überschreiten dürfte und will lieber sich bey der Besprechung einiger Einzelheiten verweilen, in denen er dem Verfasser nicht beystimmen kann, zumahl da diese Einzelheiten Dinge betreffen, die vergessen und unbekannt geworden und doch für unsere Kirche von Wichtigkeit und Bedeutung sind.

Obgleich Referent jedoch diese Einzelheiten berührt, will er zuvörderst im Allgemeinen bemerken, wie es ihm auffallend gewesen ist, daß Hr Dr Harms die beiden Sacramente unserer Kirche, die heilige Taufe und das heilige Abendmahl, in die übrigen Religionshandlungen der Kirche eingereiht hat, ohne den specifischen Unterschied, der zwischen den Sacramenten, als göttlich verordneten Gnadenmitteln und den übrigen Religionshandlungen, als menschlich kirchlichen Institutionen, obwaltet, scharf und nachdrücklich hervor gehoben zu haben. Freylich wird von der heiligen Taufe und dem heiligen Abendmahle gesagt, daß sie Sacramente sind; es

wird von beiden nachgewiesen, daß sie ihren Grund in der Schrift haben; doch der verschiedene zwiefache Grund und Boden, der göttliche, auf dem die Sacramente, der menschliche, auf dem die übrigen Religionshandlungen stehen, wird nicht stark und kräftig genug hervor gehoben und unterschieden. Daß dies nicht geschehen ist, hat seinen Einfluß und nicht immer einen ersprießlichen Einfluß auf die Darstellung der einzelnen Religionshandlungen gehabt und ganz besonders tritt dieser Einfluß in der Predigt von der Confirmation hervor. Denn in dieser Predigt, wie in einigen anderen gelegentlichen Äußerungen gewinnt es fast das Ansehen, als ob die Confirmation auch ein Sacrament sey. Um dies näher zu belegen, führt Referent folgende Äußerungen an. Herr Doctor Harms sagt S. 5 von der heiligen Taufe: 'Wir sind gelehrt von der heiligen Taufe, und glauben es, sie sey nicht allein ein Übergeben einerseits und ein Annehmen andererseits, das ist die Taufe; aber sie ist noch mehr, ist eine Verleihung, ein Geben, für welches Geben wir die Bezeichnung haben: Heiliger Geist, der wird gegeben mittelst des Sacramentes der Taufe, die eben der Gabe wegen ein Sacrament heißet.' Wenn nun S. 48 auch 'von einer Gabe' die Rede ist, 'die den Confirmanden gegeben wird,' und S. 40 'der im sanften Säuseln über unsre Confirmanden herabkommende Gottes-Geist mit seinen Gaben' genannt wird; ja wenn es S. 8 heißt: 'Diesemnach können wir von der Confirmation wohl sagen, sie sey auch eine Taufe, sey ein Übergeben und Annehmen, sey eine Verleihung des Geistes auch; wie denn ja bey aller Confirmation gesungen wird: Komm heiliger Geist, Herr und Gott, erfüll mit Deiner Gnaden Gut Deiner Gläubigen Herz, Muth und Sinn.

Deine brünstige Lieb entzünd in ihnen. Ein solches Entzünden ist sie dessen, was bis dahin wie eine noch todte Kohle in der Kinder Seele lag, und ist eine Erfüllung der bis dahin noch leeren Stätten: — wer kann es verkennen, daß durch diese Äußerungen die Taufe und die Confirmation gleich gesetzt werden, daß nach des Hrn Dr Harms Definition vom Sacrament die Confirmation eben so gut, wie die Taufe ein Sacrament seyn könne, und daß die Darstellung der Confirmation in solcher Weise mindestens nicht lutherisch sey? Denn unsere lutherische Kirche weiß nichts 'von einer Gabe,' die den Confirmanden durch die Confirmation verliehen wird; sie kennt keine Verheißung, welche die Confirmation für die Verleihung des heiligen Geistes an die Confirmanden aufzuweisen hätte; und daher ist sie auch weit davon entfernt, der Confirmation durch besondere Mittheilung und Verleihung des heiligen Geistes einen Einfluß und eine Wirkung auf die Confirmanden in der Art zuzuschreiben, wie der Hr Dr Harms ihr zuschreibt, vielmehr stellt sie dieselbe in Abrede; und dies gerade ist der Differenzpunct, in dem unsere Kirche hinsichtlich der Confirmation von der katholischen Kirche abgeht und abweicht.

Referent kommt nun auf die Einzelheiten, in denen er dem Hrn Dr Harms nicht beypflichten kann und die er, da sie für unsere Kirche, zumahl in unseren Tagen von Wichtigkeit und Bedeutung sind, hier weiter besprechen möchte. Man wird es nämlich nicht leugnen können, daß in unserer Zeit über den Zweck und die Bedeutung der Confirmation eine große Unklarheit und Verwirrung der Begriffe vorherrscht, ja, daß Ansichten und Behauptungen darüber nicht bloß laut werden, sondern auch Eingang und Beyfall finden, die sich

mit dem Begriffe unserer lutherischen Kirche von dieser Religionshandlung nicht vertragen, und die, wenn sie in die kirchliche Praxis, — wie dies hier und da schon geschehen ist, — eindringen sollten, die Confirmation auf ein Gebiet hinüber zu rücken drohen, das sie in der lutherischen Kirche nicht hat und auf dem sie wieder, wenn auch nicht der äußeren Form, so doch der Sache nach, als ein Ableger und Sprößling aus der katholischen Kirche aufgehen könnte. Um diese Behauptung näher zu begründen und zu rechtfertigen beruft Referent sich, wie auf jene bereits aus des Hrn Dr Harms Predigten angezogenen Äußerungen, so noch auf Folgendes. Der verewigte Olshausen erklärt in seinem biblischen Commentar über die sämtlichen Schriften des N. T. Königsberg 1832. Bd. 2. Seite 518: ‘Durch die Einführung der Kindertaufe, welche sicher (?) nicht apostolischen Ursprunges ist, aber in der Kirche nothwendig ward, als der rege Fluß der Geisteskräfte sich verlor, änderte sich die Stellung der Taufe; die äußere Handlung trat auf den johanneischen Standpunct zurück, und erhielt ihre nothwendige innere Ergänzung erst durch die Confirmation.’ In der von einem ehrwürdigen Ministerio der freyen Stadt Lübeck mit eines hochedlen und hochweisen Raths Genehmigung zum öffentlichen Gebrauche heraus gegebenen Erklärung des kleinen Catechismus Lutheri. Lübeck 1837 S. 101 wird folgendermaßen von der Confirmation gelehrt:

Frage 428. Wodurch gewinnt die Kindertaufe erst ihre volle Bedeutung? Antwort: Durch die Confirmation.

Frage 429. Was ist die Confirmation? Ant-

wort: Sie ist eine Bestätigung und Erneuerung des Taufbundes.

Frage 430. Was thun dabey die Confirmanden?

Antwort: Sie bekennen nach voran gegangener Unterweisung öffentlich in der Gemeine: daß sie glauben an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist; und versprechen, daß sie sich Gott zum Eigenthume ergeben wollen.

Frage 431. Und was empfangen sie durch die Confirmation? Antwort: Sie erhalten unter Handauslegung des Predigers und Fürbitte der Gemeine die nochmalige Zusicherung aus dem Worte Gottes, daß sie den heiligen Geist empfangen sollen zur Erneuerung ihres Lebens.

Mögen diese beiden Anführungen genug seyn zum Beweise, daß die Confirmation etwas anderes in unserer Kirche anfängt zu werden, als sie nach dem Begriffe unserer Kirche, wie solcher von ihr fest gestellt ist, seyn kann und seyn soll, und daß in der That eine gewisse Neigung in unserer Zeit vorwaltet, sie, wenn auch nicht mit ausdrücklichem Worte, so doch durch das Hervorheben einer besondern Geistesmittheilung in ihr, oder durch die Anknüpfung einer nochmaligen Zusicherung des heiligen Geistes aus dem Worte Gottes an sie, — was ist das anderes, als eine Verheißung? — in die Sphäre eines Sacramentes zu erheben. Nimmt man nun noch dazu, wie das Wesentliche der Confirmation, als welches von jeher das durch die so genannte Prüfung ermittelte Lehrbekenntnis in unserer Kirche gegolten hat, in unseren Tagen so mißverstanden und verkannt wird, daß die Prüfung der Catechumenen bereits in manchen Gegenden als ein nur präparatorischer Act von der Confirmationshandlung völlig ausgeschieden und einige Tage

vor der Confirmation gehalten, mithin die Einsegnung, die in unserer Kirche nur den Schlußact, nicht den Hauptact der Confirmation bildet, als die eigentliche Haupthandlung in der Confirmation hervor gehoben wird, so wird man nicht umhin können zu gestehen, daß wir mit der Confirmation den Grund und Boden der lutherischen Kirche verlassen und einen Abweg betreten haben, der uns in Beziehung auf diese kirchliche Handlung, wo nicht in, so doch nahe an die Thore der katholischen Kirche führt.

(Schluß folgt.)

Nachträgliche Bemerkung zu der Recension über *Annales Altaenses* von Wilh. Giesebrecht (St. 38).

In meiner Anzeige des Buches 'Annales Altaenses etc. hergestellt von Wilh. Giesebrecht' St. 38 S. 381 dieser Blätter stehen folgende Worte: 'In Staindels Chronik habe ich zuerst diese Annalen als wichtige bisher nicht bekannte Quelle erkannt. Dann ergab sich bald, daß auch Aventin sie vor sich hatte und auf seine Weise benutzte. Übersieht man nun alles was der Verf. in dem vorliegenden Buche zusammen gestellt hat, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es Annalen des Klosters Niederaltaich waren, die diese Nachrichten darboten.' Ich glaubte nicht, daß diese Worte missverstanden werden konnten, sehe mich jedoch veranlaßt, sie nachträglich näher zu erklären und zu bestimmen. Bey der Beschäftigung mit den Quellen für die Geschichte des sächsischen Kaiserhauses fiel mir auf, daß in der Chronik des Staindel sich besonders in den Jahren 972—983 Nachrichten fanden, die mit den Annalen Lamberts nahe verwandt, aber bedeutend ausführlicher und inhaltsreicher wa-

ren; ich bemerkte, daß dieselben der Darstellung des Aventin zu Grunde lagen. Über ihren Ursprung kam ich nicht ins Reine (s. meine Note bey Dönniges Jahrbücher Ottos I. S. 265. Vgl. auch Pertz Mon. V. p. 29). Die Entdeckung, daß es Altaicher Annalen waren, daß diese sich tief ins 11. Jahrhundert hinab erstreckten und sich hier besonders wichtige Theile derselben herstellen ließen: dies alles und was ich weiter in meiner Anzeige (S. 379. 381) hervor gehoben habe, wird allein Hrn Giesebrecht verdankt, der bey der Ausarbeitung seiner Jahrbücher Ottos II. jene Nachrichten wohl gekannt aber als zweifelhaften Ursprunges nicht berücksichtigt hatte, dann aber bey anderen Untersuchungen auf ihren Werth und ihren Ursprung aufmerksam wurde, diese Entdeckung weiter verfolgte und noch am Schlusse jenes Buches (S. 174) die Arbeit ankündigen konnte, auf deren wichtige Resultate ich dort hingewiesen habe. An alle diesem habe ich nicht den mindesten Antheil. Der Reichthum des Gefundenen und Mitgetheilten überraschte und erfreute mich, als ich das Buch zur Hand nahm. Es reizte mich aber auch auf die Sache näher einzugehen und jene Bemerkungen nieder zu schreiben, die in diesen Blättern mitgetheilt worden sind. Sie sollten einzelne Versehen rügen, gegen manches eine abweichende Ansicht geltend machen, vor allem aber die Bedeutung des Buches, das Verdienst des Verfs hervor heben, 'der uns eine Quelle vorführt von solcher Wichtigkeit, daß wir wenige des Mittelalters über sie zu stellen wissen.' (S. 379).

G. Waiz.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. 96. Stück.

Den 16. Junius 1842.

K i e l.

Schluß der Anzeige: 'Die Religionshandlungen der lutherischen Kirche. In neun Predigten von Dr Harms, Pastor in Kiel und Kirchenpropst.'

Es dürfte daher nicht unangemessen, sondern an der Zeit seyn, den in Vergessenheit gerathenen Begriff unserer Kirche von der Confirmation hier wieder in Erinnerung zu bringen und die Grundsätze wieder aufzufrischen, die unsere Kirche in Beziehung auf die Confirmation ausgesprochen und fest gestellt hat. Es wird auch um so mehr hier die Veranlassung dazu seyn, als wir gerade in der Predigt des Hrn Dr Harms von der Confirmation manches finden, was der Berichtigung bedarf. Im dritten Theile dieser Predigt S. 43 wird hervor gehoben, wie es uns befremden müsse, daß unsere lutherische Kirche die Confirmation so lange habe bey Seite seken können, und daneben behauptet, daß dies zur Zeit der Reformation geschehen sey und bis ins vorige Jahrhundert gewähret habe. Es wird dabey Luther und neben ihm Calvin ge-

nannt, in der Weise, als ob diese beiden Männer die Veranlassung geworden seyen oder gegeben hätten, die Confirmation in der Kirche bey Srite zu sehen. Von ihnen heißt es: 'Diesen beiden Männern folgte man, und was wir ikt Confirmation heißen, das fehlte in genannter langer Zeit, — also fast zwey Jahrhunderte — in unserer Kirche.' Diese Behauptung ist nicht ganz richtig. Die Confirmation ward noch zur Zeit der Reformation in manchen Gegenden gesetzlich als kirchliche Handlung vorgeschrieben und eingeführt, namentlich schon 1540 in den Marken Brandenburg, 1543 in Köln, 1544 in den braunschweigischen Landen, 1585 im Herzogthume Lauenburg, wie dies aus den betreffenden Kirchenordnungen und auch aus Seckendorfs Historia Lutheranismi im dritten Theile unter den benannten Jahren zu ersehen ist. Und wenn die Confirmation nicht alsbald überall, wo die lutherische Kirche Bestand fand, als kirchliche Handlung eingeführt ward, so gingen die Reformatoren dabey gewiß richtig von dem Grundsatz aus, daß menschlich kirchliche Institutionen der Kirche nicht aufgezwängt werden dürfen, sondern der christlichen Freyheit zur Annahme überlassen und anheim gestellt werden müssen. Unsere Reformatoren haben sich der Confirmation und ihrer Einführung nie widersetzt, sondern sie allezeit empfohlen und ihre Einführung als heilsam und nützlich anerkannt; sie haben das gethan was Hr Dr Harms in seiner Predigt als von ihnen unterlassen rügt, wenn er fragt: 'Warum trennte man nicht, wie bey der Taufe, wie bey der Beichte, wie bey dem Abendmahle und wie bey anderen Religionshandlungen das Schlechte von dem Guten, das Überladende, die Berdeckung von der schönen innerlichen Handlung und Feyer? So war und so ist noch in je=

ner — Katholischen — Kirche die Firmelung: Namensveränderung der Firmlinge, Salbung mit Öl, und eine Binde darüber, ein gegebener Backenstreich, besondere Firmbürgen. Dies hätte man ja von der Sache abthun und sie selbst beybehalten können.' Referent wundert sich, wie es dem Herrn Doctor Harms hat verborgen bleiben können, daß also wirklich von den Reformatoren geschehen ist. Gerade diese müßigen Gebräuche, die sich in der Katholischen Kirche an die Confirmation angelehnt hatten, gerade sie waren es, weshalb die Reformatoren die Confirmation, wie sie dieselbe in der Katholischen Kirche vorfanden, eine *otiosam ceremoniam* nannten und eben diese müßigen Gebräuche wurden schon durch Luther und Melanchthon von der Confirmation abgethan. Ja es geschah noch mehr und was noch wichtiger und nothwendiger war, als die Abstellung der müßigen äußeren Gebräuche, die Confirmation, die durch den Aberglauben in der Katholischen Kirche zu einem Sacrament gesteigert war, wurde nach richtigen evangelischen Principien geregelt und von den Reformatoren wieder in die Reihe der menschlich kirchlichen Institutionen zurück geführt, die zwar zur allgemeinen Erbauung dienen, aber keinesweges als Inhaberinnen einer göttlichen Verheißung, oder Trägerinnen einer besonderen Geistesgabe zu betrachten sind. Referent verweist in dieser Beziehung auf Luthers und der übrigen Reformatoren Aeußerung über die Confirmation in Luthers Werken, Walchsche Ausgabe Theil 17. S. 1427: 'Dies wäre höchst nöthig, in allen Kirchen den Catechismus auf bestimmte Tage zu halten, die Jugend in allen nöthigen Artikeln christlicher Lehre zu unterweisen. Dazu möchte die Confirmation angerichtet werden, nämlich: so ein Kind zu seinen mündigen Jahren gekommen,

öffentlich sein Bekenntnis zu hören und zu fragen: ob es bey dieser einigen göttlichen Lehre und Kirche bleiben wolle? und nach dem Bekenntnis und Zusage mit Auflegung der Hände ein Gebet thun. Dies wäre eine nützliche Ceremonie, nicht allein zum Schein, sondern vielmehr zur Erhaltung reiner Lehr und reinen Verstandes und guter Zucht dienlich.' Auf ähnliche Weise äußert sich Melanchthon über die Confirmation, in seinen *locis theologicis recens recognitis*, unpag. Ausg. Witteberg. 1545: *Confirmatio olim fuit exploratio doctrinae, in qua singuli recitabant summam doctrinae, et ostendebant, se dissentire ab Ethnicis et Haereticis, et erat mos ad erudiendos homines, item ad discernendos profanos et pios admodum utilis. Postea fiebat publica precatio, et Apostoli imponebant eis manus; ita donabantur manifestis donis Spiritus sancti. Sed nunc ritus confirmationis, quem retinent Episcopi, est prorsus otiosa ceremonia. Utile autem esset, explorationem et professionem doctrinae fieri, et publicam precationem pro piis, nec ea precatio esset inanis.* In diesen Stellen Luthers und Melanchthons sind die evangelischen Grundzüge enthalten, nach welchen die Confirmation in der lutherischen Kirche geregelt und angeordnet ward, wie solches aus den lutherischen Kirchenagenden zu ersehen ist; und nach ihnen ist der wesentliche Zweck der Confirmation das öffentliche Bekenntnis der Catechumenen zu der reinen evangelischen Lehre unserer Kirche und die Zusage lebenslänglichen Beharrens an dieser Lehre und Kirche; an welches Bekenntnis und welche Zusage sich sodann das Segensgebet der Kirche als ein aus der Natur der Sache sich von selbst heraus bildender würdiger Schlußfact knüpfte. Diese Grundzüge wurden bald darauf zu

einem förmlichen Ritual der Confirmationshandlung ausgebildet, welches man vollständig bey Martin Chemnitz in dessen Examen Concilii Tridentini, Francofurt. ad Moen. 1590. 8. Part. II. p. 117 finden kann, und wurde dies Ritual im J. 1541 bey dem in Regensburg gehaltenen Religionsgespräch von Seiten der Reformatoren den Katholiken zur Annahme proponiert, von diesen aber verworfen; wie denn auch die von Luther und Melanchthon aufgestellten evangelischen Grundzüge der Confirmation vom Tridentinischen Concil mit einem Anathema belegt wurden. Sess. VII. Can. 1. Si quis dixerit, confirmationem baptizatorum otiosam ceremoniam esse, et non potius verum et proprium Sacramentum, aut olim nihil aliud fuisse, quam catechesin quandam, qua adolescentiae proximi fidei suae rationem coram ecclesia exponebant, anathema sit.

. Wenn denn nun in unserer Zeit die Confirmation gewöhnlich und hauptsächlich als eine Erneuerung und Bestätigung des Taufbundes angesehen und dargestellt zu werden pflegt, so kann man dies zwar in so fern gelten lassen, als von menschlicher Seite, das heißt, von Seiten der Catechumenen durch das öffentliche Bekenntnis der evangelischen Lehre und durch die auf dies Bekenntnis zu leistende Zusage eines lebenslänglichen Beharrens durch Glauben und Wandel in ihm, das bey ihrer Taufe von ihren Gevattern für sie abgelegte Taufgelübde thatsächlich agnoscirt und als selbsteigene Zusage anerkannt, bekräftiget und übernommen wird. Sonst aber muß man sich hüten, daß in die Confirmation nichts gelegt werde, wodurch die Meinung entstehen könnte, als ob auch von Seiten Gottes der Taufbund mit dem Menschen durch die Confirmation erneuert und bestätigt werde. Denn von Seiten

Gottes ist der Taufbund einer Erneuerung weder fähig, noch bedürftig. Die göttliche Verheißung und Gabe des heiligen Geistes in der Taufe ist unwandelbar, wie Gott selbst unwandelbar ist; sie hat durch das Wasser in Gottes Wort verfasset ein Siegel, das nie gebrochen werden kann und das lebenslang fest und gültig bleibt selbst für die Abtrünnigen, so oft sie durch Buße und Glauben sich ihm wieder zuwenden und mit Zuversicht und Hoffnung fest an ihm halten; und jedes Wort von einer Erneuerung und Bestätigung der göttlichen Verheißung in der heiligen Taufe durch die Confirmation oder in der Confirmation wäre eine Verkennung der Unwandelbarkeit derselben und der Unverbrüchlichkeit ihres göttlichen Siegels, und würde, um mit den Ausdrücken der Reformatoren zu reden, nur zur Schmach und zur Verkleinerung des Sacramentes gereichen. Um deswillen ist es nicht zu billigen, wenn von einer besonderen Mittheilung und Verleihung des heiligen Geistes in der Confirmation die Rede ist; und die Frage 431 des lübeckischen Catechismus: Was empfangen die Confirmanden durch die Confirmation? so wie die Antwort: Sie erhalten unter Handauflegung des Predigers und Fürbitte der Gemeine die noch mahlige Zusicherung aus dem Worte Gottes, daß sie den heiligen Geist empfangen sollen zur Erneuerung ihres Lebens — ist gewis mit allem Fug und Recht zu misbilligen und zu verwerfen, indem sie, in ihrer Consequenz gedacht, die Unwandelbarkeit der göttlichen Verheißung in der Taufe antastet, ja diese Verheißung und ihr Siegel in der heiligen Taufe aufhebt und vernichtet. Denn hat die Taufe, und die in ihr dem Täufling versiegelte Verheißung ihre bleibende Kraft und ihre unbezweifelbare Gültigkeit für das ganze Leben, ist sie die stäts

offene Quelle des heiligen Geistes und seiner Kräfte und Gaben, zu der der Mensch allezeit, und wäre er auch noch so weit verirrt und verloren gewesen, durch Buße und Glauben wieder kehren und aus ihr geistliches Leben und geistliche Kraft schöpfen kann, wozu bedarf es denn der nochmaligen Zusicherung des heiligen Geistes aus dem Worte Gottes durch die Confirmation? Genügt etwa die Verheißung der heiligen Taufe nicht? Verliert sie etwa in den vierzehn, funfzehn Jahren bis zur Confirmation von ihrer Stärke und Festigkeit, daß ihr durch die Confirmation eine neue Stütze muß unter gesetzt werden? Oder ist vielleicht die Confirmation der mit bestimmter Sicherheit anzugebende und zu bezeichnende Grenzpunkt, wo die *gratia assistens* in die *gratiam inhabitantem* übergeht? Solche Fragen braucht man nicht zu suchen, sondern sie drängen von selbst und unwillkürlich sich auf, wenn die Confirmation sich anmaßt, irgend etwas, was Zusicherung, Verleihung und Mittheilung des heiligen Geistes heißt, von der Taufe abzubrechen und zu entnehmen, um es sich bezuzulegen und zuzuschreiben, wie wenn sie auch eine Art von Taufe, eine Geistes-taufe, und Trägerinn einer Gottesverheißung, Machthaberinn einer Geistesbelehrenng sey. Wohl darf und soll die Confirmation die Catechumenen zurück weisen auf ihre Taufe, als auf die immer offene Quelle aller Geistesmittheilungen im christlichen Leben; wohl darf sie die Confirmanden erinnern daran, daß auch ihnen die göttliche Zusage des heiligen Geistes feststehe kraft der Taufe und sie also immer mit Zuversicht und nie vergebens um ihn bitten können und dürfen; aber selbständig aus eigener Machtvollkommenheit kann die Confirmation den heiligen Geist nicht geben, nicht verheissen und wäre es auch nur durch

eine nochmalige Zusicherung aus dem Worte Gottes; denn die Confirmation hat keine Verheißung der Schrift für sich, und darum auch keine göttliche Vollmacht und Befugnis, eine Zusicherung aus dem Worte Gottes in der Weise zu geben, als ob sie Inhaberinn und Trägerinn derselben sey. Deshalb weiß unsere lutherische Kirche auch nichts von einem Empfangen durch die Confirmation. Ihre Einsegnung ist kein Verheißern, kein Verleihen, keine nochmalige Zusicherung des heiligen Geistes; sondern nach dem Ausdrücke der Reformatoren ist sie eine publica precatio, ein Gebet, wodurch die Kirche den Confirmanden Kraft von oben, Hilfe und Regierung des heiligen Geistes erfleht, und Gott anruft und bittet, daß er sie durch den heiligen Geist im Bekenntnis des evangelischen Glaubens durch Wort und Wandel erhalten, stärken, befestigen und bis ans Ende bewahren möge.

Schließlich will Referent nun noch den Grundbegriff der evangelisch = lutherischen Kirche von der Confirmation und die daraus resultierende Bedeutung der einzelnen Handlungen in dem Confirmationsact kürzlich darstellen und sich für die Richtigkeit dieser Darstellung so wohl auf die bereits angezogenen Aussprüche der Reformatoren, als auch auf die Bestimmungen der lutherischen Kirchenagenden, und um auch aus späteren Zeiten einen ehrwürdigen und gewichtigen Zeugen anzuführen, auf Dr Philipp Jacob Speners theologische Bedenken Halle, Waisenhaus 1702. 4. Theil IV. Sect. XXI. p. 255 ff. beziehen. Zweck der Confirmation in der evangelisch=lutherischen Kirche ist die Aufnahme und Einweisung der in ihrer Kindheit getauften und nochmals in der evangelischen Wahrheit unterwiesenen Catechumenen als mündiger und selbständiger

Glieder in die völlige Gemeinschaft der Kirche und den Genuß aller ihrer Rechte, die sie ihren Gliedern verleiht und zwar durch selbsteigene Agnoscierung und Übernahme des von den Gevattern für sie abgelegten Taufgelübdes und nach abgelegtem Bekenntnisse der evangelischen Lehre. Dazu ist vor allen Dingen erforderlich, daß die Catechumenen das Bekenntnis der evangelischen Lehre öffentlich vor der Gemeinde ablegen und aussprechen und sich dadurch, wie durch die auf dies Bekenntnis abgelegte Zusage als Glieder der Kirche, die zu ihrer Gemeinschaft befähigt und zum Genuße aller ihrer Rechte befugt sind, vor der christlichen Gemeinde legitimieren. Da nun ein solches Bekenntnis der evangelischen Lehre nicht füglich von den einzelnen Catechumenen in einem zusammenhängenden Vortrage geschehen kann, weil dies mannigfaltigen Schwierigkeiten unterliegen würde, indem einestheils die Catechumenen zu einem großen Theile nicht zu einem zusammenhängenden Vortrage fähig seyn möchten, anderentheils aber ein solcher Vortrag von den einzelnen Catechumenen gesprochen die Gemeinde ermüden würde, so hat unsere Kirche nach dem Vorgange der alten christlichen Kirche die catechetische Form dieses Bekenntnisses als die kürzeste, zweckmäßigste und angemessenste beybehalten; und ist daher die Prüfung in der Confirmation nichts anderes und nichts Geringeres als die Ermittlung des Bekenntnisses der Catechumenen, also ihr Bekenntnis der evangelischen Lehre und Wahrheit. Hierdurch ist denn zugleich Form und Inhalt dieser Prüfung bedingt. Was die Form anbetrifft, so darf sie nicht die moderne und kunstgerechte der so genannten Schulcatechese seyn. Denn sie soll keinesweges erst Begriffe ermitteln und durch Veranschaulichung

deutlich machen und zum Verständnisse bringen; sie soll nicht erst unterrichten und lehren, sondern sie soll etwas schon Gelerntes und Erkanntes zum Aussspruche bringen, also die Catechumenen nur veranlassen, erkannte Wahrheiten auszusprechen und darzulegen. Was ihren Inhalt anlangt, so umfaßt er nicht alle, sondern nur die Hauptwahrheiten der christlichen Lehre, insbesondere diejenigen, die unserer lutherischen Kirche eigenthümlich sind und durch welche sie sich von anderen unterscheidet. In so fern nun die Prüfung das Bekenntnis der Catechumenen ist, tritt sie als der erste wesentliche, ja Hauptact in der Confirmation hervor, denn was ist die Confirmation ohne Bekenntnis der Catechumenen? Doch wohl nichts anderes, als eine otiosa ceremonia? Deshalb wird auch in den lutherischen Kirchenagenden die Prüfung der Catechumenen als die Haupthandlung in der Confirmation ausgezeichnet und hervor gehoben, und wenn Martin Chemnitz in der bereits angezogenen Stelle die Confirmation in der lutherischen Kirche der katholischen Firmelung gegenüber charakterisieren will, so sagt er von der ersteren: *talem esse confirmationem, quae consistat in catechesi et professione fidei.* Es ist daher dem Begriffe unserer Kirche von der Confirmation durchaus nicht angemessen und völlig unlutherisch, wenn die Prüfung der Catechumenen als ein nur präparatorischer Act von der Confirmationshandlung ausgeschieden und separiert einige Tage vor der Confirmation vorgenommen wird, wie das in manchen Gegenden jetzt geschehen soll. Denn es ist keinesweges genug, wenn die Catechumenen, wie der lübeckische Catechismus dies Frage 430 von ihnen fordert, nur vor der Gemeinde bekennen, daß sie glauben an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist. Ist doch dieser Glaube der

gemeinsame aller christlichen Religionsbekenntnisse und durch das Bekenntnis desselben legitimieren die Catechumenen sich noch keinesweges als Glieder unserer evangelisch=lutherischen Kirche, sondern sie können mit diesem Bekenntnis eben so gut sich der katholischen und reformierten Kirche als der lutherischen als Glieder zusagen und einverleiben. Unsere lutherische Kirche fordert sidem explicitam auch in der Confirmation und deshalb ist die Prüfung der Catechumenen mit nichten aus der Confirmationshandlung auszuschneiden und ad separatum zu verweisen, sondern sie ist so sehr die Hauptsache in der Confirmation, daß ohne sie die Confirmation ihren ganzen Inhalt und ihre ganze Bedeutung verlöre. Auf dies durch die Prüfung ermittelte Bekenntnis der evangelischen Lehre und Wahrheit und auf nichts anderes, leisten die Catechumenen die Zusage lebenslänglichen Beharrens im Glauben und Wandel; und nach dieser Zusage segnet die Kirche sie ein, nicht durch eine besondere Verheißung oder Mittheilung des heiligen Geistes, sondern durch ein gläubiges Gebet unter Handauslegung, das der Prediger laut im Namen der Gemeinde und die Gemeinde durch stilles Seufzen mit dem Prediger verrichtet; und Melanchthon und Martin Chemnitz setzen hinzu: nec ea precatio erit inanis, weil das gläubige Gebet der Kirche erhörlich ist und seine Gewährung findet.

— n.

F r e i b e r g,

bey F. G. Engelhardt. 1841. De hiatu in oratoribus Atticis et historicis Graecis libri duo. In quibus et de multis singulis locis et de integritate totorum scriptorum et fragmentorum Isocratis, Demosthenis, Gorgiae, Antisthenis, Al-

cidamantis, Andocidis, Lysiae, Isaei, Theopompi, Polybii, Plutarchi, Dionysii Halicarnassensis et aliorum disputavit **Gustavus Eduardus Benseler**, Ph. Dr. Gymnas. Friberg. Colleg. IV. XIX und 557 Seiten in gr. Octav.

Fünfhundert sieben und funfzig Seiten über den Hiat in griechischen Prosaikern geschrieben zu haben, gibt ein redendes Zeugnis von dem unverwüßlichen Fleiße und der seltensten Resignation eines Philologen. Unsere ausführlichsten Grammatiken gehen darüber entweder mit Stillschweigen hinweg, oder bemerken, wie Matthiä, daß die Alten am Sokrates die zu weit getriebene Angstlichkeit im Vermeiden des Zusammenstoßens von Vocalen getadelt, daß dagegen Thukydides und Platon durch häufigen Hiat ihrer Rede etwas Volltönendes gegeben haben. Die Grammatiker haben sich bis jetzt nur mit den Hiaten in den Dichtern zu thun gemacht und man kann nicht sagen, daß ihre Ansichten über eine so oft auf Tact und Gefühl beruhende Sache übereinstimmen. Namentlich haben sich in neuerer Zeit gegen allzu gestrenge und ausschließende Grundsätze in dieser Beziehung manche Stimmen erhoben, die zur Vorsicht in der Wegschaffung der von den Quellen überlieferten Hiate, namentlich in den nicht-attischen Dichtern, in bestimmten Fällen rathen. Und in diesem Sinne fällt auch Hermanns Urtheil aus Elem. Doctr. Metr. p. 48. Bey den prosaischen Schriftstellern hat sich auch die Critik eben nicht um den Hiatus bekümmert. Abgerechnet, daß man durch Zeugnisse alter Techniker aufmerksam gemacht bey der Critik der Reden des Sokrates den von den Alten gegebenen Fingerzeigen zu folgen versucht hat, obwohl die neuesten Herausgeber sich in die-

fem Falle an die Auctorität der besten Handschriften gebunden haben, wogegen sich Herr Benseler nicht mit Unrecht erklärt. Denn so wenig wir auf die Interpunction in Handschriften Gewicht legen können, eben so wenig gilt ihr Zeugnis etwas bey dem Sehen oder Nicht-Sehen des Apostrophs, der Anwendung oder Unterlassung der Krasis u. s. w. Herr Benseler hat schon in seiner Bearbeitung des Areopagiticus diesem Punkte besondere Aufmerksamkeit geschenkt und da sich bey einmahl erwachtem Interesse seine Untersuchungen weiter ausdehnten, sind sie allmählich zu einem Buche von fünf hundert sieben und funfzig Seiten angewachsen. Von diesen Untersuchungen will ich philologischen Lesern eine gedrängte Übersicht geben. Mögen sie dann selbst entscheiden, ob es ihnen zuträglich seyn wird, zum Buche selbst zu greifen und Hrn Benseler's Erörterungen sich zu eigen zu machen. Im Allgemeinen wird wohl die Mehrzahl auch der eifrigsten Grammatiker mir Recht geben, wenn ich, übrigens Hrn Benseler's Gelehrsamkeit und Streben ein Brachfeld zu beackern freudig anerkennend, den Wunsch ausspreche, derselbe hätte das Buch um einige hundert Seiten kürzer machen mögen. Das war der Gründlichkeit unbeschadet möglich. Die eigentliche Prüfung der gewonnenen Resultate muß künftigen critischen Bearbeitern der einzelnen Schriftsteller selbst vorbehalten bleiben. Ich glaube, sie werden wohl manche Behauptungen einschränken und manche bloß von Hiats wegen verlangte Änderungen dem Hrn Verf. abdingen. Das aber ist sicher, daß die Critik künftighin vorsichtiger auch in den Prosaikern wird verfahren müssen und das Verdienst, die Frage nach den von den Schriftstellern bey dem Hiat befolgten Grundsätzen angeregt und zu ihrer Beantwortung sehr schätzbare Bey-

träge geliefert zu haben, darf niemand Hrn Benseler verkümmern.

Das Buch zerfällt in zwey Theile, deren erster den Hiat in den Rednern, der zweyte in den Historikern untersucht. Nach einigen Bemerkungen über die große, unserm schreibseligen Geschlechte mitunter märchenhaft klingende Sorge, welche die alten Schriftsteller auf das formelle Durchfeilen ihrer Geisteswerke verwendeten, und nach Anführung der bedeutendsten Zeugnisse der alten Rhetoren über den Hiat, wird dieser S. 5 so definiert: *ubi vocalis in fine vocabuli posita aliud verbum a vocali incipiens antecedit neque elisa est.* Die ängstliche Scheu vor der von den Griechen *σύγκρουσις* oder *ἀντιτυπία* oder *σύμπληξις φωνηέντων* genannten Sache rührt von dem Redekünstler Sokrates her, dem sie namentlich sein Schüler Theopompos nachgemacht hat. Hierfür und daß Demosthenes gestrebt habe, das Zusammentreffen der Vocale zu meiden, gibt es alte Zeugnisse. Da aus der *τέχνη* des Sokrates selbst hat ein Rhetor den Grundsatz aufbewahrt, *δεῖν τῇ λέξει τὰ φωνήεντα μὴ συνεμπίπτειν· χωλὸν γὰρ τὸ τοιόνδε*, s. Spengel. *Συναγ. τεχν.* p. 161. Danach schaffte schon der alte Hieronymus Wolf von Sttingen viele Hiäte aus dem Texte, später hat Bekkers trefflicher Urbinas in gleichem Sinne das Seine gethan. Trotz dem sind doch mehr oder weniger anstößige Hiäte im Sokrates übrig und diese bespricht Herr Benseler in dem ersten Kapitel seines Buches.

Da ist es nun zu bedauern, daß Herr Benseler nicht gleich an die Spitze der ins Einzelne gehenden Untersuchung einige Grundregeln in bündigster Kürze aufgestellt hat. Denn der Hiat hat verschiedene Grade: mancher ist, bey Sokrates vor allen,

schlechterdings nicht zulässig und leicht durch Ekthlipsis oder Krasis zu beseitigen; andere werden controvers bleiben; endlich sind andere aus bestimmten Gründen zu entschuldigen. Herr Benseler achtet natürlich hierauf, aber seine Bemerkungen hierüber sind gar zu sehr vereinzelt. So wird S. 17 bemerkt, daß *πρό* und *περί* als nicht elidierbar keinen Hiat machen; S. 21, daß *τί ἄν*, *ὅτι ἄν* und ähnliche Verbindungen (haben ja auch attische Dichter), wie *πολύ ἄν* ohne Anstoß sind; S. 22, daß *καὶ ὅτι*, *καὶ εαυτόν*, *καὶ εἰρήνης* u. s. w. gleichfalls, als kaum vermeidlich, erlaubt sind; S. 17, daß Sokrates, um den Hiat zu meiden, oft *διότι* statt *ὅτι* gebraucht und den Relativen und Partikeln oft *περ* anhängt, wie *ἐπειδήπερ* und so weiter. Auch wäre doch zwischen den einzelnen Vocalverbindungen und ihrer größeren oder geringeren Zulässigkeit mehr im Ganzen zu unterscheiden gewesen. Vor allen Dingen aber hätte Hr Benseler gut daran gethan, wenn er die für einen etwa folgenden zweyten Band aufgesparte Untersuchung über den Hiat bey den Dichtern vorauf geschickt hätte. Doch treten wir dem, was wirklich gegeben ist, näher und folgen den hauptsächlichsten Ergebnissen der sorgfältigen Untersuchungen.

Die im Sokrates anstößigen Hiata beseitigt Hr Benseler theils aus Handschriften, theils durch Anwendung der Elision, theils durch Emendation wie z. B. p. 71, 146 statt *διὰ φανλότητα ἐν ταῖς αὐτῶν οὐχ οἰοί τ' ἦσαν ζῆν* geschrieben wird *φανλότητας*, zumahl Sokrates solche metonymische Plurale mit Vorliebe gebraucht. Auch andere Stellen geben reichen Stoff zu guten sprachlichen Bemerkungen. Die häufigen Hiata in den beiden Reden an Demonikos und Nikokles erklärt

der Hr Verf. S. 34 bis 39 daraus, daß die ursprüngliche Fassung derselben bey fleißigem Schulgebrauch durch mancherley Zuthaten erweitert ist, wofür andere auch schon andere Gründe vorgebracht hatten. Die größte Sorge hat nach dem bis S. 46 Bemerkten Isokrates auf die Meidung des Hiats in den deliberativen Reden verwandt, während er in den gerichtlichen Reden mit geringerer Strenge verfuhr und z. B. einen Hiat am Ende des einen und dem Anfange des anderen Satzes sich erlaubte. Wegen der allzu gehäuften unzulässigen Hiats werden S. 56. der Trapeziticus und noch sicherer die Rede gegen Cuthynos dem Isokrates abgesprochen. Nachdem dann gezeigt ist, daß die Briefe ein ängstliches Meiden des Hiats verrathen, werden die üblichen Elisionen und Krasen behandelt.

Die Staatsreden des Demosthenes stehen den gerichtlichen Reden des Isokrates im Ganzen gleich. Also ist es z. B. ohne Anstoß, wenn ein vocalisch auslautendes Wort mit einem vocalisch anlautenden zusammentrifft, sobald nur zwischen beiden eine Pause eintritt. Eben so sind die nothwendigen Partikeln *καί*, *εὶ*, *ἦ*, *ὅτι*, *ὦ*, *μή* und ähnliche nebst dem Artikel vom Hiat befreit. Die von S. 64 an über den Hiat in den Staatsreden des Demosthenes geführte Untersuchung schließt die einfacheren und nach dem über Isokrates Gesagten leicht zu beurtheilenden Fälle, wie wo der Apostroph eine leichte Abhilfe schafft, aus. Auch hier führt der Hiat oft zu critischer Beleuchtung einzelner Stellen, indem die Hiats entweder nach Handschriften oder nach Vermuthung getilgt werden.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 18. Junius 1842.

F r e i b e r g.

Schluß der Anzeige: 'De hiatu in oratoribus Atticis et historicis Graecis libri duo. Disputavit G. E. Benseler, Ph. Dr.'

Die Rede de Haloneso wird S. 68 auch wegen der unerhörten Masse von Hiaten für unecht erklärt. Gleichfalls gilt die vierte Philippica für stark interpoliert auch aus diesem Grunde, wozu die weiter unten ausgesprochene Behauptung, daß in der Rede gegen Timokrates S. 110 bis 187 eingeflickt seyen, eine Analogie gibt, s. S. 127. Dagegen kommt zu den triftigen Beweisen für die Unechtheit der Rede auf Philipps Brief der Umstand hinzu, daß ihr Verfasser einen Sokratischen Haß gegen den Hiat beurkundet. Da nun der angebliche Brief des Philippos denselben Grundsatz befolgt, so vermuthet Herr Benseler, beide seyen das Werk eines schulmäßigen Verfassers. Die Unechtheit des Glückwerkes *περὶ συντάξεως* verräth sich hingegen auch am Hiat, S. 85. In der frühen Rede *περὶ συμμοριῶν* hat Demosthenes sich noch nicht so beengende Fesseln angelegt; aber die schon von den Alten verworfene Rede de foedere cum Alexandro

kann schon deshalb nicht als sein Werk gelten, da sie von unerlaubten Hiaten stroht.

Denselben oben angedeuteten Gesetzen folgt Demosthenes in den beiden gerichtlichen Staatsreden für den Kranz und von der Truggesandtschaft. Aus beiden werden viele Stellen behandelt und auf Anlaß des Hiats mit mehr oder weniger Recht und Geschick verändert. Daß Herr Benseler, einmahl dem Hiat abhold, oft zu weit in seinen Anfordrungen gegangen und sich zu übereilten Beurtheilungen hat verleiten lassen, mag kurz an einer S. 91 behandelten Stelle aus *de corona* p. 270, 129 gezeigt werden: *ὡς ἡ μήτηρ σου τοῖς μεθήμερινοῖς γάμοις ἐν τῷ κλισίῳ τῷ πρὸς τῷ Καλαμίτῃ ἡρώϊ χωμένη τὸν καλὸν ἀνδριάντα καὶ τριταγωνιστὴν ἄκρον ἐξέθρεψέ σε.* Hier schreibt Herr Benseler zuerst *ἡρώω* nach der Anführung eines Grammatikers und behauptet, der dadurch entstehende Hiatus sey zu entschuldigen, weil beide Wörter gleichsam ein Compositum bildeten. Dann wünschte er statt *Καλαμίτου*, wie er schreibt, gar — *Καλαμίδος* (mit diesem Accent; aber *Κάλαμις* war doch sicher masculini generis), ut mentio hic fiat celeberrimi istius statuarii Calamidis, cuius iuxta heroum domicilium illud erat. Dann ersehe man auch den Anlaß zu der Benennung *τὸν καλὸν ἀνδριάντα!* Quia enim Aeschines iuxta heroum celeberrimi statuarii nutriebatur, facile ex eo pulchram statuam mater poterat facere videri!! — Wir bitten Hrn Benseler, die Gelehrten nicht mit dergleichen Dingen zum Besten haben zu wollen. Denn das müssen wir glauben, so lange er nicht ein *ἡρώων*, für einen alten Bildhauer errichtet, aus den antiquitates sacrae nachweist. Denn die übrigen Annahmen, so unhaltbar sie sind, sind gering gegen das Heroon des Kalamis.

Mit S. 131 kommt Herr Benseler zu der Prüfung der Privatreden des Demosthenes. Da ist nun ein Theil mit großer Aufmerksamkeit auf den Hiatus geschrieben, während derselbe in andern ganz vernachlässigt erscheint, wie z. B. in den Reden gegen Lakritos, Makartatos und andern. Daher wird denn über mehrere Reden das Verdammungsurtheil Anderer auch von Seiten des Hiatus bestätigt, bey andern von Herrn Benseler zuerst ausgesprochen. Dahin gehören die zweyte Rede gegen Stephanos, die gegen Apaturios, Makartatos, Leochares, Böotos über Mitgift, Olympiodoros u. andre. Denn in den echten Privatreden sey der Hiatus freylich nicht so streng vermieden wie in den öffentlichen, aber doch darauf geachtet; in den unecht erklärten Reden erscheine er unberücksichtigt. Indem wir das über den Hiatus in den übrigen Schriften des Demosthenes Gesagte überschlagen, bemerken wir nur, daß Demosthenes viel öfter zur Elision gegriffen haben soll, als Sokrates.

Hierauf geht es fort zu den Rednern vor Sokrates, die aus dem Hiatus kein Arg hatten. Herr Benseler meint, das Lob der Helena sey ohne hinlängliche Gründe dem Gorgias abgesprochen, der Palamedes aber sey unecht. Dann werden Antisthenes, Alkidamas, dem die Rede de Sophistis entzogen wird, Antiphon, Andokides, gegen dessen Autorschaft der Rede gegen Alkibiades auch der Hiatus in Anschlag komme, wie gegen die vom Frieden, behandelt. Daß Lyfias, von welchem manche Reden verdächtigt werden, den Hiatus nicht beachtet habe, zeigen die von S. 175 bis 183 ausgeschütteten Sammlungen, an deren Statt ein Wort genügt hätte. Endlich kommen S. 185 die dem Sokrates und Demosthenes gleichzeitigen oder jüngern Redner an die Reihe. Sie sollen im Gebrauche des Hiatus zwischen jenen beiden und den älteren

Rednern die Mitte halten. Auffallend ist dabey die Beobachtung, daß manche Reden des Isäus dem Hiat die größte Freyheit lassen, während er in anderen sehr gemäßigt auftritt. Daraus glaubt Herr Benseler sich zu dem Schlusse berechtigt, daß der Schüler des Lysias in der späteren Epoche, etwa seit Olymp. CV, 1 oder 2 den Hiat enfsiger zu meiden sich bestrebt habe, wornach dann ein ungefähres Criterium für die Zeitbestimmung einzelner Reden gewonnen wäre. Die Rede de Cleonymi her., die jüngste von allen, zeigt sich am reinsten von Hiaten.

Gleich Demosthenes ist Demades dem Hiat ausgewichen; auch bey Lykurg und Dinarch findet er sich selten, häufiger bey Aeschines; über Hyperides läßt sich nicht urtheilen.

So weit liber primus. Das zweyte Buch handelt de hiatu in historicis Graecis. Die älteren Historiker, wie Herodot, bey dem als Ionier es kaum eines Wortes bedurfte, Thukydides und Xenophon, letzterer nur mit geringer Ausnahme des ersten und zweyten Kapitels der Memorabilien, kümmern sich um den Hiat gar nicht. Über die in den Handschriften des Thukydides beobachtete oder vernachlässigte Anwendung des Apostrophes hätte auf die Zusammenstellung von Poppo Prolegom. I, p. 418 seqq. verwiesen werden können. Erst Sokrates Schüler Theopompos von Chios machte sich die äußerste Vermeidung des Hiatus zum Gesetz, wie es Alte bezeugen und Herr Benseler an den Überresten, so weit diese in ursprünglicher Gestalt vorliegen, nachweist. Dann geht er zum Polybios über, der in seinem großen Bestreben, den Hiat zu umgehen, vielleicht dem Theopomp nachgeeifert habe. Nachdem Herr Benseler die vollständig und nur im Auszuge auf uns gekommenen Bücher des Polybios durchgenommen

hat, wird von S. 314 an Plutarch in Angriff genommen. Dieser soll in den Biographien nicht mit gleicher Strenge, wie Theopomp und Polybios, aber doch mit Sorgfalt den Hiat geflohen haben. Dabey wird Sintenis getadelt, der eine Menge von Hiaten erst in den Text gebracht habe, indem er den Handschriften eine in diesem Punkte ihnen nicht gebührende Auctorität beylegte. Die *Moralia* aber sollen in Sachen des Hiatus verschieden seyn, aber doch zeigen, daß Plutarch auch in diesen Schriften auf seiner Hut gewesen ist. Von S. 394 an werden diese durchgegangen und außer manchen sehr beachtenswerthen Verbesserungsvorschlägen wird auch das Urtheil über Unechtheit einzelner Schriften bestätigt. Dahin gehören die viel besprochenen *Vitae X Oratorum*, *Consolat. ad Apollon.*, *Septem Sapientt. Conviv.*, *Amatoriae narrationes* und andere.

So ergibt sich denn als Resultat der mühseligen Untersuchung, daß Theopomp und Polybios als Historiker auf gleichem Standpuncte hinsichtlich des Hiatus stehen mit dem Redner und Rhetor Sokrates; daß, was vom Redner Demosthenes, auch von Plutarch, und endlich, was von den vorisokratischen Rednern, auch von den ältern Historikern gilt.

Die Schlußbetrachtung beschäftigt sich mit den Historikern nach Polybios. Dabey stellt sich heraus, daß sie, wie sich erwarten ließ, mit geringerer Sorgfalt dem Hiat aus dem Wege gegangen sind, als etwa Plutarch. Aber eine gewisse Rücksicht sollen sie darauf genommen haben. Namentlich zeigt Dionysios von Halikarnas Scheu vor zu häufiger Concurrency der Vocale und zwar mehr in den rhetorischen als historischen Büchern, nur daß die *ars rhetorica* auch in dieser Rücksicht eingeschobene Stücke verrathe, wie es schon U. Schott und Weismann aus andern Gründen behauptet hatten. Die

übrigen Historiker bis auf die Byzantiner herab befolgen entweder die Weise des Dionysios oder sehen ganz und gar über den Hiat weg. Zu jenen rechnet Herr Benseler den Diodor und Josephos in den Büchern de bello Iudaico, de vita sua et contra Apionem, während die jüdische Archäologie mäßigere Aufmerksamkeit, die ihm fälschlich zugeschriebenen Bücher an die Makkabäer und de mundo universo die größte Sorglosigkeit zeige. Auch gehöre zu jenen beiden Historikern Appianos, dessen Partherkrieg aber schon von Schweighäuser als ein cento Plutarcheus erkannt sey. Endlich nicht die geringste Rücksicht auf den Hiat zeigt sich bey Arrianos, Dio Cassios, Herodianos und Alianos.

Wir sind am Ziele unserer Wanderung.

F. W. S.

Paris,

bey Melissonier. 1839. Essai historique sur l'abbaye de Cluny, suivi de pièces justificatives et de divers fragmens de la correspondance de Pierre-le-vénéralable avec St. Bernhard. Par M. P. Lorain, doyen de la faculté de droit de Dijon. XLVIII und 508 Seiten in Octav.

Wer erwägt, mit welcher Rücksichtslosigkeit die französische Regierung ihrem Centralisations-Systeme die localen Interessen opfert, also daß ganz Frankreich in seiner Hauptstadt zusammen gedrängt zu seyn scheint und hier der Individuen Ehrgeiz sich begegnet und aufreißt, während die der freyen Lebensentwicklung beraubten, langsam absterbenden Provinzen von der Hauptstadt borgen und dahin ihre strebenden Geister senden, der begreift die ernste, trübe Stimmung, welche sich in der Vorrede des Verfs ausspricht. Er sieht in die Zukunft seines Frankreichs, wie Niebuhr einst in die Deutschlands.

Er will die Kraft der centralen Gewalt nicht leugnen, der zufolge die Stämme wie ein Mann gelten, in gleichem Schritt und Schnitt. Aber dieses Berschwimmen in dem großen Mittelpuncte, die soldatische Richtung, in welcher sich der Staat auflöst, während mit den alten Sitten der alte Glaube zu Grabe geht, erinnert ihn an die Riesenreiche der Vorzeit, wenn sie der Stunde des Unterganges nicht mehr fern standen, an jenes Rom, das, als es seine Heere, Sprache und Gesetze über die halbe Welt verbreitet hatte, seine Sitten und seine Götter fahren ließ und mit ihnen sich der Nationalität begab. Nur selten, klagt er, blickt in unsern Tagen der Mann auf die Vergangenheit zurück; die Masse wird nur von der Gegenwart berührt und spricht von den gothischen Kreuzgängen nicht anders als von dem gothischen Hausgeräth, das die Mode in toller Ironie ins Leben gerufen hat. Alle großen volksthümlichen Erinnerungen liegen wie um tausend Jahre hinter uns. — Im Gegensatz dieser Richtungen versenkt sich der Vf. in die Geschichte seiner Heimath, Burgunds, und zwar zunächst eines einzigen Klosters desselben. Man glaubt auf Lamartine mit einem Zusätze von Chateaubriand zu stoßen, wenn er schwermüthig von den Eindrücken redet, die Cluny auf ihn, den Knaben, gemacht hat, wie er als Kind in den Ruinen der Abtey gespielt und der Schwalbe zugesehen hat, die in den hohen Nischen, wo einst goldene Heiligenbilder standen, ihre Zungen fütterte. Und täglich, setzt er hinzu, drängen sich geschäftige Menschen an den Marmorsäulen vorüber und wissen nichts von ihnen und wollen nichts von ihnen wissen, weil das Treiben der Gegenwart ihr Sinnen verschlingt. Es liegt nicht weit über ein Menschenalter hinaus, daß Mönche ihre Psalmen sangen in der Abtey und jetzt geht es ihr wie den Bourbons,

von deren Daseyn, als sie nach Frankreich zurückkehrten, nur wenige Franzosen wußten.

Allerdings ist es auffallend, daß dieser mächtigen Genossenschaft, welche im Anfange des zehnten Jahrhunderts in Cluny zusammen trat und alle Wechsel des Staatslebens an sich hat vorüber gehen lassen, bis sie 1789 mit dem alten Frankreich zusammen brach, kein Geschichtschreiber sich angenommen hat, und zwar um so auffallender, als Cluny dem einflußreichsten aller Mönchsorden in Bezug auf Geistesbildung und Ackerbau angehörte, in diesem Orden wiederum die große Aufgabe des Reformators mit Glück löste und dadurch eine ausgezeichnete Stellung in der katholischen Civilisation einnahm.

Zur Zeit als der Stuhl Petri über alle Throne der Christenheit erhöht wurde, gingen die Begründer dieser Gewalt, ein Gregor VII, Urban II, Paschalis II, aus Cluny hervor. Von hier ging der Kampf Roms gegen die salischen Kaiser, die Bewegung der Kreuzzüge aus. In seinen Mauern stößt man auf die Namen des heiligen Bernhard, Suger, Abbeilard, Heloise, neben den Namen von deutschen Kaisern, von Königen von Frankreich, Spanien und Jerusalem. Und als ob auch äußerlich die Größe der Benedictiner in ihrem Mittelpuncte sich abspiegeln sollte, erstieg durch fromme Hände diese Riesenabtey, in der Radulphus Glaber und Ordericus Vitalis ihre Chroniken nieder schrieben und über welcher der Glanz eines Petrus Venerabilis spielte, den nur sein Zeitgenosse und Freund, der heilige Bernhard, vielleicht überragte. Der Segen solcher Geister blieb der Abtey lange. Als aber das Leben der Völker neuen Richtungen folgte und Kirche und Königthum die freyen Genossenschaften zu unterdrücken und nur sich Geltung zu verschaffen trachteten, mußte Cluny von seiner

Höhe sinken. Mit der Unabhängigkeit schwand, dem ewigen Gesetze zufolge, sein großes, freyes Geistesleben. Wie die Abtey erfolglos gegen Rom ihre Freyheit zu halten gestrebt hatte, so rang sie im 14. und 15. Jahrhundert erfolglos gegen das monarchische Princip. Sie konnte die Beute eines Richelieu und Mazarin, dann sogar jener buhlerischen Frauen werden, die dem trägen Ludwig XV ein liederliches Beyfallslächeln abgewannen. So nagte der Zahn der Zeit langsam aber sicher an dem Gotteshause, bis der Sturm der Revolution seine Mauern auseinander warf.

Es ist, könnte man sagen, das geistige Leben Clunys, welches der Verf. seinen Lesern vorüber führt, es sind Bilder aus neun Jahrhunderten, in denen die Benedictiner = Abtey von Burgund in dem Vordergrunde steht und die der Prediger commentiert, nicht in dem weinerlichen Tone Matthiasons, oder in dem Gedankengange der etwas verspäteten Ritterlichkeit Chateaubriands, sondern nach der Weise des Predigers am Grabe, der sich gern der Lebenskraft des Hingeshiedenen erinnert, der aber geübten Auges auch in dem Jugendstarken das zehrende Gift erkannt hat. Es ist keine Klostergeschichte gewöhnlicher Art, in einer Aufzählung von Schenkungsurkunden bestehend, die hin und wieder durch einen historischen Faden lässig an einander geknüpft sind; auch diese haben ihren Werth und zwar einen nie hoch genug zu stellenden Werth, aber nur als gehäufte Stoff für den Verarbeiter, als die unverfälschten und gut geriebenen Farben, mit denen ein Späterer das Bild des Klosters auf die Leinwand trägt. Daß der Verf. auch diese trockenen Studien nicht verschmäht hat, zeigt jedes Blatt seiner Geschichte. Daß er die magere Grundzeichnung ausgefüllt, ihr Geist eingehaucht hat, das ist es, was jeder Leser ihm danken wird.

Von der Stiftung des Klosters durch Herzog Wilhelm von Aquitanien und dem von Päpsten und Königen geliebten St. Maieul, bis zu jenem Ddilo, der den vertriebenen Casimir, den Königssohn aus Polen, beherbergte, den Bischöfen von Maçon und Pamplona Cellen in seiner Abtey anwies, der den Gottesfrieden gründen half und den Leibniß bey Gelegenheit der bekannten Vita Adelheidis (Scriptt. rer. brunsv. tom. I. in praefatione) mit wenigen Strichen so treffend zu schildern versteht, daß man ungern die Bekanntschaft mit dieser Schilderung bey dem Verf. vermisst, — dann bis zu jenem St. Hugo, der zwey seiner Mönche nach Rom sandte, um den päpstlichen Thron zu besteigen, der in einem Capitel zu 3000 Mönchen sprach und dessen Wort dem gefangenen Alphons VI von Castilien die Freyheit wieder gab, weiß der Verf. auf dieselbe Weise zu belehren und zu spannen. Aber mit besonderer Liebe ist der große Petrus Venerabilis gemahlt, sein Verhältnis zu Abeilard aus einander gesetzt, seine liebevolle Weise gegen Heloise erzählt. Drey Kapitel (12, 13 u. 14) sind der *Rôle littéraire de Pierre-le-Vénéral* gewidmet und wohl mag der Vf., wenn er dessen gelehrte, aus der Fülle des Glaubens entsprungene, an eleganter Darstellung und überraschenden Wendungen reichen Schriften charakterisiert, in die Worte ausbrechen: ‘Combien y a-t-il d’argumens, de pensées de nos jours, que l’on ne retrouvât, en les y cherchant soigneusement, dans les sources antiques? Nos grands hommes ont l’air d’innover; mais, comme l’homme de Platon, ils ne font que se souvenir.’

Überall erkennt man, daß Lorain bey der Abfassung seines Werkes nach einem Standpuncte gerungen hat, welcher von Haß und Vorliebe gleich fern ist und frey von dem Systematisiren des La-

ges, das Wesen der Jahrhunderte in der Geschichte der Abtey wieder zu erkennen sich bemüht. Er sieht weder in deren Klöstern nur schleichende Pfaffenlist, noch in den Bewohnern lauter Heiligengestalten. Er verschmäht es, sich auf den Gemeinplätzen gegen das Mönchswesen zu tummeln und indem er richtig bemerkt, daß der Tadel, welchen hohe Geister des Mittelalters gegen die in Klöster eindringende Unsitte erheben, schärfer ist, als die über diesen Gegenstand wiederkehrenden Redensarten der Mitwelt, hebt er zugleich hervor, daß dieselben Geister, z. B. Bernhard, mit warmer Liebe von den Schöpfungen Clunys reden. Wo aber ein Bernhard lobt, dieser strenge Eiferer gegen die Freuden der Welt, da soll man nicht von 'faulen Gächchen' reden.

Mit Petrus erlosch der Glanz von Cluny; es war die Zeit, in welcher die Klostergeistlichkeit ihre große politische Bedeutung verlor, die Wissenschaften auch außerhalb der Cellen sich entfalteten und vorzugsweise die geistlichen Ritter, darauf die Bettelorden, den Blick der gläubigen Menge auf sich zogen. Dagegen suchte das Kloster durch Rückkehr zu der strengen Regel Benedicts seine Stellung zu behaupten. Vorübergehend gelang dieses, aber wie hätten die Mönche in einem Kampfe, den die Könige von Frankreich gegen Papstthum und hohe Vasallen begannen, ihre Unabhängigkeit behaupten können? In Folge der Reformation verlor Cluny seine aggregierten Klöster in der Schweiz, Deutschland, England und Schottland; zwey Mahl wurde während der Hugenottenkriege die Abtey erstürmt und geplündert. Die freye Wahl der Äbte wurde verkümmert; die Prälatur ging in den Besiß einiger mächtigen Häuser, z. B. der Guisen, über. Dann entschieden Könige über die Infula; es geschah, daß Äbte, statt über Klosterzucht und Gü-

terverwaltung zu wachen, ihre Einkünfte ($\frac{2}{3}$ der sämmtlichen Einnahme der Abtey, so daß dem Convent nur $\frac{1}{3}$ blieb) in Paris oder Versailles verzehrten, daß sie Gesandtschaftsstellen in Rom verzehrten. Das Sprichwort:

En tous pays où le vent vente,

L'abbaye de Cluny a rente,

war in Frankreich zu bekannt, als daß nicht vorzugsweise unter den Männern am Hofe Bewerber um die Abtey sich melden sollten. Der siebenzigste und letzte Abt von Cluny war eben jener Erzbischof von Rouen (Rochefoucauld), welcher 1789 in den états généraux den Vorsitz bey der Geistlichkeit führte. In dem nämlichen Jahre erfolgte die Aufhebung des Klosters, 4 Jahre später die Versteigerung der in 3 ziemlich gleiche Theile, welche einzeln ausgedoten wurden, getheilten Cathedralen. Ein ehemahliger Priester erstand den Theil, welcher das Sanctuarium enthielt und begann alsbald mit dem Abbruch.

Es müßte alles teuschen, oder die Besorgnis des Verfs, daß sein Werk geringen Beyfall erndten werde, ist nicht in Erfüllung gegangen. Referent räumt zuvorkommend ein, daß eine Arbeit dieser Art in Deutschland allgemeinere Anerkennung finden wird, als in Frankreich, dessen Bevölkerung im Vollgenusse modernster Cultur mit Mitleid und Übermuth auf jede Erscheinung der Vorzeit zurück sieht, ohne zu erwägen, daß ihr durch kommende Geschlechter ein Gleiches widerfahren wird. Aber auch in Frankreich hat sich in dieser Beziehung seit 20 Jahren vieles geändert, wie die trefflichen Geschichtswerke und die Sammlungen von Quellenchriften für die französische Geschichte, welche die neuere Zeit dort hervor gerufen hat, satstam beurlunden.

Von historischen Verstößen, welche Ref. in dem

vorliegenden Werke auffielen, mögen hier namhaft gemacht werden, daß S. 38 von einer Urkunde die Rede ist, welche 947 Kaiser Konrad zu Gunsten Glunys ausgestellt habe (etwa 917?), so wie daß S. 175 Richard Löwenherz ein Sohn von König Johann genannt wird. Hab.

F l o r e n z.

Tipografia all' insegna di Clio. 1839. 40. Relazioni degli ambasciatori veneti al Senato, raccolte, annotate, ed edite da Eugenio Albèri. A spese di una società. Serie I. Volume I. XX und 469 S. Serie III. Volume I. XXIV und 471 Seiten in Octav.

Es wird unnöthig seyn zu bemerken, bis zu welchem Grade die allgemeine Aufmerksamkeit durch Leopold Ranke auf die Berichte venetianischer Gesandte gelenkt wurde und wie unlanges darauf, als der gelehrte deutsche Historiker, der nicht weniger durch die Fülle und den Scharfsinn dieser Mittheilungen, als durch die meisterhafte Verwendung derselben seinen Werken einen eigenthümlichen Zauber zu verleihen wußte, auf diese neuen Quellen für die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts verwiesen hatte, Luigi Cibrario durch Bekanntmachung einiger auf Savoyen bezüglicher Relationen, das Verlangen nach Veröffentlichung dieser kostbaren Actenstücke mehrte. Seitdem, und besonders nach dem Erscheinen der Relations des ambassadeurs vénitiens sur les affaires de France au XVI siècle, recueillies et traduites par Tommaseo (Paris 1838. 2 Voll. 4.) regte sich, gefördert durch den Marchese Gino Capponi, in Italien der Wunsch, zur Ehre des Landes und zur Förderung historischer Studien, für eine Gesamtausgabe diese Relationen zusammen zu stellen. Eine Gesellschaft von Geschichtsfreunden trat zu diesem Zwecke zusammen und übertrug dem Herausgeber die Ausführung des Planes. Dieser,

welcher so wohl über die in Florenz befindlichen, als die in Venedig, Mailand, Turin, Rom, Wien u. aufbewahrten Handschriften verfügen konnte, beschloß, die Sammlung nach der Zeit und nach den Staaten, welche die Berichte besprechen, einzutheilen, so daß die erste Serie sich auf die christlichen Reiche Europas, mit Ausnahme Italiens, die zweyte sich auf Italien, die dritte sich auf das Reich der Osmanen beziehe. Von den eingestreuten Notensprachlichen und historischen Inhalts hätten die letzteren mitunter gespart werden, mitunter dagegen ausführlicher ausfallen können.

Der ersten Serie erster Band enthält nachfolgende Mittheilungen: 1) Bericht (vom Jahre 1506) des Vincenzo Quirino über Burgund und als Anhang über England und Spanien. Nehmen wir hierbey besondere Rücksicht auf Flandern und Castilien, so hat der Berichterstatter vorzüglich auf einzelne Punkte seine Aufmerksamkeit gewendet, auf die Charakteristik der Völker, welche jene Reiche bewohnen und auf die Einnahme und Ausgabe der Regierung. Außerdem stößt man auf lebendige Schilderungen von der unglücklichen Juana, dem damahls so eben verstorbenen Philipp dem Schönen und dem jungen Karl. 2) Bericht des Niccolo Tiepolo (von 1532) über Karl V. Tiepolo befand sich unter der Gesandtschaft, welche Venedig an den Kaiser und den heiligen Vater abfertigte, um eine Freude über den Abschluß einer Übereinkunft zu bezeugen, die den Frieden von ganz Italien zum Zwecke hatte. Tiepolo verlebte 28 Monate in der Nähe des Kaisers, dem er auf seiner Reise nach Deutschland folgte. Der Venetianer läßt sich über die Einkünfte und den Kostenaufwand der Regierung von Spanien und den Niederlanden aus, schildert die Persönlichkeit einflußreicher Großen am Hofe des Kaisers und entwirft, nachdem er über Politik und Gesinnung desselben und über die

Stellung seines Bruders Ferdinand sich ausgelassen hat, ein lebendiges Bild von den deutschen Verhältnissen und namentlich den Bemühungen des Kaisers durch Berufung eines allgemeinen Concils den Kirchenfrieden im Reiche wieder herzustellen. — 3) Bericht des an den Hof von Franz I gesandten Marino Giustiniano über das Königreich Frankreich. 4) Der 1538 abgefaßte Bericht von Francesco Giustiniano und 5) der Bericht von Marino Cavalli vom Jahre 1546 über denselben Gegenstand. Diese drey Relationen bedürfen hier keiner weiteren Inhaltsanzeige, da sie sich in der Übersetzung von Tommaso in der Collection des documents inédits befinden und darnach im Jahrgange 1838 St. 179 dieser Blätter besprochen sind. — 6) Der im Julius 1546 nieder geschriebene Bericht des Bernardo Navagero über Karl V. Der Berichterstatter, welcher 34 Monate am Hofe des Kaisers verlebte und namentlich dessen Feldzügen in den Niederlanden und Frankreich beywohnte, gibt anfangs eine Übersicht der spanischen und niederländischen Finanzen, die im Allgemeinen mit der von Tiepolo verfaßten übereinstimmt; dann wendet er sich zu der Erörterung der Gründe, die den Kaiser veranlaßten, die gefährvolle Seefahrt von Spanien anzutreten und den Kampf mit Geldern und Frankreich persönlich zu beginnen. Vortreffliche Schilderungen der einflußreichen Rätthe Covos und Granvella, der Persönlichkeit des Kaisers und seines Bruders, an welchem ersterer, trotz der Verschiedenheit der innersten Naturen, mit Liebe hängt, seiner Politik in Betreff der einzelnen italienischen Staaten und namentlich Venedigs. 7) Relation des 1548 von seiner Gesandtschaft bey König Ferdinand zurück gekehrten Lorenzo Constantini. Geographie und Statistik der älteren österreichischen Erblande und der ungarischen Erbschaft, Übersicht der inneren Verhältnisse des deut-

schen Reichs, Mittheilungen über den für die katholischen Waffen so glücklichen Feldzug gegen Johann Friedrich von Sachsen, dem der Gesandte persönlich beywohnte. Die Nachrichten zeugen meist von einer glücklichen Gabe der Beobachtung und einer gründlichen Bekanntschaft mit Zuständen, deren Auffassung dem Italiener nicht leicht fallen konnte. Wenn sich hin und wieder kleine Irrthümer eingeschlichen haben (z. B. S. 415, wo es statt Enrico de Brunsvich nothwendig Erico heißen muß), so sind sie theils zu unerheblich, theils liegt die richtige Deutung so nahe, daß sie kaum der ausdrücklichen Berichtigung bedürfen. Daß der Deutsche, wenn er von dem Berichterstatter mit dem Italiener verglichen wird, in jeder Hinsicht, selbst als Soldat, in den Hintergrund gestellt wird, kann man erklärlich finden.

Der zweyte Theil (der erste der zweyten Serie), welcher, der voran gegangenen Anzeige zufolge, die Berichte venetianischer Abgesandte über Florenz und Savoyen enthalten soll, liegt noch nicht vor, wohl aber der dritte Theil (der erste der dritten Serie) mit Relationen über das osmanische Reich angefüllt und mit einer historischen Einleitung und einem kurzen, für das Verständnis vorkommender Wörter und Redeweisen unentbehrlichen, türkisch=italiänischen Glossar versehen. Er enthält die Berichte von 1) Daniello de' Ludovisi von 1534, 2) Bernardo Navagero von 1553, 3) Domenico Trevisano von 1554, 4) eine relazione anonima von 1553 (vornehmlich über den türkisch=persischen Krieg), 5) Marino Cavalli von 1560, 6) Marcantonio Barbaro von 1573, 7) Andrea Badoaro von dem nämlichen Jahre, 8) Costantino Garzoni, aus derselben Zeit und 9) abermahls eine relazione anonima von 1579.

Hay.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.

Den 20. Junius 1842.

Hamburg und Kiel,

bey Perthes = Besser und Mauke und D. C. C. Schwers Wittwe. 1839. Vasenbilder. Herausgegeben und erklärt von Otto Sahn. 40 Seiten in gr. Quart und IV Tafeln mit Zeichnungen in Quer = Folio.

K i e l.

Schwerssche Buchhandlung. 1841. Telephos und Troilos. Ein Brief an Herrn Professor F. G. Welcker in Bonn von Otto Sahn. 92 Seiten in Octav und IV Tafeln mit Zeichnungen.

Beide Schriften des für Kunsterklärung sehr thätigen Hrn Drs Otto Sahn zu Kiel sind mit vieler Gelehrsamkeit verfaßt; die zweyte, wie es dem Ref. scheint, mit noch größerer Umsicht als die erste.

Jene enthält vornehmlich Bemerkungen über mehrere bis dahin verkannte oder nicht genug beachtete Darstellungen auf Kunstdenkmahlen, welche sich auf den Sagenkreis des Telephos und Troilos beziehen. Nach des Ref. Dafürhalten ist es dem

Herrn Verf. in den meisten Fällen gelungen, diesen Umstand mit aller möglichen Probabilität darzutun. Daß nicht immer Evidenz gegeben werden konnte, manches der bloßen Vermuthung anheim gestellt werden mußte, versteht sich bey einer Forschung, deren Substrat zum großen Theile Etruskische Aschenkistenreliefs waren, von selbst. Im Gegentheile glaubt es Ref. rühmend anerkennen zu müssen, daß Mögliches nicht mit hurtiger Dreistigkeit als Wahrscheinliches oder gar Wahres eingeschwärzt werden sollte, daß der Herr Verf., der doch darauf ausging, auf jene Sagenkreise bezügliche Kunstvorstellungen ausfindig zu machen, in mehreren Fällen, wo der Versuch ein freudiges *εὖρηκα* zu rufen sehr nahe lag, vielmehr nicht anstand, Zweifel aufzustellen, oder nach ruhiger Erwägung weitere Untersuchung in Anspruch nahm.

— Zugleich wird von Herrn Zahn den einschlagenden Dichtungen griechischer und römischer Tragiker eine genauere Berücksichtigung gewidmet, namentlich werden S. 16 ff. nach Anleitung eines von Raoul-Rochette in den *Monumens inédits*, pl. LXVII, 2, zuerst heraus gegebenen und auf die Tödtung des Astyanax bezogenen Aschenkistenreliefs, dessen von dem Herrn Verf. gegebene Deutung auf den Telephos dem Ref. unzweifelhaft zu seyn scheint, die Fragmente des Euripideischen Telephos von Neuem gemustert. In unabhängigem Zusammentreffen werden die Grundzüge dieser Tragödie ebenso aufgefaßt, wie von unserem Schöll in den *Beiträgen zur Kenntniß der tragischen Poesie der Griechen*, Bd. I. S. 134 ff.; ein Umstand, der für die Richtigkeit der beiderseitigen Ansicht um so mehr ein Präjudiz macht, als beide Schriftsteller von einem verschiedenen Ausgangspuncte aus zu demselben Resultate gelangt sind. Mehrere beyläufige

Bemerkungen archäologischen Inhalts sind sowohl in dem Texte als besonders in den Anmerkungen mitgetheilt. Zu einer derselben, auf S. 79 befindlichen, welche über geflügelte und ungeflügelte weibliche Figuren mit dem Kerykeion handelt, fügen wir aus persönlicher Kenntnissnahme auf einer neu-lich unternommenen Reise die Notiz hinzu, daß sich im Museum zu Leyden eine ungeflügelte weibliche Gewandfigur befindet, welche, während sie in der rechten ausgestreckten Hand eine Patere hat, in der linken das Kerykeion hält. Die genauere Beschreibung und Deutung dieses Marmors wollen wir dem befreundeten zweyten Conservator jenes Museums, Herrn Dr. Janssen, von dessen sorgfältigem Fleiße nächstens ein ausführlicherer Catalog der griechischen, etruskischen und römischen Denkmahle des Museums zu erwarten steht, nicht vorweg nehmen. Rückfichtlich der Felicitas mit dem Heroldsstab verweist Hr. Zahn nur auf Buonarotti, medagl. t. 18, p. 308. Doch gibt es noch andere, längst bekannte Darstellungen derselben Art. — Von den dem Werkchen beygefügtten vier Tafeln gibt die erste die Inghiramische Zeichnung des oben genannten etruskischen Reliefs bey Raoul-Rochette wieder, die anderen Tafeln enthalten 'bescheidene' Zeichnungen volcentischer Vasenbilder des Berliner Museums, welche dem Herrn Verf. durch Gerhards bekannte Gefälligkeit zu Theil wurden, und zwar Taf. II. das schon von Welcker im Rh. Museum, 1833. S. 627 ff., angeführte und von Sec. Campanari im Bullettino des archäologischen Instituts, 1834. S. 234 ff., abweichend erklärte; Taf. III und IV (in Bezug auf welche Versehen des Zeichners von dem Herrn Herausgeber S. 80. Anm. 97 bemerklich gemacht werden) Haupt- und Nebenbild der von Gerhard in den 'Neuerworbenen

Denkmählern', II, n. 1641, beschriebenen Hydria. — Ref. macht schließlich noch auf drey Schreib- und Druckfehler aufmerksam: S. 43, Z. 14 muß für 2 geschrieben werden 1, S. 75, Z. 9 für 'Säule' 'Base', S. 77, Z. 19 für XCIX XLIX.

Von den Vasen, die und deren Bilder Hr Zahn mit Ausnahme der beiden auf die Amymone und den Poseidon bezüglichen (welche kurz vorher von Ed. Gerhard in den 'Auserlesenen griechischen Vasenbildern,' Heft II, Taf. XI, nebst der im Besitze von Herrn Satta zu Neapel befindlichen, von Hrn Zahn nicht mitgetheilten Schale, die sie zieren, herausgegeben sind) nach Zeichnungen, die vom Colonel Lamberti zu Neapel herrühren, zum ersten Male bekannt macht, stammt die erste, zweyte und vierte aus den Ausgrabungen in Ruvo; der dritten dürfte man, wie der Herr Herausgeber bemerkt, nach dem Stil zu urtheilen, geneigt seyn sicilischen Ursprung zuzuschreiben.

Das interessanteste unter den vor Augen geführten Bildern ist unstreitig das erste, welches den am Omphalos im apollinischen Heiligthume zu Delphi Schutz suchenden, von den Erinyen, die hier, wie auch sonst, durch eine aus ihrer Sippschaft repräsentiert werden, bedrängten Drestes darstellt. Der ovale, auf keinem Untersatze ruhende Omphalos hat den nebartigen Überzug aus Wollenbinden, welcher auch auf anderen Kunstdenkmählern ersichtlich, aber auf keinem so deutlich zu erkennen ist, als auf diesem. Der auf der Erde liegende Rand läuft in Frotteln aus. Man denkt bey dem Anblicke dieses Überzuges unwillkürlich an die bey Clemens von Alexandria in den Stromata, Bd. I. C. 24. S. 418, aufbewahrten Worte der Phoronis: *Καλλιθόη κλειδοῦχος Ὀλυμπιάδος βασιλείης Ἥρας Ἀργείης, ἧ στέμμασι καὶ θυσάνοισι*

Πρώτη ἐκόσμησεν περί κίονα μακρὸν ἀνάσ-
σης. Herr Zahn nennt diesen Überzug *ἀγρηγορῶν*,
 wie auch Müller in den 'erläuternden Abhandlungen'
 zu des Aeschylos Eumeniden, S. 102, und im
 Handbuche der Archäologie der Kunst, §. 361 N. 5,
 S. 521 der zweyten Ausgabe. Dieser weist in den
 Nachträgen zu dem letztgenannten Werke, S. 710,
 noch auf einen anderen Namen hin, indem er die
 Glosse des Harpokration: *αἰγίδες τὰ ἐκ τῶν*
στεμμάτων δίνυα, anzieht. Gegen beide Be-
 nennungen, namentlich gegen die zweyte, läßt sich
 nichts einwenden, so gewis es auch ist, daß keines
 von beiden Wörtern als eigenthümlicher Name des
 erwähnten Neküberwurfes vorkommt oder auch nur
 bezeichnet wird. Es gab aber noch einen dritten
 Namen für einen derartigen Überwurf: *γοργόνες*,
 und der ist von dem Euripides in einer viel be-
 sprochenen Stelle des Ion, V. 225 Matth., dem
 des Omphalos in Delphi wirklich gegeben. Diese
 Behauptung kann auf den ersten Anblick seltsam
 scheinen, wird aber von dem Ref. anderswo, wie
 er hofft, genügend gerechtfertigt werden. Sie stützt
 sich zunächst, um das schon hier zu bemerken, auf
 die bey Hesychios vorkommende Glosse: *Γοργόνες,*
αἰγίδες, οἱ δὲ τὰ ἐπὶ τῶν αἰγίδων πρόσωπα.
 Hier *αἰγίδες* für Schilde mit Gorgoneien zu neh-
 men, wohin auch die Meinung Panofka's, Musée
 Blacas p. 33, geht, liegt nahe genug, zumahl
 wenn man an Stellen denkt, wie die Juvenal's
 XII, 4: *Par vellus dabitur pugnantī Gorgone*
Maura, ist aber sicherlich nicht richtig, sondern
αἰγίδες wird in jener durch Harpokration bezeugten
 Bedeutung, welche auch dem Lexicon des Hesychios
 bekannt ist, in dem mehrfach Wörter, die in ihm
 selbst erklärt werden, zur Erklärung dienen, zu fas-
 sen seyn. — An der Erinny's des Zahnschen Ba-

senbildes ist es das Eigenthümlichste, daß sie ganz schwarz ist. So erscheint auf dem Gebiete der griechischen und griechisch-römischen Kunstdenkmahle die Erinnys nur noch einmahl und zwar auch auf einem Vasenbilde, welches zuerst d'Hancarville, II, 41 (nicht 38, wie S. 7, Anm. 7 steht), dann Inghirami, Vasi Pitt. I, 60, bekannt gemacht und nach Böttiger in der 'Furienmaske,' S. 29, Hr Zahn in der eben angezeigten Schrift, S. 35 ff., mit Recht auf den Alkmaon bezogen hat. Daß aber bey den Dichtern den Erinnysen häufiger auch schwarze Hautfarbe beygelegt werde, und daß diese namentlich in den Eumeniden des Aeschylus nicht allein mit schwarzen Gewändern angethan waren, wie der Herr Verf. mit Bezugnahme auf die Müllersche Arbeit über die Eumeniden angibt, sondern auch schwarze Körperfarbe hatten, glaubt der Unterzeichnete in seinen Conjectanea in Aeschyli Eumenides (welches Werk freylich Herrn Zahn zur Zeit der Abfassung dieser seiner Schrift noch nicht bekannt seyn konnte), Abth. II. S. 13, vgl. Abth. I. S. CXXXVII ff. Anm. 13, unwiderlegbar dargethan zu haben, nachdem schon Böttiger a. a. D. es behauptet hatte. — Die schwarze Erinnys stürmt von oben her auf ihr Schlachtopfer ein, man könnte meinen, indem sie per culminis aperta fastigia in den Tempel gekommen sey, wie Apollon bey dem Justinus, XXIV, 8, 4, auf diesem Wege seinem bedrängten Volke zu Hilfe geeilt seyn soll, wenn es nicht sicherer zu seyn schiene, mit dem Herrn Verf. an einen Sprung der Erinnys zu denken, in welchem sie sich auf ihr Opfer zu stürzen bereit sey. — Außer dem Drestes und der Erinnys finden wir auf dem Vasenbilde folgende nicht zu verkennende Personen: die Pythia (welche hier, wie nirgends anderswo, die von Lucanus, Pharsal. V,

142 ff., erwähnten crines in terga solutos hat), den Apollon, die Artemis, welche von zwey Hunden begleitet ist. Die beiden ersten finden sich auf Darstellungen dieses Inhalts auch sonst, die letzte nicht. Rückfichtlich ihrer bemerkt Hr Zahn, wenn gleich bey dieser Scene gewöhnlich Athene gegenwärtig sey, so dürfe doch die Gegenwart der Artemis hier so wenig befremden, als z. B. bey dem Urtheile des Marsyas, und finde auch in dem Umstande ihre Erklärung, daß im Tempel zu Delphi sich ein uraltes Heiligthum der Artemis befand. Gewis mit Recht; wenn es nur mit der Auffassung der Stelle, welche das Letzte enthalten soll und überhaupt mit der Stelle selbst seine Richtigkeit hätte. Das Zeugnis, auf welches Herr Zahn sich beruft, sind die in der Stelle des Diodoros, Excerpta Vaticana, XXII, 2 p. 47 ed. Mai, Diodori Bibliotheca Historica ex recens. Lud. Dindorfii, Vol. III. p. 52, welche der Ref. hier des Folgenden wegen ausführlicher mittheilt, befindlichen, mit gesperrter Schrift gedruckten Worte: ἡ δὲ Πυθία τοῖς Δελφοῖς ἀπόκρισιν ἔδωκε προστάττειν τὸν θεὸν εἶναι τὰ ἀναθήματα καὶ τὰλλα τὰ πρὸς τὸν κόσμον τῶν θεῶν ἀνήκοντα κατὰ χώραν ἐν τῷ μαντεῖῳ· φυλάξειν γὰρ ἅπαντα τὸν θεὸν καὶ μετ' αὐτοῦ τὰς λευκὰς κόρας· ὄντων δὲ ἐν τῷ τεμένει δυεῖν νεῶν παντελῶς ἀρχαίων Ἀθηναῆς Προνάου καὶ Ἀρτέμιδος, ταύτας τὰς θεοὺς ὑπέλαβον εἶναι τὰς διὰ τοῦ χρησμοῦ προσαγορευόμενας λευκὰς κόρας. In dieser Stelle das Wort τέμενος für 'Tempel' zu nehmen, in welcher weiteren Bedeutung dasselbe allerdings zuweilen vorkommt, ist an und für sich schon mislich; daß es sicherlich unrichtig ist, zeigt ein auch nur oberflächlicher Blick auf die Bauges-

schichte des nach dem im ersten Jahre der 58sten Olympiade vorgefallenen Brande nicht mit einem Mahle, sondern allmählich wieder aufgeführten apollinischen Tempels. Schwerlich konnten in diesem befindliche Heiligthümer zur Zeit des Angriffes der Gallier uralt seyn. Man muß nothwendig darauf kommen, was ja auch das Nächste und Natürlichste ist, *τέμενος* als den heiligen Peribolos des Apollon, wie ihn Pausanias, X, 8, 4, nennt, zu fassen. Da entsteht denn aber gleich die Schwierigkeit, daß von zwey Tempeln, einem der Athena Pronaos und einem der Artemis, die in jenem heiligen Peribolos belegen wären, sonst nie die Rede ist. Daß diese von dem Ref. schon in seinen Conjectanea, Abth. I. S. XVIII. Anm. und S. XIX, angedeutete Stelle, welche, richtig verbessert und verstanden, das klarste Licht über zwey bis dahin ganz dunkle, obwohl vielbesprochene Partien der delphischen Alterthümer, die Athena Pronaia und die *λευκαὶ θεαί*, verbreitet, verdorben sey, lehrt dann auch der Gedankenzusammenhang, dessen genauere Erwägung darauf führt, daß an der Stelle der Tempel der beiden Gottheiten Bilder derselben genannt waren. Es ist mit der leichtesten Änderung von der Welt für *δυσὶν νεῶν* zu schreiben: *δυσὶν ἑδῶν*. Daß im Temenos des Apollon ein diesen Namen tragendes Bild der *Ἀθηνα Προναια* gewesen sey, wird auch anderswo bezeugt, vgl. an der zuletzt angeführten Stelle der Conjectanea Anm. 10; wenn über das in der Stelle des Diodoros bezeichnete Bild der Artemis sonst, so viel wir wissen, nichts verlautet, so ist klärllich an dem Umstande ganz und gar kein Anstoß zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. 100. Stück.

Den 23. Junius 1842.

Hamburg und Kiel.

Fortsetzung der Anzeigen: 'Vasenbilder. Herausgegeben und erklärt von Otto Zahn' und 'Teiephos und Troilos. Ein Brief an Hrn Professor F. G. Welcker in Bonn von Otto Zahn.'

Also: die Stelle des Diodoros sagt aus, nicht, wie Herr Zahn meint, daß im Tempel zu Delphi sich ein uraltes Heiligthum der Artemis befand, sondern daß im heiligen Peribolos desselben ein uraltes Cultusbild jener Göttin war. Indessen wollen wir, was wir eben dem Hn Wf. in Bezug auf die Stelle des Diodoros abgestritten haben, ihm aus einem anderen Schriftsteller, wenn auch in etwas anderer Beschaffenheit, wiedergeben. Wir meinen nicht die Worte des Justinus a. a. D. §. 5: dum omnes opem dei suppliciter implorant juvenem supra humanum modum insignis pulchritudinis comitesque ei duas armatas virgines ex propinquis duabus Dianae Minervaeque aedibus occurrise, denn hier ist

durchaus nicht an aedes der Artemis in dem Tempel ihres Bruders Apollon zu denken, wie man wohl gethan hat, sondern einer der drey von Pausanias a. a. O. nicht benannten Tempel zu verstehen; aber bey Heliodoros in den Aethiopica, III, 4, im Anfange, geschieht τοῦ νεῶ τῆς Ἀρτέμιδος Erwähnung, und wenn es keinem Zweifel unterliegt, daß das Heiligthum der Artemis innerhalb des Peribolos des apollinischen Tempels befindlich war, in welchem Peribolos die Priesterin der Artemis nach II, 33, III, 6 und 7, IV, 6 und 17 ihren Aufenthalt hatte, so ist es eben so sicher, daß unter νεῶς kein für sich bestehender Tempel zu verstehen ist, sondern eine der Artemis besonders geweihte Abtheilung des III, 18 Apollonion genannten großen Apollotempels, in dem die Artemispriesterin nach III, 6 verkehrte und dessen τιμιώτατον κτήμα sie IV, 19 genannt wird. So viel über diesen Gegenstand. Ref. mußte etwas weitläufiger seyn, weil auf diesem Gebiete noch nichts geleistet ist, auf das er hätte verweisen mögen. Übrigens kann für den Zweck der Erklärung der Anwesenheit der Artemis auf unserem Vasenbilde schon eine ihren Aufenthalt im delphischen Haupttempel bezeugende Stelle der Art genügen, wie die des Homer. Hymnus XXVII. B. 11 ff.: *Ἀντὰρ ἐπὶν τεροφθῆ θηροσκοπὸς ἰοχέαιρα, Εὐφροῖνῃ δὲ νόον, χαλάσασ' εὐκαμπέα τόξα* "Ερχεται ἐς μέγα δῶμα κασιγνήτοιο φίλοιο, Φοίβου Ἀπόλλωνος, Δελφῶν ἐς πῖονα δῆμον, eine Stelle, deren Anziehung um so passender ist, wenn anzunehmen, daß Artemis als von auswärts (etwa gerade von der Jagd, worauf die ihr beygegebenen Hunde führen können,) in den Tempel des Bruders heimkehrend dargestellt sey. — Gehen wir weiter den der Artemis unseres Vas-

senbildes gewidmeten Bemerkungen des Hrn Zahn nach, so finden wir wohl, daß er von der aufmerksamen Geberde und Stellung derselben spricht, und — zum Theil mit Recht, zum Theil mit Unrecht — die Affectation in jener tadelt; aber er hat es gänzlich unterlassen, über den Platz, welchen die Göttin einnimmt, sich des Genaueren zu verbreiten. Das will Ref. jetzt thun, indem er zugleich über das dargestellte Local im Allgemeinen und das dahin Gehörende handelt. Es verweilt aber die Artemis auf einem Boden, der über den, auf welchem sich die anderen Personen, der Omphalos und die außerdem vorstellig gemachten beiden Dreyfüße befinden, um ein Merkliches erhaben ist. Daß dieses eine altarähnliche Basis sey, auf welche die Artemis, um über den Omphalos, den Drestes und den Apollon hin nach der Grinnys besser schauen zu können, gestiegen, ist auch der Zeichnung nach nicht recht annehmlich. Es ist — das unterliegt, namentlich wenn man die Stellung der Hunde betrachtet, wohl keinem Zweifel — eine Schwelle. Aber welchen Einganges? Woher kommt Artemis? Welcher Theil des großen Apollonion ist es, den wir vor Augen sehen? Man wird durchaus geneigt seyn, den dargestellten Theil des Tempels für das so genannte Adyton zu halten. Darauf führen Dreyfüße, Omphalos und Lorbeerbaum. ‘Dreyfüße?’ Es könnte allerdings für den ersten Augenblick auffallend seyn, daß deren zwey dargestellt sind, indem man nur den einen, berühmten, von dem aus die Orakel gegeben wurden, erwartet hätte, der seinen Platz ohne allen Zweifel in dem Adyton hatte. Indessen wissen wir doch aus Theopompus bey Athenäos, VI, 4, S. 231, daß vor Alters das delphische Heiligthum mit aus Erz gemachten Dreyfüßen ausgeschmückt war. Nun

fällt aber der dargestellte Gegenstand gerade in die früheren Zeiten, und daß auch das Adyton seinen Theil an jenen Weihgeschenken erhalten habe, wird ebenfalls nicht in Abrede gestellt werden können. Doch wir haben sichere Zeugnisse für diese Behauptung. Daß im Adyton wirklich mehrere Dreyfüße befindlich waren, erhellt aus Stellen, wie Hymn. Hom. in Apoll. Pyth. B. 265: *ἐς δ' ἄδυτον κατέδυσε διὰ τριπόδων ἐριτίμων* und der entsprechenden des Aristophanes, Eqq. B. 1016: *ἴαχεν ἐξ ἄδυτοιο διὰ τριπόδων ἐριτίμων*, denn in dieser Stelle *διὰ τρ.* durch: vermittelt des Dreyfußes deuten zu wollen, wäre schon an sich sehr hart, und würde sich auch wegen des offenbaren Bezuges dieses Ausdruckes auf die Stelle des homerischen Hymnos nicht empfehlen. Hat auch der Scholiast zu des Aristophanes Plutos, B. 39, von diesem Umstande Kunde, wenn er schreibt: *ἐπεὶ οἱ τριπόδες δάφνη ἴσαν ἐστερμιμένοι?* Auch bey Lucanus, Pharsal. V, 173, dürfte man geneigter seyn, den Ausdruck *spargit vaganti obstantes tripodas* auf mehrere im Adyton befindliche Dreyfüße zu deuten, wenn auch ebenda B. 80, 121, 152, 157, 162 der Pluralis *tripodes* als, um den herkömmlichen Ausdruck zu gebrauchen, für den Singularis gesetzt zu erachten ist. Jedenfalls erhellt, daß man rücksichtlich der Mehrzahl der Dreyfüße keine Willkür des Künstlers anzunehmen braucht; eher wird man darin eine genauere Kunde desselben sehen müssen. Werfen wir zum Schluß noch die Frage auf, welcher von den beiden Dreyfüßen den auf einer Darstellung des delphischen Tempels, in welchem Dreyfüße erscheinen, mit Gewisheit voraus zu setzende Drakeldreyfuß sey! Referent hat folgende Ansicht. Erfährt man, daß dieser sich durch seine Größe

auszeichnete — τριπόδος ὑψηλός, heißt er geradezu bey Strabon, IX. S. 419 —, so wird man sich leicht bestimmen lassen, den größeren Dreyfuß für diesen, den kleineren aber, um so zu sagen, für den Repräsentanten der im Adyton befindlichen anathematischen Dreyfüße zu halten. — Aber auch rücksichtlich des Omphalos und des Lorbeerbaumes könnten Bedenken erregt werden. Bestreitet doch Ulrichs in den 'Reisen und Forschungen in Griechenland', Th. I. S. 77 ff. und 106 ff., mit vielem Geschicke die allgemeine Ansicht über den Standort derselben, indem er den ersten in den in specie ναός genannten Haupttheil des Tempels, den anderen in einen unterhalb der Kassotis belegenen heiligen Hain versetzt. Wir können uns hier nicht in eine ausführliche Widerlegung der Ulrichs'schen Meinungen einlassen, und deren bedarf es auch für unsere Zwecke nicht. Auf unserem Bilde und auf anderen der Art befinden sich Omphalos und Lorbeerbaum in einem und demselben Raume mit dem Drakeldreyfuß, d. h. im Adyton. Die betreffenden Vasenmahler wenigstens hielten somit jene für in diesem Theile des apollinischen Tempels befindlich. Was den Lorbeerbaum betrifft, so erlaubt sich Ref. noch insbesondere zu bemerken, daß er nicht wohl für die *ικετηρία* gehalten werden kann, und daß, selbst wenn man zugeben wollte, daß wir nicht das Adyton vor uns sähen, doch Hr Ulrichs nichts gewinnen würde, weil deutlich genug zu Tage liegt, daß der Standort des Lorbeerbaumes kein außerhalb des Tempels belegener Platz, sondern im Innern dieses befindlich ist. Freylich sehen wir kein Adyton vor uns, wie wir es uns zu denken geneigt seyn dürften. Vielmehr möchte das Ganze des Locals sowohl als ein besonderer Umstand auf den ersten Blick eher auf die Annahme der Dar-

stellung des eigentlichen *ναός* führen. Wir glauben nämlich, daß Ulrichs aus den aufgefundenen Säulentrümmern mit Recht geschlossen habe, daß der innere Baustil des delphischen Haupttempels ionisch gewesen sey; ionische Säulen haben gewis im *ναός* gestanden. Nun sehen wir aber auf unserm Vasenbilde gerade drey ionische Säulen. Das ist allerdings ein merkwürdiges Zusammentreffen, welches sehr leicht der Vermuthung, wenn nicht von Autopsie, doch von Hörensagen des Vasenmahlers Raum geben könnte. Aber könnte es nicht auch ein ganz zufälliges seyn, und wäre nicht etwa vielmehr anzunehmen, daß der Vasenmähler nur charakteristische, leicht darstellbare Einzelheiten aus der delphischen Drakelstätte aufnahm, sonst aber das Local ganz nach seiner Phantasie und Bequemlichkeit, ohne sich um die Wirklichkeit und selbst die Wahrscheinlichkeit zu kümmern, dargestellt habe? Wer dies Bild genauer betrachtet und die ähnlichen, und sie mit dem, was anders woher bekannt ist, vergleicht, wird schwerlich anders urtheilen können. Wenn dem aber wirklich so ist, so leuchtet wohl ein, daß die Frage, woher die Artemis komme, ob aus einem anderen Theile des Tempels oder unmittelbar aus dem Freyen, nicht aus der Kunde, die wir über die Beschaffenheit und Lage des *Αδυτον* haben, beantwortet werden darf, sondern am besten ganz bey Seite gestellt wird.

So weit über interessante Einzelheiten und Ausführlichkeiten dieses Vasenbildes.

Was nun die Gesamtdeutung desselben betrifft, so leitet Herr Zahn dieselbe durch die Worte ein, es sey bereits die Bemerkung gemacht worden, daß die Vasengemählde, welche diese Scene vorstellen, im Allgemeinen auffallend mit *Αίσχυλος* übereinstimmen. Demnach erkennt er als Hauptdarstel-

lung des Vasenbildes zwey in den Eumeniden des Äschylos getrennte Scenen, einmahl wie die Pythia, über den Anblick des am Omphalos Schutz suchenden Orestes erschrocken, aus dem Tempel fliehe, dann, wie Apollon, zornentbrannt, die verfolgende Erinnyß aus dem Tempel weise. Gegen jene Bemerkung läßt sich, wenn sie so gefaßt wird, als es von Herrn Zahn in den obigen Worten geschehen ist, nicht wohl etwas einwenden; aber bey dem, auf welchen er sich rücksichtlich derselben beruft, Raoul-Rochette in den Mon. inéd., S. 189, hat sie eine wesentlich andere Gestalt. Der berühmte französische Archäologe hat die Meinung, daß die betreffenden Vasengemälde in Abhängigkeit von Äschylos gearbeitet seyen, in einem unverkennbaren Bezuge auf dessen Auffassung und Darstellung stehen; nur in Betreff der Darstellung der Erinnyen selbst, glaubt er, sey das nicht der Fall. Rüksichtlich des Costümes, das Wort in der engeren Bedeutung genommen, ist dem allerdings also. Das Übrige anlangend dürfte sich Raoul-Rochette heutigen Tages durch den Umstand, daß bey Äschylos und Euripides die Erinnyen ganz schwarz auftraten und daß gerade und ganz allein auf zwey Vasengemälden, von welchen das erste im Allgemeinen und der Hauptsache nach ganz unverkennbar desselben Inhaltes ist, wie der Anfang der Eumeniden des Äschylos, das andere höchst wahrscheinlich auf ähnliche Weise in Bezug auf den Alkmaon in Psophis des Euripides steht, die Erinnyen auch ganz schwarz dargestellt sind, wahrscheinlich zu einer Modification seiner Ansicht bewogen fühlen. Und allerdings ist es ein höchst bemerkenswerthes Zusammentreffen, daß die schwarze Erinnyß auf dem ersten Vasenbilde flügellos ist, ganz wie Äschylos in den Eumeniden nach V. 51 und 241 die Erin-

nyen auftreten ließ, auf dem andern dagegen Flügel hat, wie auch bey Euripides Orest. V. 266 u. 307, Iphig. in Tauris V. 279 Matth. die Erinnyen mit Flügeln versehen sind. Auch die Fackel, welche einige Mahle auf den Drestes in Delphi darstellenden Vasenbildern in den Händen der Erinnyen vorkommt, würde er, nachdem von dem Unterzeichneten, wie er sich schmeichelt, a. a. D. Abth. II. S. 16, 183 ff., 212 ff., vergleiche Abth. I. S. CXXXIX ff., Anm. 16, sicher nachgewiesen ist, daß sie auch den Erinnyen des Äschylos nicht gefehlt habe, wohl auf die *Ἐριννύς ἐν τραγωδίᾳ*, um mit Aristophanes im Plutos, V. 423, zu sprechen, bezogen haben. Beides würde auch ohne Zweifel mit Recht geschehen, wenn auf die von dem Ref. an der zuletzt angeführten Stelle aufgeworfenen Frage: 'potestne ex eo, quod apud Aristophanem, qui primus post Aeschylum facium Furiarum mentionem injicit Plut. Vs. 422 sqq., ut ὄχρότης*) ita faces non simpliciter Furiae, sed Furiae tragicae assignantur, certo colligi, haec duo demum ab Aeschylo attributa esse?' eine bejahende Antwort gegeben werden könnte. Ref. mag das Risiko derselben nicht auf sich nehmen, so einleuchtend auch die Sache zu seyn scheinen mag, selbst mit dem sich von selber verstehenden Vorbehalte nicht, daß Äschylos nur das, was längst in den Vorstellungen des Volkes begründet war, zuerst aufgefaßt, ausgebildet und zur Darstellung gebracht haben sollte. Denn sowohl Kör-

*) Ref. hat nämlich die Ansicht, daß ὄχρα in V. 422 die speciellere Bedeutung von ὄχρομίλαινα habe, eine Erklärungsweise, die bey dem Dichter wohl zulässig ist, und daß in dem so zu fassenden Worte eine Hindeutung auf die schwarzfarbigen Erinnyen der Tragödie enthalten sey, vergl. Conjectanea, Abth. II. S. 14.

perschwärze als Fackeln der Erinyen sind im Volksglauben begründet. Rücksichtlich jener braucht in dieser Beziehung nur auf die Stelle des Pausanias VIII, 34, 2 verwiesen zu werden, wo es von den Erinyen heißt: *ταύτας τὰς θεὰς ἦνίκα τὸν Ὀρέστην ἐκτρονα ἐμελλον ποιῆσαι φασὶν αὐτῷ φανῆναι μελαίνας* u. s. w.; diese anlangend, ist es bekannt, vgl. Preller's Demeter und Persephone, S. 90, daß die Fackel überhaupt Symbol der chthonischen Gottheiten war. Gesezt aber auch, schwarze Hautfarbe und Fackel der Erinyen auf den betreffenden Vasengemälden seyen auf den Äschylos zurück zu führen, so bliebe doch noch immer die Frage, ob unmittelbar oder nicht vielmehr mittelbar; und gibt man selbst zu, daß unmittelbar, so wird auch so der Umstand, daß jene nur auf einem, diese nur auf zweyen derselben vorkommt, vornehmlich dafür zum Beweise dienen, daß die Vasenmaler im Allgemeinen sich doch nicht eben an den Dichter gebunden haben. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem schlangendurchflochtenen Haare und der Nichtbeflügelung der Erinyen bey dem Äschylos einerseits und der äußerst seltenen Andeutungen jenes und des nicht häufigen Vorkommens dieser auf den Vasengemälden anderseits. Was die oben besprochene schwarze und beflügelte Erinnys auf dem nach wahrscheinlicher Vermuthung einer euripideischen Tragodie entsprechenden Vasenbilde betrifft, muß Ref. hier darauf aufmerksam machen, wie es noch des Erweises bedarf, daß Euripides auch da, wo er die Erinyen wirklich auf die Bühne brachte, ihnen Flügel gegeben habe. — Betrachten wir nun die obige Ansicht Raoul-Rochette's über das auf den Kunstgemälden Dargestellte. Sind diese *monumens* wirklich *tous produits d'après les données d'Aeschyle?*

Sind in der That toutes les circonstances du mythe d'Oreste réellement empruntées d'Aeschyle? Freylich könnte gar nicht anders angenommen werden, wenn die Vasenmahler keine anderen Quellen hätten haben können, als die auf uns gekommenen classischen Schriftwerke. Obwohl auch so Herr Zahn rücksichtlich des von ihm ansprechender erklärten Vasenbildes, Monum. Inédit. 37 (nicht 38, wie S. 9, Anm. 16 und S. 8, Anm. 13 steht) nicht wohl würde beystimmen können. Es muß vor Allem — die Möglichkeit, daß es der äschyleischen im Allgemeinen ähnliche schriftstellerische Behandlungen des Gegenstandes gegeben haben könne, zu geschweigen — die Frage gestellt werden, ob Aeschylos auch die Grundzüge seiner Darstellung ganz erfunden, oder sie aus der Sage entlehnt habe. War auch nur das allgemeiner bekannte Sage, daß Orestes von den Erinnyen verfolgt und bedrängt zu Delphi Schutz gesucht habe, so dürften die Vorstellungen, auf den Kunstdenkmahlen ganz wohl als von Künstlern, die nur die durch diese Sage selbst gegebenen Motive benutzten und auffaßten, ausgegangen zu erachten seyn. Es ist weder auf dem Kopenhagener, noch auf dem Berliner, noch auf dem von Millin bekannt gemachten, noch endlich auf dem vaticanischen Vasenbilde und den anderen hierher gehörenden Kunstdenkmahlen irgend etwas dargestellt, worauf nicht ein jeder Künstler auch ohne den Aeschylos zu kennen, wenn ihm nur jene Sage bekannt war, leicht hätte kommen können, ja nothwendig kommen mußte. Es müßte denn die Darstellung des mit bloßem Schwerte in der Stellung eines Schutzfliehenden am Omphalos verweilenden Orestes auf den drey erst genannten Kunstdenkmahlen seyn. Auf ihnen sieht man nämlich durchaus, einige unwesent-

liche Abweichungen abgerechnet, ἐπ' ὀμφαλῶ ἄνδρα θεομινοῦ ἕδραν ἔχοντα προστρόπαιον, αἰματι σιάζοντα χεῖρας καὶ νεοσπαδῆς ξίφος ἔχοντ' ἐλαίας θ' ὑψιγέννητεν κλάδον, λήνει μεγίστῳ σωφρόνως ἐστερμιμένον, ἀρχῆτι μαλλῶ. Indessen trägt diese Beschreibung des Äschylos, um so zu sagen, einen so mahlerischen Charakter, daß uns immer der Gedanke gekommen ist, Äschylos möge sie nach Anleitung eines Gemählde verfaßt haben, welches man etwa, eben so wohl als seine Darstellung, als Vorbild der erhaltenen Vasenbilder ansehen könnte; vgl. auch Raoul-Rochette a. a. D. S. 198. Aber gesetzt auch, dem wäre nicht also, wie es immerhin der Fall seyn mag, sollte es wirklich ganz unwahrscheinlich seyn, daß Künstler unabhängig von der Beschreibung des Äschylos, nur bekannt mit der Sage in der oben angegebenen Weise, eine solche Darstellung des Drestes gegeben hätten? Wir sagen: nein. Eigene Erfindung ist dabey allein das Motiv des entblößten Schwertes; dieses aber kommt auch auf den anderen Kunstdenkmahlen vor; und wie leicht, ja mit welcher Nothwendigkeit dringt es sich dem Mahler auf, der den Mörder bezeichnen will! Oder sollte der Omphalos auf diesen Kunstdenkmahlen an der Stelle, wo andere einen Altar haben, bey der sonstigen Übereinstimmung mit diesen, als etwas eigenthümlich Äschyleisches angesehen werden dürfen? Vergl. jedoch einstweilen Klausen's Bemerkung zu der Choephoren Vers 981. — Eine Abhängigkeit des Mahlers von dem Dichter würde allerdings aus dem Berliner Vasenbilde zu Tage treten, wenn die in einen weiten Schleyer gehüllte weibliche Figur auf demselben, welche davon eilt, wie nach Raoul-Rochette auch Gerhard angenommen hat, Ahtäm-

nestra wäre, denn Klytämnestra spielte, das liegt auf der Hand, sicherlich nur bey dem Äschylos, gewis aber nicht in der Sage bey dem Ereignis eine Rolle. Allein Ref. zweifelt nicht, daß die abweichende Erklärung des Herrn Zahn, welcher in jener Figur die Pythia und in der von jenen Gelehrten als Pythia gefaßten, neben jener davon eilenden, jüngeren, mit einer Schale in der Hand eine Tempeldienerin erkennt, richtig sey, obwohl er nach dem in den Conjectanea, Abth. I. S. XXI. Anm. 13, über die Pythia Bengebrachten den Ausspruch des Verfs, daß die Pythia schwerlich als ein junges Mädchen im einfachen, ärmellosen Gewande dargestellt werden konnte, nicht so unbedingt unterschreiben möchte. — Ist nun aber die bezeichnete Figur nicht Klytämnestra, sondern die Pythia, so leuchtet in der That nicht ein, in wie fern rücksichtlich ihrer eine Abhängigkeit des Wasenmahlers von dem Äschylos anzunehmen sey. Die Pythia bey einer Scene darzustellen, welche im delphischen Adyton vorgeht, ist doch etwas ganz Natürliches, und diese Pythia, ein zaghaftes Weib, vor dem Andränge der Erinny's und dem Anblicke des muttermörderischen Schutzlehenden, der dem heiligen Omphalos Besudlung brachte, entfliehen zu lassen, sicherlich kein Motiv, zu dessen Erfindung es erst eines Äschylos bedurfte. Gehen wir endlich zum Schlusse, indem wir, mit Übergehung anderer Umstände, noch einen Haupteinwand berücksichtigen. Man kann uns entgegen, Äschylos sey ein so berühmter Dichter gewesen, daß von einem jeden zugleich oder später lebenden Künstler Bekanntschaft mit seinen Werken vorauszusetzen, bey einer Ähnlichkeit des behandelten Sujets also eine Bezugnahme dieses auf ihn unvermeidlich gewesen sey;

dazu komme, daß das häufigere Vorkommen des Sujets auf Kunstdenkmahlen, namentlich bemahlten Vasen, auf eine Verherrlichung desselben durch die Poesie, namentlich die tragische, schließen lasse. Wir erwiedern darauf, daß jenes so wohl als dieses, wenn auch scheinbar, doch keinesweges sicher sey; eine Behauptung, deren weitere Begründung uns hier zu lange aufhalten würde. Aber gesetzt auch, den Vasenmalern seyen des Äschylos Gumeniden bekannt gewesen, was wir weder durchaus leugnen wollen noch behaupten mögen, so viel liegt bey einer aufmerksamen Betrachtung ihrer Werke leicht zu Tage, daß ein jedes derselben aus sich selbst nach den einfachen Grundzügen der Sage, wie wir sie oben angegeben haben, ja aber nicht nach den Ausführungen und Motivierungen derselben bey dem Äschylos gedeutet werden müsse. Setzt doch selbst Raoul-Rochette zu den letzten seiner oben angeführten Worte die hinzu: *'bien que toujours produites sous des formes nouvelles.'* — Jenes aber hat Herr Zahn nicht gethan, wenn er, ohne Zweifel durch das vorgefaßte Bestreben, die Darstellung des Äschylos auf dem von ihm herausgegebenen Vasenbilde wieder zu finden, verleitet, auf diesem jene schon angegebenen zwey bey dem Dichter getrennten Scenen, die sicherlich der eigenen Erfindung desselben angehören, zusammen vorgestellt erachtet. Wir wollen gegen diese Ansicht nicht einwenden, daß bey Äschylos die Pythia ja wenigstens eben so sehr vor den Erinnyen als vor dem Drestes davon flieht, und namentlich auf Darstellungen, welche die Erinyen nicht schlafend, wie bey Äschylos, zeigen, sondern im furchtbaren Andränge einher stürmend, wie die, von welcher wir jetzt sprechen, es an und für sich

passender ist, die Flucht der Seherin als vornehmlich von diesen veranlaßt zu fassen, — ein Ausspruch, für dessen Richtigkeit gleich das Berliner Vasenbild einen Beleg gibt —; schon eine auch nur etwas genauere, vorurtheilsfreye Ansicht der Zeichnung führt auf etwas ganz anderes. Daß die Pythia gerade vor dem Drestes davon fliehe, dafür erhellt aus der Zeichnung nicht das Mindeste; daß sie die Blicke auf diesen gerichtet habe, wie Herr Zahn sagt, ist nicht zu ersehen. Aus dem Heiligthume treibt die Seherin, wenn zugleich auch der befremdende Schutzlehende, vornehmlich doch sicherlich die drohende Erscheinung der Erinny's. Dieser allein, als dem hauptsächlichsten Gegenstande der Aufmerksamkeit, gilt, um den Apollon jetzt aus dem Spiele zu lassen, der nur mit ihr beschäftigt ist, der spärende Blick der entfernter stehenden Artemis; ihr hat die nähere Pythia, zugleich ein sterblich Weib, eine alte Frau, ihren Unblick nicht ertragen könnend, den Rücken zugewendet, indem sie sich auf die Flucht begibt, und zwar in der Weise, daß sie das Gesicht nicht nach der Richtung hinwendet, in welcher sie davon eilt, ohne Zweifel darum, damit dem Schreckbilde, welches sie davon treibt, auch nicht einer ihrer Blicke begegnen möge. Wenn ferner von Apollon gesagt wird, die Rechte strecke er mit abwehrender Geberde vorwärts, welches noch stärker ausgedrückt werde durch den rechten Fuß, welchen er aufhebe, als wolle er etwas fortstoßen; wenn von dem Zorne des Gottes gesprochen wird, welcher der Erinny's gelte, so muß Ref. gestehen, daß er davon auf dem Bilde nichts sieht. Wie sollte der wenn auch zürnende Gott — denn an Berserkerwuth ist doch wohl nicht zu denken — dazu gekommen seyn, dem linken Beine eine so

misliche Stellung zu geben, wie jenes auf dem Vasengemälde hat; warum sollte er mit der linken Hand Pfeil und Bogen so eng und ängstlich an den Körper angepreßt halten, wie einer, der da befürchtet, daß sie ihm entfallen mögen? Nein, der Gott ist sicher nicht als ein Zürnender, Zurückschreckender zu fassen, sondern als ein selbst Erschreckter. Er ist bey dem Anblick der Erinny's von seinem Sitze auf= oder, saß er nicht, wenigstens zurück gesprungen; dabey ist er mit seinem linken Beine auf die Basis der einen Säule zu stehen gekommen; so strauchelnd ist er, um nicht zu fallen, gezwungen, dem Körper durch ein festes Aufstemmen des rechten Beines Haltung zu geben, welches zu thun er eben im Begriff ist. Die ausgestreckte Rechte deutet allerdings die Abwehr an, aber die Abwehr des Erschrockenen; zugleich dient diese Handbewegung, wie auch das Anpressen des linken Armes an die Brust, zur Balancierung des Körpers. Es sind auf dem Vasengemälde nicht zwey Begebenheiten neben einander dargestellt, sondern, was wir sehen, bildet eine einige Gruppe, deren Mittelpunkt die Erinny's ist. Entsetzt ob ihres Anblicks begibt sich die Pythia auf eilige Flucht; ja selbst den Gott hat wegen ihrer Erscheinung der Schrecken augenblicklich übermannt, doch sucht er seiner Meister zu werden; aus Furcht vor ihr umflammert der bedrängte Schutzlehende den Omphalos, sein Asyl, das Gesicht nicht hingewendet, wie es die Weise des Erschrockenen ist, aber auch nicht ganz abgewendet, wie es dem Manne ziemt, vielleicht auch in der Absicht, sollte die Drohende ihn erreichen, das mit der rechten Hand gefaßte Schwert zur Abwehr zu gebrauchen; während die entfernter stehende Göttin nur mit gespannter Auf-

merksamkeit nach ihr hinblickt, zwar kein Zeichen der Furcht gebend, aber doch in bewegter Stellung, und vollkommen in den Stand gesetzt, die mit der linken Hand erhobenen Lanzen der das Spähen fördernden rechten zum Gebrauche zu übergeben.

Deckel und Rückseite dieser Base sind mit bacchischen Scenen geschmückt, die wir als minder interessant, hier nicht weiter berücksichtigen wollen.

Die zweyte Base enthält auf der Vorderseite die Überwältigung des stierhauptigen und geschwänzten Minotaurus durch den durch übergeschriebenen Namen näher bezeichneten Theseus; vor jenem eilt erschrocken nach rechts hin eine junge Frau, in deren Namen *ΑΡΗΔΑ* eine neue andere Form von *Ἀριάδνη* erkannt wird; eine Säule hinter dem Minotaurus und ein Baum daneben deuten nach der bemerkenswerthen Meinung des Herrn Herausgebers vielleicht an, 'daß das Ungeheuer aus dem Labyrinth ins Freye zu flüchten im Begriffe war, als es Theseus ereilte,' woher denn auch die entsetzte Flucht der Frau komme.

Die Rückseite dieser Base zeigt uns das Bild eines bacchischen Thiasos. Dasselbe ist, abgesehen von dem Interesse, welches das Dargestellte selbst bietet, ebenso wie das ebenfalls eine bacchische Darstellung enthaltende Bild der Rückseite der dritten Base, durch die übergeschriebenen Namen der Personen für Kunsterklärung und Mythologie von besonderer Wichtigkeit.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 25. Junius 1842.

Hamburg und Kiel.

Schluß der Anzeigen: 'Basenbilder. Herausgegeben und erklärt von Otto Zahn' und 'Telexhos und Troilos. Ein Brief an Hrn Professor F. G. Welcker in Bonn von Otto Zahn.'

Und zwar lernen wir auf dem unteren Bilde der zweyten Base zu den Seiten einer Liebescene zwischen Dionysos (*ΔΙΟΝΥΣΟ*) und Cirene (*ΙΡΗΝΗ*) rechts einen Sybas und eine Erato, links eine Polyerate (*ΠΟΛΥΕΡΑΤΗ*) und einen Atyllos kennen; auf dem darüber befindlichen ist ein Satyr, dessen jedenfalls verdorbener Name *ΕΥΑΤΤΙΟΝ* (nicht *ΕΥΑΤΙΟΝ*, wie S. 15. Anm. II steht,) von Hn Zahn nach einer, wenn auch durchaus nicht sicheren, doch bemerkenswerthen Vermuthung Forchhammers *Εὐρατιῶν* gelesen wird, in vertraulicher Annäherung an eine ihm Gehör gebende bacchische Nymphe Panyise dargestellt: ihnen macht der geflügelte Pothos auf dem Tympanon Musik. Auf dem Bilde der dritten Base sind links Ithyone und, von ihr weg nach rechts hin sich

fortbewegend, Dionysos, rechts Simos und, ihm eine Schale hinhaltend, Dione gruppiert.

Den dunkelen Namen des zweyten Vasenbildes wird von dem Herrn Verf. ein auch etymologischer Deutungsversuch zugewendet. Rückfichtlich des Namens ΣΥΒΑΣ bezieht sich derselbe treffend auf die hesychische Glosse: ούβας. λάγνος, indem er noch die andere, auch bey diesem Lexicographen befindliche: ουβάλλας. ὁ καταφερός πρὸς τὰ Ἀφροδίσια vergleicht. Wenn er aber behauptet, das Wort sey von σεύω abzuleiten, und dabey bemerkt, ob die Silbe -βας von βαινω stamme in dem Sinne, wie Silen von Achäos νυμφόβας genannt sey, oder ob es eine Ableitungssilbe sey, wolle er nicht entscheiden, so hat er mit jener seiner Behauptung zu viel behauptet, und hätte von diesen beiden Möglichkeiten die erste besser gar nicht als eine solche bezeichnet, da sie es durchaus nicht seyn kann. Es ist nicht geradezu unmöglich, daß ούβας mit σεύω zusammenhänge. Aber folgende Etymologie scheint dem Ref. wahrscheinlicher zu seyn. Σύβας verhält sich zu ὑβός rücfichtlich des Anfangslautes, wie οὐς zu ὕς u. dergl., in Bezug auf die Endung, wie z. B. Ἀνύφας zu Κύφος, zwey Namen, über deren Identität Hemsterhuyß zu des Aristophanes Plutos, ed. nova, Lipsiae 1811, S. 116 gesprochen hat; ὑβός aber ist mit κνφός der Etymologie und Bedeutung nach identisch. Nun denke man an das mit κνφός zusammenhängende κύβδα bey Aristophanes, Thesmophor. B. 489, und man wird, zumahl wenn man erwägt, daß λάγνος eigentlich auf das Fahrenlassen des Samens geht und ursprünglich und hauptsächlich nur vom Manne gebraucht wurde, gern geneigt seyn, das durch λάγνος erklärte Adjectivum ούβας auf diesen Stamm zurück zu füh-

ren und den *ΣΥΒΑΣ* der Etymologie und der Bedeutung nach für einen *Κύβδαρος* (Athen. X, 442, A) zu halten. Daß der Name *ΣΥΒΑΣ* in Bezug auf das Dargestellte von Bedeutung sey, mag seyn, obwohl es keinesweges sicher ist; aber schwerlich gilt er dem Verhältnis des Satyrß zu der neben ihm sich von dem Mittelpuncte der Scene entfernenden Grato, eben so wenig, als der von dieser in der linken Hand getragene Schwan, allerdings wohl ein Symbol der Wollust, in Beziehung von ihr zu ihm zu fassen ist. In der Situation der Grato und des Sybas kann der Ref. keine Andeutung eines Verhältnisses der beiden, wie das des Dionysos und der Sirene und das des Eurytion und der Panyse ist, finden. — Den Namen *ΑΤΤΑΙΟΣ* anlangend, scheint es Herrn Zahn keinem Zweifel zu unterliegen, daß derselbe herzu-leiten sey von *τύλος* = *τὸ αἰδοῖον*; das *A*-sey schwerlich ein privativum; der Namen bezeichne das Begehren. Dagegen läßt sich sehr vieles ein-wenden. Die Annahme Welckers (vgl. die kurze Anzeige der Zahnschen Schrift in des Rheinischen Museums sechsten Jahrganges viertem Hefte, S. 633), daß *Ἀτυλλος* zu lesen sey, hält Ref. für unnöthig und unbefriedigend. Ihm scheint es mehr als wahrscheinlich zu seyn, daß *ΑΤΤΑΙΟΣ*, aus *Ἄτυς* hervor gebildet, eine Form dieses Namens, die man immerhin ein Diminutivum nennen mag, sey. Die Verschmelzung des Dionysosdienstes mit dem der Kybele ist hinlänglich bekannt. Darf es Wunder nehmen, wenn ein Wesen, das dem Kreiße jenes angehört, eine dem Namen eines aus dem Kreiße dieser nachgebildete Benennung erhält? Führt doch der Atyllos selbst das Tympanon, ein Instru-ment, das ganz besonders dem Kybeledienste eignet. Die von Herrn Zahn vorgeschlagene Deutung des

Namens *ΑΤΥΛΛΟΣ* hängt genau mit seiner Auffassung der Situation dieses Satyrs zusammen. Auch diese scheint dem Ref. nicht richtig zu seyn. Atyllos, meint jener, eile auf Polherate zu; er halte den raschen Gang nur an, um mit großer Anstrengung die Fackel anzublaseu, die er in der Linken halte, daß sie hell auslodere. Daß der Atyllos gerade auf die Polherate zueile, davon ist auf der Zeichnung nichts zu ersehen. Was das Fackelanblasen anbelangt, so thut das Atyllos nicht, sondern er müßte es gethan haben, denn er hält den Mund zu, nicht auf; wollte man annehmen, er habe so eben geblasen und sammle nun Luft um es noch einmahl zu thun, so widerspricht die Richtung des Kopfes, welche so ist, daß der Luftzug über die Fackel hinweg gehen müßte, wenn man nicht den mislichen Einwand gelten lassen will, daß Atyllos jenem ja beym Blasen selbst eine etwas andere Richtung geben könne. Die Richtung der Flamme auf der Fackel des Atyllos darf nicht irre machen; dieselbe Richtung hat das Flämmchen auf der des Sybas, bey welchem an ein Angeblasenwerden nicht zu denken und auch das Naturwidrige ist, daß es nach der Richtung hinschlägt, in welcher der Satyr sich bewegt, noch verbunden mit dem, daß es sich nicht nach der Richtung hinneigt, nach welcher hin die Fackel schräg gehalten ist; in der Art, daß man, wenn man die Überzeugung hegen kann, daß in diesen Puncten Absicht zu erkennen sey, annehmen muß, der Künstler habe andeuten wollen, daß der im Freyen befindliche Platz von einem sanften Windeshauche bestrichen werde. Betrachtet man aber die Vasengemälde in dieser Beziehung, so findet man außer vielen Beyspielen, in denen die Natur richtig nachgeahmt worden ist, indem die Flamme entweder die Rich-

tung hat, welche derjenigen, in der sich der Tragende bewegt, entgegen gesetzt ist, oder der schrägen Haltung der Fackel folgt, andere, in welchen jenes nicht Statt findet und auch das Motiv des Luftzuges nicht angenommen werden kann, wie man aus der verschiedenen Richtung anderer auf denselben Bildern vorkommenden Fackelstammen ersieht. Wir werden somit wohl am sichersten gehen, wenn wir, bey doch sonst auch auf Kunstdenkmahlen dieser Gattung vorkommenden Incorrectheiten dieser Art, von denen selbst die sonst correcteren anderer Gattung nicht ganz frey sind, zumahl selbst die Flamme auf der Fackel des Atyllos nicht eben sehr ausgebildet ist, diese ganz auf sich beruhen lassen. Atyllos richtet, wie es dem Ref. scheint, während Polyrate, Erato und Sybas mit dem Anblicke der Hauptgruppe des Dionysos und der Sirene beschäftigt sind, seine Blicke auf die Gruppe des oberen Feldes. Dazu paßt auch ganz vortrefflich die Stellung des Satyrs, der sich auf den Zehen des rechten Fußes empor richtet, um über die Polyrate und den Dionysos hinweg zur Genüge schauen zu können. Auch darin kann man immerhin Begehrlichkeit finden. Die ist aber etwas den Satyrn im Allgemeinen Eigenthümliches. Will man jedoch durchaus eine Andeutung derselben durch den Namen haben, so braucht man nur die Verse des Ovidius, Fast. IV, 221 nachzulesen, um zu sehen, daß auch Atys begehrlieh gewesen seyn sollte. — Durch die so aufgefaßte Darstellung des Atyllos wird das untere Bild auf eine höchst passende Weise mit dem dazu gehörigen oberen auch äußerlich in Verbindung gesetzt. Die hier dargestellte Gruppe des Satyrs und der bacchischen Nymphe entspricht ganz der des Dionysos und der Sirene im unteren Bilde. Den Namen jener will Herr

Zahn lieber *FANTIAH* als *ΠΑΝΤΙΑH* gelesen wissen, indem er an einen Zusammenhang jenes Wortes mit γένος, welches ja besonders vom Weine gebraucht werde, denkt. Wir zweifeln schon sehr, ob sich jene Form sprachlich rechtfertigen lasse, was auch Herr Zahn nicht gewagt hat bestimmt zu behaupten; für diesen Namen läßt sich aber noch eine besondere Bekräftigung finden, wenn man auf das Entsprechen der beiden Gruppen achtet, und dabey die der des Herrn Verfs entgegen gesetzte Überzeugung hegt, daß Atyllos und Polyerate, Grato und Sybas in keinem ähnlichen Verhältnisse stehen; wenn man ferner bedenkt, daß *ΠΑΝΤΙΑH* 'die Allgerechte' bedeutet, und sich erinnert, daß die Hora Cirene die Eunomia und Dike zu Schwestern hat. Man wird so zu der Annahme gedrängt, daß die wahre Lesart Panyise und daß diese Panyise ein der Cirene entsprechendes, aber untergeordnetes Wesen des bacchischen Thiasos sey, mit welcher äußerst passend der Satyrn einer buhlt, während die Cirene von dem Gotte selbst in Liebe umfangen wird.

An die Beschreibung dieser beiden bacchischen Scenen reiht Herr Zahn, S 17 ff., 'eine übersichtliche Zusammenstellung der durch Vasenbilder bekannt gewordenen bacchischen Thiasoten, als eine Fortsetzung der von Welcker in zwey vortrefflichen Aufsätzen begonnenen Arbeit, in möglichster Vollständigkeit' an, so daß er 'zunächst die hierher gehörigen Monumente zusammen stellt und daran ein Verzeichniß der auf denselben vorkommenden Namen anschließt.' Eine sehr dankenswerthe Arbeit, nicht ohne eigene Bemerkungen, über welche Ref. seine hier und da abweichenden Ansichten gern mittheilte, wenn es ihm der Raum erlaubte. Am

Schlusse derselben werden beyläufig auch die von dem Herrn Verf. zugleich mit Forchhammer von Neuem mit der 'größten Aufmerksamkeit' untersuchten Inschriften auf dem albanischen Relief in Stucco, welches den ruhenden Herakles mit mehreren Satyrn darstellt, wie sie sich jetzt zeigen, mitgetheilt.

Auf der Vorderseite der dritten, schönen, leider aber in der Art, daß weder auf dem Bilde dieser, noch auf dem oben erwähnten der Rückseite die eigentliche Bedeutung der Handlung klar erkannt werden kann, beschädigten Vase sehen wir nach des Herrn Herausgebers zum Theil gewis wahrscheinlicher Annahme den Abschied zweyer Heroen, von denen der zur rechten Hand durch den vollständig ausgeschriebenen Namen ΔΙΟΜΗΔΗΣ vollkommen kenntlich ist, während die Deutung des zur linken, von dessen Namen nur die Buchstaben ΕΙΟ übrig sind, große Schwierigkeiten macht, von einer in der Mitte stehenden, dem Diomedes zugewandten jungen Frau, deren Namen ΑΕΝΗ freylich auch verstümmelt ist, jedoch mit Sicherheit in ΕΑΕΝΗ ergänzt werden kann. Hr Zahn denkt daran, daß sich jenes ΕΙΟ in ΕΑΙΟ ändern und in ΣΘΕΝΕΑΙΟΣ, den Namen des Wagenführers und Waffenfreundes des Diomedes, ergänzen ließe. Rückfichtlich des Bildes äußert er, indem er erinnert: 'Diomedes gehörte zwar zu den Freyern der Helena, erreichte aber ihren Besitz nicht,' die Meinung: 'wenn es erlaubt wäre zu tändeln, so könnten wir vermuthen, daß das Bild nicht sowohl eine Anspielung auf eine Hochzeit, als auf einen Korb wäre.' Den Sthenelos in einer und derselben Scene mit dem Diomedes zusammen gestellt zu erachten, wenn es, wie in dem vorliegenden Falle, nicht wohl thunlich ist, in der Figur den

Odyseus zu vermuthen *), ist gewiß das Ansprechendste. Man kann zur Unterstützung der Ansichten des Hrn Verfs etwa noch darauf aufmerksam machen, daß Sthenelos ebenfalls zu den verschmähten Freyern der Helena gehörte. Jedoch unterliegen jene, die ja auch nur als unsichere Vermuthungen vorgetragen werden, bedeutenden Bedenklichkeiten. Rücksichtlich der Ansicht über die Bedeutung und den Zweck des Bildes im Ganzen sind deren schon von Welcker, a. a. O. S. 634 ff., und einem anderen Rec., Hrn Walz, im Schornschen Kunstblatte, 1840. S. 184, bemerflich gemacht worden; was die Deutung des fraglichen Heroen auf den Sthenelos anbelangt, so dürfte sie vor Allem schon wegen der vorzunehmenden Aenderung des Namenfragments mislich seyn. Ref. möchte nimmer die Frage aufwerfen, ob es nicht wahrscheinlich sey, daß der Sthenelos in derselben Richtung wie Diomedes abgehen würde, indem er die Gewichtigkeit der Worte des, wie er nachher gesehen hat, auch auf diesen Umstand aufmerksamen, hochverehrten Welcker: 'daß die Richtung entgegen gesetzt ist, forderte die Symmetrie und hindert nicht, daß die beiden im Abschiednehmen und als Begleiter einer des andern verbunden ist' — zu würdigen weiß. Die von Walz vorgeschlagene Ergänzung der verstümmelten Inschrift in

*) Indessen ist von den Gründen, welche Herr Zahn dagegen, daß die betreffende Figur für einen Odyseus zu halten sey, anführt, der, daß das Äußere dem Odyseus nicht entsprochen zu haben scheine, indem wir anstatt des charakteristischen Huts einen Kranz sähen, nicht schlagend, da ursprünglich über dem Kranze noch ein Pileus befindlich gewesen, aber mit dem Theile des Kopfes ausgebrochen seyn kann, vgl. z. B. Dubois-Maisonneuve's Peintures de Vases Antiques, Pl. XIV.

EΠEIOΣ ist jedenfalls äußerlich leichter, steht aber an innerer Wahrscheinlichkeit nach. In wie fern gerade den *Epeios* mit dem *Diomedes* zusammen stellen? Und wenn Walz sich die Scene so deutet, 'daß *Diomedes* und *Epeios* nach der Zerstörung *Trojas* bereits im Begriff, sich zur Heimkehr anzuschicken, und daher mit dem Reisehut versehen, noch vorher das bezaubernde Weib, ob der sie und das gesammte *Argiver*heer so vieles geduldet, sehen und von ihr Abschied nehmen wollten,' so hätte diese Deutung etwas mehr Schein, wenn die *Helena* in *Troja* zurück geblieben wäre; sie verliert aber vollends alle Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß nach dem ältesten Berichte gerade *Menelaos* unter den ersten war, welche nach der Eroberung *Trojas* in die Heimath ausbrachen, vergl. *Odyss.* III, 141 ff., daß aber, so viel dem *Ref.* bekannt, kein späterer existiert, welcher das Umgekehrte enthielte. Die Deutung der ganzen Scene sowohl wie der mit *EIO* bezeichneten einzelnen Figur wird nach den Mitteln der Erklärung, welche uns bis jetzt zu Gebote stehen, nicht mit Sicherheit gegeben werden können. Bey dieser Lage der Sachen begnügt sich *Ref.* damit, auf die Möglichkeit aufmerksam zu machen, daß doch jener *Heros* auch wohl kein Abschiednehmender seyn, sondern, um diese allgemeine Bezeichnung zu gebrauchen, zum Gefolge der *Helena* gehören könne. Die eigentlichen Kriterien des Abschiednehmens von der *Helena* und des Reisens gehen nur auf den *Diomedes*. Freylich ist auch der andere im Weggehen begriffen. Aber auch *Helena* wird, nach der Haltung des rechten Beines zu schließen, sich bald, und, wie es scheint, indem sie sich wendet, nach derselben Richtung fort bewegen. Nach der wahrscheinlichen Ausföhrung der Zeichnung scheint jener

seine Blicke eher auf den Diomedes als auf die Helena zu richten.

Die schon oben erwähnte Darstellung der Rückseite dieser Vase deutet Welcker, a. a. D. S. 634, auf die Einführung der Semele unter die Götter. An dieser Erklärung hegt Ref. großen Zweifel. Daß der Satyr Simos nach rechts hin voran schreite, ist kaum glaublich. Auch in Betreff der Ithyone ist es keinesweges sicher, daß sie in Bewegung begriffen sey. Das Verhältniß dieser zu dem Dionysos anlangend, wäre es sehr wohl möglich, daß sie dasselbe dem Dionysos so eben gethan habe, was die Dione dem Simos thut, und daß deshalb Dionysos sich von der Ithyone fort zu bewegen im Begriff ist, während Simos sich zu der sich ihm nähernden Dione hinwendet. Es ist nicht unglaublich, daß Ithyone in der rechten Hand eine leere Schale gehalten habe. So hätten wir auch hier einen Abschied und zwar einen gedoppelten, und das Bild der Rückseite würde mit dem der Vorderseite auf eine annehmliche Weise correspondieren.

Die beiden auf Taf. IV. gegebenen, auf den Poseidon und die Amymone bezüglichen Bilder der auch von Gerhard heraus gegebenen Ruvesischen Schale wollen wir nicht genauer beschreiben. Der ihnen gewidmete fünfte Abschnitt des Textes gibt, rücksichtlich der Kunstdarstellungen des Poseidon und der Amymone, nicht allein Literatur, sondern auch eigene Beyträge zur Erklärung. Auch in Betreff dieses bescheidet sich der Ref. nach der Behandlung desselben Gegenstandes durch einen Gelehrten, wie Gerhard, in dem Werke: 'Auserlesene griechische Vasenbilder,' Th. I. S. 48 ff., zu schweigen. Nebenbey werden von Herrn Zahn einige theils anerkanntermaßen, theils nach der Meinung desselben

den Felsen spaltenden Poseidon darstellende Kunst-
denkmahle besprochen. Fried. Wieseler.

Braunschweig,

bey Fried. Bieweg und Sohn. 1841. Memorabilia aus dem Leben und der Regierung des Königs Karl XIV Johann von Schweden und Norwegen. Heraus gegeben von Fried. Karl von Strombeck. XV und 185 Seiten in Octav.

Die Verdienste von König Carl XIV Johann um Schweden haben längst auch bey seinen Widersachern Anerkennung gefunden, und Ref. fügt hinzu, daß es einer nur geringen Bekanntschaft mit der neuesten Geschichte und den Verhältnissen Scandinaviens bedarf, um die ganze Bedeutsamkeit dieses Regenten vor Augen zu haben, an dessen Wiege nicht gesungen wurde, daß er von Gott zum Begründer eines nordischen Königshauses bestimmt sey. Und dennoch mußte Ref. die das vorliegende Büchlein füllende Apologie verdrießen, weil statt freyer Entwicklung und Begründung der Begebenheiten, wie des Lobes, ausschließlich die Tendenz zu verherrlichen hervor tritt. 'Man merkt die Absicht und man ist verstimmt.' Man wird es noch mehr, wenn man sich des ungemessenen Lobes erinnert, mit welchem der Verfasser in seiner italiänischen Reise den ehemahligen König von Westphalen überhäuft und man bedauert, daß der kühne Held in dem Verkündiger der Seelengröße von Jerome den Panegyriker finden sollte: Der Verf. hat 'Schweden und seinen großen König durch eigenes Anschauen 1839 kennen gelernt; er ist also demjenigen nicht ganz fremd, was er darstellt.' Wenn Anschauen von dem Blicke gilt, der einer rasch vorüber gleitenden Erscheinung zu folgen sich bestrebt, so ist der Ausspruch begründet. Aber Ref.

kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß ein Reisender, gleich viel zu welcher der Sterneschen Kategorien er gehört, viel Zeit gebraucht und viel Gaben, um, wenn er zum ersten Mahle den Fuß in das Land jenseit des Belt gesetzt hat, vom Volke und Herrscher in ihren tausendfachen Beziehungen zu einander das treue, anschauliche Bild zu gewinnen. Der Keim des schwedischen Lebens liegt zu tief, als daß man ihn auf einer wind-schnellen Luftfahrt, und mit Hilfe kleiner leichter Tagesblätter erspähen könnte. Dazu gehört über-dies eine gewisse Wahlverwandtschaft, wie sie sich in den Schriften des edlen G. M. Urndt über Schweden ausspricht, die gediegene Bekanntschaft mit der historischen Entwicklung eines Volkes, dessen Schattenriß am wenigsten aus den hüpfen-den Bewegungen der Gegenwart aufgefaßt werden kann. Und andererseits, genügt das eigene An-schauen, d. h. die durch das Gesetz der Hoford-nung bedingte Audienz, um über einen durch die höchste Feinheit des Geistes ausgezeichneten Regenten ein Urtheil zu gewinnen?

Die erste Abhandlung: 'Charakteristische Züge aus dem Leben des Königs Karl XIV Johann' ist ei-ner nicht auf dem Wege des Buchhandels verbrei-teten französischen Druckschrift entnommen, ohne deren Besitz man nicht im Stande ist, die 'wesent-lichen Berichtigungen' des Herausgebers heraus zu finden. Sie beginnt mit dem Jahre 1796 und führt uns Bernadotte als General entgegen. So stößt der Leser auf den schon einer entschiedenen Lebensrichtung angehörigen Mann, nach dessen Zu-gendeindrücken er eben so vergeblich sucht, als nach der Gestaltung seines inneren und äußeren Lebens. Oder war es dem Biographen von Karl Johann nicht verstattet, mit der Erzählung über Bernadotte

weiter auszuholen? oder dem Herausgeber, 'seine wesentlichen Berichtigungen' auf diese große Lücke sich erstrecken zu lassen? Die Abhandlung besteht aus Aphorismen, deren jede sich mit einer Schilderung von Größe und Edelmuth des hohen Staatsmannes und Helden begnügt. Ref. zieht in Zweifel, daß selbst ein zu Gunsten desselben befangener Leser dadurch einen Maßstab der Beurtheilung gewonnen zu haben glauben kann.

Die zweyte Abhandlung: 'Schweden, sein König, seine Stände, seine Sicherheit, führt, nachdem sie im Eingange die Auskunft gegeben hat, daß die schwedische Nation zu dem edlen Stamme der gothisch-germanischen Völkerschaften gehöre, mit der in den voran gehenden Aphorismen enthaltenen Apologie fort. Ref. will nicht bey der Bemerkung verweilen, daß die Benennung 'der große Schwedenkönig' zu sehr an den Sieger von Lützen erinnere, daß die Bezeichnung (S. VIII) 'einer der größten Fürsten nicht nur unserer Zeit, sondern aller Jahrhunderte' von keinem entschiedener zurück gewiesen wird, als von dem, welchem sie gilt, weil er die Geschichte zu gut kennt, um nicht zu wissen, daß er dadurch nur in die unübersehbare Reihe gekrönter Häupter gesetzt wird. Dagegen sey Ref. gestattet, folgenden Umstand hervor zu heben. Schon in der Vorrede wird beklagt, daß der König in den spätern Jahren seiner Regierung mit Neid und Mißgunst zu ringen habe und zugleich dem Volke aufgegeben, die große Schuld der Dankbarkeit durch angemessene Wahl für den nächsten Reichstag abzutragen. Dieser Punct wird in der zweyten Abhandlung unablässig wiederholt. Die Schweden sollen die Wohlthaten ihres Königs nicht vergessen. 'In Schweden, sagt die Einleitung dieser Abhandlung,

findet man noch häufiger, als selbst in dem alten, herrlichen Deutschland, altgermanische Treue.' Und doch heißt es bald darauf: 'Aber, edles Volk, bist du dankbar?' Ref. fürchtet sehr, daß wenn die Schweden es nicht sind, sie es durch diese salbungreiche Zuredung nicht werden. 'Was will der König? — Euer Glück. — Will er etwas für sich und seine Familie? — Es kommt ihm nicht in den Sinn!' — Vergessen wir nicht die Art und Weise, wie Gustav IV Adolph des Thrones seiner Väter verlustig ging. Was seine Starrheit sündigte, hat der Muth gut gemacht, mit welchem er die späteren Jahre seines Lebens trug. Man könnte von ihm wiederholen, was über Erich XIV Karl von Südermanland an König Johann schrieb: 'Er war doch ein gesalbter König Schwedens!' Und mit dem Vater büßte der junge Gustav. Soll kein Schwede dessen gedenken? Das Volk erfreut sich einer starken und weisen Regierung, warum aber, wenn man seine germanische Treue lobt, verlangen, daß für immer das Grab jede Erinnerung an das entthronte Herrscherhaus berge? Das ist es, was die Stellung von Karl Johann so schwierig machte, was ihm Gelegenheit gab, seine ganze Bedeutsamkeit als Staatsmann und Mensch zu entwickeln. Aber dem Volke seinen Schmerz vorhalten, zeugt davon, daß die Tiefe, mit welcher dasselbe einem angestammten Königshause angehört und angehören soll, nicht begriffen ist.

Die äußere Sicherheit Schwedens anbelangend, so bemerkt der Verfasser S. 86: 'Von Rußland, von welchem es der Polarkreis scheidet, hat der Staat nichts zu besorgen' und setzt hinzu, daß Katharina II, Alexander und der kräftige, staatskluge Nicolaus den Blick auf Asien gerichtet hätten, wo Rußlands Aufgabe in der Verbreitung des

Christenthums bestehe. Ref. kann sich der Überzeugung nicht erwehren, daß Schweden in seinen blauen Regimentern bessere Vertheidiger habe, als in dem Polarreise, und daß die Staatsklugheit Rußlands unter den genannten Regenten sich nicht immer auf die Verbreitung des Christenthums in Asien beschränkt hat. Schließlich erstreckt der Verfasser seine wehmüthigen Klagen über den Undank der Schweden auch auf die Bewohner des 'schönen Dänemarks, dessen König in der Höhe der Bildung keinem Gelehrten nachsteht.' Gilt es dem Verlangen der deutschen Provinzen, durch engern Anschluß an den deutschen Bund Sprache, Sitte und Selbständigkeit zu wahren, oder den auf Seeland sich kund gebenden Bewegungen, in denen sich theilweise die unabweislichen Folgen der früheren Regierungen aussprechen?

3) Die in Antrag gebrachte Verfassungsveränderung in Schweden. Freye Übersetzung eines schwedischen Pamphlets. Besser, wäre die Übersetzung nicht frey, sondern wörtlich gegeben. 4) Darstellung der Lage, in welcher sich Schwedens Bauernstand im J. 1809 befunden. Ein Auszug aus der schwedischen Staatszeitung vom März 1840. 5) Rede des Königs in seinem Staatsrathe am 6. December 1838. 6) Rückblick auf die politischen Ereignisse des Jahres 1840 in Schweden. Aus dem Schwedischen übersetzt. 7) Rede des Königs bey der Eröffnung des Reichstages am 6. December 1840. 8) Zeitiger Standpunct der beabsichtigten Verbesserung von Schwedens Civil- und Criminal-Gesetzgebung, 10 Seiten, von denen $\frac{3}{5}$ das bekannte Werk des Kronprinzen Oscar lobend hervor heben. 9) Die Anklage der

schwedischen Minister, eine Abhandlung, in welcher der Leser des Hamburger Correspondenten wenig Neues finden wird. 10) Rede des Königs bey dem Schlusse des Reichstages am 16. Junius 1841. Die Übersetzung schließt mit der Anmerkung des Herausgebers, daß keinem classisch gebildeten Leser entgehen werde, daß diese Rede den schönsten Denkmahlen griechischer und römischer Beredsamkeit vergleichbar sey.

B e r l i n,

bey Schröder. 1842. Fürst Moriz von Anhalt-Dessau. Ein Beytrag zur Geschichte des siebenjährigen Krieges von Leopold von Drlich. 148 Seiten in Octav.

Nach einer kurzen Einleitung über die früheren Lebensverhältnisse des Fürsten Moriz, dessen Bild, im Vergleich mit den Berichten Anderer, mit besonders glänzenden Farben gemahlt ist, geht der Verf. zu dem mit der Mitte des Jahres 1752 beginnenden und bis zum Schlusse von 1759 sich erstreckenden Briefwechsel Friedrichs II mit dem Fürsten über. Hin und wieder sind spärliche historische Erläuterungen eingestreut, um das Verständniß der mitunter in nur kurzen Andeutungen bestehenden Mittheilungen des Königs zu erleichtern. Der Inhalt dieser bisher nicht veröffentlichten Briefe, deren Originale sich auf dem fürstlichen Archive zu Dessau befinden, bezieht sich fast ausschließlich auf die Wechselfälle der ersten vier Jahre des dritten schlesischen Krieges und wird, obwohl er meist aus Minutien besteht, einer Zeit, welche nach jedem Blättchen der Erinnerung aus dem Leben Friedrichs II hascht, um den seltenen Mann nach allen Richtungen treu aufzufassen, dem Publicum eine angenehme Gabe seyn.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 27. Junius 1842.

G ö t t i n g e n .

Der Königl. Societät der Wissenschaften ist von dem Prof. Wöhler die folgende Mittheilung über die im lebenden Organismus vor sich gehende Umwandlung der Benzoësäure in Hippursäure gemacht worden.

Schon vor längerer Zeit hatte der Verf. die Vermuthung ausgesprochen*), daß die Benzoësäure bey der Verdauung wahrscheinlich in Hippursäure umgewandelt werde. Diese Vermuthung gründete sich auf einen früheren Versuch, den derselbe über den Übergang der Benzoësäure in den Harn angestellt hatte. Er fand in dem Harn eines Hundes, der mit dem Futter $\frac{1}{2}$ Drachme Benzoësäure gefressen hatte, eine in nadel förmigen Prismen krystallisierende Säure, die im Allgemeinen die Eigenschaften der Benzoësäure hatte und die er auch für solche hielt**). Indessen waren diese Krystalle of-

*) Berzelius Lehrbuch d. Chemie, 1831. B. IV. p. 376.

***) Liebig's Zeitschrift f. Physiologie. B. I. p. 142.

fenbar Hippursäure, wie aus dem von ihm angegebenen Umstande, daß sie wie Salpeter ausgeföhren und bey der Sublimation Kohle hinterlassen hätten, deutlich hervor geht. Allein die Hippursäure war damahls noch nicht entdeckt und es ist bekannt, daß sie bis 1829, wo sie zuerst von Liebig unterschieden wurde, allgemein mit der Benzoësäure verwechselt worden ist.

Die neuerlich publicierte Angabe von Ure*), daß er in dem Harn eines Patienten, der Benzoësäure eingenommen hatte, wirklich Hippursäure gefunden habe, brachte dieses durch seine physiologische Bedeutung so wichtige Verhalten wieder in Erinnerung und gab zu den folgenden Versuchen Anlaß, welche von Herrn Keller, der sich mit ausgezeichnetem Eifer dem Studium der Medicin widmet, auf den Vorschlag des Verfs an sich selbst angestellt worden sind. Des Verfs Vermuthung ist dadurch unzweydeutig bestätigt worden.

Herr Keller nahm vor dem Schlafengehen mit Zuckersyrup 2 Gramme (ungefähr 32 Gran) reine Benzoësäure. In der Nacht stellte sich Schweiß ein, was wohl eine Wirkung dieser Säure seyn mochte, da Hr Keller sonst nur sehr schwer in stärkere Transpiration kommt. Eine andere Wirkung ließ sich nicht wahrnehmen, selbst als an den folgenden Tagen dieselbe Dosis drey Mahl täglich genommen wurde, wo auch nicht einmahl der Schweiß wieder eintrat.

Der am Morgen gelassene Harn reagierte ungewöhnlich stark sauer, und zwar selbst noch, nachdem er abgedampft worden war und einen Tag lang gestanden hatte. Er setzte dabey nur das ge-

*) Prov. med. and surg. Journ. 1841.

wöhnliche Sediment von Erdsalzen ab. Als er aber mit Salzsäure vermischt und hingestellt wurde, bildeten sich darin nach einiger Zeit lange, prismatische, braun gefärbte Krystalle in großer Menge, die schon dem Ansehen nach nicht für Benzoësäure zu halten waren. Ein anderer Theil, der durch Abdampfen noch weiter concentrirt worden war, verwandelte sich beim Vermischen mit Salzsäure in ein Magma von Krystallblättchen. Diese so erhaltene krystallinische Substanz wurde ausgepreßt, in siedendem Wasser gelöst, mit Thierkohle entfärbt und umkrystallisirt. Sie wurde dadurch in farblosen, zolllangen Prismen erhalten.

Diese Krystalle waren reine Hippursäure. Beim Erhitzen schmolzen sie leicht, bey etwas stärkerer Hitze verkohlte sich die Masse unter Entwicklung eines Geruchs nach Bittermandelöl und unter Sublimation von Benzoësäure. Um jeden Zweifel über ihre Natur zu beseitigen, bestimmte Hr Keller durch die Elementar-Analyse ihren Kohlenstoff-Gehalt. 0,30 Grm. gaben 60,4 Procent Kohlenstoff. Nach der Formel $\text{H} + \text{C}^{18}\text{H}^{16}\text{N}^2\text{O}^5$ enthält die krystallisirte Hippursäure 60,67 Proc. Kohlenstoff; die krystallisirte Benzoësäure dagegen enthält 69,10 Proc. Kohlenstoff.

So lange das Einnehmen der Benzoësäure fortgesetzt wurde, konnte aus dem Harn mit Leichtigkeit und in Menge Hippursäure dargestellt werden, und da die Benzoësäure so ohne allen Nachtheil für die Gesundheit zu seyn scheint, so wäre es leicht, auf diese Weise, besonders mit Hilfe größerer Thiere, große Mengen von Hippursäure zu producieren.

Es war wichtig, den Harn, welcher Hippursäure enthielt, auf seine beiden normalen Hauptbestand-

theile, den Harnstoff und die Harnsäure, zu untersuchen. Sie waren beide darin enthalten, und, dem Anscheine nach, in keiner anderen Quantität, als im normalen Harn.

Als der durch Abdampfen concentrirte Harn, aus dem durch Salzsäure die Hippursäure geschieden war, mit Salpetersäure vermischt wurde, setzte er eine große Menge salpetersauren Harnstoff ab. Schon vorher hatte er ein pulveriges Sediment fallen lassen, dessen Auflösung in Salpetersäure die charakteristische purpurrothe Reaction der Harnsäure gab. Diese Beobachtung widerspricht der Angabe von Ure, und es ist daher wohl zu voreilig, wenn er die Benzoësäure als Mittel gegen die aus Harnsäure bestehenden Gicht- und Harn-Concretionen empfiehlt; er scheint sich vorzustellen, daß die Harnsäure zur Umwandlung der Benzoësäure in Hippursäure verwendet werde. Da er seine Beobachtung an dem Harn einer Arthritischen machte, so ist anzunehmen, daß dieser Harn auch ohne den inneren Gebrauch der Benzoësäure keine Harnsäure enthalten haben würde. — Übrigens ist es klar, daß die Hippursäure, da sie sich erst nach Zusatz einer Säure abscheidet, an eine Basis gebunden im Harn enthalten ist.

Philosophical transactions. 1840.

XIII. On the Nervous System by Sir Charles Bell. p. 245 — 254. Pl. IX. — Der Aufsatz hat die bekannten Ansichten des Verfs zum Gegenstande. Über das Vorkommen einer Erkrankung der hinteren Stränge des Rückenmarkes ohne Verlust der Empfindung sagt er: der Strang, aus welchem die Empfindungsnerven entspringen, bilde eben nicht den hintersten Theil des Rückenmarkes

[was sich nach den neuesten Versuchen Stilling's (Archiv für physiol. Heilkunde. 1842) wohl rechtfertigen ließe, jedoch bedingungsweise]. Dann wird eine Übersicht des respiratorischen Nervensystemes gegeben und auf den Blutreichtum der Centraltheile dieses Systemes aufmerksam gemacht [welcher freylich wohl mit der beständigen Thätigkeit dieses Systemes, aber mit Bell's Theorie doch nicht in nothwendiger Beziehung steht]. Interessante practische Winke über die Möglichkeit von Leiden und Tod durch Verkümmern der Blutzufuhr zu diesen Theilen.

XXI. On the Minute Structure and Movements of Voluntary Muscle, by W. Bowman. p. 457—501. Pl. XVI—XIX. — Die reichen Beobachtungen haben gewis allen Anspruch auf Beachtung. — Die Querstreifung der Primitivbündel ist durch Knoten der Fibrillen bedingt, welche Knoten nicht bloß durch Zusammenhang in einer Richtung Fibrillen, sondern auch durch Zusammenhang nach der Querrichtung Scheiben darstellen; letzterer Zusammenhang soll oft sehr deutlich seyn. — Man sieht die Querstreifung auch in der Achse des Bündels [was Ref. bey Spinnenmuskeln früher auch gesehen] und daraus geht sowohl der Beweis für die angegebene Natur der Querstreifung, als auch gegen das Vorhandenseyn einer structurlosen Masse im Innern des Bündels hervor. — Der Name Sarcolemma für die Scheide; [dürfte den Einwurf erleiden, daß das analoge Wort Neurilemma ein histogenetisch verschiedenes Gebilde bezeichnet] — in den Scheiden wurden beym Mal Würmer haufenweise gefunden, der *Trichina spir.*, welche sporadisch zwischen den Bündeln vorkommt, übrigens ähnlich.

Die Bündel wurden mit verschiedenen Reagentien, mit Pflanzensäuren u. s. w. behandelt. So ist auch die *formatio granulosa* beschrieben und abgebildet, ohne Beziehung auf Rosenthal's Diss., welche doch wahrscheinlich auch dem Verfasser noch nicht bekannt war. Sie ist auf die Zellentheorie bezogen. — Das Bündelchen endigt abgestutzt und wird nicht von Sehnenfasern, welche sich in Zellgewebe auflösen umfaßt, sondern die Muskelfibrillen und Sehnenfasern scheinen direct in einander überzugehen.

An todten Muskeln wurde ein Verkürzen und Verdicken der einzelnen Bündelchen beobachtet, was jedenfalls für den *rigor mortis* interessant wäre. B. hält es aber für möglich, daß die normale Contraction sich eben so zeige und daß die bekannten Zickzackbiegungen vielmehr passiv wären, indem ein arbeitender Muskel nie überall in Contraction sey, so daß die erschlafften Bündel sich nothwendig biegen müßten.

Die Beobachtungen sind über die Wirbelthierclassen und noch einige andere ausgedehnt. Man kann die Tafeln der Messungen nicht ohne den Wunsch ansehen, daß doch an den erstaunlich dicken Bündeln mancher Fische die Entwicklung durch diejenigen, welche so glücklich sind die Gelegenheit dazu zu haben, studiert werden möchte. Bey *Raja Batis* messen dieselben $\frac{1}{500}$ — $\frac{1}{65}$ engl. Zoll, bey *Gadus Morrhua* $\frac{1}{256}$ — $\frac{1}{60}$.

XXIII. *Researches in Embryology. Third Series: A Contribution to the Physiology of Cells.* By Martin Barry p. 529—593. Pl. XXII — XXVIII.

Als Beytrag zur Zellentheorie hat dieser Aufsatz den Fehler: zu kühn zu generalisieren. B. hat

indessen 137 Eyer aus den Tuben und viele aus den Ovarien des Kaninchens zu der vorliegenden series benutzt, und so geben wir hier die Resultate, welche er erlangt zu haben glaubt, da wir uns über die Gültigkeit derselben für dieses Thier vorläufig kein Urtheil erlauben können. — Als Vorbereitung zur Befruchtung sah B. Zellenbildungen im Dotter und Keimbläschen. Letzteres wird linsenförmig, indem es sich an die Dotterhaut enger anlegt. Zugleich zeigt sich eine Öffnung der gallertartigen Schicht (zona pell.), durch welche die Befruchtung geschehen soll. B. glaubte einmahl, freylich sehr unsicher, ein verändertes Samenthierchen (Abbildung des vordern Endes) in dieser Öffnung zu sehen, welche später nicht mehr gefunden wurde. — Die Art der Zellenbildung soll nun seyn: ein dunkler Punct im Keimfleck (anderwärts im Zellenkern) wird hell: eine centrale Höhle. Der dunkle peripherische Theil soll aus Grundlagen neuer Zellen bestehen, welche rasch wachsen, während sich aus dem hellen Centrum stäts neu solche Grundlagen (foundations) bilden. — So, meint B., werde überall der Zellenkern zur Bildung von Tochterzellen thätig. Nach eingetretener Befruchtung sinkt das von Zellen gefüllte Keimbläschen in die Mitte des Dotters, der Keimfleck in die Mitte des Bläschens. Nun weichen alle bisher (in Dotter und Keimbläschen) gebildeten Zellen einem großen Zellenpaare, welches in der Mitte der im Keimbläschen befindlichen Zellen entstanden, die Vernichtung dieser, des Keimbläschens und der Dotterzellen bewirkt. Aus jeder dieser Zellen bilden sich wieder (von unzähligen Zellenanfängen) zwey neue Zellen hervor, u. s. f. — Man sieht hierin das Analogon der Dotterspaltung. — Endlich zeichnet sich

in dem maulbeerförmig gewordenen Zellenhaufen eine Zelle aus, deren Kern sich verlängert und die *linea primitiva* darstellt!

Die Zellen der *tunica granulosa* zeigen auch plastische Thätigkeit in ihrem Innern. Doch sind nicht sie es, sondern neu hinzutretende, welche um die Gallertschicht das *chorion* bilden.

Die Schwierigkeit, die einzelnen Entwicklungsmomente richtig aneinander zu reihen, muß ungemein groß seyn, besonders da weder Größe, noch Alter nach der Conception, noch Fundort eine Harmonie mit den erlangten Entwicklungsstufen zeigen. Eyer im Ovarium waren zuweilen weiter entwickelt als andere im Uterus.

XXIV. On the Corpuscles of the Blood by M. Barry. p. 595 — 612. Pl. XXIX u. XXX. — B. beschreibt aus den Tuben (von Kaninchen) welche sich in congestivem Zustande befanden, Körperchen, welche er für Blutkörperchen hält, welche sich bewegt, ihre Gestalt verändert haben sollen. Er glaubt, daß aus solchen metamorphosirten Blutkörperchen, welche als Zellen vegetieren, das *chorion* sich bilde. Eben so sollen sich Muskelfasern aus Blutkörperchen bilden. Wir möchten hier wohl Leuschungen annehmen. Doch ist es sonderbar, daß B. öfter die Behauptung wiederholt, daß die Körperchen, von welchen er rede, wenn sie nicht zu vereinzelt gelegen haben, blutroth erschießen seyen.

Dr Bergmann.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. 104. Stück.

Den 30. Junius 1842.

Physiologischer Preis.

In dem 109. Stücke dieser Blätter vom Jahre 1840 ist von den Unterzeichneten die Erklärung abgegeben, daß die mit dem Motto 'Dies diem docet' signierte Beantwortung der im Jahre 1838 (Götting. gel. Anzeigen v. 25. Junius 1838) gestellten Preisfrage:

'Ob die so genannten unorganischen Elemente (Kalium, Eisen, Silicium u. s. w.) auch dann in den Pflanzen sich finden, wenn sie denselben von Außen nicht dargeboten werden, und ob jene Elemente so wesentliche Bestandtheile des vegetabilischen Organismus sind, daß dieser sie zu seiner vollständigen Ausbildung durchaus bedarf?' den von einem Freunde der Wissenschaft für deren genügende Lösung ausgesetzten Preis erhalten solle, so bald dieselbe durch einige in jenem Blatte näher angegebene Versuche vervollständigt seyn würde.

Dieser Bedingung ist nun vollständig entsprochen, und daher der mit dem Motto 'Dies diem docet' bezeichneten Abhandlung, als deren Verfasser in

dem beygefügten am heutigen Tage eröffneten Zettel sich

Dr. A. F. Wiegmann, Prof. in Braunschweig genannt hat, der Preis zuerkannt worden.

Göttingen den 28. May 1842.

F. G. Bartling. A. A. Berthold. F. Wöhler.

S a m b u r g,

bey Friedr. Perthes. 1841. Die heilige Leidensgeschichte und die stille Woche. Von Christian Carl Josias Bunsen. Erste Abtheilung, die Liturgie der stillen Woche, mit Vorwort. LVI und 64 Seiten in Octav. Zweyte Abth., die Liturgie — in Musik gesetzt von Sigm. Neukomm. 129 Seiten in Octav.

Diese kleine Schrift des berühmten Staatsmannes verdient in hohem Grade die Beachtung aller derjenigen, welchen die liturgische Reform der deutschen evangelischen Kirche am Herzen liegt. Das Bedürfnis einer solchen Reform wird immer allgemeiner unter uns gefühlt. Die liturgischen Bewegungen in Preußen, neuerdings auch in Württemberg, hier kirchlich reiner und freyer und darum auch glücklicher als dort, zeigen, wie mächtig jenes Bedürfnis nach Befriedigung strebt. Die kirchlichen Versuche, zum Theil durch die liturgische Literatur angeregt und geleitet, haben dieser wiederum neuen Aufschwung und eine glücklichere Richtung gegeben. Je mehr auf diese Weise Theorie und practische Versuche in einander greifen, desto mehr ist zu hoffen, daß die liturgische Reform immer mehr den rechten Weg zum Ziele treffen und vollenden wird.

Wichtig genug ist die Sache für die Kirche, für das ganze Leben des deutschen evangelischen Volkes, wichtiger, als viele glauben. Man kann den Werth

der Liturgie für die Kirche überschätzen. Aber ehe wir in diese Gefahr kommen, haben wir erst noch die Geringschätzung und das Vorurtheil gegen die Liturgie so unter Geistlichen wie Laien zu überwinden. Jede wahre Cultustheorie lehrt die Nothwendigkeit des liturgischen Elements im Gottesdienste. Das Wesen der evangelischen Kirche ist nicht, bloße Predigt ohne Liturgie, sondern Predigt und Liturgie im gehörigen Verhältnis zu einander. Dies ist das Princip der Reformation, wonach Luther den Gottesdienst der deutschen evangel. Kirche mit großem Verstande zuerst geordnet hat; auch die anderen Reformatoren in ihren Kirchen nach verschiedenem, zum Theil nationellem Maße. Liturgie ohne beherrschende lebendige Predigt ist die Krankheit der römischen, auch der englisch bischöflichen Kirche. Aber Predigt ohne lebendige, den Gottesdienst durchdringende Liturgie, ist auch keine Gesundheit, sondern nur das entgegen gesetzte Übel. Wir haben in unserer Kirche seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts die Erfahrung gemacht, wohin es führt, wenn das liturgische Element im Gottesdienste vernachlässigt oder verwahrlost wird. Nachdem zuerst die Geistlichen die Liturgie ohne Geist und Herz zu verwalten angefangen, haben die Laien nicht gesäumt, sie gering zu schätzen. So ist's dahin gekommen, daß noch jezt die Liturgie im Anfange des Gottesdienstes den Leuten kaum für etwas mehr gilt, als ein Eingangsspiel, wobey man Zeit habe, zusammen zu kommen und sich zurecht zu setzen, am Schluß aber, als eine Weisung, ja vorher weg zu gehen. Der Hauptschaden hierbey ist, daß, da die Liturgie im Gottesdienste vorzugsweise die Bestimmung hat, das Gemeindebewußtseyn im Gebet, ferner das Beharrliche im Glauben und Bekennen auszudrücken, und die Ganzheit des Gottesdienstes künstlerisch

darzustellen, eben der Sinn für diese Wesentlichkeiten des religiösen Lebens immer mehr verschwindet. Die Feyerlichkeit des Gottesdienstes, seine heilige Kunst, seine Macht über das Gemüth, das alles haftet ganz besonders an der Liturgie. Wird nun diese kraftlos verwaltet, oder schnöde verachtet, so verliert der Gottesdienst immer mehr den Beystand der Kunst, den Charakter des Feyerlichen, Gemüthlichen, wahrhaft Kirchlichen, und je mehr das Volk sich gewöhnt, alle Erbauung nur in der Predigt, dem überwiegend verständigen und zugleich individuellen, subjectiven Elemente des Gottesdienstes zu finden, desto mehr steigt das religiöse Leben aus dem Herzen in den bloßen, trockenen Verstand, und steht und fällt mit der Person und dem theologischen Charakter des Predigers, mit dem Gelingen und Misslingen der Predigt. Ein großer Theil der heutigen Schwächlichkeit, Gleichgültigkeit und Abwendigkeit auf dem religiösen Lebensgebiete erklärt sich hieraus. Es ist viel behauptet, aber nicht zu viel, wenn wir sagen, wäre der Gottesdienst unter uns stets lebendig und frisch geblieben, auch in liturgischer Hinsicht, so würden die betrübenden Erscheinungen, von denen das Leben Jesu und die Dogmatik von Strauß nur Exponenten sind, entweder gar nicht hervor getreten, oder leicht überwunden seyn.

Die vorliegende Schrift geht von derselben Überzeugung aus, daß die fortschreitende Vollendung der Liturgie wesentlich zur Erhaltung und Entfaltung der evangelischen Kirche gehört und ist ein bedeutender Beytrag zur liturgischen Theorie und Praxis. Der Verf., schon durch sein Gesangbuch als Kenner auf diesem Gebiete rühmlichst bekannt, versucht zunächst an einem einzelnen, aber besonders wichtigen und schwierigen Theile, der Liturgie

der stillen Woche, seine liturgischen Ideen theoretisch und practisch zu entwickeln.

Das Vorwort erörtert zuerst den Gegenstand und die Idee der Feyer und gibt einen kurzen Umriss ihrer Geschichte. Es wird vielen zu erhaben klingen, ist aber doch wörtlich wahr, wenn der Verf. sagt, 'die Leidenswoche sey der Standpunct der Weltgeschichte in ihrem höchsten Sinne, als der Geschichte Gottes auf Erden, ihre Begehung die Feyer der höchsten persönlichen That der Menschheit.' 'Die Feyer derselben, fährt der Verf. fort, ist daher in ihrer Idee und in dem Wesentlichen ihrer Gestaltung so alt, als die christliche Kirche selbst. Das Kreuzigungspascha, ihr Mittelpunkt, zeigt sich uns mit dem Auferstehungspascha als der Kern aller liturgischen Bildung in den Kirchen.' Der Kern ja, der allmählich hervor tritt, aber der eigentliche Ausgang und Anfang der liturgischen Bildung war unstreitig die einfache Synagogenliturgie. Allerdings ging von der Abendmahlsfeyer eine eigenthümlich christliche liturgische Entwicklung aus, je mehr die symbolische Handlung im Sacrament aus der ersten freyen Bewegung in die stehende Ordnung des Gottesdienstes überging. Aber das Grundschema der Liturgie entstand daraus nicht erst, sondern war von der jüdischen Synagoge und Kirche herüber genommen. Vollkommen richtig aber bemerkt der Vf., daß schon sehr früh die Feyer der stillen Woche in besonderer Art hervor trat, mit eigenthümlicher liturgischer Bildung, mit größerer Innigkeit und Kindlichkeit der liturgischen Sprache, reicherer biblischer Geschichtsvorlesung, mehr musicalischer Entwicklung und dramatischer Neigung. Man feyerte von Alters her in der stillen Woche besonders den Einzug in Jerusalem am ersten Tage, dann die Einsetzung des

Abendmahls am fünften, den Kreuzestod am sechsten und die Grabesruhe am siebenten. Ein künstlerisches Ganzes, welches im Charfreitag seinen Gipfelpunct hat, von wo die Andacht sich gleichsam wieder hinab senkt durch die abendliche Andacht am Charfreitag zur Sonnabendsstille, woran sich dann die Auferstehungsfeier mit dem Blick in die neue Welt und das ewige Jenseits anschließt. Im Mittelalter hatte die Feier besonders durch die klösterlichen Culte eine Art von ermüdender Überladung erhalten, von der die Reformation befreiete. Luther änderte manches, gab der Predigt mehr Raum, aber das Wesentliche behielt er bey, auch die dramatische, musicalische Form war ihm nicht anstößig. In dieser Art erhält sich die Liturgie der stillen Woche in der luth. Kirche noch bis Ende des 18. Jahrhunderts. Etwas anders in der reformierten Kirche. Hier trat seltsamer Weise die Feier des Charfreitags allmählich hinter der Feier des grünen Donnerstages zurück, ja hörte hier und da ganz auf. Aber der Kern der Feier blieb. Im lebendigen Fortschritt der Kirche lag die volle Entwicklung desselben. Aber dazu fehlte, wie der Verf. richtig bemerkt, die erforderliche organische Gestaltung einer volksthümlichen freyen Kirche und das fröhliche Gedeihen der christlichen Kunst und Wissenschaft im Herzen der europäischen Poesie und Philosophie, d. h. in Deutschland. Das deutsche Kirchenlied war und blieb lebendig, aber der liturgische Kunstsin, der die einzelnen Elemente des Cultus organisch weiter bildet, erstarb je länger je mehr; dazu kam die theologische Revolution der Zeit, welche in ihrer Kirche und Kunst schwächenden Art liturgischen Bildungen nicht günstig war. Gleichwohl hat die evang. Kirche noch Kraft gehabt in dieser Zeit die religiösen Meisterwerke von

Seb. Bach, Graun und Händel zu erzeugen. Aber dies sind mehr Werke neben, als in der Kirche, mehr Werke der musicalischen Capelle, als der Kirche, woraus unmittelbar keine liturgische Restauration hervor gehen konnte. Indessen sind sie neben der freylich einseitigen liturgischen Lebendigkeit der Brüdergemeinde gute Stämme geblieben, aus denen bey günstiger Witterung neue liturgische Pflanzungen hervor sprossen konnten. — Nachdem der Verf. so den geschichtlichen Punct bezeichnet hat, wo sein Versuch als Ausdruck und Befriedigung eines neu erwachten liturgischen Bedürfnisses hervor tritt, erörtert er im zweyten Abschnitte die Stellung und Grundsätze seiner Arbeit. Diese beruht auf sehr umfassenden und gründlichen liturgischen Studien, wozu den Verf. zunächst die nähere Kenntniß und Erfahrung der englischen Liturgie angeregt haben mag. In der wissenschaftlichen Rechtfertigung der Arbeit unterscheidet der Verf. folgende vier Puncte: das darzustellende Object, das darstellende Subject, die Mittel der Darstellung und endlich die liturgische Anordnung des Ganzen in der Idee der Anbetung.

Das Object ist ein dreyfaches, zuerst die Erzählung der Evangelien, gleichsam das epische Element, sodann der Wiederklang der Gemeinde, das lyrische Element, endlich das Gebet oder die Einigung beider Elemente. Die Erzählung, sagt der Verf., soll eine harmonische seyn. Eine solche ist nach seiner philologisch critischen Ansicht möglich, wenn man nach richtigen critischen Grundsätzen verfährt. Wir heben aus dieser Erörterung, weil sie auch allgemeineres wissenschaftliches Interesse hat, folgende Puncte hervor: 1. Joh. Ev., als Bericht des Augenzeugen in einer zusammen

hängenden Darstellung, muß den Leitfaden bilden. 2. Dieses Ev. setzt die *λόγια τ. Κυρίου*, welche den Kern der katechetischen Überlieferung der Apostelschüler, d. h. der synopt. Evangelien bilden, als bekannt voraus. 3. Sene Herrnaussprüche mit den daran hängenden historischen Zügen dürfen nicht eingeschaltet werden, wenn sie eine parallele Darstellung in veränderter Fassung enthalten. 4. Die Einschaltung ist nur dann rechtmäßig, wenn sich die Stellung des Einzuschaltenden aus dem Gesamtverhältnis der synoptischen Evangelien zu dem Joh. rechtfertigt. Hierbei erklärt sich der Verf. näher über die Verhältnisse unserer Evv. zu einander. Ganz richtig bezeichnet er die ursprüngliche Evangelienform als eine cyklische Evangelisation oder Katechisation, welche keine pragmatische, chronol. Ordnung gestattet oder gefordert habe, obwohl eine natürliche Anordnung nach der dreifachen Abtheilung, Galiläa, Reisen, Jerusalem. Da nun Markus und Lukas am meisten die räumliche und zeitliche Anordnung des Thatsächlichen festhalten, so verdienen beide den Vorzug vor Matthäus, der mehr nach inneren Verwandtschaftsverhältnissen die Aussprüche des Herrn gruppirt. — Hiermit müssen wir uns im Wesentlichen einverstanden erklären; nur können wir nicht zugeben, daß die synoptischen oder katechetischen Evangelien nur aus den *λόγια τ. Κυρίου* hervor gegangen sind, weil ursprünglich in der Tradition Rede und Thatsache zusammen waren. Erst später hat sich in der Reflexion beides getrennt und das besondere Interesse an den Reden Jesu gebildet, woraus die Sammlung derselben hervor ging. Man sieht aber, daß der Verf. sehr darauf aus ist, seiner liturgischen Harmonie eine sichere kritische Grundlage zu geben. Von einer bestimmten kritischen Ansicht über

die Entstehung und dem Verhältnisse der Evangelien ausgehend verwirft er jedes uncritische Verfahren der älteren Harmonistik. Aus gleichem critischen Interesse hält er sich an den Lachmannschen Grundtext, als den einzigen wahrhaft überlieferten, wie er sagt. Alles recht gut! Allein etwas von dieser Zuversicht muß der Verf. ablassen, wenn er bedenkt, daß, wiewohl sich nach diesen Grundsätzen eine wahrscheinliche Harmonie im Allgemeinen gewinnen läßt, Streitpunkte und Zweifel im Einzelnen zurück bleiben, welche nie ganz gelöst werden können. Er selbst stößt Mark. 15, 25 auf eine unauflösbare Disharmonie. Aber der kurze Proceß, die Stelle für unecht zu erklären, ist keine Lösung des Knoten. Vorsichtiger ist Dr. Sturm, der in seiner sehr zu beachtenden Schrift über eine verbesserte synoptische Bearbeitung der Leidensgeschichte für die Würtemb. evangel. Kirche, Stuttg. 1841 nur den Rath gibt, die Stundennotiz bey Marcus ganz weg zu lassen. Eben so bleibt die Einordnung der Einsetzung des Abendmahles in die Joh. Relation streitig. Der Verf. setzt sie vor Joh. 13, 2. Sturm unstreitig richtiger nach 13, 30—32. So gibt es mehreres. Überall ist in diesen Stücken nur ein approximatives Verfahren möglich. Die liturgische Anordnung muß sich dessen bewußt bleiben. Aber sie kann ihren Zweck vollkommen erreichen, ohne alle Disharmonie gelöst zu haben. — Der Lachm. Text ist gewiß diplomatisch im Allgemeinen der sicherste, aber an vielen Stellen kann man sehr zweifeln, ob derselbe der einzig wahrhaft überlieferte sey. Der Verf. folgt der Meyerschen Bibelübersetzung, die eine Verbesserung der Lutherschen ist. Aber wir würden vorgezogen haben, Luthers Übersetzung schlechthin zu Grunde zu legen, und nur

im Nothfall zu ändern. Sie ist die einzig kirchliche und volksthümliche. Meyers Übersetzung ist nicht kirchlich, sie hilft zu richtigen Correcturen der Lutherischen, aber nicht selten hat de Wette besser getroffen.

Die künstlerische Vertheilung der evangel. Geschichte geschieht nach den drey Haupttagen, Palmsonntag, Donnerstag und Frentag, wozu die Sonnabendsandacht nur als Anhang erscheint. Über die einzuschaltenden Gesänge und Gebete stellt der Vf. nur im Allgemeinen den Grundsatz auf, daß sie rein kirchlich seyn, und hinter dem Objectiven der Geschichtserzählung zurück tretend, dasselbe nur noch kräftiger vorwalten lassen müssen, ein Grundsatz, der sich unmittelbar als richtig ergibt.

In der näheren Bestimmung des darstellenden Subjects unterscheidet der Verf. das empfangende, bekennende Element der Gemeinde, das christliche Volk, dann den überliefernden und lehrenden Geistlichen, und den Chor, der beide vermittelt. — Der Geistliche soll vorzugsweise sprechen, reden, nicht singen, die Gemeinde nicht immer singen, sondern auch als Gemeinde sprechen, wo Reden, nicht Singen, die geeignete Darstellung ist, wie z. B. bey dem Bekenntnisse. Der Chor, auch im christlichen Gottesdienste eine ideale Person, meint der Verf., sey die christl. Jugend, die Schule. Wechselgesang im Choral, der vorzugsweise der Gemeinde eignet, sey nicht statthast. Nur in der Psalmodie, welche der Verf. als ein wesentliches Element des Cultus betrachtet, soll der Chor und die Gemeinde wechseln. Dieselbe Art des Vortrags fordern die Antiphonien, deren Ausführung durch einen in zwey Halbchöre getheilten Chor die natürlichste sey. Gegen dies alles kann kein Kenner etwas einwenden.

Was ferner die Mittel betrifft, um die objecti-

ven Elemente durch die subjectiven darzustellen, so nimmt der Verf. den ganzen Schatz der Darstellungsmittel der älteren und neueren Kirche in Anspruch, und wählt daraus aus nachfolgendem Grundsatz: das Schriftgemäße ist in dem Inhalte das Leitende, das Volksthümliche für die Form das Entscheidende. Unter dieser Beschränkung ist ihm nichts fern und fremd, was sich als vollkommener Ausdruck einer allgemeinen christlichen Idee geltend macht, d. h. wenn wir den Verf. recht verstehen, alle in der Kirche wesentlichen liturgischen Elemente sollen gebraucht, das heilige Volkslied, der Chorgesang, die Psalmodie u. s. w., jedem aber seine organische Stelle und Thätigkeit angewiesen werden. Der nothwendige kirchliche Charakter dieser Elemente wird von dem Verf. zuletzt so bestimmt, daß das Wesen der christlichen Anbetung, ohne alle Einmischung des Weltlichen oder weltlich Künstlerischen, sich darin darstelle.

Nach diesen Grundsätzen ist nun die Liturgie der stillen Woche von dem Verf. so angeordnet, daß der Predigt ein einleitender Theil mit Schriftvorlesung voraus geht, und das Kirchengebet mit und ohne Abendmahl folgt. Über das Einzelne enthält ein dritter Abschnitt des Vorwortes die nöthige Rechtfertigung und Erklärung. Darauf folgt die Liturgie selbst. Um ein vollkommen sicheres Urtheil darüber im Einzelnen fällen zu können, müßte man sie in voller Gemeinde wiederholt hören. Das bloße Lesen und Überdenken gibt keinen vollen und klaren Eindruck, aber es überzeugt schon, daß diese Liturgie im Allgemeinen allen Anforderungen der liturgischen Kunst entspricht. Die Vertheilung, die Auswahl der Lieder, die Anordnung der Chöre, die Psalmodie, die Länge und Kürze, alles erscheint wohl überlegt, geschmackvoll,

rein evangelisch. Kaum, daß wir einen einzelnen Ausdruck anders wünschten. Die Ausübung der Liturgie in einer wohlgeordneten Kirche mit liturgischem Geschick von Seiten des Geistlichen und mit musicalischer Kunst muß einen außerordentlichen Eindruck machen. Solcher mächtigen Eindrücke bedarf jetzt die Christenheit, insbesondere die evangelische Kirche, um die skeptische und critische Kälte der Zeit abzuwehren. In Berlin hat, wie wir hören, ein Geistlicher ähnliche Versuche gemacht, die große Befriedigung gewährt haben. Eine solche Liturgie wird nicht in allen Gemeinden gleich ausführbar seyn; es fehlt noch zu sehr das liturgische Geschick der Geistlichen und der liturgische Sinn des Volkes. Aber woher sollen diese kommen, wenn Niemand dazu thut und den Anfang macht? Man lernt das Schwimmen nicht außer dem Wasser und das Sprechen nicht durch Schweigen. Sind erst in größeren, künstlerisch gebildeten Gemeinden glückliche Versuche gemacht worden, so wird mit der Lust auch das Geschick selbst in Dorfgemeinden allmählich entstehen. Man überzeuge sich nur erst immer mehr von der Nothwendigkeit der liturgischen Reform und Weiterbildung unserer Kirche, man bilde die jungen Geistlichen auch zu tüchtigen Liturgen, theoretisch und practisch, und habe endlich nur den guten Willen und den klaren, unbefangenen Blick in die Sache, so wird das Werk trotz aller Schwierigkeit bald gelingen und die evangelische Kirche die katholische auch auf dem liturgischen Gebiete bald überholen. Dazu möge diese ideenreiche und kunsterfahrene Schrift als glücklicher Anfang und kräftige Anregung dienen!

Wie sehr sich überall, auch in unserem Lande,

unter den Geistlichen das liturgische Interesse regt, davon gibt auch folgende Schrift ein rühmliches Zeugniß:

Gebete und Collecten auf die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, verfaßt und gesammelt von einem Vereine ev. Geistlicher im Königreiche Hannover. Celle, 1841.

Dieser Verein ist in Celle, der Herausgeber dieser Sammlung, Archidiaconus Knauer daselbst. Die hannoversche Kirche hat bisher den liturgischen Bewegungen der Zeit mehr still und von fern zugehört, als thätigen Antheil daran genommen. Sie hat auch zu ihrer Zeit die Gleichgültigkeit und liturgische Entblößung der Kirche erlebt und mitgemacht, aber, indem das Kirchenregiment in die leichtsinnigen aufklärerischen Reformen der Zeit nicht eingegangen ist, sondern verständig, ohne gerade darauf zu halten, die ursprünglichen Aenden beybehalten hat, ist es ihr leichter als anderen Landeskirchen, welche das Alte mehr beseitigt haben, jetzt in die durchdachtere, ernstlichere liturgische Reform, welche an das Alte wieder anknüpft, einzugehen. Dener Verein zeigt, daß ohne Befehle von Oben in unserer Geistlichkeit der rechte Sinn für die liturgische Reform entstanden ist und sich zu bethätigen strebt. So ist's recht! Nur noch mehr solche Vereine und Versuche, so wird, wenn das Kirchenregiment zu seiner Zeit durch synodalische Verhandlung eine gemeinsame liturgische Reform der Kirche unternehmen wird, — Vorbereitung und Geschick unter den Geistlichen und Laien genug vorhanden seyn, um das Werk ohne große Mühe und ohne Streit zu Stande zu bringen. Nur darf von Oben nicht zu lange geögert werden, den vereinzeltten Vereinen und Versuchen kirchlichen Mittelpunct, Haltung

und Ziel zu geben. Auch in diesen Stücken gibt es einen Gnadentermin, der nicht versäumt werden darf. L.

Stuttgart.

J. Scheible's Buchhandlung. 1838. Handbuch der Literatur des Criminalrechts und dessen philosophischer und medicinischer Hilfswissenschaften; für Rechtsgelehrte, Psychologen und gerichtliche Ärzte. Von Friedr. Kappeler. XXXII und 1218 Seiten in gr. Octav. (Lexicon-Format).

Es läßt sich nicht verkennen, daß durch dieses umfassende Werk einem wirklichen Bedürfnisse abgeholfen worden ist. Denn die Arbeiten von Blümler (1794) und Brunner (1804) sind unvollendet geblieben und auch das Handbuch von G. W. Böhmer (1816) ist nicht über den allgemeinen Theil des Criminalrechts hinaus gekommen, so daß wir also in dem angezeigten Buche des Verfs das erste vollständige, d. h. die ganze Region des Criminalrechts umfassende, Handbuch der Literatur dieses Zweiges der Rechtswissenschaft erhalten. Obgleich nun dergleichen fast rein mechanische Arbeiten, wenn sie nicht in der Weise abgefaßt werden, wie z. B. Pütter's Literatur des deutschen Staatsrechts, die zugleich eine (äußere) Literär-Geschichte ist, keinen inneren wissenschaftlichen Werth haben, so muß man doch auch dafür um so dankbarer seyn, je mehr Selbstüberwindung und unermüdlige Ausdauer zum Zusammenschreiben einer solchen Unzahl von Büchertiteln erforderlich ist. Und diese Ausdauer hat der Verf. in so reichem Maße bewiesen, daß jeder, der die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit nur einiger Maßen zu würdigen weiß, ihm die vollste Anerkennung des darauf verwendeten großen Fleißes nicht versagen wird.

Es ist einleuchtend, daß es eine für den Einzelnen unlösbare Aufgabe seyn würde, wenn man den Anspruch absoluter Vollständigkeit auch in materieller Hinsicht an eine solche Arbeit machen wollte, d. h. daß sie keine einzige criminalistische Schrift seit dem Beginne der Literatur übergehen dürfe. Der Verf. hat sich aber auch schon selbst die Aufgabe in so fern enger gestellt, als er nach Vollständigkeit nur in Absicht auf die Literatur dieses Jahrhunderts Anspruch macht und von der älteren Literatur nur das nach seiner Ansicht noch theoretisch oder practisch Brauchbare angeführt hat, wobey aber freylich das Bedenken obwaltet, daß dabey die subjective Ansicht des Sammlers ein Urtheil über einzelne Schriften sprechen wird, zu welchem er eigentlich nach dem von ihm selbst gewählten Standpunkte nicht als competent erscheint.

Hiervon aber abgesehen, ist es wirklich bewunderungswerth, welches außerordentlich reiche Material der stupende Fleiß des Verfs zusammen gebracht. Denn nicht nur alle selbständigen Schriften der neueren Zeit sind vollständig gesammelt, sondern auch alle möglichen Zeitschriften, Archive, Magazine, juristische Zeitungen, Annalen, Jahrbücher, Anzeigen, Literaturblätter u. s. w. sind mit einer Sorgfalt und Genauigkeit benutzt, daß nur sehr selten ein Mangel nachzuweisen seyn dürfte. Dabey hat der Vf. bey den meisten Schriften der neuern Zeit ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der darüber erschienenen Recensionen geliefert und alles dies nicht bloß in Beziehung auf das Criminalrecht und den Criminal-Proceß, sondern auch hinsichtlich der wichtigsten Hilfswissenschaften desselben (wie schon der Titel besagt) mit lobenswerther Consequenz durchgeführt. Dabey hat der Vf. auch für die practische Bildung in so fern Sorge getragen,

als er bey den einzelnen verbrecherischen Handlungen eine genaue Nachweisung der bekannt gemachten, in Zeitschriften und besondern Sammlungen zc. enthaltenen, Criminalfälle gegeben hat. Da er hat sogar den wesentlichen Inhalt vieler Abhandlungen, besonders solcher, die in größern, nicht Jedem leicht zugänglichen, Sammlungen enthalten sind, excerpiert, obwohl in dieser Hinsicht wohl am meisten die Befolgung einer bestimmten Regel vermisset werden könnte.

Zum Zwecke der Anordnung des gewaltigen Stoffes hat der Verf. das Feuerbachsche Lehrbuch, in der neuen von Mittermaier besorgten Ausgabe zu Grunde gelegt und bey der großen Verbreitung und dem verdienten Ansehn dieses Lehrbuchs dürfte diese Wahl gewis nur zu billigen seyn. In einzelnen Puncten ist er jedoch davon abgewichen. Auch mußte er zufolge seines umfassendern Planes zuweilen neue Rubriken bilden, die sich in dem Lehrbuche nicht finden. — Als Anhang ist S. 1165—1212 noch eine reichhaltige Literatur der gerichtlichen Medicin, besonders in ihrer Anwendung auf Criminalsachen beygegeben und durch ein genaues alphabetisches Sachregister das Nachschlagen erleichtert. Über die Reichhaltigkeit des ganzen Werks kann man allenfalls schon darnach urtheilen, daß es nicht weniger als 8879 Nummern enthält. — Ein Curiosum findet sich S. 247 unter der Literatur über den Versuch des Verbrechens, nämlich: Nr. 2062. ‘Werner in Baurittels jurist. Magaz. S. 370 über die Frage: Was ist für die wissenschaftliche Begründung der Lehre vom culposen Verbrechen durch einen der neuern schriftstellerischen Versuche geleistet worden?’

Zachariä.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 2. Julius 1842.

Klausenburg und Leipzig.

Bey Fried. Volkmar. 1840. De statu Ecclesiae Evangelico - reformatae in Transsilvania commentatio Theologico-historica, quam pro summis in Theologia honoribus, inter sacra saecularia cl. Academiae Georgiae Augustae — — consequendis, S. V. Theologorum in eadem Academ. Ordini obtulit Josephus Salamon, in Collegio Evang. ref. Claudiopolitano Theol. et Hist. Eccl. Prof. P. O. 196 Seiten in Octav.

Über die lutherische Kirche in Siebenbürgen haben Martin Schmeizel*) und neuerlich Christian Heyser**) ausführliche Nachricht gegeben. Zahlreicher als die Lutheraner sind dort die Reformirten, jetzt etwa 300,000, in 580 Pfarochien und

*) In der Dissert. epistolica de statu Ecclesiae Lutheranorum in Transsilvania, Jen. 1722.

**) Die Kirchenverfassung der ausburgischen Confessionsverwandten im Großfürstenthum Siebenbürgen. Wien 1836.

mehr als 300 Filialgemeinden. Aber die Einrichtung und Verfassung dieser Gemeinden war bisher dem Auslande nur unvollständig bekannt, durch die Angaben in der Statistik Siebenbürgens von Joseph Benkö*). Die Abhandlung des Hrn Verfs ist deshalb gewis eine sehr dankenswerthe Mittheilung. Mit großer Genauigkeit berichtet sie über das Bestehende, rügt so freymüthig als behutsam vorhandene Mängel, und sucht das Bessere vorzubereiten.

Die reformierte Kirche in Siebenbürgen hatte vormahls eine größere Blüte und Kraft, als jetzt. Ihre Geschichte kann sie manches lehren; der Hauptgrund der Abnahme ist jedoch ein unverschuldetes und jetzt gefahrloses Übel, die Nachbarschaft der Türken, die noch im 16. und 17. Jahrhundert jene Gegenden verheert und Bibliotheken nebst anderen Bildungsmitteln zerstört haben. Auch manche sonstige Nachtheile sind nur die Folge der geographischen Lage, der Abgeschlossenheit dieser Gemeinden von ihren Confessionsverwandten; noch andere haben ihren Grund in der Verfassung des Landes, in der strengen Sonderung zwischen Edlen und Gemeinen, dem sehr ausgedehnten Antheil des Adels an der kirchlichen Gesetzgebung und Verwaltung, der gänzlichen Ausschließung aller nicht adeligen oder dem Adel gleich gestellten Laien von jeder Mitwirkung, endlich in der allgemeinen religiösen Erschlaffung des vorigen Jahrhunderts. Dagegen ist diese Kirche auch im Besitze eigenthümlicher Vorzüge, welche ihr ein kräftiges Wiedererblühen sichern können. Die hier folgenden Auszüge aus

*) S. dessen Transsilvania. Vindob. 1778. Tom. II, 169 — 193. Eine neue Aufl. erschien zu Klausenb. 1834.

der Darlegung des In Verfs werden beides, diese Lichtseite und die Ungunst der Verhältnisse, erkennen lassen.

In dem ersten, einleitenden Abschnitte (p. 1 — 41) gibt der Verf. eine Übersicht der siebenbürgischen Reformationsgeschichte, theilt die Reichsgesetze mit, welche daselbst die freye Religionsübung sichern, und führt die Geschichte der dortigen reformierten Kirche weiter bis auf die Gegenwart. Lichtvoll ist hier dargelegt, was aus den Werken von Haner, Paul Ember, dessen Sammlungen Lampe heraus gegeben, Gerdes*) und wenigen anderen nur stückweise und unvollständig zusammen gestellt werden kann. Es mag deshalb hier der Gang der Ereignisse in einigen allgemeinen Zügen bezeichnet werden.

Von Leipzig brachten Kaufleute aus Hermanstadt seit 1521 Schriften Luthers in ihr Vaterland, die bald auch von dortigen Geistlichen nachdrücklich empfohlen wurden. Ambrosius und Gregorius, beide aus Schlessien, waren die ersten Prediger der neuen Lehre. Unter dem Schutze des Grafen Markus Pemflinger konnte sie sich verbreiten ungeachtet der durch Cajetan erwirkten Befehle des Königs Ludwig II von Ungarn, welche Luthers Anhänger, wie seine Schriften dem Feuer überlieferten. Die blutigen Siege der Türken, vor allem die Schlacht von Mohacz (1526), welche zugleich mit dem ungarischen Adel auch viele Cleriker hinweg raffte, legten die Nothwendigkeit auf, evangelische Prediger zuzulassen, und veranlaßten die Einziehung vieler geistlicher, herrenloser Stifte.

*) Im *Scrinium antiquar.* T. VII, 1, 158 sq. Er schöpfte aus der noch jetzt handschriftlich vorhandenen und auch von Salamon benutzten Geschichte der ref. Kirche in Siebenbürgen von Petrus Bod.

Der Adel nahm sie in Besitz und entschied sich für die Reformation. Die milde Verwaltung des Alexius Bethlen und Johann Honter's apostolischer Eifer, Protestationen und Religionsgespräche, befestigten diese Zustände, vorerst innerhalb der so genannten sächsischen Nation. Bald verbreitete sich die neue Lehre zu den siebenbürgischen Ungarn, und fand zuletzt auch bey den Szeklern Aufnahme. Bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts nannten sich ihre Anhänger ohne Unterschied Lutheraner, veranstalteten zahlreiche Synoden und stellten ein Bekenntniß auf, welches der augsburgischen Confession entspricht. Erst seit 1560 gelang den Bemühungen des Martin Kalman Gschi und Petrus Melius, der calvinistischen Abendmahllehre Eingang und schnell auch das Übergewicht zu verschaffen, bey Ungarn und Szeklern entschieden, minder allgemein und nicht auf die Dauer bey der sächsischen Nation. Dem Zwiste sollte die Glaubensfreiheit abhelfen, welche die siebenbürgischen Stände zu Thorda im Jahre 1563 sanctionierten. Jedoch schon im folgenden Jahre kam es zu einer Trennung zwischen Lutheranern und Reformierten, und zwey Superintendenten wurden ernannt, Dionysius Alexius für die dem calvinischen Bekenntnisse zugewendeten Ungarn und Szekler, Matthias Hebler, schon seit 1557 in diesem Amte, für die sächsische Nation. Diese Anordnung traf die Synode zu Nagy Enyed, unter Sanction des Fürsten Johannes II., im J. 1564. Zahlreiche landesherrliche Erlasse bestätigten jetzt und später die Religionsfreiheit, die seit 1571 auch auf das vierte Bekenntniß, das unitarische, ausgedehnt wurde, und die gesetzlich immer anerkannt blieb, ob sie gleich thatsächlich bisweilen angetastet wurde. So war gegen

das Ende des 16. Jahrhunderts der junge, leichtfertige Sigismund Bathori, Fürst von Siebenbürgen, ein fügsames Werkzeug in den Händen der Jesuiten, die während des Türkenkrieges, den er unbedachtsam herbey führte und dessen unglückliche Erfolge viele reformierte Geistliche der blutdürstigen Grausamkeit der Sieger, ihre Kirchen der Zerstörung preis gaben, überdieß insgeheim die Reformierten schonungslos beeinträchtigten. Bald darauf verwies ein Beschluß der siebenbürgischen Stände die Jesuiten aus dem Lande. Stephan Bocskai und seine Nachfolger vergüteten durch eine weise Verwaltung, wie durch zahlreiche Schenkungen, Stiftungen und Privilegien die erlittenen Verluste. Schon Gabriel Bethlen verlieh den reformierten und unitarischen Geistlichen, auch den Rectoren der Schulen gewisser Gemeinden der Szekler, Vorrechte des Adels, die erblich seyn sollten. Georg Rakoczi I., II. und Michael Apafi haben dieselben bestätigt und auf die Geistlichen und Schuldiener anderer Theile des Landes ausgedehnt. Aber Joseph II. hat sie im J. 1786 sehr wesentlichen Einschränkungen unterworfen: sie gelten nur für die, deren Vorfahren zur Zeit des Gabriel Bethlen sie besessen haben. Und schon seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts kehrten unter dem Schutze der österreichischen Oberhoheit die Jesuiten nach Siebenbürgen zurück, der Katholicismus hob sich von Neuem, die Protestanten wurden zurück gesetzt, von den öffentlichen Ämtern ausgeschlossen, der Übertritt zur katholischen Kirche begünstigt, der Abfall von dieser untersagt. Dies alles geschah meist unter Maria Theresia. Joseph's Toleranzedict führte bessere Zeiten herbey, und seine Nachfolger haben auf mannigfache Weise, in Anerkennung des für Sieben-

bürger bestehenden Rechts, das protestantische Bekenntnis geschützt und gehoben.

Der zweyte Abschnitt (p. 42 — 143) beschreibt die Verfassung und Verwaltung. Wie diese reformierte Kirche aus dem lutherischen Bekenntnisse hervor wuchs, so finden wir auch neben den demokratischen Elementen in ihr die aristokratischen des lutherischen Kirchenthums, beide sehr eigenthümlich gemischt, ein Nachbild der bürgerlichen Verfassung des Landes. Das niedere Kirchenregiment wird meistens ausschließlich von den Geistlichen ausgeübt, ohne die Mitwirkung von Gemeindeältesten; man glaubte, den Nichtedlen, die das Gesetz von jedem Antheil an der Regierung ausschließt, auch das kirchliche Stimmrecht versagen zu müssen. So noch die Synode von Szathmar Nemethi, im J. 1646. Während des dreißig jährigen Krieges hatten die siebenbürgischen Theologen in Holland und England studiert und dort die presbyterianischen Grundsätze angenommen. Sie suchten mit puritanischem Eifer sie in dem Vaterlande geltend zu machen, aber jene Synode, welche die Grundsätze selber vollständig billigte, erkannte die Unausführbarkeit in Siebenbürgen, und so blieb es bey der gemischten Verfassung. Sie erhielt jetzt noch manche nähere Bestimmung und wurde im J. 1709 durch die Hinzufügung eines Oberconsistoriums abgeschlossen. Die Grundlage bildet ein Artikel (P. I. Tit. 1. Art. 3) der Approbatae Constitutiones Regni Transsilvaniae, die Georg Rakoczi II. im J. 1653 erlassen hat.

Der erste reformierte Geistliche in Siebenbürgen ist der Superintendent oder Bischof, wie er abwechselnd genannt wird, bey völlig gleicher Geltung beider Titel. Wie dort alle kirchlichen Ämter nach

lutherischer Art lebenslänglich verliehen werden, so hat auch der Superintendent sein Amt auf Lebenszeit. Auf ihn folgen die Senioren oder Inspectoren; ihrer Aufsicht sind die Pfarrer, wenige ausgenommen, untergeben. Wie in der Schweiz die Städte Zürich, Bern, Basel zu keiner Classe gehören, sondern für sich einen eigenen Inspectionstrict bilden, so gibt es in Siebenbürgen neun Gemeinden, derer Pfarrer in Gemeinschaft mit einem Gemeinderathe die Rechte des Seniors haben. So Klausenburg, Fogarasch, Nagy Enyed, Maros Vasarhely, Székely Udvarhely, Ilyefalva und einige andere. Diese Gemeinden stehen unmittelbar unter dem Superintendenten. Alle übrigen gehören zu den kirchlichen Kreisen oder Senioraten, deren es sechszehn gibt, im Grunde achtzehn, zwey unter dem auch in der Schweiz gebräuchlichen Namen von Kapiteln: Nagy Sajoi und Tefei. An der Spitze dieser Kreise stehen die Senioren, auch Archidiaconen genannt, oder Ešperest's, d. i. Presbyter, beauftragt mit dem Inspectionsgeschäft, der Visitation der Kirchen und Zusammenberufung der Kreissynoden. In je drey Jahren, nach der neueren Verordnung, soll jede Kirche visitiert werden, wenn nicht besondere Umstände eine Beschleunigung rathsam machen, und der Senior soll alsdann einer Predigt und Schulprüfung beywohnen, auch für die Erhaltung des Kirchengutes das Nöthige anordnen. Die Kreissynoden sollen drey Mahl jährlich zusammen treten. Jeder Geistliche ist berechtigt, zu kommen; gemeinhin erscheinen nur die Assessoren der Synode, die von der Gesamtheit der Pfarrer des Kreises gewählt werden und deren Amt wieder ein lebenslängliches ist. Unter ihnen ist der Notarius des Kreises der erste nach dem

Senior, und seit lange der designierte Nachfolger desselben. Einige weltliche Curatoren und Vicaratoren sind der Synode beygeordnet. Gegenstand der Berathungen sind die Disciplinarvergehen der Geistlichen, die Ausübung der kirchlichen Censur, die Schlichtung mancher Streitigkeiten und die vorläufige Bearbeitung der Ehesachen, die erst die Generalsynode erledigt. Die Kosten tragen die Assessoren selber mit Hilfe der Sporteln für die Ehesachen. Auch bey Versetzungen der Geistlichen finden wohl Synodalversammlungen Statt, deren Kosten einzelne tragen, meist die jüngeren Prediger.

Die Pflichten und Rechte der Pfarrer sind die gewöhnlichen. Ihre Berufung erfolgt durch Patrone, oder es wählen in Anwesenheit abgeordneter Pfarrer des Kreises die Edlen der Gemeinde: die Nichtedlen haben ein Zustimmungsrecht. Die Ordination ertheilt die Generalsynode vermittelt des Superintendenten. Die Einkünfte der Pfarrer in der sächsischen Nation sind groß, da ihnen ein ansehnlicher Theil der ehemahligen Zehnten geblieben ist; bey den siebenbürgischen Ungarn beträgt die Einnahme oft nicht über 100 Gulden, welche die Patrone oder die Gemeinden entrichten, und dazu kommt noch bey den Landgeistlichen der Ertrag eines Ackerstücks, der Portio canonica.

Erst nach diesen Mittheilungen, welche der Bf. nicht ganz zweckmäßig seinen ausführlichen Angaben über die Stellung und Pflicht des Superintendenten folgen läßt, kann es klar werden, was dieser in der siebenbürgischen reformierten Kirche ist, und wie die Zwistigkeiten über seine Ernennung entstehen konnten, die so oft dort den Frieden gestört haben.

Aus den Kreisynoden bildet sich, alljährlich min-

destens ein Mahl, am 2. Sonntage nach Trinit., die Generalsynode, jetzt durch Zusammenkunft sämmtlicher Senioren, Notare und Assessoren, wie auch der Professoren an den höheren Lehranstalten; früher waren von je zehn Pfarrern acht berechtigt zu erscheinen, während je zwey inzwischen die Seelsorge wahrnehmen sollten. Der Ort der Zusammenkunft wechselt; den Geschäftskreis bilden die Candidatenprüfungen, die hier nur ein Mahl, nach der Vocation, Statt haben, die Entscheidung der Disciplinarfälle und Ehesachen, an welcher jedoch Abgeordnete des Oberconsistoriums Theil nehmen und von der an den Landesherrn appelliert werden kann, die kirchliche Gesetzgebung und, nach altem, jetzt streitigem Rechte, die Wahl des Superintendenten, so oft die Stelle erledigt ist. Durch die Generalsynode erhielt schon Dionysius Messius seine Stelle und die Approbatt. Constt. I, 9 bestätigen ausdrücklich dieses Recht der freyen Wahl. Inzwischen haben schon früh einflußreiche Magnaten Empfehlungen und Rathhertheilungen für angemessen gehalten, und seit es ein Oberconsistorium gab, kam es zu Zwistigkeiten, die noch jetzt fortdauern. Hier muß dieser obersten geistlichen Behörde gedacht werden.

So lange Siebenbürgen eigene Fürsten hatte, übten diese, vertreten durch die obersten Staatsdiener reformierten Bekenntnisses und durch den Superintendenten, welcher meist zugleich Hofprediger war, das kirchliche Oberaufsichtsrecht. So entstand eine höchste Kirchenbehörde, ein permanentes oberstes Curatorium, und dieses gestattete in wichtigen Fällen bald den reformierten Mitgliedern der Ständeversammlung, bald den Kreissynoden eine Mitwirkung. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts

bildete sich eine festere Ordnung. Die Zahl der Mitglieder des Curatoriums wurde auf zehn bestimmt, fünf weltliche Rätthe und fünf aus dem kirchlichen Lehrstande: der Superintendent mit einigen Seniores und Professoren. Wichtige Angelegenheiten sollte dieses Collegium dem Fürsten und den Ständen vorlegen. Als später Siebenbürgen unter die Oberhoheit eines katholischen Landesherrn trat, mußte eine zahlreichere Vertretung angemessen scheinen. Auf der Ständeversammlung zu Hermannstadt im J. 1709 wurde nicht nur das Amt der Subcuratoren für die größeren Gemeinden und die höheren Lehranstalten errichtet, sondern auch neben die Obercuratoren, deren Zahl man jetzt auf vier bestimmte, — drey weltliche Oberbeamte und der Superintendent, — ein Oberconsistorium gestellt, als oberste Instanz in kirchlichen Angelegenheiten. Es wird dasselbe durch jene Curatoren zusammen berufen, in der Regel während entweder die Stände oder die Generalsynode zusammen treten, weil dann die Mitglieder ohnehin theilweise beysammen sind. Denn zu diesen gehören, so will es die älteste Anordnung, alle Magnaten und Edle reformierten Bekenntnisses in ganz Siebenbürgen und alle Geistliche von vorzüglicher Erfahrung und Tüchtigkeit, nebst den Professoren von Klausenburg und Weissenburg. Eine so schwankende Bestimmung machte bald eine Abänderung nöthig. Im J. 1713 wurde die Zahl der Mitglieder auf funfzig beschränkt und sie verringerte sich seitdem lange fortwährend. Da kehrte man leider im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, als die Nothwendigkeit einer gründlichen Abhilfe fühlbar wurde, zu der anfänglichen Unbestimmtheit zurück und steigerte maßlos die Zahl der Mitglieder. Im Jahre

1833 suchte man eine Schranke in dem Vorschlage, die Zahl auf drey hundert zu verringern. Man wollte drey Classen von je hundert Beysitzen: Staatsbeamte, Patrone, zu denen fast der gesammte Adel gehört oder gehören will, und Geistliche; an der Spitze dieser aller als Generalcuratoren vier weltliche Rätthe und der Superintendent. Aber der Vorschlag fand so vielen Widerspruch von allen Seiten, daß die kaiserliche Regierung vorzog, die Genehmigung zu verweigern. In Erwartung neuer zweckmäßiger und einmüthiger Vorschläge hat sie die frühere Unbestimmtheit einstweilen wieder hergestellt.

Ein Oberconsistorium solcher Art ist wohl wenig geeignet, die Fortbildung der Kirche planmäßig zu leiten. Während auf den niederen Stufen des Kirchenregiments die Laien kaum irgend vertreten sind, in den einzelnen Gemeinden nur zufällig, wenn diese in ihrer Mitte einen Subcurator, oder mehrere haben, in den Kreissynoden durch eben diese wenigen Curatoren, erhält in jener höchsten Kirchenbehörde der Laienstand eine völlig unverhältnismäßige Repräsentation und nur den Edlen ist dieselbe übertragen. Gegen ihre Überzahl kann der Klerus nicht seine Rechte behaupten. Kaum war das Oberconsistorium ins Leben getreten, als es auch bey der Ernennung des Superintendenten sich einmischte. Um dem auszuweichen, zogen die Generalsynoden vor, die Generalnotare ohne neue Wahl in die Superintendentur aufrücken zu lassen, seit 1724. Aber es nahm nun das Oberconsistorium das Recht in Anspruch, für die Stelle des Generalnotars Candidaten in beliebiger Anzahl vorzuschlagen. Bis her ist es nicht gelungen, die Verhältnisse fest zu ordnen und im Grunde hat immer

die Synode nachgeben müssen. Was sie wünscht, ist wohl zu viel; sie möchte bey der Wahl die Oberbehörde ganz ausschließen, freylich nur um Intriguen und persönliche Wünsche fern zu halten; aber hat nicht jene auch Recht, wenn sie sich weigert, auf ihren Einfluß zu verzichten? Nur durch eine Umgestaltung der Verhältnisse von unten auf könnte gründlich geholfen werden. Es mag schwer seyn das Bestehende mit den rechten Principen in Einklang zu bringen. Die gewiß reiflich erwogenen Vorschläge des Verfs scheinen mehr jenes, als diese zu berücksichtigen, und wer könnte auch mit einem Schlage durchgreifen wollen?

In dem dritten Abschnitt (p. 143 — 196), welcher von der wissenschaftlichen Bildung und den Anstalten für dieselbe handelt, berührt der Vf. die Zeiten des Wiedererwachens der Wissenschaften in jenen Gegenden, das vereitelte Vorhaben des Johannes Sigismund, eine siebenbürgische Universität zu stiften, die gleichfalls erfolglose Wiederaufnahme des Planes durch Bethlen Gabor, und gibt Nachricht von den Collegien zu Nagy Enyed, Klausenburg, Maros Vasarhely und Szekely Udvarhely, von den Gymnasien zu Brosz und Bilah, von den niederen Schulen, zulezt von den Buchdruckereyen und Bibliotheken. Fernere Auszüge können hier bey dem enge begrenzten Umfange der Anzeigen in diesen Blättern nicht mitgetheilt werden. Auch die beiden früheren Theile der verdienstvollen Schrift enthalten sehr vieles Lehrreiche, was hier übergangen werden mußte. R.

C a s s e l.

Druck und Verlag von Theodor Fischer. 1842.
Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen von G.

Landau, kurhessischem Staats-Archiv Secretär.
 [Außer dem Vorwort mit dem angehängten alphabetischen Verzeichnisse der Ortschaften 649 enge gedruckte Seiten.]

Die herrlichen Fortschritte unserer Nation in der Aufhellung der Landeskunde zeigen sich in den mannigfachsten Versuchen, besonders in den chorographischen und topographischen Beschreibungen, welche zur Verknüpfung der Vergangenheit mit der Gegenwart und zur Erweckung des Patriotismus die Ortsgeschichte einweben. Zu dieser Gattung gehört das schon anderwärts in diesen Blättern (1841 Stück 31) angezeigte Pfistersche Handbuch der kurhess. Landeskunde, und das gegenwärtige; jenes in einem mehr organischen Zusammenhange, wobey die zur Anschauung gebrachte Gegenwart von selbst auf die Vergangenheit leitet, und jede vollständige systematische Ortsgeschichte vermieden wird; dieses mit der bestimmten Absicht, in einer so viel als möglich vollständigen populären Landes- und Ortsbeschreibung unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte das Merkwürdigste im Allgemeinen und Besonderen zusammen zu stellen. Schon im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert hatten Merian, Dillich und Winckelmann einen ähnlichen Zweck; aber die Historiographie hatte sich damals noch nicht aus den Winkeln einer annalistischen Chronik erhoben; die Statistik und Topographie aller officiellen, von den Regierungen noch geheim gehaltenen Nachrichten entbehrend, glich dem Gegenstande selbst, das heißt, dem elenden Zustande der durch Fehden und Kriege zerrissenen noch nicht durch Industrie, durch verbesserte Volks- und Staatswirthschaft empor gehobenen Länder. In neueren Zeiten, als der Stoff der Landeskunde allmählich

wuchs, begann Curtius in seiner strengen systematischen Ordnung eine scharfe Absonderung der Geschichte und Statistik von Hessen (Marburg 1793); während Martin in seiner leider unvollendeten Topographie von Niederhessen nach fleißiger Erforschung der bäuerlichen Verhältnisse das Muster einer Beschreibung der Dörfer und ihrer ländlichen Industrie aufstellte; die kurz vorher erschienene Erdbeschreibung der Hessen-Casselschen Länder von Regner Engelhard befriedigte das allgemeinere chorographische Bedürfnis. Allerdings hat die Vereinigung aller dieser Zweige der Landeskunde in einen die Vergangenheit und Gegenwart umfassenden Rahmen ihre große Schwierigkeit; sie erfordert nicht nur den Einklang manigfacher Kenntnisse und Talente, einen tiefen Blick in den Organismus eines Landes und Staates, sondern auch, was die wandelbaren Phasen der Statistik anbetrifft, welche Schlözer eine fortlaufende Geschichte nennt, eine starke Mitwirkung der Staats- und Provinzial-Regierungen. Der Mittelpunkt einer statistischen Behörde, die Veröffentlichung aller neuesten Ergebnisse, der Volkszählung, der Landwirthschafts- und Gewerbsvereine, der Recrutierungs-Commissionen u. s. f. fehlt noch jetzt den meisten deutschen Staaten; die officiellen Hof- und Staats-Handbücher stellen nur das äußere Gerüste der Behörden, der Personen und Orte dar; der Privatgelehrte, auf die mühsame eigene Ausbeutung zerstreuter oft unsicherer Nachrichten beschränkt, ist besonders in der neuesten Zeit beständigen Irrthümern und Berichtigungen ausgesetzt. Auch der fleißige, durch seine Geschichte der hessischen Ritterburgen, durch seine malerischen Ansichten von Hessen und durch einzelne in historischen Zeitschriften besonders des hes-

fischen Vereins nieder gelegte Abhandlungen rühmlichst bekannte Verfasser, nimmt deshalb die Nachsicht und die Unterstützung des Publicums in Anspruch.

Die Einrichtung des Werkes ist folgende. Nach einem Überblick der Entwicklungsgeschichte des kurhessischen Staates beschreibt der Verfasser in dem ersten Buche das Land, das Volk, die Erzeugnisse der Natur, Gewerbe und Handel; hin und wieder, wo er sich fremden Führern überlassen mußte, wie in dem technologischen und naturhistorischen Theile, wohl in ungleicher, bald zu detaillirter, bald zu allgemeiner Darstellung, allenthalben aber seinem Plane gemäß mit dem emsigen Bestreben nichts Merkwürdiges unberührt zu lassen. Nur in dem letzten diese allgemeine Einleitung beschließenden Abschnitte der Staatskunde vermisst man die sichere Hand eines Staatsmannes und Rechtsgelehrten, da die Verzeichnung einzelner Institute (unter denen man hier das Militair mit anderen geringfügigen Anstalten fast zufällig zusammen gestellt findet) ohne scharfe Unterscheidung der Elemente und Organe der Staats-Grundmacht, der Staats-Verfassung und der Staats-Verwaltung (man denke an Schlözer's Formel: vires. unitae. agunt.), ohne organischen Zusammenhang, nie zu einer klaren statistischen Übersicht führt.

Das zweyte Buch, die einzelnen Theile und Kreise des Kurfürstenthums (die Provinzen Niederhessen, Oberhessen, Fulda und Hanau) nach der Organisation von 1821 umfassend, zeichnet sich durch die gewandte Ausarbeitung eines reichen allenthalben durch historische Notizen erläuterten und verstärkten Stoffes, durch eine mit der Topographie zusammen gestellte chronologische Ortsgeschichte aus

so daß der Verfasser besonders in dem ihm am genauesten bekannten hessischen Stammlande hier mehr geleistet hat, als der Titel seines Werkes verspricht. Die Darstellung ist geläufig lebhaft, und ersetzt, was ihr hin und wieder an körniger Kürze abgeht, durch die Wärme vaterländischer Empfindung.

Königsberg,

bey Bon. 1840. Actinien, Echinodermen und Würmer des adriatischen und Mittelmeeres nach eigenen Sammlungen beschrieben von N. C. Grube. 92 Seiten in Quart und 1 Tafel Abbildungen.

Die Geschöpfe der genannten Meere haben von den frühesten Zeiten her die Aufmerksamkeit nicht allein der anwohnenden, sondern auch der entfernteren Naturforscher auf sich gezogen. Selten kehren letztere aus jenen Gegenden heim, ohne daselbst irgend etwas Neues entdeckt zu haben. Auch der Verf. fand unter den dortigen Meeresbewohnern aus den genannten Ordnungen, deren Beschreibung der Gegenstand dieses Werkes ist, viele bis dahin unbekannte Arten. Nicht allein diese, sondern auch die bekannten, von denen man bis dahin nur kurze, oft zweydeutige Diagnosen hatte, finden hier ihre ausführliche Beschreibung, — und zwar von Actinien 15, von Echinodermen 45, von Würmern 79 Arten, von denen mehrere neuen, vom Verf. aufgestellten Gattungen angehören. Fleiß, Umsicht und Gründlichkeit, womit der Verf. seine Arbeit ausgeführt hat, sichern derselben einen großen und bleibenden Werth.

Berthold.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. Stück.

Den 4. Julius 1842.

G ö t t i n g e n.

Der Königl. Societät der Wissenschaften wurden von dem Prof. Wöhler die Resultate von Untersuchungen über zwey neue Platin-Verbindungen vorgelegt, welche in dem academ. Laboratorium von den Studirenden Knop, Litton und Schnedermann entdeckt und analysirt worden sind.

1. Kalium-Platin-Sesquichyanür. Von Herrn Knop entdeckt und untersucht. Die zuerst von L. Gmelin beobachtete Wirkung des Chlors auf eine Lösung von Kaliumeisenchyanür, wodurch dieses in die schöne rothe Sesquichyanür-Verbindung umgewandelt wird, ließ vermuthen, daß die Doppelchyanüre auch anderer Metalle sich ähnlich verhalten und zur Entstehung neuer Verbindungen Anlaß geben werden. Es wurden in dieser Beziehung zuerst Versuche mit dem Kaliumplatinchyanür gemacht, welche auswiesen, daß sich dieses Salz in der That wie das Eisen-Doppelchyanür verhält, daß es nämlich durch die Wirkung des Chlors in ein Kalium-Platin-Sesquichyanür verwandelt wird.

Das Material zu dieser Untersuchung, das von L. Gmelin entdeckte Kaliumplatinchyanür, wurde

theils nach der bekannten Methode, durch Glühen von Platinschwamm mit Kaliumeisencyanür, bereitet, theils nach einer anderen, die durch größere Sicherheit vortheilhafter zu seyn scheint. Sie besteht darin, daß man sich durch Erhitzen von Platinchlorid das Chlorür darstellt, und dieses in einer concentrirten, frisch bereiteten Lösung von Cyankalium auflöst, so daß noch etwas Chlorür ungelöst, also kein freyes Cyankalium übrig bleibt. Man filtrirt und verdunstet zur Krystallisation, worauf das Doppelcyanür in Menge und mit Leichtigkeit rein erhalten wird.

Um es in die Sesquicyanür-Verbindung zu verwandeln, bereitet man sich mit Hilfe von Wärme eine Lösung von einer solchen Sättigung, daß sie bey dem Erkalten Krystalle abzusetzen anfängt. In diese Lösung leitet man Chlorgas, welches dann sehr bald die Bildung feiner, kupferrother Krystallnadeln veranlaßt, deren Menge rasch so zunimmt, daß die ganze Flüssigkeit zu einem kupferrothen Magma erstarrt. Sobald dies der Fall ist, unterbricht man die Einleitung des Chlorgases, denn bey fortgesetzter Einwirkung desselben würde die neu gebildete Verbindung wieder zersezt werden. Man bringt die ganze Masse auf einen Trichter, befördert das Abtropfen der Mutterlauge durch gelindes Drücken und preßt sie zuletzt zwischen Lagen von Löschpapier so stark wie möglich aus. Das Salz ist zu leicht löslich, als daß es mit Wasser abgewaschen werden könnte; eben so wenig geht dies mit Alkohol, da die Mutterlauge dadurch gefällt wird. Zur vollkommenen Reinigung löst man es dann wiederholt in der kleinsten erforderlichen Menge heißen Wassers auf, dem man etwas Salzsäure zugemischt hat, zur Sättigung von anhängendem cyansaurem oder kohlsaurem Kali, welches in der Wärme des Sesquicyanür in das Cyanür zurück führen würde.

Das Kaliumplatinsequeichyanür gehört wohl zu den schönsten Verbindungen, welche die Chemie aufzuweisen hat. Es bildet feine Prismen von vollkommenem kupferrothen Metallglanz. In Masse betrachtet, sieht es wie ein aus feinen Kupfernadeln verwebter Metallfilz aus. Unter dem Mikroskop bey 50facher Vergrößerung erkennt man, daß die Krystalle aus flachen 4 seitigen Prismen bestehen, die bey durchfallendem Lichte mit blaß grüner Farbe durchscheinend sind. Im Sonnenschein läßt sich ihre Durchsichtigkeit schon mit bloßen Augen bemerken.

In Wasser ist das Salz sehr leicht und ohne Farbe löslich. Verdunstet man die Lösung und läßt es krystallisieren, so hat man die ungewöhnliche Erscheinung, daß sich aus einer farblosen Flüssigkeit ein metallisch glänzender, roth gefärbter Körper ausscheidet. In Alkohol ist es unlöslich.

Seine Lösung gibt mit Kupfersalzen einen grünlich weißen, mit Silber- und mit Quecksilberoxyd-Salzen einen weißen und mit Quecksilberoxydulsalzen einen dunkel blauen Niederschlag.

Mit einer Lösung von kohlensaurem Kali digeriert, wird es in die Cyanürverbindung zurück geführt. Von concentrirter warmer Schwefelsäure wird es zerstört unter Abscheidung eines gelblichen, pulverförmigen Körpers, der bey dem Glühen Cyan entwickelt und einen platin- und kaliumhaltigen Rückstand läßt. Von kalter concentr. Salzsäure wird das Salz zuerst orangefarben, dann farblos; in der Wärme aber wieder kupferroth.

Beym Erwärmen wird das Salz sehr leicht zerseht. Schon bey dem längeren Verweilen im leeren Raume über Schwefelsäure bey gewöhnlicher Temperatur wird es, indem es Krystallwasser verliert, partiell zerseht und geschwärzt, so daß es nachher nicht wieder vollständig löslich ist. Beym Erhitzen wird es zuerst schwarz unter Entwicklung

von Cyan, dann gelblich weiß und zuletzt schmilzt es zu einer braunen Masse.

Zur Bestimmung des Kalium- und Platin-Gehaltes wurde das vorsichtig getrocknete Salz mit ungefähr der dreifachen Menge Salmiak's vermischt und erhitzt, wodurch alles Cyan als Cyanammonium wegging und ein Gemenge von Platin und Chlorkalium zurück blieb.

I. 1,0 Grm. Salz gab 0,7715 Rückstand, bestehend aus 0,434 Platin und 0,337 Chlorkalium.

II. 1,0 Grm. Salz gab 0,768 Rückstand, bestehend aus 0,435 Platin und 0,331 Chlorkalium.

Der Wasser- und der Cyan-Gehalt wurden durch Verbrennung mit Kupferoxyd bestimmt.

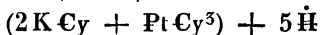
I. 0,542 Grm. Salz gaben 0,059 Wasser und 0,23 Kohlensäure im Kaliapparat, nebst 0,0528 Kohlensäure, die bey dem Kali aus dem Salz im Verbrennungsröhr zurück geblieben war, zusammen 0,2828 = 14,34 Proc. Kohlenstoff = 31,0 Proc. Cyan.

II. 0,8055 Grm. Salz gaben 0,08 Wasser und 0,341 Kohlensäure im Kaliapparat, nebst 0,0785 Kohlensäure im Kali vom Salz, zusammen 0,4195 = 14,31 Proc. Kohlenstoff = 30,9 Proc. Cyan.

Diese Data geben folgende Zusammensetzung:

	Berechnet	Analyse I.	Anal. II.
2 Atome Kalium	17,33	17,704	17,40
2 At. Platin . .	43,63	43,400	43,50
10 At. Cyan . .	29,10	31,000	30,90
5 At. Wasser . .	9,94	10,800	9,93

Die Zusammensetzung dieses Kaliumplatinsequeicyanürs wird also durch die Formel



ausgedrückt. Der Überschuß an Cyan bey den Analysen rührt ohne Zweifel von der Schwierigkeit her, das Salz ohne anfangende Zersetzung vollkommen trocken zu erhalten, und da der Cyangehalt nach der gefundenen Kohlenstoffmenge berechnet wurde,

so mußte jeder Fehler im letzteren doppelt so groß ausfallen.

II. Schwefligsaures Platinorydul-Natron. Von den Herren Litton und Schnedermann entdeckt und untersucht. Diese Verbindung entsteht, wenn man in eine Auflösung von Platinchlorid bis zur völligen Sättigung einen Strom von schwefligsaurem Gas leitet und dann die Flüssigkeit mit kohlsaurem Natron sättigt. Es entsteht dadurch ein sehr voluminöser, fast farbloser Niederschlag, der, wie die Untersuchung ergab, ein Doppelsalz von schwefligsaurem Platinorydul mit schwefligsaurem Natron ist.

Dieser Körper ist im trocknen Zustande ein amorphes weißes Pulver; noch feucht hat er einen Stich ins Gelbe, was um so mehr der Fall ist, je concentrirter die Auflösung war, aus der er gefällt wurde. In kaltem Wasser ist er nur in sehr geringer Menge löslich. Die Lösung ist farblos und neutral, und hinterläßt beym Verdunsten das Salz als eine weiße Firniß ähnliche Masse. In der Wärme ist es etwas löslicher; denn die heiß gesättigte Lösung trübt sich schwach beym Erkalten; immer ist indes die Menge des Aufgelösten sehr gering. In Alkohol ist es unlöslich. Aus der Lösung in Wasser wird es durch Zusatz von Kochsalz als weißer flockiger Niederschlag ausgeschieden. Ähnlich wirken einige andere Salze, andere wieder fallen es nicht. So ausgeschieden ist die Verbindung vollkommen weiß.

In der wässerigen Lösung derselben wird sonderbarer Weise die Gegenwart des Platins durch die gewöhnlichen Reagentien durchaus nicht angezeigt. Sie wird weder durch Schwefelwasserstoff noch Ammoniumsulfhydrat verändert. Mischt man aber zugleich eine Säure hinzu, durch welche das Salz zerseht wird, so färbt sich die Flüssigkeit bey gewöhnlicher Temperatur langsam, beym Erwärmen

sogleich braunroth und es scheidet sich später Schwefelplatin ab. Von den Lösungen der Schwefelalkalien wird es in der Wärme vollständig aufgelöst. Von den kauftischen Alkalien wird es nicht zersetzt.

Von Säuren wird das Salz, auch wenn sie verdünnt sind, mit Leichtigkeit unter Zersetzung und Entwicklung von schwefliger Säure aufgelöst. Die Lösung in Salzsäure gibt beym Verdunsten Krystalle von Kochsalz und auf Zusatz von Ammoniak einen grünen krystallinischen Niederschlag von Platinchlorür-Ammoniak. Die Lösung in Schwefelsäure gibt nach dem Verdunsten Krystalle von schwefelsaurem Natron und zeigt dann die dunkle Farbe des schwefelsauren Platinoryduls. Bey einer gewissen Concentration scheidet sich metallisches Platin ab, eine Eigenschaft, die auch dem direct dargestellten schwefelsauren Platinorydul eigenthümlich ist. Die Lösung in Salpetersäure nimmt nach dem Verdunsten eine intensiv braunrothe Farbe an; zersetzt man sie dann mit Salmiak, so entsteht darin kein Niederschlag; verdunstet man sie aber damit fast bis zur Trockne, so bildet sich Ammonium-Platinchlorid in reichlicher Menge. Die braunrothe Farbe scheint hier von der Bildung von schwefelsaurem Platinoryd herzurühren, womit auch das Verhalten zu Salmiak überein stimmt.

In einer Lösung von Cyankalium löst sich das Salz sehr leicht auf; beym Verdunsten erhält man daraus Krystalle von Kaliumplatincyanür.

Wird das Salz einer Temperatur von ungefähr 200° ausgesetzt, so verliert es das chemisch gebundene Wasser welches es enthält, vollständig. Bis 240° erhitzt, erleidet es dann keine weitere Veränderung; in stärkerer Hitze fängt es an zersetzt zu werden. Vollständig geschieht dies erst bey anhaltendem Glühen, wobey ein Gemenge von schwefelsaurem und schwefligsaurem Natron mit metallischem Platin zurück bleibt.

Zur Bestimmung des Natron- und Platin-Gehaltes wurde das Salz mit Salmiak vermischt und geglüht. Aus dem Rückstande, welcher aus Chlor-natrium und Platin bestand, wurde ersteres mit Wasser ausgezogen, durch Schwefelsäure zersetzt und als schwefelsaures Natron gewogen. Um die schwefelige Säure zu bestimmen, wurde das Salz in Wasser vertheilt und durch hinein geleitetes Chlor zersetzt. Aus der Auflösung wurde dann die gebildete Schwefelsäure durch Chlorbarium gefällt.

Von dem bey 200° getrockneten Salz gaben:

I. 1,850 Grm. 1,190 schwefelsaures Natron = 0,5214 Natron und 0,543 Platin, = 0,587 Platinorydul.

II. 1,108 Grm. 0,328 Platin = 0,3546 Platinorydul.

III. 1,488 Grm. 0,954 schwefelsaures Natron = 0,418 Natron.

IV. 0,867 Grm. 1,234 schwefelsauren Baryt = 0,3395 schwefeliger Säure.

V. 0,874 Grm. 1,249 schwefelsauren Baryt = 0,3436 schwefeliger Säure.

Diese Zahlen geben für das wasserfreye Salz die Formel: $3\text{Na}\ddot{\text{S}} + \text{Pt}\ddot{\text{S}}$, nach welcher dasselbe in 100 Theilen enthält:

	Analyse					
	Berechnet	I.	II.	III.	IV.	V.
Natron . .	28,53	28,18	—	28,09	—	—
Platinorydul	32,44	31,73	32,00	—	—	—
Schw. Säure	39,03	—	—	—	39,16	39,32

Das bey 100° getrocknete Salz verlor beym Erhitzen bis 200° in drey verschiedenen Versuchen 3,90 — 4,28 — 4,16 Proc. Wasser. Daraus ergibt sich für das wasserhaltige Salz die Formel: $2(3\text{Na}\ddot{\text{S}} + \text{Pt}\ddot{\text{S}}) + 3\text{H}$, nach welcher der berechnete Wassergehalt 3,94 Proc. beträgt.

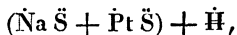
Wird Platinorydul in Wasser vertheilt und schweflige Säure hinein geleitet, so löst es sich nach und nach, jedoch schwierig, mit grünlich brauner Farbe auf; aus dieser Lösung fällt kohlensaures Natron das oben beschriebene Doppelsalz.

Wird dasselbe in nur so viel verdünnter Schwefelsäure oder auch Chlorwasserstoffsäure aufgelöst, als gerade zur Auflösung erforderlich ist, und die Flüssigkeit in gelinder Wärme verdunstet, so scheidet sich in dem Maße, als die schweflige Säure daraus entweicht, ein gelbliches Pulver ab, welches ebenfalls eine Verbindung von schwefligsaurem Platinorydul mit schwefligsaurem Natron ist, aber mit geringerem Gehalt an letzterem. Nach dem Auswaschen und Trocknen bey 100° gaben:

I. 0,884 Grm. dieses Salzes 0,306 schwefelsaures Natron = 0,1341 Natron und 0,410 Platin = 0,4432 Platinorydul.

II. 0,443 Grm. 0,487 schwefelsauren Baryt = 0,1339 schwefliger Säure.

Diese Zahlen entsprechen der Formel:



nach welcher das Salz in 100 Theilen enthält:

	Analyse	
	Berechnet	I. II.
Natron	14,81	15,17 —
Platinorydul	50,53	50,13 —
Schweflige Säure	30,40	— 30,22
Wasser	4,26	— —

Der Wassergehalt wurde nicht direct bestimmt. Dieses Salz ist schwer in einigermaßen großer Quantität zu erhalten, weil es in Wasser ziemlich löslich ist und darum beym Auswaschen verhältnismäßig nur wenig auf dem Filtrum zurück bleibt. Seine Lösung im Wasser reagiert schwach sauer und wird durch Kochsalz nicht gefällt, verhält sich aber sonst wie die Lösung des ersten Salzes.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. 108. Stück.

Den 7. Julius 1842.

G ö t t i n g e n ,

bey Vandenhöck und Ruprecht. 1842. Pillii, Tancredi, Gratiae libri de iudiciorum ordine. Edidit Frid. Bergmann, Ictus Gottingensis. XXIV und 444 Seiten in Quart.

Tancred steht, der Zeitfolge gemäß, in der Mitte; aber sein ordo iudiciarius ist hier die ursprüngliche Aufgabe gewesen und in aller Hinsicht Hauptsache geblieben. Deshalb möge ihn diese Anzeige, wie auch in der Vorrede geschehen ist, zuerst berühren.

Tancred versuchte im Anfange des 13. Jahrh. das Proceßrecht, hauptsächlich für das 'forum ecclesiae,' in systematischer Ordnung darzustellen; er bemühte sich dabey, in den sämtlichen Theilen seiner gedrängten Zusammenfassung der Regeln und Grundsätze gleichmäßige Vollständigkeit zu erreichen, auch mit den Belegen aus seinen Studien des canonischen Rechts überall Verweisungen auf das Civilrecht zu verbinden; und seine Arbeit ist gerühmt und benutzt worden, wie kein anderes

Buch in jenem Rechtstheile bis zu der weitläufigen Compilation des Speculator. Sie ist unentbehrlich für die Kenntniß der Ausbildung des gerichtlichen Verfahrens, auch in Beziehung auf Deutschland, wenn man nicht überhaupt bey manchen Dingen, deren Ursprung aus dem Mittelalter in Italien entnommen werden muß, in seltsamer und höchst nachtheiliger Weise etwa die deutschen Reichsgesetze ohne Weiteres mit Bruchstücken des römischen und des canonischen Rechts verbinden und mit einem zum Theil grund- und bodenlosen Gebäude sich begnügen will. Deshalb lag der Gedanke sehr nahe, daß es eine nützliche Arbeit seyn werde, bey Tancred's Buche für Beförderung des Gebrauches ein Mehreres zu thun, als durch die Ausgaben im 16. Jahrh. geschehen ist. In welchem Sinne der Unterzeichnete eine solche Arbeit vormahls berechnen zu dürfen glaubte, ist nun zwar, als jetzt gleichgiltig, zu übergehen; denn das Ergebnis der Nachforschungen, welche anzustellen waren, ist ein anderes gewesen, als im Voraus sich berechnen ließ; doch hat es auch für Dritte wohl einiges Interesse, wenn hier der Gang jener Nachforschungen, wenigstens theilweise, berührt wird. — Den Anfang der Untersuchung und der Sammlung machte eine Vergleichung zweyer, an sich durch ihr Alter und durch ihre Correctheit ausgezeichneten Manuscripte, des Bienerschen Codex (s. v. Savigny, Gesch. d. R. R. im Mittelalter Th. 5. S. 111. 117) und einer Handschrift, welche von dem St. Bartholomäi Stifte in Frankfurt a. M. in die dortige Stadtbibliothek gekommen ist. Es schien darnach, daß man bey der, in Folge neuerer Untersuchungen angenommenen Meinung stehen bleiben, und namentlich den Umfang des Buches im Ganzen so, wie daselbe in den bekannteren Editionen (von den

§. 1545, 1547, 1564, 1565, 1584) geliefert worden, für Tancred's Arbeit halten, auch die Abfassung, wegen der Citate aus der Decretalen-Sammlung Gregors, in die Zeit nach dem Jahre 1234 setzen müsse. Allein zwey Handschriften der Universitäts-Bibliothek in Leipzig (928 u. 975, bey Feller S. 235 u. 345) ergaben zunächst die Berichtigung, daß Tancred's ursprüngliche Arbeit eine kürzere gewesen ist und daß sie einer früheren Zeit angehört. Und Alles, was nachmahls aus der Vergleichung einer großen Anzahl anderer Manuscripte hervor ging, hat zugleich das viel wichtigere Resultat begründet, daß gerade nur diese ursprüngliche Arbeit mit Tancred's Namen bezeichnet werden darf. Hierüber nähere Auskunft zu geben, ist der Hauptgegenstand des Folgenden. — Sene beiden Leipziger Codices und mit ihnen übereinstimmend zwey andere (Bamberg. D. II, 21 u. Basel. C. I, 13) liefern einen Text, welchem gewis jeder Leser das Lob einer gleichmäßigen, gut zusammenhängenden, nirgends durch unbequeme Einschaltungen unterbrochenen Darstellung beylegen wird. Citate aus dem römischen und aus dem canonischen Rechte findet man in großer Zahl, aber auch nur als einfache Verweisung auf die Stellen, welche man auffuchen und mit den Glossen vergleichen muß. Sie gehen bis zu den letzten Zeiten von Innocenz 3.; und als Decretalen-Sammlungen kommen nur vor: X. Alani (bey einer einzigen Decretale, welche in die bekannteren Compilationen nicht übergegangen ist), hauptsächlich aber X. 1. 2. 3. Bey denjenigen späteren Stücken, welchen von dem eben genannten Papste herrühren, wird X. 4. nicht genannt; sie werden als einzelne Extravaganten mit den Anfangsworten und da, wo es paßt, zugleich mit Verweisung auf das Concilium v. §. 1215

angeführt. Da nun Honor. 3. gar nicht, jedoch gegen das Ende des Buches 'Innocentii tertii felix recordatio' erwähnt wird, so kann die Abfassung füglich nur in die letzte Lebenszeit von Innocenz 3. und in die nächste Zeit nach dessen Tode gehören. Auch auf die Jahreszahl 1214, in einem Accusations = Libelle in der ersten Hälfte des Werkes, ist wenigstens einiges Gewicht zu legen; man darf, zumahl mit Rücksicht auf die übrigen, so eben erwähnten Umstände, als höchst wahrscheinlich betrachten, daß der so bezeichnete Zeitpunkt dem Augenblicke des Schreibens nahe gelegen habe. — Wollte man nun hiermit den Text zusammen halten, welcher sich in mehren anderen, mit den oben genannten Ausgaben im Ganzen überein stimmenden Manuscripten *) findet, so würde freylich schon darnach sich zeigen lassen, daß dieses neuere Buch keine von Lancred selbst herrührende Umarbeitung enthalte. Es würde namentlich schon eine

*) Dahin die beiden oben genannten: die Bienersche Hdschr. und die Hdschr. in der Stadt-Bibl. zu Frankfurt. Außerdem sind folgende, hierher gehörende verglichen worden: eine zweyte in der Stadtbibl. zu Frankfurt, 1547, eine andere in der Stadtbibl. zu Hamburg, zwey in der königl. Bibliothek zu München, 213 u. 358, endlich ein Manuscript in der Landesbibl. zu Cassel (ehemahls in Frislar), welches indes erst nach Vollendung des Druckes dem Herausgeber bekannt wurde. — Beyläufig ist hier auch die deutsche, aus einem Manuscripte der vorliegenden Gattung entnommene Übersetzung zu erwähnen, welche vormahls Gottsched besessen hat. (S. v. Savigny a. a. D. S. 115). Sie befindet sich jetzt in der königl. Bibl. zu Dresden. Der Übersetzer gibt häufig Worte ohne Sinn. So z. B. in einer Glosse: (Dicit magister in principio, quod de processu iudicis non est praesumendum, nisi quatenus legitimis constiterit documentis. Man vergl. c. 11. X. de probat.) 'Sagt der maister im anefang, daß nit fürzeneme ist von dem fürfaren des richters, nur als es bestet nach ordenlicher Iere.'

einfache Vergleichung der verschiedenen Gestalten des Werkes wohl auf einen jeden Unbefangenen den Totaleindruck machen, daß in der älteren Form die Arbeit eines Autors liege, der im Zusammenhange schrieb, während die spätere Überarbeitung durchgängig Einschüßel und Änderungen von fremder Hand hervor treten lasse. Aber das nöthige nähere Eingehen in die Sache wird noch durch eine andere, glücklicher Weise uns erhaltene Bearbeitung des Buches, welche zwischen dem ursprünglichen Werke und jener späteren Arbeit in der Mitte liegt, gar sehr erleichtert und sicher gestellt. Eine Handschrift in der Univ. Bibliothek zu Leipzig (1000, bey Feller S. 344), ferner ein großer Theil der Ausgabe v. S. 1515 (wo statt Tancred's Namen Jo. de blauasco genannt wird; s. v. Savigny, a. a. D. S. 112) liefern einen Text, in welchem Tancred's erste Arbeit mit vielen, schon vor der Decretalen-Sammlung Gregors gemachten Zusätzen, und mit einzelnen Änderungen versehen ist; und diese Umarbeitung ist wieder die Grundlage des Buches, welches nach jener Decretalen-Sammlung entstand und nur durch neue Zusätze und einzelne Abweichungen sich unterscheidet. Es muß also zunächst auf jene Rf. 1. *) Rücksicht genommen werden. In derselben haben schon die Einschaltungen das Auffallende, daß sie nicht selten die ursprüngliche Darstellung auf eine unbequeme Weise unterbrechen; es wird sogar Einiges wiederholt, was Tancred an einer passenderen Stelle bereits gesagt hatte, so daß es hier nun doppelt vorkommt. Schon darnach würde man nicht füglich annehmen können, daß Tancred selbst auf eine

*) Mit 'Rf. 1. und Rf. 2.' (Reformatio prima, ref. secunda) sind in der vorliegenden Ausgabe die erwähnten beiden Bearbeitungen bezeichnet worden. So auch hier.

solche Weise umgearbeitet habe. Hiernächst finden sich aber auch einzelne Änderungen in der Art der Darstellung, bey denen man nothwendig an einen anderen Urheber denken muß. So sind in einigen Stellen, wo Lancred die Autorität bestimmter älterer Rechtslehrer genannt hatte, diese Namen weggelassen worden, so daß die Angabe unnöthiger Weise eine minder genaue ist. Statt einer Erwähnung, daß Lancred als Augenzeuge bey der Publication von Sentenzen in Bologna und in Rom zugegen gewesen sey, wird unbestimmter gesagt: *Hoc saepe factum est in civit. Bonon. . . . et a papa in curia Rom., cum Innocent. tert. . . . ferebat sententias* *). Da wo in dem älteren Buche die erläuternden Beyspiele mit den Namen von Bologna und anderen italiänischen Orten bezeichnet waren, stehen die Namen französischer Orte; und wenn man auch füglich annehmen darf, daß Lancred schon in seiner ersten Arbeit dergleichen Beyspiele nach Frankreich hätte verlegen können, so ist doch gewis nicht daran zu denken, daß er bey einer eigenen Umarbeitung jene Veränderung vorgenommen haben möge. Ferner ist in den Citaten zwar einiges Wenige, zum Theil passend hinzu gefügt, aber mehrere Allegate sind weggelassen worden, bey welchen einem Dritten etwa unklar seyn mochte, weshalb sie angeführt seyen **).

*) Bey einigen anderen Stellen würde man, wenn dem ursprünglichen Verf. die Umarbeitung beygelegt werden sollte, fast zu der seltsamen Annahme genöthigt seyn, daß er dabey ein schlechtes Manuscript seines eigenen Buches gebraucht habe. — Aus Bandinus ist in der Rf. 1. Quadius geworden.

***) Dahin u. a. verschiedene Stellen, bey denen Lancred Glossen vor Augen gehabt und gewis auf diese hatte verweisen wollen.

Weniger Gewicht mag darauf gelegt werden, daß bey einer Art der Zugaben, welche überall vorkommt und den Umfang des Ganzen am meisten ausgedehnt hat, nämlich bey der Angabe der Worte aus den Quellen oder des Inhaltes derselben in einer freyern Form, vieles Ungehörige geschehen ist; denn ob das Alles dem Urheber der neuen Arbeit beyzumessen oder aus späteren Zusätzen hervor gegangen sey, steht dahin. Aber entscheidend ist die äußerst unvollständige Benutzung der neueren Decretalen. Es wird zwar da, wo Tancred einzelne Stücke aus den letzten Jahren von Innocenz 3. ohne Erwähnung der vierten Compilation angeführt hatte, diese meistens und zwar ganz richtig citiert; allein von den Decretalen Honor's 3. ist gar nicht die Rede *); und doch kann die Arbeit nicht vor dem J. 1225 gemacht seyn, denn diese Zahl ist in dem oben gedachten Accusationslibelle an die Stelle von 1214 gekommen. Es liegt am Tage, daß Tancred nach allen seinen Verhältnissen, insbesondere auch nach seiner Verbindung mit der päpstlichen Curie**), gerade das Neue, was ihm so nahe lag, unmöglich hätte übergehen können***). —

*) Der Herausgeber hat vormahls in einem Progr. de libello, quem Tancred. Bon. de iudicior. ord. composuit. Götting. 1838. p. 7 angegeben, daß in der Rf. 1. Einiges von Honor 3. erwähnt werde. Eine wiederholte Untersuchung hat indes erwiesen, daß diese Behauptung auf einem Irrthume beruhte. In der Leipz. Hdschr. 1000 findet sich zwar das Citat einer Decretale jenes Papstes mitten im Texte; aber es ist ein Emblem aus einer späteren Zeit, an einer radierten Stelle.

**) S. v. Savigny a. a. D. S. 108 — c. 20. X. de iudic. v. J. 1224.

***) Gerade dieses durchgreifende Argument würde man entbehren wenn die Rf. 1. gänzlich verloren gegangen wäre; denn in der Rf. 2. sind die Decretalen Honor's 3. überall angeführt worden. Es ist ein Fall, bey welchem

Ist nun nach dem Allen undenkbar, daß diese Rf. 1. von ihm herrühre, so ergibt sich auch leicht, daß die Rf. 2. ihm eben so wenig beygelegt werden darf; sie ist eine Wiederholung jener ersten Umarbeitung, mit manchen neuen Zusätzen und einzelnen Änderungen. Hätte Tancred in einer eigenen neuen Ausgabe, wie von dem Vf. der Rf. 2. geschehen ist, die Decretalen von den Jahren 1216 bis 1234 nachtragen und statt der Verweisung auf die älteren Compilationen die Citate in Gemäßheit der Gregorischen Sammlung ändern wollen; so würde er denn doch ohne Zweifel seine Umarbeitung nicht an ein fremdes Nachwerk, an die Rf. 1. angeknüpft haben *). — Mit dieser ganzen Ansicht der Sache stimmen denn auch die stillschweigenden und ausdrücklichen Zeugnisse, welche durch Bartholomäus Brixensis und durch Johannes Andrea auf uns gekommen sind, vollkommen überein. Bartholomäus hat in dem Buche, welches er als eine neue Ausgabe von Tancreds Arbeit ankündigt**), seine Änderungen fast lediglich darauf beschränkt, daß er statt der älteren Citierweise bey den Decretalen auf die Sammlung Gregors verweist, nicht einmahl überall die Veränderungen

man recht eindringlich daran erinnert wird, daß der Sicherheit, mit welcher man aus der Ferne die Vorzeit beurtheilen zu können glaubt, so häufig die teuflische Erleichterung zur Seite steht, welche darin liegt, daß einzelne Züge des ehemahligen Bildes erloschen sind.

*) Die Ungewisheit, ob Tancred das J. 1234 überlebt habe, ist absichtlich nicht benutzt worden, weil durch den bloßen Zweifel über die Zeit seines Todes für die vorliegende Untersuchung nichts gewonnen seyn würde.

**) Er beginnt mit den Worten: 'Quoniam ad imitationem maiorum in minimis imminet correctio facienda, idcirco ego Barth. Brix. libellum iudicarium quondam a magistro Tancr. compositum duxi pro viribus reformandum.'

sorgfältig beachtend *); den eigentlichen Text des echten Buches wiederholt er, mit sehr wenigen Ausnahmen, in der Maße, daß Johannes Andrea (in den Additionen zu Durante's Spec.) in Beziehung auf jene Darstellung, welche Tancred ursprünglich geliefert hat, völlig wahrheitsgemäß sagen konnte: 'Barth. Brix. hunc librum solum in antiquarum compilationum allegationibus reformavit, reliqua ponens ad literam **), omisso tamen Tancredi prooemio' und ferner: 'sit autem notum, quod ubicumque allego Tancred. in ordine iudiciario, submittere possem Barth. Br.' Daß nun Bartholomäus nur die älteste Gestalt des *ordo iudiciarius* vor Augen gehabt, daß er nur diese für Tancred's Arbeit gehalten hat, bedarf darnach keines specielleren Beweises; es liegt dieser geradezu in der wörtlichen Beybehaltung des Buches, welches er mit Tancred's Namen bezeichnet. Daß

*) Man darf freylich nicht nach einem einzelnen Codex urtheilen wollen, wie viel oder wie wenig Barth. dabey gethan habe; denn gerade bey den Citaten der Decretalen ist in seinem Buche manche Verschiedenheit in den Lesarten, und zwar höchst wahrscheinlich deshalb, weil Barth. seine Änderungen durch Correcturen zu einem Manuscripte des Tancred hinzu fügte, wornach denn die Abschreiber das eine und andere unrichtig behandelt, auch von fremden Randbemerkungen in jüngeren Handschriften Einzelnes aufgenommen haben mögen. — Der Herausgeber hat verglichen: die Hdschr. in Erlangen (s. v. Savigny, a. a. D. S. 114), eine andere in der Univ. Bibl. zu Halle, eine dritte in der Univ. Bibl. zu Leipzig, 923, eine vierte in der Univ. Bibl. zu Strasburg, A. 116., und nach vollendetem Drucke eine fünfte in der Landesbibl. zu Cassel, in demselben Bande, in welchem sich das oben (Anm. 1) erwähnte Mscrpt. der Kl. 2. befindet.

**) Die älteren Hdschr. (in Erlangen, Halle, Cassel) bestätigen dieses Zeugnis sehr genügend; die jüngeren, minder guten (in Leipzig, Strasburg) haben viele Fehler und manche willkürliche Änderung des Ausdrucks.

aber Johannes Andrea, bey genauer Kunde dieses Werkes, ebenfalls unter dem *ordo iudiciarius* nichts anderes sich dachte, als jene ursprüngliche Arbeit, das wird nicht nur durch jenes allgemeine, mit der Sache völlig überein stimmende Zeugnis, sondern daneben auch durch die vielen einzelnen Nachweisungen bestätigt, durch welche in den Additionen genau gezeigt worden ist, wie die Worte und die Citate aus Tancred in das *Speculum* übergegangen sind*). Die Noten der jetzigen Ausgabe des *ordo iud.* bezeichnen diese Nachweisungen**), und dabey zugleich den wichtigen Umstand, daß manche derselben lediglich auf die Urgestalt des *ordo iud.* bezogen werden kann***), keine aber so beschaffen ist, daß man an die späteren Umarbeitungen (Rf. 1. 2.) denken müßte. Und mit dieser Aufklärung der Sachlage darf ferner gewis als eine unbedenkliche Behauptung verbunden werden, daß, wenn von Tancred eine eigene Umarbeitung ausgegangen

*) Ein einzelnes Beyspiel möge den Grad dieser Genauigkeit hervor heben. Tancred schließt den Titel *de exhib. instrument.* mit der Bemerkung, es könne auf ein Argument aus einer dort angeführten Decretale '*congrue responderi.*' Johannes Andrea (ad Durant. spec. lib. 2. p. 2. tit. de instrum. edit. §. 8. num. 20. in v. olim nach der Frankf. Ausg. von 1592) bezeugt ausdrücklich, daß T. eben diese Worte dort gebraucht habe. Ähnliches findet sich öfter.

**) In der eben (Anm. *) erwähnten Frankf. Ausg. sind einige von diesen Stellen gewissermaßen verschwunden, indem statt 't.' oder 'tan.' (Tancred) hin und wieder 'tit. tam. tamen' sich eingeschlichen haben. Die richtigeren Lesarten sind hauptsächlich aus zwey älteren Ausgaben (Mailand 1478. und Nürnberg 1486.) entlehnt worden.

***) So z. B. sind die in der Anm. * angeführten Worte '*congrue resp.*' in die Rf. 1. und folgeweise in die Rf. 2. nicht übergegangen.

wäre, eine solche neue Ausgabe des berühmten Buches dem Bartholomäus und dem Joh. Andrea nicht hätte entgehen und nicht von ihnen übergangen werden können. — Nach dem allen wird nun die bereits oben angedeutete Ansicht, welche nach früheren Untersuchungen als die genaueste betrachtet werden mochte, zwar noch näher zu erwähnen, dabey aber in der Kürze der Widerlegung keine Unbescheidenheit zu finden seyn. Sene Ansicht ging dahin: 'es liege in der sehr alten und guten Bienenerschen Handschrift, (welche allerdings schon in das 13te Jahrh. gehört) der echte Text des Tancred, und die Vergleichung dieses Textes mit dem Buche des Bartholomäus ergebe, daß dieser nur willkürlich abgekürzt und geändert, somit auch in Beziehung auf die Citate aus der Gregorischen Decretalen-Sammlung, weil diese Citierweise schon in Tancred's eigenem Werke beachtet sey, eine unnütze, zwecklose Arbeit geliefert habe. Die Angabe des Joh. Andrea sey demnach unrichtig; er habe offenbar nicht beide Werke zugleich vor Augen gehabt, sondern sein Urtheil theils aus ungenauen Erinnerungen, theils aus bloßer Vermuthung gebildet' (v. Savigny a. a. D. S. 114 ff.). Durch das Obige ist hiergegen klar geworden, daß die Zusammenstellung der Arbeit des Bartholomäus mit dem Inhalte einer einzelnen Handschrift der Rf. 2. kein richtiges Resultat liefern konnte, indem dabey das echte Buch Tancred's unbeachtet blieb. Was aber Joh. Andrea behauptet hat, erscheint jetzt völlig gerechtfertigt; in seinen Additionen liegen zahlreiche Beweise, daß er den echten Tancred vor Augen gehabt und sehr genau verglichen hat; er bezeugt darnach mit vollem Rechte, daß Bartholomäus zwar die Citierweise der Decretalen geändert, im Übrigen aber gar nicht umgearbeitet habe.

Was ferner das Verfahren betrifft, welches bey den Umbildungen eingetreten ist, so läßt es sich mindestens mit großer Wahrscheinlichkeit bezeichnen. Der Verf. der Rf. 1. fügte seine Zusätze und Änderungen am Rande eines, den echten Text enthaltenden Manuscriptes hinzu; es blieb dabey der Name Tancred. ordo iud.; es sollte ein Tancred mit Noten und Verbesserungen seyn. In den Abschriften erschien aber das ursprüngliche Buch mit den Zugaben in der Form eines zusammen hängenden Textes und durch die Schuld der Abschreiber kam hin und wieder auch ein Einschiebssel an eine Stelle, für welche es der Vf. nicht bestimmt hatte. Das- selbe geschah nachher ebenfalls bey der Reform. 2. Nicht selten wurde ferner bey den Abschriften eine einzelne Änderung übersehen; und andererseits gingen wieder neue Marginal-Noten Anderer aus diesem oder jenem einzelnen Manuscripte in jüngere Codices hinüber. Daher in den Handschriften der Rf. 2. ungemein viele Verschiedenheiten. Es ist ein Hergang, mit welchem auch folgende in das 15te und 16te Jahrh. gehörende Erscheinungen verglichen zu werden verdienen. Der oben genannte Leipz. Cod. 1000. enthält neben der Rf. 1. auf dem Rande der ersten Blätter mehrere Zusätze der Rf. 2., welche von einer späteren Hand aus einem Manuscripte dieser Rf. 2. nachgetragen sind. Wären bey einer neuen Abschrift diese Nachträge in den Text gekommen, so würde man Manuscripte haben können, welche theilweise die Rf. 2. und im Übrigen die Rf. 1. enthielten. Ein solches Gemisch liegt in der That in der Ausgabe vom J. 1515; in der Mitte folgt sie der Rf. 2.; im Anfange und am Ende gibt sie den Text der Rf. 1., wobey nur zum Theil die Zahlen der älteren Decretalen-Sammlungen weggelassen sind. Der Abdruck mag aus

einem Manuscripte hervor gegangen seyn, an dessen Rande wohl durchgängig die Zusätze der Rf. 2. hinzu gefügt, aber, minder gut geschrieben als der Text, durch irgend einen Zufall, z. B. Feuchtigkeit, welche den Anfang und das Ende des Bandes vorzugsweise ergriffen hatte, unleserlich geworden waren. In der Ausgabe v. J. 1565 finden sich Einschüßel, welche in den gewöhnlichen Manuscripten gar nicht vorkommen; und der Editor sagt selbst, daß er am Rande einer Handschrift Zusätze gefunden, diese aber für Theile des Buches gehalten und darnach (ohne nähere Bezeichnung) behandelt habe. In der Ausgabe v. J. 1584 sind sogar die Noten vom Rande der Ed. v. J. 1545 in den Text hinüber gegangen, so daß darnach u. a. Bartolus mitten in Tancred's angeblichem Buche citiert wird. — Daß aber bey dem Allen die wahren Verhältnisse nicht früher zur Sprache gekommen sind, ist freylich auf den ersten Anblick bey einem so häufig genannten Buche in einem hohen Grade auffallend. Allein in der älteren Zeit, wo etwa die Aufklärung leichter gewesen wäre, mögen da, wo Bartholomäus Brix. und nachmahls Joh. Andrea gearbeitet haben, die Handschriften der Rf. 1. 2. gar wohl gänzlich unbekannt gewesen seyn; und andererseits waren an den Orten, wo man diese letzteren unter Tancred's Namen gelten ließ, die Manuscripte des echten, aber kürzeren Buches vielleicht in Vergessenheit gerathen *). Späterhin hat es an einer

*) So hat auch der unbekante Vf. der Glossen zum Tancred (s. v. Savigny, a. a. D. S. 116) die Rf. 1. oder die Rf. 2. für das echte Werk gehalten. Seine Arbeit, welche der Herausgeber nach dem Hamburger Codex (s. oben S. 1068 Anm.) und nach der deutschen Übersetzung in der Dresd. Hdschr. (ebend.) verglichen hat, ist nicht von großer Bedeutung. Auch besteht sie meistens

Untersuchung wohl nur um deswillen gefehlt, weil überhaupt die Gattung der Studien, auf welche es dabey ankam, während geraumer Zeit gar sehr versäumt wurde. — So weit von dem, was vor der jetzigen Ausgabe liegt. Diese gibt natürlich den Text, welcher wirklich von Tancred herrührt. Bey der großen Übereinstimmung der hierher gehörenden Handschriften*) (auch in der Wiederholung, welche Bartholomäus darbietet**) sind nur in wenigen Stellen einige, nicht einmahl erhebliche Zweifel geblieben; und somit ist für die Angabe erheblicher Varianten kein großer Raum in den Anmerkungen erforderlich gewesen. In diesen findet man zugleich das, was von den wenigen Änderungen und Zusätzen in dem Buche des Bartholomäus, imgleichen alles, was von den Rf. 1. 2. oder auch aus einzelnen Manuscripten derselben aufbewahrt zu werden verdiente.

Die Aufnahme der Schriften von Pillius und Gratia beruhet darauf, daß Tancred jenen als den Autor bezeichnet, welchen er in vielen Puncten befolgen wolle (*‘in his praecipue casibus, quibus secundum ius civile est in foro ecclesiae procedendum’*) und auf der anderen Seite Gratia die Absicht an den Tag legt, zu Tancred's Buche Supplemente zu geben; er sagt: *‘quae per ipsum (Tancred.) fuerunt expedita, vix aut numquam hic invenies iterata.’*

Bey Pillius konnte die einzige, höchst fehlerhafte Ausgabe (v. Gobler, Basel 1543) nur wenig gebraucht werden. Der Herausgeber hat die Grundlage des Textes, aus der im Ganzen guten Bam-

aus solchen Bemerkungen, welche nicht zum Proceßrechte gehören.

*) Bamb. D. II. 21. Basel. C. I. 13. Leipz. 928. 975.

***) S. indes oben S. 1073 Anm. **

berger Handschrift (D. II. 21.) genommen, welche unmittelbar zu benutzen vergönnt war. Es haben indes hin und wieder andere Lesarten, insbesondere aus den beiden Manuscripten in Paris (s. v. Savigny, a. a. D. Th. 4. S. 294), nach einer durch Herrn Fr. Dübner dort angefertigten Copie, vorgezogen werden müssen. Die Anmerkungen geben darüber Auskunft. — Übrigens steht hier die Sache nicht so sicher, als bey Tancred's Buche. Wenn gleich nämlich im Allgemeinen kein Zweifel ist, daß die Arbeit des Willius wirklich vorliegt, wofür auch in Ansehung mehrerer einzelner Stellen genügende Zeugnisse haben angeführt werden können, so hat doch das Daseyn verschiedener Einschiebsel anerkannt werden müssen; und es steht dahin, ob der Herausgeber das Glück gehabt hat, alles Unehchte zu entdecken.

Gratia's Buch, meistens auf Erläuterung der Formen gerichtet, wird hier zum ersten Mahle und zwar aus dem Bamberger Codex (D. II. 16.) geliefert. Da in dieser Handschrift manche den Sinn störende Fehler vorkommen, so haben an vielen Stellen kleinere oder größere Emendationen versucht werden müssen. Durch die Aufnahme derselben in den Text ist die Sicherheit nicht gefährdet, es sind die Lesarten des Manuscriptes in den Anmerkungen aufbewahrt worden.

Zur Aufklärung des Inhaltes der drey Werke, ingleichen dessen, was neben Tancred's Buche in den Rf. 1. 2. vorkommt, hat der Herausgeber manche Verweisungen hinzu gefügt, und zu dem Ende insbesondere viele Stellen der glossae ordinariae benützt. Er glaubt dabey so gewählt zu haben, daß in den Citaten, der Sache nach, keine Anachronismen liegen. Mit Rücksicht auf diese Berechnung hat u. a. auch Rosfredus zu einigen

Stellen des Pillius angeführt werden dürfen. — Was dagegen, über den Inhalt der Bücher hinaus gehend, anderweit für Dogmen-Geschichte und Dogmatik sich hätte anknüpfen lassen, ist nicht berührt worden, weil dabey eine angemessene und bestimmte Grenze fest zu halten unmöglich gewesen wäre. — Auch bey der gegenwärtigen Anzeige hat es nicht die Absicht seyn können, neben dem Obigen auszuführen, welche Bedeutung für das Studium des Proceß-Rechts dem minder gleichförmigen Buche des Legisten Pillius, und, was die beiden Canonisten betrifft, der sorgfältig durchgeführten Darstellung Tancred's und Gratias fragmentarischen, zum Theil flüchtig verfaßten Nachträgen beyzulegen sey.

Außer einem Sach-, Namen- und Wort-Register ist ein Verzeichnis der *leges et canones* (diese Worte in dem Sprachgebrauche der Glossatoren genommen) in der Berechnung geliefert worden, daß dadurch zugleich die Verbindung mit anderen Werken der Rechtslehrer des Mittelalters erleichtert werden solle.

Wie sehr übrigens der Herausgeber den Männern, welche ihn durch Mittheilung der Manuscripte und einzelner seltener gedruckter Bücher unterstützt haben, zu dem wärmsten Danke verpflichtet ist, muß auch an dieser Stelle ausgesprochen werden. Hätte er nicht für die Bearbeitung des Tancred eine Mehrzahl von Handschriften eine geraume Zeit lang an seinem Wohnorte benutzen können, so würde ihm unmöglich gewesen seyn, den vorliegenden Beitrag zur Sicherstellung der Studien des Proceßrechts erscheinen zu lassen.

Fr. Bergmann.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 9. Julius 1842.

Zachariä's Probe einer Handschrift der Basiliken.

Herr Prof. Zachariä in Heidelberg, der Sohn des dortigen Herrn Geh. Rath's, hat, schon als Privatdocent, zuerst in seiner *historia juris graeco romani*, versteht sich ganz kurz, dann in seiner Reise nach dem Orient, ausführlich, von einer bisher ganz unbenutzten, palimpsesten (gegen das auch hier oft gebrauchte Wort: *rescribiert*, muß auch hier Verwahrung eingelegt werden) Handschrift der Basiliken vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Buche, die er in Constantinopel in dem Patriarchate von Jerusalem, und zwar in der Bibliothek des heiligen Grabes, gefunden hat, Nachricht gegeben. Dieser zu Folge war ihm nicht nur erlaubt worden, Versuche mit Wiederherstellung der alten Schrift anzustellen, sondern durch Vermittelung der k. österreichischen Gesandtschaft, da sich das großherzogl. badische Ministerium der Sache annahm, ward ihm sogar die Handschrift nach Heidelberg nachgeschickt, die vieles Unge-

druckte, namentlich Scholien, enthält, und diese sind bekanntlich bey den Basiliken um so wichtiger, da sie aus älteren Werken, bis auf Justinian zurück, herkommen. Mit der Entzifferung, die besonders bey den sehr klein geschriebenen Scholien Schwierigkeit hat, ist nun Hr Prof. Zachariä schon weit vorgeschritten, wobey ihm chemische Mittel behilflich waren, über deren Verhältnis zu den von Blume gebrauchten, dem Unterz. kein Urtheil zu steht. Eher möchte er, zur Entschuldigung des, nicht bloß im Kloster Bobbio, so häufigen Benützens einer Handschrift zu einer neuen, überhaupt, und nicht gerade in dem gegenwärtigen Falle, wo die Basiliken dem Harmenopulus hatten weichen müssen, anführen, die alte Handschrift sey ja wohl oft von Anfang an fehlerhaft, oder durch einen Zufall schon vor der neuen verdorben, oder durch eine bessere entbehrlich, oder endlich unvollständig geworden. Letzteres möchte hier der Fall seyn, da die hier beschriebene Basiliken Handschrift mit anderen in der Pariser Bibliothek befindlichen Stücken zusammen zu gehören scheint. Von ihr hat nun in diesem Jahre, bey Gelegenheit seiner Professur, der Herausgeber eine Probe in gr. Quart auf X und 28 Seiten, von welchen letzteren die zehn ersten im Format der älteren Handschrift, in Folio, so daß die fünf Blätter eingeschlagen werden müssen, das Griechische in einer Art Facsimile liefern, den ersten Titel (de institoria actione) des achtzehnten Buches mit einer von ihm gemachten lateinischen Übersetzung und eigenen theils mit Zahlen bezeichneten critischen, theils mit Buchstaben bezeichneten erläuternden, Anmerkungen drucken lassen. Daß die Zeilen hier wie bey Neuern gewöhnlich linea heißen statt versus, da linea bey den Alten so viel ist als Richtung, bemerkt der Unterz.

auch um sein eigenes Gewissen zu erleichtern, da er noch in seiner neuesten Rechtsgeschichte denselben Fehler begangen hat, wovon er aber aus dem eben erst erschienenen Hefte einer Zeitschrift sieht, daß seine Befolgung der Vorschrift, wenn man sich bekehre, solle man auch seine Brüder stärken, Etwas geholfen hat. Der Titel dieser Probe ist denn, wie bey solchen Gelegenheitschriften sehr oft, verhältnismäßig lang, da er theils die Beschreibung und den Werth der Handschrift (also wie man sagt: objectiv) theils die Herausgabe (subjectiv) andeutet. Er heißt: *Ανεκδοτων*. | Lib. XVIII Tit. 1 Basilicorum | cum scholiis antiquis. | — Specimen | codicis palimpsesti Constantinopolitani | bibliothecae S. Sepulcri | qui solus libb. XV — (weniger zweydeutig ist Kästner's . . .) XVIII Basilicorum integros cum scholiis continet, | muneris professoris extraordinarii | in academia Ruperto Carolina | rite capessendi causa | edidit | prolegomenis, versione latina et annotationibus | illustravit | CAR. EDUAR. ZACHARIAE | I. U. D., collegii Ictorum Heidelbergensium Assessor, Instituti | Archaeologici Romani socius. Die bey einer Anzeige seltene Bemerkung der Zeilenabtheilung ersetzt die Commaß, welche oft in Recensionen hinein corrigiert werden, und welche hier, meist wenn keine neue Zeile anfängt, doch auch da stehen. Da hier von Zeilen die Rede ist und diese oft auch Reihen heißen, so sey es erlaubt, eine Kleinigkeit zu erwähnen, die auf einem lächerlichen Mißverständnisse beruht. In einer französischen Übersetzung von Savigny's zehntem Mai, sind die von Blume entdeckten drey, genauer vier, Reihen (*series*) in den größern Digesten Titeln in *lignes* verwandelt, wo für die Bewunderung

dieser Entdeckung wohl niemand sehr gerühmt zu werden verdiente. Hugo.

K i e l.

1841. Specimen epigraphicum in memoriam Olai Kellermanni edidit Otto Jahn. Accedit tabula lithogr. XXVIII u. 157 Seiten in Octav.

Dlaus Christian Kellermann, geb. zu Kopenhagen den 27. März 1805, studierte von 1826—1831 zu Kopenhagen, Kiel und München und begab sich, durch ein Reifestipendium von dem Könige von Dänemark unterstützt, theils seiner Studien, theils seiner schwachen Gesundheit wegen, nach Italien, wo er sich bald ganz dem Studium der römischen Epigraphik widmete, und sich vorzüglich durch seinen Eifer für diese Wissenschaft nicht nur die warme Theilnahme der damahls in Italien sich aufhaltenden deutschen Gelehrten, unter denen Gerhard und Bunsen die bedeutendsten und einflußreichsten waren, sondern auch die kräftige Unterstützung italiänischer Alterthumsforscher namentlich Borghesi's erwarb. Aufgemuntert und zum Theil wesentlich unterstützt von diesen seinen Freunden entschloß er sich, ein neues vollständiges Corpus inscriptionum latinarum zu veranstalten, welches von allen falschen Inschriften rein gehalten werden, und die echten, wo möglich nach den Originalen selbst enthalten sollte. Als Probe seiner epigraphischen Studien ließ er 1835 seine 'Vigilum Romanorum latercula duo Caelimontana, magnam partem militiae Romanae explicantia' erscheinen und reisete darauf nach Haus, um sich dort und in Deutschland die Geldmittel zur Ausführung seines großen Vorhabens zu verschaffen. Unterstützt von den Akademien zu Kopenhagen und

Berlin kehrte er zu Anfang des Jahres 1837 über München nach Rom zurück, wo er theils an seinem *Corpus inscriptionum latinarum*, theils an einer Bearbeitung der von Franc. Lanza gesammelten dalmatischen Inschriften so eifrig arbeitete, daß er, selbst als die Cholera Rom heimsuchte, sich diesen Arbeiten nicht entziehen wollte und so den 1. Sept. 1837 eine Beute dieser Seuche wurde, die ihn schon bey seinem letzten Aufenthalte in München längere Zeit an das Krankenlager gefesselt hatte. Sein Tod brachte den ganzen Plan ins Stocken, und alle seine Vorarbeiten würden ganz vergeblich gewesen seyn, wenn nicht Hr Dr Jahn, der im J. 1838 nach Rom kam, Kellermann's sämtliche epigraphische Papiere an sich gekauft und zugleich sich entschlossen hätte, dieselben zur Herausgabe vorzubereiten. Freylich wird nun aus dem *Corpus inscriptionum latinarum* vorläufig nichts werden; aber es ist doch die Hoffnung da, bald die von Kellermann und seinen Freunden abgeschriebenen Inschriften, mit den in den großen *Thesauris* fehlenden in einer würdig ausgestatteten und volles Vertrauen verdienenden Sammlung vereinigt zu sehen. Ein Vorläufer dieser Sammlung ist das vorliegende *specimen epigraphicum*, das Hr Dr Jahn einem der Hauptbeförderer von Kellermann's Studien, dem Hn Prof. Gerhard gewidmet hat. Es enthält außer einem Vorworte des Herausgebers die einzige ungedruckte, vollendete Abhandlung Kellermann's über ein vor wenigen Jahren zu Cumä aufgefundenes, in Steindruck beygefügtes Fragment eines *Calendarium*s aus dem letzten Drittel der Regierung des Augustus, einen Abschnitt aus Kellermann's unvollendetem Commentare der dalmatischen Inschriften, über die Accente auf lateinischen Inschriften, und eine große Anzahl

größtentheils unedirter Inschriften, durch deren sorgfältige Erklärung der Herausgeber seine Befugnis zur Bearbeitung des Kellermannschen Nachlasses vollkommen bethätigt. Aus mehrfachen Gründen wählte der Verfasser hierbey solche Inschriften aus, die sich unter dem Kellermannschen Nachlasse nicht fanden, die Inschriften zweyer Columbarien, die erst kürzlich von Campana in Rom entdeckt sind (30 und 230 Inschriften enthaltend) und, als ein Zeichen besonderer Pietät gegen Kellermann, dessen eigene kleine Sammlung lateinischer Inschriften (13 Nummern), die jetzt von dem archäologischen Institute in Rom aufbewahrt wird. Die Abschriften der ersteren waren ihm von Braun, die der letzteren von Ubeke zugesandt.

Die Reichhaltigkeit des Stoffes in der Erklärung dieser Inschriften verwehrt dem Ref. ein genaues Verfolgen derselben, indessen mag doch eine Übersicht der wichtigeren Gegenstände, welche darin abgehandelt werden, hier einen Raum finden. Man trifft hier interessante Bemerkungen über die Societäten zur Erbauung von Grabmählern (Columbarien), deren Curatoren, die Sortes u. s. w. (S. 59), über die ollae in den Columbarien und deren Verkauf (S. 69), über die Beziehung des Priapus zu den Grabmählern (S. 62 und 141), über die Bezeichnung der Lebenden und Verstorbenen durch V. und O. (S. 54), über die lusores in grege aliquo (die Schauspieler, Mimen einer Truppe), den Stupidus, Derisor u. dergl. (S. 87 u. 144), über cum und a mit dem Accusative und ähnliche Verstöße gegen Grammatik auf Inschriften (S. 84), über den Dativ eni der griechischen Feminina der ersten Declination z. B. Tycheni, Aphroditeni, Euterpeni (S. 72), über die Flexion der griechischen Frauennamen auf is, die auf

römischen Inschriften oft den Genitiv *inis* annehmen, wo er im Griechischen *ιδος* und *εως* lautet, z. B. *Helpinis*, *Graphinis*, *Heuresinis**), *Damalinis* (S. 89). Alle diese Bemerkungen sind von zahlreichen Beweisstellen begleitet, unter denen etwa 50 unedierte oder besser copierte Inschriften aus dem Kellermannschen Nachlasse und des Verfs eigener Sammlung sich finden. Der letzte dieser Inschriften (S. 146) fügt der Verf. die Bemerkung bey: ‘*Quodsi jam alibi edita est, id quod in aliis fortasse etiam locum habet, quas ineditas putavi, ignoscet lector aequus, si reputaverit, quantum sit, in hisce litteris nihil praetervidisse.*’ Die Wahrheit dieser Bemerkung bestätigt gerade die Inschrift, welcher er sie beyfügt; sie findet sich abgedruckt bey Muratori 1458, 4 (in museo Card. Alex. Albani).

Noch möge es dem Ref. erlaubt seyn, zwey der gegebenen Inschriften hier zu berühren, deren Erklärung ihm nicht genügt. Die erste ist S. 27. nr. 23:

EGO SVM L. LVTATIVS PACCIVS || THVRARIVS DE FAMILIA || REGE MITHREDATIS. Nach Erklärung des Wortes *Thurarius* fährt der Verf. fort: ‘*REGE quid sit, nescio, nam de rege Mithridate hic non esse cogitandum, certum mihi videtur.*’ Ref. ist anderer Meinung. Freylich ist hier wohl nicht von dem pontischen Mithridates dem Großen die Rede; aber warum sollte nicht L. Lutatius Paccius vor seiner Freylassung, welche durch römischen Namen

*) Ref. sah kürzlich auf einer aus Utica stammenden unedirten Inschrift des Leydener Museums *HEVRISIDI* und war geneigt diesen Namen als *Compositum* von *Isis* zu deuten. Die Analogie der Form *Heuresinis* möchte aber auf den Nominativ *Ευρησις* hinführen.

in Verbindung mit dem Zufaze DE FAMILIA genugsam bezeichnet wird, ein Slave des iberischen oder des bosporanischen Königs Mithridates gewesen seyn, die unter Caligula und Claudius zu Rom sich aufhielten (Dio Cass. LX, 8; vgl. noch über den parthischen König Meherdates Tac. Ann. XII, 11), und warum sollte er es nicht für eine größere Ehre gehalten haben, sich den Slaven eines Königs, als den Freigelassenen eines unbekanntem Römers zu nennen, in dessen Gewalt er vielleicht bloß deshalb gekommen war, um freigelassen und des römischen Bürgerrechtes theilhaftig zu werden? Über das DE FAMILIA vgl. Orelli inscr. 2851. Der Ablativ REGE ist nichts anderes, als ein Versehen des Steinhauers, ähnlich dem DE VETTIO FELICEM in einer der Inschriften des Verfassers (S. 36. n. 87).

Die andere Inschrift findet sich S. 42. n. 156:

CAELIA. C. L. CAELIA. C. L. ANTIOCHIS
 AGATHIS MVRITIS
 QVAE. FVIT
 CAELI. MELIOR.

Der Verf. bemerkt in Betreff des Wortes MV-
 RITIS: Pro corrupto hoc verbo apographum
 (Braunii) habet MYRTILI. Tamen explica-
 tionem certam hujus tituli dare non ausim. —
 Offenbar ist MYRTILI (sc. olla) richtig und mit
 dem folgenden QVAE FVIT CAELI MELIOR(is)
 zu verbinden; vergl. S. 32. n. 39. — Den Schluß
 bilden ein Index Nominum und ein Index Rerum
 et Verborum. In dem ersteren sind Myrtilus
 und Caelius Melior aus der eben berührten
 Inschrift nachzutragen.

L e i p z i g,

bey Weidmann. 1841. Mauricii Hauptii
Observationes Criticae. 70 Seiten in gr. Octav.

Diese kleine Gelegenheitschrift verdient wegen des Reichthumes ihres Inhaltes wenigstens eine kurze Anzeige in unsern Blättern.

Die Observationes des Hrn Prof. Haupt gehen auch dies Mal vom Catullus aus, der demselben Gelehrten schon mehrfache schätzbare Verbesserungen verdankt. Aber die hier vorgeschlagenen Emendationen geben zugleich zu einer Besprechung mehrerer feineren Punkte der Grammatik Veranlassung, wobey denn auch viele Stellen aus anderen Schriftstellern beleuchtet werden. So spricht Herr Haupt S. 3 sqq. über das angeblich für die bloße Negation gebrauchte nullus; S. 8 sqq. über manere und μένειν cum dativo et accusativo personae; S. 12 sqq. über den, vom Horaz z. B. in den Gedichten gemiedenen Gebrauch, welchen lateinische Dichter von quare als Causalpartikel in orat. recta machen; S. 13 sqq. von der auch bey Lucrez beobachteten Nicht-Elision des alten Genitivs auf ai, wodurch Näfers bekannte Beobachtung erweitert wird; S. 15 sqq. zeigt Herr Haupt umständlich, daß die durch Emendation in drey Stellen des Catullus eingeführte Synekphonesse eines langen und kurzen Vocals (te ibi, quare etiam, ardui ibi) nicht gegen die Gewohnheit der lateinischen Dichter sey; S. 31 sqq. spricht er über die Verbindung dreyer auf gleicher Linie stehenden Wörter durch Copula, wie maria caelum a c terras; S. 32 sqq. über die Nachstellung der Copulativpartikeln, die man einige Mal in den Text des Catull hinein getragen hatte. Diese Untersuchung wird S. 35 durch die Ausführung der Beobach-

tung unterbrochen, daß ac nur in bestimmten Verbindungen, wie simul ac, mit c g q zusammen trifft, namentlich bey Lucretius, Catullus, Virgilius, Ovidius, Propertius. Überhaupt hat Herr Haupt gefunden, daß der Gebrauch von ac bey guten Dichtern nur aus bestimmter Absicht in gewissen Verbindungen zugelassen ist, wie z. B. der Vermeidung einer Kakophonie wegen. Dann wird S. 43 sqq. die Frage nach jener Umstellung der Copulativpartikeln wieder aufgenommen und gezeigt, daß ein Abweichen von der natürlichen Stellung bey den älteren Dichtern nicht nachweisbar ist und erst allmählich diese Freyheit Platz griff. Dies gibt Gelegenheit, sich über einzelne Stellen des Livius Andronicus (?) und Lävius S. 43 sqq., des Ennius und Lucilius S. 45 sqq. auszusprechen. Einen Begriff von der unermüdlischen Ausdauer des Herrn Verfs möge man darin finden, daß er die Gesamtwerke des Ovidius zu diesem Ende mit forschendem Auge gelesen hat, vgl. S. 51 bis 53. Freylich war es nur auf solchem Wege möglich, so bestimmte Resultate in einem rein auf Observation des usus beruhenden Punkte zu erreichen. In den Metamorphosen hat sich D., um nur dies hervor zu heben, ein Umstellen der partic. cop. nirgend erlaubt. Aber bey so mühseliger Ergründung von Einzelheiten hat sich Herr Haupt doch S. 52 in einer bedeutenden Sache versehen, wenn er behauptet, quindecim epistolas quin Ovidius scripserit dubitari non potest. Vorsichtiger wäre quattuordecim zu sehen. Daß Ovid den funfzehnten Brief, ein Product des XV. saec., nicht hat schreiben können, läßt sich mit Evidenz beweisen.

Die Vorbilder der lat. Dichter in jener freyern Stellung der part. cop. sollen nach S. 53 sqq. die alexandrinischen Poeten gewesen seyn. Denn

den Tragikern und Komikern wird sie abgesprochen, wobey manche Stellen derselben berührt werden, aber sicher nicht alle, nicht einmahl alle des Sophokles. Erst Pindar hat sich auch hierin mehr Freyheit genommen, s. S. 59 sqq., bey welcher Nachweisung die Stellung des καί mit σύν, ἄχοι und μέχοι sehr richtig beurtheilt wird. Aber Hr Haupt konnte dieses auch auf ἐπί weiter ausdehnen; man vergleiche Hesiod. opp. 754. Λευγαλέη γὰρ ἐπὶ χρόνον ἔστ' ἐπὶ καὶ τῶ. und Pindar. Pyth. IV, 186 sagt: ἀλλ' ἐπὶ καὶ θανάτῳ Φάρμακον κάλλιστον ἕως ἀρετᾶς ἄλιξιν εὐρέσθαι σύν ἄλλοις. Selbst Pindar kennt die Umstellung nicht in der Ausdehnung wie die lat. Dichter. Spätere Epigrammatisten, die auch ἀλλά nachstellen, haben sie oft. Nach einigen Bemerkungen über Kallimachos und Theokritos bricht Hr Haupt S. 67 dieses satis longum iter per aridas quaestiones et quasi syrtes quasdam grammaticas ab und schließt mit Emendationen des Catullus und Calpurnius.

Unsere Leser werden aus diesem trockenen Umriss ungefähr ersehen, was von Hrn Haupt verhandelt ist; allen Grammatikern ist zu rathen, das Schriftchen selbst zu lesen, um zu sehen, wie es behandelt ist. Eine Beurtheilung im Einzelnen ist uns hier nicht möglich. Aber wohl will ich im Allgemeinen bemerken, daß das Büchlein reich ist an feinen Beobachtungen, die mit gründlicher Umsicht und in einer sehr netten Darstellung vorgebracht werden. Die vorgeschlagenen Emendationen des Catullus sind reiflich von allen Seiten erwogen; überzeugt freylich bin ich doch trotz der umständlichsten Rechtfertigung von manchen nicht. So ist z. B. das im elften Gedicht vorgeschlagene und äußerst gelehrt begründete Gallicum Rhenum, hor-

ribile aequor ultimosque Britannos durchaus nicht ansprechend, wie auch im achten Gedichte *quae te ibi manet vita* gekünstelt ist. Mögen die Freunde des Dichters genauer prüfen: ich spare mir den Raum für ein Paar kleine Ausstellungen.

Auf S. 42 kommt Hr Haupt auf die Spuren des langen *i*, ursprünglich *ei*, in den Handschriften des Cicero. Eine solche Spur entdeckt er in der Rede pro Cluent. XLII, 117 *sicuti et plerique vestrum sciunt*, wo er, weil Cicero nur noch an einer Stelle *sicuti et* (für *etiam*) oder *sicut et* gebraucht zu haben scheint, daß *et* zu tilgen vorschlägt, als aus dem ursprünglichen *sicutei* entstanden. Allein hier hat Hr Haupt eine schlechte Vulgate vor sich gehabt. In den beiden besten Handschriften steht nur *sicuti plerique vestri sciunt*, und ihnen ist Classen in seiner ausgezeichnet tüchtigen Recension der Rede gefolgt. So beruht *sicuti et* in den schlechten Codd. schwerlich auf der alten Orthographie. — S. 54 verbessert Hr Haupt bey Simonid. de mulierr. 75. *αὐόκωλος* statt *αὐτόκωλος*, was aber doch wohl von H. Grotius wie von Welcker richtig erklärt ist. Ebendasselbst wird B. 27. daß *ἡ δὲ ἐν φροσίν νοεῖ*, quod pluribus nuper placuit, verworfen: haec enim esset mulier quae duas cogitationes haberet. requirimus duplici indole praeditam. Nun eine solche haben die plures auch gewollt, wie einer aus deren Zahl versichern kann. Herr Haupt setzt *ἡ δ' οἱ ἐν φ. ν.* und sagt: de correcta diphthongo nequis dubitet, similiter dictum est v. 70 *ὄσις τοιούτοις θυμὸν ἀγλαΐζεται*. Ich wundere mich, daß ein so behutsamer Mann so Verschiedenartiges vermengen konnte. Was von *τοιούτος*, *ποιέω* und ein Paar anderen im Gebrauch leicht abgeschliffnen Wörtern gilt, gilt

noch nicht von *δοιός*, gilt am wenigsten bey hinzu tretender Elision! Wollte Herr Haupt etwas anderes, als die plures, so mußte er *δίχ'* vorschlagen. Aber ich erinnere ihn an einen Vers der Sappho, der ihm sein Bedenken wegen der Bedeutung von *δύο* nehmen wird. Sappho sagt: *Οὐκ οἶδ' ὅτι θεῶν δύο μοι τὰ νοήματα.*

Sollten Manchem die von Hrn Haupt besprochenen grammatischen Punkte klein und unwesentlich vorkommen, so geben auch wir ihm zu bedenken: in arte grammatica aut nihil parvum est aut magnum nihil. Ein so emsiger Forscher verdient um so mehr den Dank der Philologen, je weniger es Jedermanns Sache ist, ähnlichen Fragen mit gleicher Hingebung nachzuforschen.

Zu der Sauberkeit der Ausführung steht die Reinheit von Druckfehlern im Verhältnis. Nur S. 26 ist für Mart. 3, 27 zu sehen 3, 69. und S. 59 steht *σναίγονας*, wie S. 61 *βρότοιον*.

F. W. S.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung. 1842.
Die altdeutsche Gerichtsverfassung von Friedrich Wilhelm Unger, beider Rechte Doctor, k. han. Amtsassessor, auch Privatdocenten. XVI und 414 Seiten in gr. Octav.

Die Tendenz dieser Schrift geht dahin, die Verfassung der altdeutschen Gerichte aus ihren ältesten Ursprüngen zu entwickeln, und daneben diejenigen Momente darzulegen, welche auf ihre Ausbildung nach und nach den bedeutendsten Einfluß geübt haben. Von diesem leitenden Gedanken ausgehend hat der Verfasser folgende Anordnung derselben gewählt. In dem ersten Kapitel sind diejenigen Einrichtungen der germanischen Völker erörtert, welche

als die Grundlagen der Gerichtsverfassung angesehen werden müssen, nämlich die Gewalt des Herrn über die Unfreyen, die Verbindung der Familie, so fern man darunter den Inbegriff der Blutsverwandten versteht und die Verbindung mehrerer Familien durch das Institut, welches man mit dem Namen der Gesamtbürgerschaft zu bezeichnen pflegt. Letztere bedurfte vorzugsweise einer näheren Begründung, sowohl um über das Wesen derselben zu einer richtigen Ansicht zu gelangen, als um ihre Allgemeinheit, so weit es möglich ist, darzuthun. Außerdem mußte noch das Verhalten dieser Elemente zu der Vertheilung der Wohnungen in Wäldern, so wie zu der Benutzung des Bodens nach Marken berücksichtigt werden. Das zweyte Kapitel stellt die Beschaffenheit der ältesten Gerichte dar, jedoch mit Ausschluß aller der Eigenthümlichkeiten, welche auf Rechnung neuer Momente kommen, von denen in den folgenden Kapiteln besonders die Rede ist. Es werden unterschieden: Familiengericht, von welchem sich nur einzelne dunkle Spuren nachweisen lassen, Herrengericht, dessen Entwicklung aus der Herrschaft über Unfreye gezeigt, und dessen Beschaffenheit aus dieser Entstehung erklärt wird, und Volksgericht, als das unmittelbar aus der Gesamtbürgerschaft hervor gegangene Gericht. In dem dritten Kapitel wird als erstes Moment, welches auf die Ausbildung der Gerichtsverfassung seinen Einfluß geäußert hat, die königliche Gewalt in ihrer Wirksamkeit vorgeführt. Dieser Theil der Darstellung beschränkt sich auf die Volksgerichte und die herrschaftlichen Gerichte, und hier erst treten die Formen dieser beiden Arten von Gerichten deutlicher und detaillirter hervor, weil unsere Erkenntnisquellen größtentheils einer Zeit angehören, die entschieden schon diesem Einflusse unterworfen ist.

Daneben treten aber noch einzelne Erscheinungen auf, welche als höchst merkwürdige Reste der alten freyen Verfassung dastehen. Das vierte Kapitel zeigt, wie allmählich die Volksgerichte und Herrengerichte bis zur völligen Unkenntlichkeit mit einander verschmolzen sind. Die Ereignisse, welche hierauf gewirkt haben, sind drey: die Emunitäten, die Entstehung der Landeshoheit und die Städte, und durch das Verhältniß derselben zu einander wurde die weitere Anordnung dieses Kapitels bedingt. Das fünfte und letzte Kapitel endlich stellt die Entstehung der geistlichen Gerichte und das Verhalten derselben zu der übrigen Gerichtsverfassung dar. Dasselbe schließt mit einem Versuche, die Rügegerichte aus dem Einflusse der herrschaftlichen Gewalt und der Emunitäten auf die geistlichen Sendgerichte zu erklären.

Man wird aus dieser Übersicht des Inhaltes erkennen, daß manches Bekannte von Neuem berührt werden mußte. Daneben wird man aber auch Manches finden, was entweder neu, oder auf neue Momente gestützt, oder auch auf eine von den bisherigen Ansichten abweichende Weise aufgefaßt ist. Als neu darf unter andern bezeichnet werden, was über das Familiengericht, über die Zahl der Schöffen, über die Bedeutung der Schultheißen gesagt ist. Der Verf. ist weit entfernt, für seine Ansichten allgemeine Anerkennung zu hoffen; es wird ihn völlig befriedigen, wenn durch dieselben neue Prüfung und festere Begründung erheblicher Thatsachen angeregt wird, und wenn der unbefangene und Kundige Leser ihm zugestehet, daß er mit Ernst und Gewissenhaftigkeit gestrebt hat, in den Geist des deutschen Alterthums einzudringen und den wahren Sinn der Erkenntnisquellen des Mittelalters zu erfassen. In der Überzeugung, daß nur dieses jeder Forscher erwarten könne, der sich nicht von

einer tadelnswerthen Eigenliebe blenden läßt, hat er sich aber auch nie bedacht, unbefangen gegen jede Ansicht aufzutreten, die ihm nicht haltbar erschien, wenn sie auch von einem Manne ausging, dessen Überlegenheit in Forschungen dieser Art er tief fühlte.

Vermißen wird man vielleicht die Entwicklung derjenigen Verhältnisse, welche erst im vierzehnten Jahrhundert auftreten und deren Anknüpfung an die älteren Zustände noch mehr oder weniger räthselhaft ist. Die meisten derselben sind gelegentlich in der Art berührt, daß die Ansicht des Verfs über ihre Begründung erhellt. Weßhalb aber ihre detaillierte Darstellung von dem Plane des Ganzen ausgeschlossen wurde, darüber gibt das Vorwort nähere Rechenschaft. Unger.

Bordeaux,

de l'imprimerie de Prosper Faye. 1841. Le roman du Saint-Graal publié pour la première fois d'après un manuscrit de la bibliothèque royale par Francisque Michel. XVIII und 168 Seiten in Octav.

Der poetische roman du Saint-Graal, dessen Herausgabe in Deutschland schon lange gewünscht wurde, erscheint hier in einem wörtlichen Abdrucke der wahrscheinlich einzigen Handschrift, die aber schon mit B. 4018 abbricht. Auch in der Mitte, nach B. 2752, befindet sich eine Lücke von wenigstens zwey Blättern. Da der Dichter, wie er selbst andeutet, nach Robert de Borron arbeitete, so ließ sich derselbe Grundtypus der Sage erwarten, wie sie aus dem Prosaromane bekannt ist, und so finden wir hier denn auch die Erzählung, wie Joseph von Arimathia den Gral erwarb, durch denselben im Gefängnisse am Leben erhalten wurde, seine Befreyung, den Anfang seines Zuges, die Stiftung der Gralstafel und wie Alain, der Sohn Hebrons, zu Josephs Nachfolger erwählt wurde, — wenn sich auch in manchen Einzelheiten Abweichungen zeigen. — Möge sich der Herausgeber durch die noch immer gering zu nennende Theilnahme seiner Landsleute an ihrer älteren Literatur nicht abhalten lassen in seinen rühmlichst bekannten Bestrebungen fortzufahren. W. M.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den 11. Julius 1842.

G ö t t i n g e n.

Der Königl. Societät der Wissenschaften theilte Prof. Berthold am 22. Junius Folgendes über den Lagalopex des Martial mit.

Im 87. Epigramm des 7. Buches spricht Martial von einem geöhrten Thiere, welches seit Scalliger in den meisten Ausgaben Glaucopis genannt wird. Mein verehrter College, Hr Prof. Schneidewin hat aber in seiner Ausgabe 'M. Val. Martialis Epigrammaton Libri.' Grimmae, 1842. 8. statt Glaucopis das Wort Lagalopex. Derselbe hat gefunden, daß auf diese Lesart die Handschriften theils in ihren Fehlern entschieden hinweisen, theils sie aber auch wirklich darbieten, wie denn namentlich auch die äußerst werthvolle Editio Romana von 1473. — Demnach heißt das Epigramm nach der Schneidewinschen Ausgabe Bd. I. p. 315.

Si meus aurita gaudet lagalopece Flaccus,
Si fruitur tristi Canius Aethiope;
Publius exiguae si flagrat amore catellae,
Si Cronius similem cercopithecon amat;

Delectat Marium si perniciosus ichneumon,
 Pica salutatrix, si tibi, Lause, placet;
 Si gelidum collo nectit Glaucilla draconem,
 Luscinio tumulum si Telesina dedit:

Blanda Cupidinei cur non amet ora Labycae,
 Qui videt haec dominis monstra placere suis?

Der Dichter nennt im 10. Verse jene Wesen Monstra; aus diesem Grunde, und weil auch aurita (im 1. Verse) nicht passen würde, hat Scaliger statt Lagopode (die vor ihm gewöhnlichere Lesart), der ein schöner Vogel, und ohne Ohren, sey und also nicht unter die Monstra gezählt werden könne, Glaucopide gesetzt, indem nämlich Glaucopis = Ohreule nicht zu den schönen Vögeln gerechnet werden könne, und daher sowohl zu dem aurita, als auch zu dem monstra passe. Indessen paßt zu dieser Scaligerschen Conjectur weder exiguae catellae, noch Pica salutatrix, noch Luscinio, denn diese alle zeigen eben so wenig etwas Monströses oder überhaupt eigenthümlich Auffallendes als Lagopus. Aus diesem Grunde kann monstra placere wohl nur relativ gebraucht seyn, und zwar in so fern als der Mohr und jene Thiere, in welche die Besitzer so zu sagen vernarrt waren, dem Dichter, im Vergleich zu seinem geliebten Labyca, von liebesgöttischer und wollüstiger Gestalt, nicht eben liebenswürdig, vielmehr als eitel, ja sogar als Monstra erschienen. So scheint denn auch die Conjectur mehrerer Ausleger, Labyca sey vielleicht selbst ein monströser Knabe gewesen, unhaltbar.

Hiernach muß denn auch der Lagalopex, eine vom Hrn Schneidewin aus den Handschriften hergestellte Thierart der Alten, nicht durchaus ein Monstrum oder Portentum, — vielmehr kann derselbe ein ganz niedliches Thierchen — gewesen seyn. Lagalopex bedeutet aber Hasenfuchs, und aurita

bildet seinen Hauptcharakter, wenigstens in der Meinung des Dichters, wie *tristis* den des Mohren, *exigua* den des Hündchen, *similis* (hier hundeartig) den des Affen u. s. w. — Unter allen bekannten fuchsartigen Thieren gibt es aber keins, auf welches jener Charakter mehr paßt, als auf den Fennec, *Canis Zerda*, Zimmerm. Seine $3\frac{1}{2}$ Zoll langen Ohren stehen hoch über den Kopf hinaus und geben ihm ein hasenartiges Ansehen, welches dann noch durch die schmale Schnauze, die langen Spürhaare, die oben röthlich gelbe, unten hellere Farbe, die schlanken Füße mit dicht behaarter Sohle, die weichen feinen Haare, so wie durch die ungefähre Größe — Körperlänge 14, Höhe $7\frac{1}{2}$, [Schwanzlänge $8\frac{1}{2}$] Zoll —, und durch die Schnelligkeit und das scheue Wesen vervollständigt wird. Das Thier bewohnt das nördliche (vielleicht ganz) Africa und konnte so leicht in den Besitz des Flaccus gelangen.

Der Fennec ist zuerst von Skjoldebrand, schwedischem Consul in Algier, der es selbst mehrere Wochen gezähmt besaß, in kongl. Svensk's Vetenskap Academiens Handlingar. 1777. Tab. 6 abgebildet und als *Vulpes minimus Zaarensis* beschrieben, später von Bruce, der es von einem Soldaten gekauft hatte, nach dessen Angabe es häufig im Süden der Provinz Constantine vorkomme, in seinen *Travels to discover the source of the Nil*. 1790. tab. 28. Illiger machte ein besonderes Genus: *Megalotis* daraus, und Blumenbach stellte es zu den Biverren als *Viverra aurita*. Rüppell fand es in Nubien wieder, in der Gegend von Ambukol und in der Wüste von Korti, wo es nach Art der Füchse in selbst gegrabenen Höhlen lebt, schickte Exemplare an das Frankfurter Museum, nach deren Gebiß Leuckart (in Dken's

(Sfs 1825) das Thier als zu Canis gehörend bestimmte, und welche dann später von Gressschmar und Rüppell (in des Letzteren Atlas 1826 tab. 2) beschrieben und abgebildet sind.

Heidelberg.

Bey Winter. 1840. Über die Laie, Sequenzen und Leiche. Ein Beytrag zur Geschichte der rhythmischen Formen und Singweisen der Volkslieder und der volksmäßigen Kirchen- und Kunstlieder im Mittelalter von Ferd. Wolf. Mit VIII Facsimiles und IX Musikbeylagen. 514 Seiten in Octav.

Das große Verdienst und die Bedeutung der vorliegenden Arbeit eines der ausgezeichnetsten unter den wenigen gründlichen Kennern und Forschern der romanischen und verwandten Literatur ist zwar schon in einer kurzen Anzeige in diesen Blättern anerkannt worden; dennoch aber, oder vielleicht eben deshalb dürfte eine nähere Nachweisung des guten Grundes jenes Lobes hier um so weniger unpassend erscheinen, da auch kein anderes kritisches Organ bisher, (unseres Wissens,) die unleugbare Verpflichtung und Schuld der deutschen Literatur und Wissenschaft gegen den Verf. zu einer ausführlicheren Besprechung eines solchen Werkes gelöst hat, obgleich bald zwey Jahre seit seiner Erscheinung verflossen sind. Sollen wir eine solche Vernachlässigung in optimam partem daraus erklären, daß die mehr oder weniger berufenen Mitarbeiter unserer kritischen Institute diese Zeit zu einem um so gründlicheren Studium des reichen Stoffes benutzt haben, der hier geboten wird, so wird ohne Zweifel die spätere Genugthuung auch eine um so glänzendere seyn. Möglich ist es aber doch, daß gerade der eigenthümliche Werth der Gabe einer kritischen Würdigung derselben hinderlich wird. Wer

möchte es auch der Critik so sehr verdenken, daß es ihr — auch der wohlwollendern, würdigern, ehrlichern — nicht leicht wird jenem Standpunct, jenem Ton der Überlegenheit, des Besserwissens, des Richtens, der Protection zu entsagen, dem im Allgemeinen eine gewisse, wenigstens (die fictio juris zugestanden) officiële Berechtigung nicht abzuspreehen ist? Und zwar kommt uns natürlich eine solche Selbstentäußerung um so härter an, je saurer der einzuführende Fremdling — den wir von vorne herein so gerne als einen Delinquenten oder doch als Verdächtigen behandeln — uns die Untersuchung seines Gepäckes gemacht hat. Es ist kein Spas für unser eins, wenn er so manche Stunde darauf verwendet hat, und sich am Ende gestehen muß, daß dem Dinge in keiner Weise critisch=belehrend, nachhelfend, geschweige denn berichtend oder tadelnd beyzukommen ist — daß Autor nichts von uns zu lernen, sondern vielmehr die ganze Zeit uns in der Schule gehabt hat — daß uns nichts übrig bleibt als dem Publicum zu berichten, was wir aus dem Buche gelernt haben, oder doch, wenn diese Fassung uns zu bedenklich scheint, was andere daraus lernen können. In dieser Lage aber befinden wir uns leider dem Wolffschen Buche gegenüber, und es bleibt unserer critischen Ehre nur der Trost übrig, daß wir mit einigem Grunde anzunehmen berechtigt sind, es sey anderen Critikern in dieser Beziehung nicht besser gegangen als uns — ja ihre Erfahrungen dürften vielleicht in dem Maße noch trauriger seyn, wie sie etwa sich einer höheren Competenz auf manchen uns weniger zugänglichen Gebieten der vorliegenden, so umfassenden und vielseitigen Untersuchung rühmen mögen. Wir zweifeln nicht, daß mit großer Fähigkeit dem Verf. nach allen Seiten hin in

die Weite und Tiefe zu folgen, auch die Bewunderung über die Fülle der Thatsachen und die Richtigkeit und Bedeutung der daraus gezogenen Schlüsse sich steigern muß — ja wenn die Critik dem nil admirari jemahls untreu werden dürfte, so würden wir nicht anstehen, oben statt Bewunderung geradezu Bewunderung zu sagen. Was man auch gegen die Schönheit eines literarischen Bauwerkes sagen mag, dessen Hauptstock von 152 Seiten, durch Strebepfeiler von 338 Seiten an Noten und Beylagen (der zahllosen Citatenklammern nicht zu gedenken) gestützt werden, seine Dauerhaftigkeit ja Unverwüstbarkeit drängt sich gleich dem ersten Anblick so unabweislich auf, daß die Critik von vorne herein eigentlich darauf verzichtet ihre Munition daran zu vergeuden. Und zwar ist freylich ein großer Unterschied zwischen Noten und Noten, Beylagen und Beylagen und diese sind oft genug nichts weiter als ein unnützer Troß, der zu Angriffen reizt und bey einigermaßen schwierigem Terrain nur Unheil und Verwirrung bereitet; von dergleichen ist aber hier leider nicht die Rede. Hier ist wirklich ein System von drey- und vierfachen Befestigungen, wo Alles genau zusammen hängt und ein Theil den anderen stützt und stärkt. Und wenn gleich unter dieser Fülle von Thatsachen, die der Verf. mit dem sichersten Tact von den höchsten Bäumen, wie von dem verworrensten Gestrüppe und auf allen Wiesen, Heiden und Krautgärtlein der mittelalterlichen Literatur aller europäischen Zungen und Völker zu pflücken weiß, sehr viele sind, die noch außer und neben dem was er daraus folgert, gar viel mehr und anderes beweisen — wenn es nicht todes Material ist, was er hier aufgehäuft hat, sondern gar viele lebendige Zweige, die in fruchtbares verschie-

denes Erdreich gesteckt und von verschiedenen Händen gepflegt gar mancherley Blüten und Früchte treiben könnten, so ist damit eben nur gesagt, daß wir dem Vf. nicht nur für das zu danken haben, was er wirklich geben wollte, sondern auch für gar vieles was er beyläufig und wenn auch nicht ohne es zu wissen, doch ohne weiteren Werth darauf zu legen, gibt. Daß übrigens ein solches Werk nicht auf den Gebrauch oder Beyfall des größeren Publicums berechnet ist, ja daß auch unter den wissenschaftlich Gebildeten nur wenige unmittelbar davon Notiz oder daran Interesse nehmen werden, läßt sich leicht voraus sehen, wenn man erwägt wie weit das Studium der neueren Literatur noch davon entfernt ist in der deutschen Wissenschaft den Rang einzunehmen, der ihm gebürt, wie gering auch in den gebildetsten und höchsten Kreissen die Zahl derer ist, welche auch nur einen Begriff von dem haben, worauf es hier ankommt, was von außen und oben geschehen müßte, um die Sache zu fördern, was von wenigen Einzelnen und Vereinzelt gethan oder erstrebt wird, die mit wirklichem Beruf und mit dem Ernst und der Liebe, welche die Größe der Aufgabe fordert auf diesem ungeheuren Gebiete zu arbeiten begonnen haben*).

*) Diese Klage, so weit es eine solche ist, abstrahirt zunächst von dem Studium der vaterländischen Literatur, welche, Dank solchen Männern wie die Gebrüder Grimm, Benecke, Lachmann u. s. w. und der äußern materiellen und moralischen Unterstützung, welche sie von mehreren Seiten gefunden hat und immer mehr findet, sich einen anerkannten festen Standpunct in der Wissenschaft errungen hat. Was hier, zumahl auch auf dem Gebiet des academischen Lebens zu thun, zu wünschen wäre, mögen andere specieller Berufene und Betheiligte zur rechten Zeit und am rechten Ort aussprechen; was aber die übrigen Zweige der neueren Literaturen und ihre sprachliche, critische und

Für diese aber bedarf es einer ausführlicheren Hinweisung auf die Verdienste der vorliegenden Arbeit freylich nicht und so könnte auch darin ein Grund gefunden werden, um der Critik die ihr so wenig zusagende und insipide Rolle des Lobredners zu ersparen.

historische Behandlung betrifft, so fühlen wir uns hinreichend berufen und verpflichtet bey jeder Gelegenheit darauf hinzuweisen, wie wenig hier die wirkliche Lage der Dinge den Anforderungen deutscher Wissenschaft entspricht. Daß hier, trotz so mancher verdienstlicher Arbeiten auf einzelnen Puncten eine eigentliche Wissenschaft noch gar nicht existiert, daß es sich eben darum handelt, diesen ganzen wichtigen Zweig menschlicher Bildung in den Bereich wissenschaftlicher Erkenntnis zu ziehen, wird der flüchtigste Vergleich mit dem Stande der classischen Studien ergeben. 'Wohlan, so schafft erst eure Wissenschaft, dann wird es an Theilnahme und Unterstützung nicht fehlen!' mag nun hier mancher entgegen, allein es wäre leicht nachzuweisen, daß gerade die eigenthümlichen Schwierigkeiten und Bedürfnisse dieser Studien einen gewissen Vorschuß sowohl materieller als moralischer Art von Seiten der Staatsgewalt als *conditio sine qua non* erspriesslicher Entwicklung fordern müssen. Werfen wir aber in dieser Beziehung einen Blick auf unsere Universitäten, so drängt sich die traurige Überzeugung auf, daß eine richtige Würdigung der Bedeutung dieser Studien an der Leitung academischer Angelegenheiten so gut wie gar keinen Antheil hat. Und doch scheint es nahe genug zu liegen, daß gerade dies dem Leben so nahe liegende Gebiet vielfach bedenklichen Mißbräuchen in den Händen des haltungslosen Dilettantismus oder entschieden böswilliger Tendenzen vorzugsweise ausgesetzt ist — Mißbräuchen deren unmittelbare Einwirkung auf die allgemeine Bildung zumahl der jüngeren Generation zum Theil schon klar genug vorliegen, und denen eben nur dadurch wirksam zu begegnen ist, daß die Wissenschaft das reiche Land vindicirt und anbaut.

(Fortsetzung folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. 112. Stück.

Den 14. Julius 1842.

S e i d e l b e r g.

Fortsetzung der Anzeige: 'Über die Pais, Sequenzen und Leiche. Von Ferd. Wolf.'

Dennoch aber liegt gerade in dem Verhältnisse dieser Schrift zu einem größeren Publicum eine Versuchung der wir nicht widerstehen mögen. Die Resultate so mühsamer und in den Augen vieler ohne Zweifel so trockener Einzelforschungen sind nämlich doch an sich so lebendig, frisch und fruchtbar, so allgemein verständlich und interessant für jeden Gebildeten, daß derjenige auf allgemeinen Beyfall rechnen kann, der sie von ihrer streng wissenschaftlichen Haltung und dem damit zusammenhängenden Apparat zu befreien und dem bequemen Leser in mundgerechter, lockender Verarbeitung und Verhüllung vorführen wird. An solchen aber wird es gewiß nicht fehlen; denn dies ist recht eins von den Büchern, das von vielen in aller Stille ausgebeutet wird, sobald sie einmahl die Bitterung davon haben. Ehe wir es uns versehen, werden unsere dilettantischen pseudo = und

quasiphilosophischen Critiker und Litterarhistoriker die Resultate dieser Forschungen utiliter acceptieren und bestens geltend machen, in so geistreichen Phrasen, wie es denn jedem nach seiner Weise gegeben ist, als wenn sich alles das von selbst verstände und keinem Menschen dafür Dank oder Gruß gebühre — am wenigsten unserem wackeren Forscher, dort in der fernen und deutschem Geistesleben noch so vielfach im Guten und Schlimmen fremden Stadt der Phaiaken. Ja wir machen uns darauf gefaßt, in Regionen wo man sie sonst nicht zu finden gewohnt ist, eine Menge der interessantesten und gelehrtesten Citate wie Pilze über Nacht aufschließen zu sehen, als wenn die Herren in den seltensten Drucken und Handschriften gleichsam zu Hause wären, da sie doch hier Alles auf einer Schüssel gefunden haben, ohne vielleicht sich auch nur bis in die Noten und Beylagen zu versteigen. Solchen Freuden der auf diesem Gebiete immer zahlreicher werdenden Bönhasen einigermaßen im Voraus Abbruch zu thun, können wir uns nun allenfalls entschließen, das Einzige zu thun, was der Critik hier zu thun vergönnt ist, aus welchem Grunde sie sich denn auch bequemen mag ihr Amt zu versehen: nämlich von dem wesentlichen Inhalt der vorliegenden Schrift in diesen Blättern Bericht zu erstatten, damit die Leser in vorkommenden Fällen wissen, woran sie sind und wem die Ehre gebürt.

Zu den interessantesten und fruchtbarsten Fragen, welche durch die neueren Arbeiten über die französische und englische Poesie des Mittelalters angeregt worden sind, gehört ohne Zweifel die nach der eigentlichen Bedeutung des Ausdruckes *lai* (*lay*, *lais*), womit zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedenartige Dichtungen bezeichnet wurden. Und daran schließt sich denn gleich die Frage nach der

Bedeutung, welche in der deutschen Poesie der verwandte Ausdruck Reich hat. Was diesen Punct betrifft, so ist er zumahl durch Lachmann's Untersuchungen so weit in's Reine gebracht, als er im eigentlich deutschen Gebiete liegt; allein eben wegen der im Allgemeinen nicht zu verkennenden Beziehungen auf romanische und keltische Momente blieb ein völlig genügender Abschluß auch hier mehr oder weniger durch die Resultate der diese letzteren betreffenden Forschungen bedingt; und eben deshalb ist die vorliegende Schrift auch für die Geschichte der deutschen Poesie nicht ohne vielfaches Interesse, obgleich sie sich allerdings hauptsächlich auf dem Gebiete der romanischen und der damit in unmittelbarer Berührung stehenden mittellateinischen, englischen und zum Theil auch der keltischen Literatur bewegt.

Der Punct wo der Verf. die Frage über die Lais aufnimmt, das Resultat der bisherigen Untersuchungen eines Delarue, Roquefort, Raynouard, Ellis u. a. erweist sich gleich auf den ersten Blick als sehr dürftig; denn darnach wäre die Bedeutung jener Benennung hinsichtlich einer großen Menge von lyrischen Gedichten gar nicht einmahl berücksichtigt und hinsichtlich der gleichbenannten erzählenden Gedichte wüßten wir nur, daß die nordfranzösischen Dichter im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte gewisse erzählende Gedichte, deren Stoffe hauptsächlich dem Kreise der britischen und bretonischen Rittersagen angehörten, Lais nannten. Damit wäre aber im besten Fall keine Erklärung, sondern nur eine Definition des Ausdrucks in dieser besondern Anwendung gegeben, und daß auch diese nicht ganz genügend sey, werden wir, dem Verf. folgend, gleich sehen, und schon die bekannteren Gedichte der Marie de France beweisen, daß

auch solche poetische Erzählungen, deren Stoff und Behandlung nichts mit dem ritterlichen Epos gemein haben, *lais* genannt wurden.

Zunächst ergibt sich, daß der provenzalische, nordfranzösische und englische Sprachgebrauch mit dem Worte *lai* die Bedeutung von Lied, Weise im allerallgemeinsten Sinn verbindet, so daß nicht nur lyrische Gedichte, sondern sogar der Gesang der Vögel darunter mit begriffen wird *). Was aber die besondere Anwendung auf erzählende Gedichte betrifft, so haben gar manche derselben gar nichts mit bretonischen Stoffen gemein, wie z. B. das *lai d'Aristote, de Narcisse, de Sir Orpheo* u. a. Daß aber andererseits eine große Menge von lyrischen und erzählenden Gedichten niemahls *lais* genannt werden, ist eben so gewiß; und wollen wir hier nicht bloßen Zufall, blinde Willkür annehmen — womit bey nur einiger Bekanntschaft mit dem Gegenstande, gewiß Niemand sich beruhigen würde — so gilt, es einen Schlüssel, ein Criterion für die Anwendung oder Nichtanwendung des Ausdruckes zu finden. Und hier gewinnen wir zunächst durch die richtige Etymologie einen sichern Grund, von dem aus wir dann weiter gehen können. Sind nun die Ableitungen von *lessus, legatum, leudus* u. s. w. verdienter Maßen als eben so unfruchtbar als unrichtig abzuweisen, so ist die richtige Ableitung von der keltischen (bretonischen, britischen, irischen) Wurzel *lais, laidh, laoi, laoidh* um so fruchtbarer. Diese Ausdrücke entsprechen zwar in ihrer allgemeinsten Bedeutung unserem Lied, Gedicht **) und damit wäre noch nichts gewonnen.

*) Zu den vom Verf. angeführten Beyspielen kann man auch Dante rechnen, der *inferno* V, 46 sagt:
e come i grù van cantando lor lai etc.

**) Die Grundbedeutung scheint Aufmunterung, Erhe-

In ihrer beschränktern, besondern Bedeutung aber bezeichnen sie die volksthümlicheren Gesänge, zumahl der Briten in Wales, aber auch jene der Iren, im Gegensatz zu der gelehrten und Kunstpoesie der Bardenschulen, der Hofbarden. Obgleich aber jene Gesänge hauptsächlich der epischen Gattung angehören, so sind doch auch lyrische keinesweges ausgeschlossen. Halten wir nun demnach das relativ mehr Volksmäßige im Gegensatz zum relativ mehr Kunstmäßigen, Gelehrten, Höfischen, Gebildeten als wesentlichen Charakter des keltischen laidl fest, gleich viel ob es durch Stoff und Behandlung der epischen, erzählenden oder der lyrischen Gattung angehört, so sind wir weiter vollkommen berechtigt, in dem von ihm abgeleiteten französischen und englischen lai denselben wesentlichen Charakter anzunehmen. Denn es lag in der Natur der Sache, daß bey dem Verkehr der Kelten mit den Romanen und Germanen, und bey der (allgemein anerkannten, ja oft sehr überschätzten) Einwirkung der bretonischen und britischen auf die nordfranzösische und englische Poesie, jene volksthümlicheren Elemente der erstern hauptsächlich wo nicht ausschließlich wirksam waren, während die gelehrte, höfische Bardenspoesie durch abstrusen oder rein conventionellen Inhalt und übertriebene Künstlichkeit der Form keine Berührungspunkte darbietet. Eben so lag es nahe, daß weniger die volksthümliche Lyrik, als die epischen Lieder der Briten und Bretonen, schon durch ihre abentheuerlichen Stoffe, Aufnahme in der Poesie des sich entwickelnden Ritterthumes fanden. Nächst den Stoffen aber waren es haupt-

zung zu seyn; daher es von Lexicographen mit *carmen exhortatorium*, *hymnus* übersetzt wird.

sächlich die populären Melodien, welche in der französischen und englischen Poesie Eingang fanden, um so mehr, da es die Musikanten waren, welche ihrer ganzen Stellung nach hauptsächlich als vermittelnde Organe zwischen keltischer Volks- und romanischer Kunstpoesie wirkten*). Nach solchen Weisen wurden dann nicht nur die ursprünglichen, sondern auch ihnen ganz fremde von der romanischen Bildung aufgenommene Stoffe, nicht bloß von volksthümlichen Dichtern, sondern dann auch von höfischen Kunstdichtern bearbeitet, und dadurch in die Kunstpoesie selbst, während sie sich in ihrer Hauptmasse anderen in der lateinischen Kunstpoesie wurzelnden Formen (vers, chansons) zuwandte, doch ein relativ volksthümliches Moment eingeführt. Daß dieses Moment sich nicht crude und unverändert erhielt, sondern vielfach in die Entwicklung der Kunstpoesie selbst hinein gezogen wurde, versteht sich von selbst, und damit wurden denn auch die ursprünglichen Unterschiede mehr und mehr verwischt. Einerseits wurde das alte lai in die dia-

*) Es muß als bekannt voraus gesetzt werden, daß die Musikanten (Jongleurs, Minstrels) gelegentlich auch selbst als Dichter auftraten, obgleich ihr Hauptgeschäft war, die Gedichte der troubadours und trouvères zu begleiten oder vorzutragen — daß überhaupt und zumahl später und zur Zeit des Verfalles wahrscheinlich auch zur Zeit der ersten Entwicklung der ganzen Sache diese beiden Organe der poetisch-musicalischen Bildung, wenn auch nicht dem Namen, doch dem Wesen nach vielfach in einander übergingen, obgleich ihre Extreme allerdings sich sehr scharf von einander unterschieden; auch abgesehen von der andern Seite der jocularischen Thätigkeit, durch allerlei Taschenspielerkünste zu unterhalten. Über alle diese, durch Delarue's neueste Arbeiten eher noch mehr verwickelten als aufgeklärten Fragen enthält das vorliegende Werk wenn auch nur bepläufig eine Menge der interessantesten Beyträge.

steuastisch ausgesponnenen und abgerundeten ritterlichen Epopöen (*chansons de geste, d'aventure*) absorbiert, obgleich auch diese immer noch einzelne besonders lyrische Partien als *lais* bezeichnen, und in ihrer späteren prosaischen Umwandlung sogar verschonen und in gebundener Form beybehalten. Andererseits gehen die ihrem Stoffe nach dazu qualifizierten *lais* in die Gattung der erzählenden Poesie über, welche ihrem Stoff und Charakter nach zwischen *Novelle* und *Schwank* sich hin und her bewegen; so daß auf diesem Gebiet in der That der Ausdruck *fabliaux* und *lais* oft nur in so fern einen Unterschied andeutet, als dieser letztere immer auf einen mehr populären Ursprung verweist, sey es durch den Stoff, sey es durch eine Melodie. Da aber diese letztere ohnehin bey der bloß auf recitierenden Vortrag berechneten Kunstpoesie wegfiel, so war die Almagamation um so leichter und unvermeidlicher. Sehr oft aber unterscheidet auch der Stoff solcher *lais* sich noch durch einen mehr poetischen Charakter von den mehr aus dem gemeinen Leben der Gegenwart gegriffenen Stoffen der eigentlichen *fabliaux*.

Dies im Wesentlichen das Resultat der Untersuchungen, welche die erste Abtheilung der vorliegenden Schrift einnimmt. In der zweyten beschäftigt sich der Verf. näher mit der Form dieser Art des *lai*, was ihn denn von selbst auf die charakteristischen Formen der Volkspoesie, oder der volksmäßigen Poesie überhaupt führt. Wer aber weiß welche Verwirrung auf diesem Gebiete, einem der wichtigsten und anziehendsten der ganzen Geschichte der Literatur und Bildung aller Zeiten und Völker, noch herrscht, wird leicht ermessen können was es heißt, wenn wir fecklich behaupten, daß die hier gegebenen Untersuchungen und Resultate

die Sache (wenigstens auf romanischem Gebiete) mehr fördern, als irgend eine der bisher darauf bezüglichen Arbeiten; ja vielleicht — wenn wir treue Materialiensammler ausnehmen — mehr als alle zusammen genommen, indem hier endlich einmahl ein fester Grund gelegt ist, auf dem man sicher weiter bauen kann*).

Es ergibt sich nun hier, daß die romanische Volkspoesie — wahrscheinlich in unmittelbarem Zusammenhange mit der saturninischen Poesie der Römer**), und durch ihre Bestimmung zum wirklichen Gesang nach meist gegebenen besonderen kirchlichen Weisen sich in rhythmischen kurzen Versen (von 3 — 4 Hebungen) durch unmittelbare, meist stumpfe Reime (oder bloße Assonanz) zu Strophen oder strophenartigen, wenn auch unregelmäßigen Massen (tirades) vereinigt entwickelte. Erst später wäre dann durch gelehrte oder kunstmäßige Diafleuasten unter dem Einfluß des lateinischen Hexameters und Pentameters und des durch die

*) Daß die Acten auch hier noch lange nicht geschlossen sind, bedarf keines Beweises. Vor allen Dingen ist das Material, auch das nöthigste und nächst liegende, noch immer gar zu mangelhaft, besonders so fern es sich darum handelt volkstümliche Poesie von eigentlicher Volkspoesie im engsten Sinne zu unterscheiden, wo dann natürlich auch (um auf einem bestimmten Gebiete stehen zu bleiben) z. B. die englischen minstrels des 15. und 16. Jahrhunderts nur als vermittelnde Organe erscheinen, und obgleich sie allerdings zum Volke gehören, doch nicht den unmittelbaren Ausdruck der poetischen Elemente des Volkslebens (auf diesen Stufen) darstellen.

**) Unsere römisch-griechischen Philologen werden es dem Verf. vielleicht verdenken, daß er von einer so bestimmten Ansicht über die saturninischen Verse ausgeht, während bey ihnen selbst noch sub iudice lis est; jedenfalls aber sind die Resultate seiner Untersuchungen nicht wesentlich bey dem Ausgange dieses Streites betheiligt.

mittelalterliche Latinität aus diesen gebildeten leoninischen Verses die epische Langzeile mit Mittelcäsur und mit unmittelbarem Reim entstanden, aus welcher dann noch später wieder die kurzen strophenlosen Reimpaare der erzählenden Hofpoesie gebildet wurden. Der Verf. verhehlt sich nicht, daß er hier zum Theil in Widerspruch mit der bekannten Grimmschen Ansicht steht, wie sie hinsichtlich der deutschen Poetik noch kürzlich wieder in der Vorrede zu den lat. Gedichten des Mittelalters aufs bestimmteste dahin ausgesprochen worden: daß in der Langzeile mit acht Hebungen und nirgends anders der uralte, volksthümliche Vers des deutschen Heldenliedes zu suchen sey; und wie sie auch schon früher auf die romanische Volkspoesie ausgedehnt worden, indem z. B. darnach die älteren spanischen Romanzen in Langzeilen gedichtet worden wären und gedruckt werden sollten. Ohne der eigenen Selbstständigkeit zu vergeben, sucht der Verf. doch diesen Gegensatz zu dem verehrten Meister, den er mit ziemender Pietät bedauert, dadurch zu mildern, daß er die Grimmsche Ansicht, auf das eigentliche Volksepos beschränkt, als richtig anerkennt, dagegen aber dem ihm organisch vorher gehenden lyrisch-epischen Volksgesang die kurze Zeile vindiciert. Dieser Unterschied ist ohne Zweifel theoretisch richtig, da der volksthümliche Gesang seiner Natur und seinem Bedürfnisse gemäß immer nach kurzen Zeilen, nach Strophen mit oft wiederkehrendem Reim drängen wird; in der Wirklichkeit aber ist dagegen zu erinnern, daß (wie der Verf. selbst wenigstens annimmt) solche Volkslieder uns nicht überliefert sind, so daß also immerhin das Langzeilenepos als zugleich älteste und relativ volksthümlichste der vorhandenen Formen der epischen Poesie erscheint. Daß sie wirklich das Resultat einer Zusammensü-

gung kürzerer Zeilen war, scheint die oft noch durch den Mittelreim verstärkte Cäsur unabweislich anzudeuten. Das Bedürfnis aber einer solchen Verbindung läßt sich kaum anders als aus einem Einfluß gelehrter Bildung und des alten heroischen Metrums erklären, und in so fern sind diese Gedichte ohne daß wir ihnen die Bezeichnung Volks-epos in anderer Beziehung absprechen wollen, doch allerdings schon dem Gebiete der eigentlichen Volksbildung, des Volkslebens enthoben. Daß diese Form aber nur eine sehr vorüber gehende seyn konnte, lag in der Natur der Sache; denn zu jedem etwas behenderen Gebrauch mußte sie wieder in ihre ursprünglichen Bestandtheile zerlegt werden, sey es zum Behuf der höfischen Recitation, sey es um von Neuem durch den Gesang dem Volksleben zurück gegeben zu werden. Daraus folgt aber allerdings nicht, daß alle späteren Kurzzeilen = Gedichte (mögen sie nun nur Doppelreime oder Strophen bilden,) nur aus solchen Langzeilen entstanden seyn und gleichsam einer dritten Formation angehören müßten. Vielmehr stehen ohne Zweifel gar manche von ihnen in unmittelbarer Beziehung mit den älteren Kurzzeilen, und haben zwar mancherley Modificationen der Bearbeitung, nicht aber den Durchgang durch die gelehrte erlitten. Ob es in Folge weiterer Untersuchung möglich seyn wird diesen Unterschied im Einzelnen näher zu bestimmen, ob vielleicht gerade die Bezeichnung *lai* für manche Gedichte dazu beytragen könnte, die sich sonst nicht wesentlich von anderen unterscheiden, welche doch mit einem besonderen Namen als *fabliaux* bezeichnet werden — das mag hier auf sich beruhen, da wir selbst noch keinesweges im Reinen darüber zu seyn uns rühmen können. Jedenfalls aber wird jede gründliche Forschung, auch wenn sie

zu abweichenden oder neuen Resultaten führen sollte, den Leistungen des Verss vielfach verpflichtet seyn.

Besonders hervor zu heben ist in diesem Abschnitte noch, das, was (in gewissem Sinne anticipierend) über den Kehrreim und dessen weitere Ausbildung in den Schwanzreim (*rime couée*) und in jener bey späteren englischen Balladen häufig vorkommenden Form der sog. *stave rhyme stanza**) gesagt ist. Diese wurden nämlich bisher zu den Kreuzreimen (*rimes croisées*) gerechnet, wo sich denn die misliche Alternative ergab, solche Gedichte entweder, trotz ihres sonst durchaus volksthümlichen Charakters als Producte der Kunstpoesie anzusprechen, oder der Volkspoesie selbst, gegen ihre ganze Art und Natur, eine so künstliche Versart zuzumuthen. Dieser Alternative nun überhebt uns der Versf., indem er zu vollster Befriedigung auf zwar sehr langen, aber nicht bloß unerläßlichen sondern auch in anderer Beziehung sehr erspriesslichen und anmuthigen Umwegen nachweist, daß sowohl der eigentliche Refrain, als seine weitere Ausbildung zu scheinbaren Kreuzreimzeilen sowohl in epischen als lyrischen Volksliedern einen durchaus volksthümlichen Ursprung hat. Nämlich in dem Theile des ältern Kirchengesanges, wo die thätige Mitwirkung der Gemeine zugelassen war, und zwar besonders in dem Hallelujah und dessen nachhallender Ausdehnung durch das so genannte *Neuma*. Wie diesen Melodien allmählich (spätestens seit dem

*) Wo nämlich der Refrain zu einem kürzeren Vers entwickelt ist, deren nach je zwey längeren unter einander gereimten Versen einer folgt, und zwar meistens so, daß in sechszeiligen Strophen der erste und zweyte, vierte und fünfte längere und der dritte und sechste kürzere Vers reimen. Der eigentliche Refraincharakter geht dann auch dem Sinne nach meistens verloren.

neunten Jahrhundert) entsprechende lateinische Texte (ihrer unmetrischen Form wegen Prosen, ihrer Stellung wegen Sequenzen und ihres häufigen Inhalts wegen Laudes genannt) untergelegt wurden, welche immer wieder mit dem einstimmenden Hallelujah der Gemeinde schlossen (oft diente auch Maria als Refrain) — wie daraus dann der mittellateinische versus tripartitus caudatus entstand, welcher jenem englischen Balladenvers vollkommen entspricht — wie alle diese formalen Bildungsstufen dieses Theiles des Kirchengesanges, eben ihres volksthümlichen Charakters wegen, auch in die Bulgarpoesie aller abendländischen Völker hinüber gezogen wurden; und zwar nicht bloß durch Nachahmung und durch Anwendung auf weltliche Stoffe, sondern auch geradezu durch Parodie, wie z. B. in dem Trinkliede Laetabundus — welches eine Prosa des h. Bernhard parodiert, die im 16. Jahrh. eben so zu einem protestantischen Spottliede gegen die Mönche dienen mußte — Alles dies und so manches andere, was damit zusammen hängt, kann hier nicht weiter ausgeführt werden, um so weniger da wir auch solche Leser, die keinen speciellen wissenschaftlichen Beruf dazu haben, dreist auffordern können, sich das Vergnügen dem Vf. selbst auf seiner Wanderung zu folgen nicht zu versagen. Daß der Refrain, seiner Natur nach als Ausbruch der Theilnahme der Zuhörer an dem Gesungenen, nicht nothwendig und ausschließlich einen solchen christlich = kirchlichen Ursprung haben müsse, oder in allen vorliegenden Fällen habe, läßt sich im Allgemeinen eben so leicht und sicher behaupten, als es im Einzelnen schwierig wo nicht unmöglich seyn muß einen anderweitigen vorchristlichen, unkirchlichen Ursprung bestimmt anzugeben *).

*) Interessant wäre besonders auch hier, so fern sie

In der dritten Abtheilung erörtert der Verf. die Fragen hinsichtlich des Vortrages der *lais*. Hier ergibt sich, daß die älteren, mehr lyrisch = epischen oder lyrischen *lais* jedenfalls (mit oder ohne Begleitung) gesungen, die späteren, strophellosen erzählenden Gedichte recitiert oder gelesen, die mittelenglischen Bearbeitungen derselben sowohl recitiert als auch gesungen wurden, je nachdem sie mehr in das Gebiet des ritterlichen, höfischen Lebens gezogen wurden, oder dem eigentlichen Volksleben verblieben oder demselben wieder zurück fielen, als zumahl seit dem Ende des 15. Jahrhunderts sich die höheren Stände überhaupt von dieser Art von Dichtung und deren Trägern den *Minstrels* und *Songleurs* abwandten. Schon früher hatten die ritterlichen Dichter gelehrten academisch gebildeten Platz gemacht, so wie sie selbst einst an die Stelle dichtender Mönche getreten waren. Doch gab es ohne Zweifel auch zur Zeit der Blüte der ritterlichen Poesie (wenigstens der englischen) sowohl in der ältern Form als in dem oben besprochenen *Balladenvers* mit *Refrainreimen* verfaßte *lais*, welche schon ihres Stoffes wegen bey den ritterlichen Kreisen keinen Eingang fanden, sondern auf das Volk beschränkt blieben und eben deshalb immer gesungen wurden. Dahin gehört z. B. der *Balladenkreiß* des *Robin Hood* und ähnlicher Helden, deren ganze Haltung eine den höheren Kreisen der Ge-

möglich, eine nähere Nachweisung dessen was in wallisischen und irischen Dichtungen dem Einfluß der christlichkirchlichen Musik und Poesie zuzuschreiben und was auf ältere heidnisch-nationale Wurzeln zurück weist. Daß der mit *refrainartigem* Zuruf der Menge zu dem Gesange eines Vorsängers *Rundtanz* der *Gallegos* (*danza prima*) uralt ist, scheint kaum zu bezweifeln.

fellenschaft feindselige war. Dies Letztere weiter auszuführen ist hier nicht der Ort, doch scheint es uns als wenn der Verf. in diesem und einigen andern, wenn gleich unwesentlichen Punkten die Bedeutung der Stoffe neben jener der Form einigermaßen vernachlässigt hat.

Außer den bisher besprochenen Gattungen des lai, bey denen der dem Namen entsprechende relativ volksthümliche Charakter doch immer noch mehr oder weniger und schon durch ihre einfachere Form zu Tage geht, auch wo sie ganz auf dem Gebiete der Kunstpoesie liegen, gibt es aber nun noch eine Art von Gedichten, welche auf den ersten Blick zu den schwierigern und complicirtern Formen der lyrischen Kunstpoesie, sowohl der Provenzalen als Nordfranzosen gehören, und dennoch den Namen lai tragen.

Der Verf. zeigt nun in der vierten Abtheilung, vielleicht der inhaltsreichsten und anziehendsten des ganzen Werkes, daß auch hier, gegen allen Anschein, die ursprüngliche volksthümliche Bedeutung des Wortes sich bewährt, indem auch diese Form ihren Ursprung in dem volksthümlichen Theile des Kirchengesanges in den Prosen, Tropen, Responsorien, Subila, Sequenzen, Laudes, Modus, Cantilenen — kurz in dem, was im Allgemeinen als das Psalmodische, Gregorianische im Gegensatze zu dem hymnischen, ambrosianischen Gesang bezeichnet werden kann. Unter dem Ausdruck Psalmen wird hier im weiteren Sinne freylich auch der freyere pneumatische Gesang verstanden — der eigentlich dithyrambische Theil des Kirchengesanges, der Anfangs Sache der Gemeinde, später des Sängerkhores war, und dessen Ton und Inhalt sowohl rein lyrisch als auch mehr episch seyn konnte. Der

wesentliche Unterschied desselben vom Hymnus wird aber darin bezeichnet, daß dieser von der Melodie unabhängig sich entwickelte und schon deshalb mehr das Metrum, den regelmäßigen Strophenbau und überhaupt den antiken Sprachcharakter beybehielt, auch da wo er den Reim und zwar zum Theil sehr künstliche Reimformen annahm, während jener sich durchaus an und zu der Melodie bildete, daher rhythmisch in ungleichen Zeilen in unregelmäßigen den Chorälen entsprechenden Strophen, in unmittelbar gebundenen Reimen und mit häufigem Refrain. Eben deshalb geht auch hier die Melodie durch, wie bey den jetzt so genannten durchcomponierten Liedern, während bey den Hymnen jede Strophe dieselbe Melodie hat, welche denn auch ursprünglich für einen bestimmten Hymnus componiert worden — also auch darin das Gegentheil von den Prosen u. s. w. welche nach den Melodien gedichtet werden. Welchen Einfluß nun diese mittelateinischen Hymnen auf den größten Theil der Formen der provenzalischen und (entweder mittelbar durch diese, oder auch unmittelbar) der nordfranzösischen Kunstlyrik gehabt, deutet der Verf. nur kurz an, um dann desto ausführlicher die Entwicklung der Sequenzenform zunächst in der kirchlichen Poesie, dann in der außerkirchlichen, aber noch geistlichen erbaulichen Poesie der mittlern Latinität, dann den schon im 9ten und 10ten Jahrhundert (z. B. von St. Gallen aus) hervor tretenden Einfluß auf die Bulgarpoesien besonders in Deutschland, Frankreich und England nachzuweisen. Hier nun war der Entwicklungsgang kurz folgender. Es lag in der Natur der Sache, daß diese Prosen oder Sequenzen, obgleich sie auf dem Gebiete der lateinischen und kirchlichen Poesie dem

volksthümlichern Moment angehörten, doch auf dem Gebiete der Bulgarpoesie hauptsächlich von der Kunstpoesie aufgefaßt wurden, da sie hier dem volksthümlichen Bedürfnisse doch zu hoch und künstlich waren, so daß dasselbe sich damit begnügte, den Refrain und was unmittelbar damit zusammen hing (wie wir oben sahen) für sich zu nehmen, das Übrige aber den gelehrten Dichtern überließ. Diese singen nun zunächst an lateinische Prosen in Bulgarsprachen zu übersetzen und zu bearbeiten und machten sich dann später sowohl nach der mehr lyrischen als nach der mehr epischen Seite von diesem Stamme mehr oder weniger los. Hierbey lag es aber in der Natur der Sache, daß der lyrische Zweig sich mehr an die Melodien und damit an die ursprünglichen Formen, oder vielmehr an die Unregelmäßigkeiten des der Melodie und den Choralabtheilungen folgenden Versbaues hielt, ja diese durch Künsteleyen (Kreuzreime u. s. w.) noch vermehrte; während der epische Zweig in den bey der höfischen Poesie ein für alle Mal überwiegenden recitierenden Vortrag gezogen, sich allmählich einfacher und regelmäßiger gestaltete. Dieser Ursprung jener lyrischen lais der Kunstpoesie zeigt sich übrigens auch in dem Inhalte wenigstens der älteren, welche meistens Loblieder (laudes) auf die Jungfrau Maria sind, von denen dann bey der ganzen Gedanken- und Gefühlsentwicklung des Ritterthumes, der Übergang zu ähnlicher Behandlung weltlicher Liebe so nahe lag, welche wirklich später auch der Hauptgegenstand dieser Art von Gedichten war.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 16. Julius 1842.

H e i d e l b e r g.

Schluß der Anzeige: 'Über die Lai, Sequenzen und Leiche. Von Ferd. Wolf.'

Der relativ volksthümliche Charakter derselben, im Gegensatz zu der eigentlichen chanson (welche ihre formale Hauptwurzel in dem gelehrten Kirchenhymnus hatte) zeigt sich denn auch darin, daß sie in der nordfranzösischen Poesie der Trouveres, welche überhaupt dem volksthümlichen Moment relativ näher stehen, viel häufiger vorkommen, als bey den provenzalischen Troubadours. Diese selbst erkennen jenen volksthümlichern formloseren Charakter des lai auch dadurch an, daß sie es zuweilen mit dem Namen descorts bezeichnen, besonders wenn sich darin eine Art von verliebter Verzweiflung ausspricht, welche gleichsam die Regeln der Kunst, wie alle anderen Rücksichten verschmäh't. Außerdem brauchen sie es besonders zu volksthümlich affectierten Spielereyen, z. B. zu ihren Wald- und Hirtenliedern. Später, mit dem Verfall und

der Verkücherung der ritterlichen Poesie und ihrem Übergang in den handwerksmäßigen Meistergesang, bey den Franzosen in den puits de rhétorique betrieben, wurde dieses lai immer mehr von seiner wesentlichen Grundlage der Melodie getrennt, und dann für seine, nun allerdings ganz bedeutungslose Unregelmäßigkeit eine willkürliche Regel erdacht, bis es dann im 16ten Jahrhunderte völlig antiquirt wurde.

Auf den letzten Seiten und den dazu gehörigen Anmerkungen weist der Verf. dann die unmittelbare organische Verwandtschaft des deutschen Leichs mit dem lyrischen lai nach; wir aber nehmen hier Abschied von ihm, indem wir noch zum Schluß neben der dankbarsten Anerkennung des hier so reichlich Gebotenen und von uns nur in den Hauptpunkten Angedeuteten, den dringenden Wunsch und die Hoffnung aussprechen, daß er auf dieser schwierigen aber auch ehrenvollen und ersprießlichen Bahn, auf der allein eine wissenschaftliche Begründung der neueren Literaturstudien zu erwarten, von allen Seiten alle die Theilnahme und Unterstützung finden möge, zu der er in so hohem Grade berechtigt ist. Schließliche fordert es die Billigkeit und der Wunsch des Verfs selbst, daß wir die Verdienste nicht verschweigen, welche sich sein College Hr A. J. Schmid durch die Bearbeitung der für die ganze Untersuchung so wichtigen Musikbeylagen erworben hat.

B. A. H.

L e i p z i g,

bey Otto Wigand. 1841. Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur von R. G. Prutz. 406 Seiten in Octav.

Die Erscheinung, daß in den siebenziger Jahren

des vorigen Jahrhunderts eine Anzahl talentvoller Jünglinge sich zu einem poetischen Bunde vereinigte, hat damahls großes Aufsehen gemacht. Die Mitglieder des Bundes selbst hatten keine geringe Meinung von ihrer Wirksamkeit, sie schätzten nicht bloß ihre poetischen Productionen sehr hoch, sondern betrachteten sich zugleich als eine Art von poetischem Gerichtshofe, dem das Urtheil über Leben und Tod aller deutschen Dichterwerke zustand. Die Geschichte hat anders entschieden. In der That hat dieser Bund auf die Entwicklung der deutschen Poesie nur einen sehr untergeordneten Einfluß ausgeübt. Dieses, gegenwärtig eine ausgemachte Thatsache, hätte der tiefer Blickende schon bey Entstehung des Bundes leicht voraus sagen können. Ein poetischer Bund wird zu allen Zeiten einen inneren Widerspruch enthalten, er wird immer beweisen, daß den Verbundenen die wahre poetische Weihe fehlt. Untergeordnete Talente können an Einsicht und Gediegenheit gewinnen, wenn sie die Summe ihrer geistigen Kräfte zu gemeinschaftlichem Betriebe zusammen legen. Das poetische Genie wird nur in der Einsamkeit reifen, weil die Poesie die freyeste Entwicklung der Individualität verlangt. Es ist im Reiche der Geister, wie in der Körperwelt. Niederes Gehölz kann wohl lustig fortwachsen, wenn sich die Äste verschlingen; starke Bäume wollen Zwischenraum.

Betrachtet man die einzelnen Mitglieder des Bundes, so zeigt es sich unzweifelhaft, daß kein einziger origineller Dichter darunter war. Boie war nie Dichter, sondern nur poetischer Geschäftsführer, Musaget, nicht Musensohn. Wosß beginnt mit Klopstockschen Bardengesänge und glaubt in der Louise Göthe zu übertreffen, während er nur

ein Nachahmer desselben ist. So ist Miller's bekannter Siegwart nur eine Caricatur des Götheschen Werther. Und so treten auch die übrigen als enthusiastische Trabanten Klopstocks auf, um später gänzlich zu verschwinden oder von dem aufgehenden Gestirne Göthe's angezogen auch diesem wieder dienstbar zu werden. Sie sind, Hölty etwa ausgenommen, fast nur noch dem Litterarhistoriker bekannt, das Volk kennt sie nicht, einige Lieder ausgenommen, die noch gesungen werden. Es ist aber kein sicherer Maßstab, wenn man aus dem Umstande, daß sich ein Lied im Munde des Volks erhält, auf dessen innern Werth schließen will. Das Volk singt ein Lied, weil es eben singbar ist, weil es ihm in der Kehle ist, wie Göthe sagt. Die Erhaltung eines Liedes läßt weit mehr auf die Volksthümlichkeit der Melodie, als auf die des Textes schließen. Und so ist gewis manches vortreffliche Gedicht vergessen worden, weil es keinen passenden Componisten fand, während manches mittelmäßige auf den Flügeln des Gesanges zur Nachwelt empor getragen wurde.

Von diesem Gesichtspuncte ausgehend können wir es nur bedauern, daß Herr Pruz sein ausgezeichnetes Talent zu einer so ausführlichen Darstellung einer untergeordneten Partie unserer Litteraturgeschichte verwendet hat. Für einen so begabten Critiker gibt es noch wichtigere Arbeiten. Die Quellen und Ströme deutscher Poesie sind noch lange nicht so genau erforscht, als daß es schon an der Zeit wäre, alle kleinen Bäche und Abzugsgaben mit holländischem Hamsterfleiß zu beschreiben. Wollte man auf ähnliche Weise, wie es Hr Pruz mit dem göttingischen Dichterbunde gethan hat, alle Dichter zweyten und dritten Ranges, an wel-

chen der deutsche Parnasß so reich ist, behandeln, man würde eine Bibliothek zusammen bringen nicht kleiner, als das chinesische Conversationslexicon, welches bekanntlich aus 6000 Bänden besteht.

Bei aller Ausführlichkeit würde indessen die Geschichte des Bundes doch nur ein kleines Büchlein ausgefüllt haben, hätte nicht Herr Prutz sich vorwärts und rückwärts bewegend das Leben der einzelnen Mitglieder des Bundes auch nach dessen Aufhebung verfolgt und zugleich in einer Einleitung die Entwicklung der geistigen Bewegung in Deutschland von Luther an behandelt. Diese Einleitung, welche als erstes Buch einen großen Theil der Schrift einnimmt, müssen wir als Ganzes betrachtet für verfehlt erklären. Für eine ausführliche Darstellung ist sie zu kurz, für eine rasche Übersicht zu lang, zum großen Theil Auszug aus Gervinus. Doch beeilen wir uns hinzu zu setzen, daß sie nicht wenig eigenthümliche und treffliche Gedanken enthält.

Daß auch der Boden, welchem der Bund entsproßte, in dieser vorbereitenden Übersicht eine wesentliche Stelle einnehmen mußte, versteht sich von selbst. Die Universität Göttingen, ihre Entstehung, ihre Bedeutung, ihre Wirksamkeit in der nächsten Zeit nach ihrer Gründung werden mit Einsicht besprochen. Doch fehlt auch hier die Anklage nicht, daß Göttingen sich von jeher feindlich gegen die Philosophie gestellt habe, eine Anklage, die in neuerer Zeit bey Besprechungen Göttingens zum stehenden Artikel geworden ist. Diese Anklage ist zu ernster Natur, als daß es dem Referenten einfallen könnte, sie hier nebenbey zu erörtern, sie ist für die Stellung Göttingens zu wichtig, als daß nicht eine gediegene, eindringliche Besprechung derselben

höchst wünschenswerth wäre. Aber einen anderen damit in Verbindung gebrachten Tadel, der gegen die Societät der Wissenschaften gerichtet ist, glauben wir leichter begegnen zu können. Herr Pruz macht es der Societät zum Vorwurf, daß sie sich an die Erfahrungswissenschaften gehalten und der Naturphilosophie keinen Raum gegönnt habe. Man braucht aber weder ein Feind der Philosophie überhaupt, noch der Naturphilosophie insbesondere zu seyn, man kann vielmehr die Speculation sehr verehren, und dennoch diesen Tadel sehr ungerecht finden. Die eifrigsten Anhänger der Naturphilosophie werden gern zugeben, daß diese gegenwärtig nicht minder ausgebildet ist, als zu der Zeit, wo sie Heine das Verderben alles gründlichen Wissens nannte. Wie kommt es nun, daß thatsächlich noch gegenwärtig die bedeutendsten Naturforscher die Naturphilosophie entweder stillschweigend ignorieren oder entschieden abweisen? Freylich ist man von mancher Seite her geneigt, dies als eine pharaonische Verstocktheit zu verschreyen. Der Unparteyische wird den Grund dieser Abneigung anderswo suchen. Die Naturwissenschaft steht in ihrem Blütenalter, während die Naturphilosophie noch ein Kind ist, das erst an der Hand der Empirie gehen lernen muß, aber bey jedem Schritte, den es allein zu thun versucht, unfehlbar fällt. Man lese nur die jüngste Naturphilosophie, die von Hegel, um sich hiervon zu überzeugen. Die Naturphilosophie, sollte man meinen, habe nachgerade Erfahrungen genug gemacht, um endlich einzusehen, daß sie bis jetzt von den Erfahrungswissenschaften nur zu lernen hat, keinesweges diese schon belehren kann. Wenn sie sich bequemen könnte, in der Naturwissenschaft ihre ältere, reifere Freundin zu se-

hen, so würde diese gern bereit seyn, sie zu leiten und auszubilden. Wenn sich aber die Naturphilosophie überhebt, wenn sie die Naturwissenschaft nur als ihre Magd behandelt, der nur die gröbere Bearbeitung des Stoffes obliegt, welcher erst unter ihren eigenen Händen zu seinem wahren Werthe gedeiht, so werden die Physiker im Bewußtseyn ihrer Überlegenheit sich genöthigt sehen, eine solche Unmaßung durch eine entsprechende Kälte zurück zu weisen.

Man hat es bey andern gelehrten Gesellschaften versucht, eine Vereinigung zwischen den speculativen und empirischen Naturstudien zu stiften, aber man sieht es dieser Verbindung auch an, daß sie nur aus Convenienz, nicht aus Inclination geschlossen ist und die Störung des Hausfriedens ist auch nicht ausgeblieben. Der Philosophie kann eine gelehrte Gesellschaft wenig förderlich seyn, ein philosophisches System springt fertig wie Pallas aus einem Haupte. Die Naturstudien können aber nur durch das Sineinandergreifen einer Menge von Kräften, Einsichten, Erfahrungen und Untersuchungen gefördert werden, ihre Ausbildung wird immer das Werk einer gelehrten Gesellschaft seyn, mag diese nun förmlich constituirt oder nur in ihrem Zusammenwirken kenntlich seyn. Wenn daher die Stifter der Göttingischen Societät der Wissenschaften von einer Ansicht geleitet wurden, die so richtig ist, daß sie noch jetzt nach einem Jahrhundert von den bedeutendsten Physikern getheilt wird, wenn man den richtigen Blick hatte, ein ungebührliches Eindringen der Naturphilosophie in den ruhigen Gang der Naturstudien verhüten zu wollen, so sollte dies eher ein Gegenstand der Bewunderung als des Tadelns seyn.

Im zweyten und dritten Buche behandelt der Verf. die Geschichte des Bundes und der einzelnen Bundesmitglieder nach Auflösung desselben. Wir haben nicht die Absicht auf das Einzelne einzugehen, da wir uns doch nur darauf beschränken müßten Auszüge zu geben, denn Herr Pruz hat das vorhandene Material mit so großer, wenn nicht zu großer Sorgfalt benutzt und mit so vielem Scharfsinne combinirt, daß wohl nur wenig hinzu zu setzen wäre. An schlagenden Bemerkungen, an treffenden Schilderungen sind diese Abschnitte sehr reich. Nur das was der Verf. über die Stellung des Bundes zu Göttingen sagt, glauben wir in diesen Anzeigen, die sich Göttingische nennen, nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Schon in der Einleitung wird diese Stellung charakterisirt. Jede Epoche machende Universität, sagt der Verf. (S. 96), habe ihr specielles Verhältniß zur Poesie und ihre Repräsentation in ihr gehabt, so Leipzig, Halle, Königsberg, Jena, und nur Berlin habe es bisher nicht gelingen wollen, eine eigene poetische Generation hervor zu bringen. Das Hervorsprossen der Poesie in Göttingen müsse man aber hauptsächlich als die nothwendige Reaction des Idealismus gegen den derben Realismus der Göttinger Historie betrachten. In diesen Worten spricht sich offenbar der Groll des Verfs gegen das die Philosophie abweisende Göttingen aus. Wer nun die Sache vom entgegen gesetzten Standpuncte aus betrachten wollte, könnte mit demselben Rechte die Behauptung umkehren und aus dem Beispiele Berlins und Göttingens beweisen, daß die Poesie nur neben der Historie gedeiht, von der Philosophie dagegen vernichtet wird. Aber diese leidige Auffassung der historischen Erscheinungen, wo man Al-

les, was in der Zeit neben einander erscheint, auch in einen Causalnerus bringt und wie Ursache und Folge ansehen zu müssen glaubt, diese Auffassung trägt gerade die Verkehrtheit in sich, daß man Alles aus Allem machen und ein und dieselbe Thatsache nach Belieben aus den entgegen gesetztesten Gründen erklären kann. Trifft eine Erscheinung mit einer befreundeten zusammen, so ist sie natürliche Folge, zeigt sie sich neben einer feindlichen, so entspringt sie aus Opposition. Das ist in der That ein sehr bequemer Schematismus. Auch hat der Verf. selbst, ohne es zu wissen, dies Verfahren in seiner vortrefflichen Charakteristik Wielands perflirt. Bekanntlich ist Wieland sehr plötzlich von der frommen Poesie zu der lockern übergegangen. 'Es ist leicht, sagt Herr Prutz (S. 316), und ein rasch abgemachtes Ding, diesen Umschwung, wie noch jetzt geschieht, nur aus dem Gesetze des Gegensatzes zu erklären; eine überspannte Saite, sagt man, springt endlich, hinter dem Kreuze steckt der Teufel' u. s. w. Ist denn aber, fragen wir, die Ableitung der Poesie aus Opposition um vieles besser? Wir unserer Seits glauben, daß ein innerer Zusammenhang zwischen Göttingen und dem Dichterbunde nur darin zu suchen ist, daß damahls die Blüte der deutschen Jugend sich nach Göttingen, als dem Mittelpuncte des wissenschaftlichen Lebens, sehnte und wo möglich dorthin eilte. Sonst aber, meinen wir, wären die Bundesmitglieder auch anderswo Dichter geworden, wie sie es waren, ehe sie nach Göttingen kamen, und ein anregendes, thätiges und vermittelndes Talent wie Boie hätte auch anderswo die jungen Enthusiasten zusammen geführt und gehalten. Es wundert uns, daß Hr Prutz nicht die Consequenz noch weiter verfolgt

und die Behauptung aufgestellt hat, daß in Berlin keine Poesie möglich sey, weil dort die zu ihrer Hervorrufung nöthige Dosis verben Realismus fehle, und daß er nicht auch die Göthesche Poesie aus der Opposition des Idealismus gegen den verben Realismus des Frankfurter Handels ableitet. Wie viel schimmernde Teuschungen könnte nicht ein Mann, dem die Gabe der Darstellung so zu Gebote steht, aus einem falschem Grundsätze heraus spinnen?

Noch deutlicher spricht sich der Verf. in dem Abschnitte aus, der 'Verhältnis des Bundes zu Göttingen' überschrieben ist. Hier stellt er alle Klatschgeschichten zusammen, die über den Bund cursirten, um die Lehrer und den Geist der Universität dafür verantwortlich zu machen. In der Erfindung solcher Geschichten soll sich wieder das reale, das historische Element der Universität Göttingen zeigen, das in allem Idealen, und daher auch in der Poesie nur eine Thorheit, einen Luxus übermüthiger und unpractischer Menschen, wenn nicht noch Verderblicheres erblickte. Wir sind überzeugt, daß Hr Pruz, wenn er nicht ein ganz speciellcs Vorurtheil gegen Göttingen hätte, auch dieses Verhältnis minder schroff aufgefaßt hätte. Daß die jungen Stürmer und Dränger nicht überall die warme und zuvorkommende Aufnahme fanden, die sie erwarteten, ist eine sehr natürliche Erscheinung. Denn wo hätte je das Alter die Jugend in dem Maße gelten lassen, wie diese es fordert und zu fordern sich berechtigt glaubt. Daß reife und besonnene Männer nicht Alles billigten, was die Bundesmitglieder in jugendlichem Übermuthe ausführten, daß man den Kopf schüttelte, wenn diese sich

mit Eichenlaub kränzten, um einen Baum tanzten oder gar Wielands Tod tranken und ihn in effigie verbrannten — das unblutige Vorspiel zu Sands blutiger That — ist auch nicht auffallend. Wo in der Welt fände nicht jeder Tasso seinen Antonio? Kann doch Herr Pruz selbst sich nicht der Bemerkung enthalten (S. 231), daß Eitelkeit, Absichtlichkeit und der jugendliche Drang, etwas Seltsames und Auffälliges zu thun, bey den Göttinger Freunden ihr Spiel trieben. Daß die Philistery, die ja überall nur die Schale und nicht den Kern sieht, sich solcher Ueßerlichkeiten bemächtigte, daß hohle Köpfe in Theegesellschaften ungesalzene Wiße über die Verbundenen ausheckten, ist ebenfalls kein Wunder. Das Alles wird auch jetzt und überall unter ähnlichen Umständen wieder geschehen. Aber nur der einseitige Haß konnte so etwas der Eigenthümlichkeit Göttingens zur Last legen. Daß 'viele in ihrem Fache ehrwürdige Männer anders dachten,' manche wie Miller, Gatterer, Feder, Kästner, die Jünglinge begünstigten, das verschweigt Herr Pruz zwar nicht, verweist aber diese Bemerkung in eine unscheinbare Note.

Diese einseitige Darstellung müssen wir dem Verf. um so mehr zum Vorwurf machen, da er in anderer Beziehung eine strenge Gerechtigkeitsliebe zeigt. In der That müssen wir die Art, wie er verkannte Persönlichkeiten in Schutz nimmt, zu den schönsten Seiten seiner Schrift rechnen. Wir denken hierbey besonders an das, was er über Günther, Ramler, Hölty und den verrufenen Nicolai sagt. Man hat den letzteren bisher nur als den Feind Göthes verfolgt, und zwar so allgemein, daß wir ihn uns nur noch als Zerrbild denken können; es wäre Zeit, daß die unparteyische Nachwelt auch

anfinge, dem Freunde Lessings und Mendelssohns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das letzte, was man Nicolai vorwarf, war vielleicht das Schlimmste, man hat einen jüngern Critiker den modernen Nicolai genannt. Die Ähnlichkeit liegt aber nur in dem unvernünftigen Kampfe gegen Göthe; sonst muß man Nicolai's Biedersinn und besonders den Umstand, daß er seine Gegner nie mit schlechten Mitteln bekämpft hat, ganz außer Augen lassen, um diesen Vergleich passend zu finden.
G. G. U.

S a m b u r g,

bey Friedrich Perthes. 1840. Johann Brenz, nach gedruckten und ungedruckten Quellen von Julius Hartmann, Diaconus in Neustadt a. d. Linde, u. Karl Jäger ph. Dr., Pfarrer zu Bürg. Erster Theil. VIII und 463 Seiten in Octav.

Die historische Monographie, wie sie auf dem Gebiete der Kirchengeschichte besonders durch Meander angebaut ist, kann eine doppelte Bestimmung haben; entweder sie soll nur Aufschluß geben über den einzelnen, bestimmten Mann, dessen Leben sie schildert, wobey also die Kunde der Zeit selbst, in welcher er auftritt, bey dem Leser voraus gesetzt, derganze Hintergrund also als gegeben gedacht wird, und die Arbeit sich darauf beschränkt, das Leben des Mannes in seinem individuellen Verlaufe zu zeichnen. Die andere, und bey Weitem anziehendere Aufgabe einer solchen Arbeit ist aber, den Mann nicht in seiner individuellen Stellung, sondern als lebendiges Glied seiner Zeit zu erfassen, so daß also, indem diese bestimmte Person gezeichnet wird, damit zugleich die Zeitbeziehungen selbst aufgehellert werden, in welchen er stand. Man braucht bey

dieser Ansicht nicht so weit zu gehen, als die neueste Monographie auf dem dogmengeschichtlichen Gebiete, die in den einzelnen Individuen nur die zufälligen Durchgangspuncte findet, in welchen sich die Idee eines Dogmas abwickelt; aber dennoch ist es wahr, daß ein bedeutsamer Charakter nur dann völlig erfaßt ist, wenn er als Träger der Zeitideen erscheint und in ihm seine Zeit sich reflectiert. Für letztere Art kirchenhistorischer Monographien stehen wir nicht an, Ullmanns Johann Wessel unbedingt als Muster anzuerkennen, weil nirgends so scharf als hier mit der Schilderung des einzelnen Mannes auch der Blick in die seine Zeit bewegenden Gährungsstoffe selbst gewährt ist. Vorliegende Arbeit kann dagegen nur in die erste der bezeichneten Classen gehören. Die Verfasser sind emsig im Herbeybringen des historischen Stoffes gewesen, haben aus Archiven und Bibliotheken des Ungedrucktten viel über den schwäbischen Reformator Johann Brenz gesammelt, so daß ihre Arbeit schon deshalb einen bleibenden Werth behaupten, und jedem späteren Forscher auf diesem Gebiete nicht allein unentbehrlich, sondern auch äußerst willkommen seyn wird. Aus Predigten, Briefen an und von Brenz, besonders aus seiner Correspondenz auf dem Reichstage zu Augsburg, wo er als Abgesandter seiner Stadt, Schwäbisch Hall, thätig war, bringen sie die anziehendsten Excerpte bey. Dabey fehlt es ihnen nicht an besonnener Kritik, an gesundem Urtheile, um sein Verhältnis zu den nächsten Umgebungen zurecht zu stellen. Dagegen die eigentliche Genialität des Historikers, sowohl in der Forschung als Darstellung, die nach der so gegebenen Andeutung, indem sie den einzelnen Mann zeichnet, zugleich mehr schildert als die-

ses Individuum, die dem Leser den tieferen Blick in die Entwicklung der Zeit selbst eröffnet, darauf darf vorliegende Arbeit keinen Anspruch machen. Die Verf. führen ihren Brenz durch die verschiedenen Situationen durch als Schüler und Student zu Heidelberg, als Prediger und Reformator zu Hall, als engen Kampfgenossen Luthers im Sacramentsstreite, im Conflict mit den Wiedertäufern und andern Secten; seine individuelle Stellung wird durchaus klar entwickelt: aber schwerlich läßt sich nachweisen, daß irgend eine der Fragen, die nach einem etwas allgemeineren Standpunkte die Geschichte der Reformation noch zu lösen hat, und die nur durch Beyträge von so localem und persönlichem Umfange, durch Studium des Einzelnen weiter gefördert werden können, hier zum Bewußtseyn gekommen, viel weniger gelöst sey. Ref. kann nicht umhin, eine Ursache dieser in den etwas niedrigeren Sphären der historischen Kunst gehaltenen Tendenz und Anlage eben in der Duplicität der Verfasser zu finden. Es liegt zwar über das Verhältniß, nach welchem sie sich bey der Arbeit betheiligt haben, keine ausdrückliche Erklärung vor; aber so viel ergibt sich jedem nicht bloß mit historischen, sondern überhaupt mit literarischen Arbeiten Vertrauten, daß das eigentlich schöpferische Moment, wie es für jene höher zu stellende Classe der Monographie so wesentlich ist, jemahls schwerlich bey Zusammenwirken mehrerer Betheiligten hervor treten kann.

Die wichtigste Beziehung, in welcher Brenz wirksam war, ist jedenfalls seine Theilnahme am Sacramentsstreite, worin er, als ein unbedingt auf Lutherscher Seite stehender Kämpfer das Meiste dazu beygetragen hat, die schwäbisch-würtembergi-

sche Kirche dem so nahe liegenden reformierten Principe ab- und dem lutherisch-sächsischen zuzuwenden. Brenz als eigentlicher Verf. des schwäbischen Syngramma nahm den Streit zunächst gegen Scolampad auf. Die Verf. versäumen deshalb nicht, sowohl das Syngramma selbst seinem Inhalte nach genauer zu entwickeln, als auch die Theilnahme des Mannes an dem weitläufigen Streite zu verzeichnen. Nur, wie schon bemerkt, über den Streit selbst, über die ihm zu Grunde liegenden so gänzlich verschiedenen theologischen Ansichten, kommt man dadurch auch nicht einen Schritt weiter; Brenzens Thätigkeit wird so bloß erzählt, aber nicht begriffen; es bleibt die ziemlich äußerliche Relation der Gründe und Beweisführung; aber fest steht dabey, daß die Reformationsgeschichte aus einer Seite bey Ranke größeren Gewinn gehabt hat, als aus dieser ganzen monographischen Bearbeitung des Stoffes. In ihrer eigenen Ansicht von dem Streite darf es nicht auffallen die Verf. einverstanden mit ihrem Helden ebenfalls auf lutherischer Seite, und nicht selten in Ausfällen gegen Planck's Auffassung des Sacramentsstreites zu erblicken. Dennoch geben wir ihnen gern das Zeugnis, daß sie sich der historischen Unparteylichkeit nicht entschlagen und das schweizerische Princip ebenfalls als zu Rechte bestehend behandelt haben.

Auch in allen übrigen Beziehungen, die durch die Reformation in Frage kamen, hat Luther wohl schwerlich einen so völlig geistesverwandten, und seinen Ansichten so unbedingt huldigenden Anhänger gehabt, als eben den Johann Brenz, der geradezu als der Wiederhall aus dem Süden für Alles betrachtet werden darf, was Luther von Wittenberg her über Deutschland vernehmen ließ.

Am entschiedensten zeigt sich dies in der eigentlichen Lebensfrage für die Reformation nach der äußeren Seite hin bey der Frage, wie weit bewaffneter Widerstand gegen den Kaiser durchgeführt werden dürfe. Es ist allerdings leicht, vom Standpuncte der um drey hundert Jahre späteren Zeit, das Zaghafte und Gefährliche der Wittenbergischen Politik aufzudecken, und wie der Erfolg gezeiget hat, nur in dem kühnen Widerstande, wie Philipp von Hessen darauf drang, Rettung zu finden. Allein die Vf. decken hier mit Recht auf, daß es der Zwiespalt in dem damaligen Staatsrechte selbst war, zu dessen Lösung die Politik der Wittenberger Theologen wohl nicht ausreichte, und daß eine Beurtheilung ihrer Handlungsweise auch nur vom Standpuncte ihrer Überzeugung aus genommen werden darf. In dieser Hinsicht sind die Mittheilungen der Vf. über Brenzens Stellung auf dem Augsburger Reichstage sehr interessant, da er als theologischer Berather einer Stadt dort handelte, die gern beides zu vereinen wünschte, das Festhalten an der einmahl erkannten evangelischen Wahrheit und dann doch auch die Treue als einer Reichsstadt dem Kaiser gegenüber.

Durchgeführt ist die Geschichte des Reformators bis zum Jahre 1534 und die Fortsetzung bald versprochen. Der beygefügte Anhang, Briefe an und von Brenz ist absichtlich von den Verfassern möglichst beschränkt gehalten. Hier hätte eine gewisse Ausdehnung den Werth des Buches nur erhöhen können; auch die Verfasser haben ja den von Ranke ausgesprochenen Grundsatz anerkannt, daß die Geschichte dahin kommen müsse, nur aus den letzten und unmittelbarsten Quellen zu schöpfen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.

Den 18. Julius 1842.

G ö t t i n g e n .

Die Königl. Universitäts-Bibliothek hat neuerdings (vgl. diese Anzeigen Jahrg. 1841. S. 1561) durch die gütige Vermittlung des Hn Dr Irving eine Fortsetzung der frühern höchst werthvollen Geschenke erhalten, unter welchen wir vorläufig, durch Zeit und Raum beschränkt, nur die Titel einiger Werke erwähnen, welche in deutschen Bibliotheken wohl nur höchst selten zu finden sind.

Zu diesen Werken gehören namentlich

Chronica de Mailros e codice unico in bibliotheca Cottoniana servato nunc iterum in lucem edita. Edinburgi. 1835. Ein Quartband von 298 Seiten.

The seven Sages in Scottish Metre, by John Rolland, reprinted from the edition of MDCCCXXXVII.

Letters of David Hume. 1841. (Ein Geschenk des Herausgebers Dr Murray.) 8.

The poems of William Dunbar (des schottischen Chaucer), by Laing. 2 Vols. 8.

The Poems of Alex. Montgomery. 1821.
in Octav.

Wir behalten uns vor von einem oder dem andern dieser Werke so bald als möglich unsern Lesern genauere Anzeige zu geben.

P a r i s ,

bey Méquignon=Marvis, Vater u. Sohn. 1840.
Traité théorique et pratique de l'Art des Accouchements, comprenant l'histoire des maladies, qui peuvent se manifester pendant la grossesse et le travail, et l'indication des soins à donner à l'enfant nouveau-né par P. Cazeaux, Dr. en Méd. Professeur d'Accouchements, ancien chef de clinique d'Accouch. de la Faculté de Méd. à Paris etc. VIII u. 836 Seiten in Octav.

Es gab eine Zeit, welche den Keim zur bessern Umgestaltung der Geburtshilfe auf französischem Boden finden ließ, was aus der besonderen Blüte zu erklären ist, in welcher sich damals in jenem Lande dasjenige Fach befand, welches die Geburtshilfe an sich gekettet hatte, nämlich die Chirurgie. Diese hatte sich im 16ten Jahrhunderte in Frankreich zu einer bedeutenden Höhe empor geschwungen, wozu schon im 13ten Jahrhunderte die ersten Vorbereitungen geschehen waren, durch die Bildung eines eigenen Collegiums der Chirurgie, dessen Schutzheilige Cosmus und Damianus waren, und in welches sich der aus Mailand vertriebene Lanfranchi (1295) aufnehmen ließ. Später ward dieß Collegium zu einer gelehrten Schule erhoben und die schönsten Früchte entwachsen diesem so sorgfältig gepflegten Baume. Die Geburtshilfe theilte das Geschick der Chirurgie: die Ärzte der damaligen Zeit kümmerten sich wenig um einen Zweig der Heilkunde, dessen Pflege seit jeher weiblichen

Händen überlassen war; höchstens verordneten sie in den Fällen, welchen die weibliche Kunst nicht gewachsen war, Arzneymittel, gaben sich aber mit der eigentlichen Ausübung der Geburtshilfe da, wo Hand und Instrumente nothwendig waren, nicht ab. Diese Hilfe blieb daher den Chirurgen überlassen, und diese widmeten, nachdem ihr eigenes Fach erst eine gewisse Stufe der Vollkommenheit erreicht hatte, ihre volle Aufmerksamkeit auch der Geburtshilfe, ja es traten alsbald Männer unter ihnen auf, welche ihre Bemühungen ausschließlich diesem Fache widmeten und zwar mit dem besten Erfolge. Die Namen eines Paré und P. Franco, der Wiederherstellung der Wendung auf die Füße, so wie des erstern Schüler Guillemeau glänzen uns hellstrahlend aus jener Zeit entgegen, während in unserem Vaterlande die Geburtshilfe noch auf einer sehr niedrigen Stufe stand, während noch 1580 Verordnungen den gröbsten Pfuscheren von Schäfern und anderen Viehhirten entgegen treten mußten und Deutschland außer einigen sehr mäßigen Hebammen=Lehrbüchern von wissenschaftlicher Seite nichts Bedeutendes aufzuweisen hatte. Das einmahl begonnene Streben in Frankreich dauerte aber noch die folgenden Jahrhunderte fort und die Schriften eines Mauriceau, Portal (17 Jahrh.), eines De la Motte, Puzos, Levret, Solayrès de Renhac und Baudelocque (18. Jahrh.) legen davon die sprechendsten Zeugnisse ab. Erst in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts erwachten auch deutsche Männer, angeregt durch die glänzenden Fortschritte des Nachbarlandes und empfänglich für fremde Leistungen, und suchten nun das Versäumte auf eine eben so rasche als erspriessliche Weise nachzuholen. Die Verdienste Röderer's, Stein's, Boër's, Fr. B. Oslander's

und anderer sind in dieser Beziehung den Fachgenossen bekannt genug und es bedarf daher hier nur der Aufführung ihrer Namen. Raslos schreitet aber auch im jetzigen Jahrhunderte die Geburtshilfe, von deutschen Händen gepflegt, ihrer Vervollkommnung entgegen: unser Vaterland hat sich nicht begnügt mit dem Guten, was es als Vermächtnis jener Männer übernommen hat, es strebt noch nach Besserem unermüdet fort und gar manche schöne Saat ist dem regsamen deutschen Fleiße und Eifer entsprossen. Werfen wir dagegen einen unbefangenen, vergleichenden Blick auf die weitere Pflege der Geburtshilfe in Frankreich, so sehen wir seit Baudelocque, der noch dazu dem vorigen Jahrhunderte angehört, einen Stillstand eingetreten, welcher dem früheren regen Eifer keinesweges entspricht; wohl treten uns hier und da einzelne Männer entgegen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Geburtshilfe zu cultivieren, aber sie können in kei- nen Vergleich mit den Leistungen der älteren französischen Geburtshelfer gebracht werden. Sollte aber dieses Urtheil aus deutscher Feder zu hart, vielleicht partyisch klingen, so mögen hier die neuesten Worte stehen, womit ein französisches Journal die Anzeige vorstehenden Werkes einleitet (s. Arch. général. de médec. Tom. XI. 1841. p. 519): „D’où vient qu’en opposition avec ce défaut d’activité en France les accoucheurs allemands poursuivent tous les jours, avec une ardeur croissante, leurs recherches sur cette partie de l’art de guérir? Pourquoi cette sorte d’indifférence apportée chez nous à l’étude des accouchements? Quelles en sont les causes? Pourquoi laisser perdre ainsi cette antique prééminence pour les accoucheurs français?“ Hoffen wir, daß unsere Nachbarn sich mit erneuerter Lust

und Liebe einem Fache wieder zuwenden, welches gerade ihnen so viel verdankt und sehen wir das oben genannte Werk als einen erfreulichen Beweis an, daß die Zeit gekommen ist, in welcher französische Kräfte sich von Neuem der Geburtshilfe widmen, womit bereits 1835 Belpéau in der zweyten Ausgabe seines Lehrbuches und der Straßburger Stolz durch die treffliche Abhandlung über die künstliche Frühgeburt, die er in Frankreich nach so langem Widerstreben einführte, den Anfang gemacht haben. Nur der Verein recht vieler Kräfte ist ja allein im Stande, den großen Bau der Wissenschaft seiner Vollendung nahe zu bringen. Sehen wir, was unser Verf. dazu beygetragen hat. Sein Werk ist in fünf große Abschnitte eingetheilt, und zwar beginnt der erste mit der Darstellung der weiblichen Geschlechtstheile: das erste Kapitel ist dem Becken und das zweyte den weichen Geburtstheilen gewidmet. Bey der Beckenlehre hat der Verf. mit Recht in einem eigenen Artikel (4) das mit seinen Weichtheilen noch verbundene Becken näher untersucht, was besonders für die genauere Bestimmung der Durchmesser in den einzelnen Aperturen von Wichtigkeit ist, indem diese dann in einem ganz andern Verhältnisse stehen, als im trockenen (gewöhnlich nur allein beschriebenen) Becken, und doch sind alle Folgerungen für den Mechanismus der Geburt u. s. w. immer auf das frische Becken berechnet. Im zweyten Kapitel ist die Gebärmutter sehr genau beschrieben; interessant ist die Beobachtung des Verfs., daß Einrisse am Muttermunde sich meistens auf der linken Seite finden, was er mit der am häufigsten beobachteten Stellung des Hinterhauptes nach links in Verbindung bringt. — Die zweyte Abtheilung umfaßt die Lehre von der Empfängniß und Schwangerschaft

und ist besonders in Bezug auf die letztere sehr erschöpfend gearbeitet. Die Uterinschwangerschaft theilt der Verfasser ein in einfache, mehrfache und complicierte Schwangerschaft, wenn nämlich zugleich mit einem in der Gebärmutter befindlichen Fötus eine krankhafte Geschwulst im Bauche zugegen ist. Das erste Kapitel handelt von der einfachen Schwangerschaft und setzt in drey Artikeln die anatomischen Veränderungen an den Geschlechtstheilen selbst, die Erscheinungen an den benachbarten Theilen und die Zeichen der Schwangerschaft näher aus einander. Diese letzteren theilt der Verf. in 'Signes rationnels' und 'S. sensibles'; die ersteren sind Unterdrückung der Menstruation, Ausdehnung des Bauches und Veränderungen an den Brüsten; die sensibeln Zeichen aber werden durch den Tastsinn und das Gehör (Auscultation) gewonnen. Die nähern Regeln für die Exploration: Toucher vaginal, abdominal und anal werden gleich hier an gereiht, so wie das Nöthige von der Auscultation Schwangerer durchgegangen wird: das Herzgeräusch vernimmt man zuerst zwischen dem 4ten und 5ten Monat, am häufigsten in letzterem, gewöhnlich in der Nabelgegend und zwar am leichtesten durch die Rückengegend des Fötus, daher vor dem siebenten Monate die Stelle, wo der Herzschlag des Fötus vernommen wird, so oft wechselt. Das Uteringeräusch (Bruit de souffle), mit dem Pulse der Mutter isochronisch, etwas früher hörbar, als der Herzschlag des Kindes, sucht der Verfasser mit de la Harpe darin, daß sich an einer und derselben Stelle der Gebärmutter die Gefäße vervielfältigt haben; es entstehen dadurch vielleicht hundert Mal so viel Blutströme und vervielfachen so die Geräusche, wodurch der eigenthümliche vernehmbare Ton entsteht. Dem bloßen Ohre zieht der Verf. das

Stethoscop vor, verwirft aber das Metroscop von *Nauche*, dessen unteres Ende in die Vagina eingebracht werden soll. — Im zweyten Kapitel ist die Zwillingsschwangerschaft und im dritten die *Gravid. extrauterina* näher durchgegangen; von letzterer gibt er 10 Species an: 1) *Grossesse ovarique*, 2) *sous-péritonéo-pelvienne*, 3) *tubo-ovarique*, 4) *tubo-abdominale*, 5) *abdominale*, 6) *tubaire*, 7) *tubo-utérine interstitielle*, 8) *interstitielle*, 9) *utéro-tubaire*, 10) *utéro-tubo-abdominale*. Bey der Behandlung der Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter empfiehlt der Verf. gleich in den ersten Monaten, wenn nämlich die fehlerhafte Anheftung des Eies erkannt wird, reichliche Aderlässe, theils um den Tod des Kindes dadurch herbey zu führen, theils um Congestionen nach den Anheftungsstellen zu verhüten, durch welche sonst der Riß der Kyste und tödtliche Verblutung veranlaßt werden kann. Für die Verrichtung der Gastrotomie erklärt sich der Verf. nur bedingt, will aber da, wo Wehenthätigkeit eingetreten ist, diese durch Glysmata und Opium in starken Dosen zum Schweigen bringen, um der Natur dann die weitere Hilfe zu überlassen (Lithopaedion oder Absceßbildung). — Im Titel 3 wird die Lehre vom menschlichen Eie und der Frucht weitläufig abgehandelt, wie solches auch von *Belpéau* in seinem Lehrbuche der Geburtshilfe geschehen ist. Den Schluß bilden (Titel 4.) die den Schwangeren eigenthümlichen Krankheiten und die Darstellung des Abortus. Jene sind die Leiden der Verdauung, der Circulation, der Respiration, der Secund Excretionen, der Ortsbewegung (*Locomotion*), unter welcher Abtheilung die Erweichung der Beckensymphysen abgehandelt ist, des Nervensystems und endlich die fehlerhaften Lagen der Gebärmutter. —

Die dritte Abtheilung hat die Geburt im Allgemeinen zum Gegenstande und der erste Titel handelt die Frühgeburt so wie die verspätete Geburt mit einigen Worten ab; dagegen ist im zweyten Titel die rechtzeitige Geburt umständlicher durchgegangen, deren beide Hauptseiten, die dynamische sowie die mechanische, genau geschieden sind. Der Verf. widerlegt zuvörderst die in der neuesten Zeit wieder auftauchende Meinung, daß im Fötus selbst die Ursache der Geburt läge, und zeigt, daß letztere einzig und allein in den Contractionen der Gebärmutter zu suchen sey. Er setzt (Kap. 2.) die physiologischen Erscheinungen während der Geburt aus einander, wobey er die Zeiträume nach Desormeaux annimmt: den ersten von Beginn der Wehen bis zur völligen Erweiterung des Muttermundes, den zweyten bis zur Geburt des Kindes und den dritten die Ausscheidung der Nachgeburt in sich fassend. Im folgenden Kapitel (Seite 287 ist dasselbe fälschlich mit der Nummer 4 bezeichnet) wird der Mechanismus der Geburt aus einander gesetzt, wobey die Ansichten verschiedener Geburtshelfer, besonders Baudelocque, der Mme Lachapelle, Welpau, Dubois, Naegele und Stolz angeführt sind. Zuerst werden die Scheitellagen (Présentations du sommet) durchgegangen, welche der Verf. in zwey zerfallen läßt: erste Lage, kleine Fontanelle nach links vorne, zweyte Lage, kleine Fontanelle nach rechts hinten; mit großer Genauigkeit hat der Verf. den ganzen Hergang der Geburt bey diesen Lagen beschrieben und der erfahrene Geburtshelfer, welcher zu ähnlichen Beobachtungen recht viel Gelegenheit hat, wird nichts Wesentliches in der Beschreibung vermissen.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. 116. Stück.

Den 21. Julius 1842.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Traité théorique et pratique de l'Art des Accouchements etc. par P. Cazeaux, Dr. en Méd. Professeur d'Accouchements, ancien chef de clinique d'Accouch. de la Faculté de Méd. à Paris etc.'

Eben so lobenswerth sind die Gesichtsgewürten so wie die Unterstammsgewürten beschrieben; mit Recht führt der Verf. an, daß er in den drey verschiedenen Lagen, den Steiß-, Fuß- und Knielagen, nur leichte Modificationen der Unterstammslagen (Présentations du pelvis) erkenne, welche daher in Bezug auf den Mechanismus wenig Unterscheidendes darböten. Hierauf wird von den Querlagen, der Selbstwendung und Selbstentwicklung gehandelt. Die Querlagen reducirt der Verf. nach dem Vorbilde der Lachapelle, Naegele und Du Bois auf zwey Lagen, je nachdem die rechte oder linke Seite (Schulter) des Fötus vorliegt. — Im folgenden Kapitel kommen die Hilfsleistungen während und nach der Geburt zur Sprache, wobey in

einem eigenen Artikel von einigen Schwierigkeiten gehandelt wird, welche sich während einer natürlichen Geburt ereignen können, als: Wehenschwäche, gänzlichcs Aufhören derselben, Rigidität des Mutterhalses, Verklebung des Muttermundes, Widerstand von Seiten des Perinäums. In dem angezeigten §. von den unregelmäßigen Wehen spricht der Verf. ausführlich vom Mutterkorne, welches er als sicher wirkend empfiehlt, wenn plethorische Constitution, irritierte Gebärmutter, sehr enge Geschlechtstheile seinen Gebrauch nicht verbieten. Das Wochenbett mit seinen Erscheinungen, die Behandlung der Wöchnerin und des Neugeborenen beschließen diesen dritten Theil. — Die vierte Abtheilung handelt von den Dystokien, deren Ursachen entweder von der Mutter oder dem Kinde ausgehen; sie können schon vor der Geburt vorhanden seyn, oder sich erst im Momente der Geburt selbst äußern. Von den Ursachen, welche von der Mutter ausgehen, werden zuerst die Fehler der Beckenbildung durchgegangen (das zu weite und zu enge Becken). Das ganze Kapitel ist mit sehr großem Fleiße und ausführlicher Genauigkeit bearbeitet und der Vf. hat dabey die trefflichen Lehren unseres *N a e g e l e* benützt, welche ihm durch *D a n n a u*'s gedruckte und für *C a z e a u x*'s Lehrbuch von *S t o l k* besorgte Übersetzung bekannt wurden. — Das zweyte Kapitel handelt von den Bildungsfehlern und Krankheiten der Weichtheile, welche ein Geburtshindernis abgeben: von den Fehlern der äußern Scham und der Mutterscheide, des Halses und Körpers der Gebärmutter, wobey auch die fehlerhaften Lagen derselben berührt werden; der Verf. theilt hier ein Paar Beobachtungen von *B e l p e a u* und *M e r i m a n* über das Vorkommen der Schiefslage des Uterus nach hinten mit. — In ausführlicher Weise

sind im dritten Kapitel die Blutflüsse der Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen dargestellt, wobey auch die Placenta praevia abgehandelt ist, und eben so genau sind die folgenden Kapitel über die Convulsionen, die Ruptur und den Rheumatismus uteri. — Der zweyte Theil ist den Dystokiën gewidmet, welche ihren Grund in fehlerhafter Beschaffenheit des Fötus haben; es werden zuerst der Hydrocephalus, Hydrothorax und Ascites, Geschwülste verschiedener Art, das Verwachsenseyn zweyer Früchte und der fehlerhafte Verlauf der Zwillingsgeburten abgehandelt. Hierauf folgen die Fehler, welche von der Nabelschnur ausgehen, Prolapsus und Kürze des Stranges. Bey vorgelassener Nabelschnur soll man die Geburt der Natur überlassen, wenn das Kind bereits aufgehört hat zu leben, wenn die Eihäute noch vorhanden sind, der Kopf tief steht und kräftige Wehen die baldige Geburt hoffen lassen, und endlich wo der Kopf sehr klein, das Becken weit und der Nabelstrang nach einer Symphysis sacro-iliaca zu liegt, immer muß aber genau auf den Strang geachtet werden und sobald das Klopfen in demselben nachläßt, ist das Kind zu extrahieren. Die Reposition mittelst der Hand ist die vorzüglichste Methode, nur wo die Einführung der Hand schwierig ist, soll eine elastische Gummisonde zur Reduction gewählt werden. Gelingt letztere nicht, dann Wendung oder Zange. Die fehlerhaften Lagen des Kindes (Kap. 5.) beschließen diesen Titel. — Die zweyte Section dieser Abtheilung enthält die Darstellung der geburtshilflichen Operationen, und zwar sind in 7 Kapiteln die Wendung, die Zangenoperationen, die Anwendung des Hebels, die künstliche Frühgeburt, die Symphyseotomie, der Kaiserschnitt und die Embryotomie gelehrt. Das Kapitel der Wendung be-

ginnt mit der eben so einfachen als richtigen Definition: 'La version est une operation par laquelle on ramène au détroit superieur une de deux extremités du foetus,' sie ist daher doppelt: 'Vers. pelvienne ou podalique,' oder 'cephalique.' Nun ist dem Verf. das Wort pelv. gleich bedeutend mit podalique, es ist die Wendung auf die Füße, keinesweges aber auf den Steiß, woran die deutschen Geburtshelfer wohl bey dem Beyworte 'pelvienne' denken würden, da diese die Wendung auf den Steiß, wenn auch nur historisch, mit unter den Arten der Wendung aufführen; *Caseaux* erwähnt sie aber gar nicht. Wie kommt aber der Vf. dazu, seinen Landsmann *Guillemeau*, *Paré's* Schüler, 'Guillemot' zu schreiben? Zuerst wird das Nöthige über die Wendung auf den Kopf angegeben, welche nur unter gewissen Einschränkungen gemacht werden soll, und dann geht der Verf. zu der Wendung auf die Füße über. Daß hier derselbe bey der Beschreibung des Manoeuvres der Wendung als dritten Act die Extraction des Fötus angibt, beweiset, daß die neuesten Lehren deutscher Geburtshelfer, welche die Nothwendigkeit der Trennung der Extraction von der Wendung selbst nachgewiesen haben, spurlos an ihm vorüber gegangen sind. — Im Kap. von den Zangenoperationen erklärt sich der Verf. gegen die Anlegung derselben bey Steißlagen; im Ubrigen sind die Regeln für die Anwendung derselben genau und erschöpfend angegeben. — Das Kapitel über die künstl. Frühgeburt, welche Operation erst seit kurzem durch *Stolz* Vermittelung in Frankreich Eingang gefunden, hat der Verf. im Vergleiche zu den andern Operationen etwas kurz abgefaßt, obgleich nichts Wesentliches übergangen ist. Er erklärt sich unbedingt für die Methode mittelst Pressschwämmen,

welche er innerhalb eines angelegten Speculums einzubringen rãth. — Kapitel 5 und 6 erörtern den Schambeinfugenschnitt und die Operatio caesarea, letzterer sind nur 5 Seiten gewidmet. Den Schluß bildet die Embryotomie, einschließlich der Perforation des Schädels (Craniotomie); für diese empfiehlt der Vf. das Perforatorium von Smellie, übergeht aber die trepanartigen Instrumente ganz mit Stillschweigen; vom Cephalotribe Baudelocque's, welches auch in Deutschland jetzt Eingang zu finden scheint (Kilian, Busch) sagt er: 'Restreint dans des limites convenables, c'est un de plus utiles instruments de la chirurgie obstetricale.' Der Verf. führt noch die von Dubois in verzweifelten Fällen unternommene Decollation an; bey der Unmöglichkeit, das Kind am unteren Stammende zu extrahieren, soll der Kopf am Rumpfe innerhalb der Geschlechtstheile mit einer Scheere getrennt und nun der Rumpf erst entwickelt werden!! — Die fünfte Abtheilung ist dem Nachgeburtsgeschäfte gewidmet und zwar ist dabey das Gesundheitsgemäße und das Fehlerhafte berücksichtigt. — Zwölf dem Werke beygegebene Abbildungen sollen die Verhältnisse des Beckens und des kindlichen Kopfes, Fehler des Beckens (verkleinerte Copien nach Maegele), Cybildung (Cop. der schönen Icon. physiol. unseres Rud. Wagner), den Kreislauf des Blutes im Fötus, die Veränderungen der Brustwarzen bey Schwangeren, die Kindeslagen, die Hilfe bey Extraktionen an den Füßen und die Anlegung der Zange erläutern. Die Finger und Hände des Geburtshelfers sind indessen der Möglichkeit der empfohlenen Herausleitung des Kindes zu Liebe, wie das so manchemahl bey dergleichen Abbildungen geschehen ist, an einigen Orten zu lang gerathen.

Bergl. z. B. Pl. IX. fig. 5. — Mag dieser gedrängte Überblick auf den reichhaltigen Inhalt eines Werkes schließen lassen, welches als das neueste im Gebiete unseres Faches uns Kunde geben soll, auf welcher Stufe von Ausbildung in unserem Nachbarlande die Geburtshilfe steht; gern lassen wir demselben die gebührende Anerkennung zukommen und zweifeln nicht daran, daß es seiner einen Bestimmung, den 'Elèves en médecine' zum Unterrichte zu dienen, wohl entsprechen werde; ob es aber auch laut der Vorrede auch die zweyte Bestimmung, von den 'Elèves sages-femmes' als Lehrbuch gebraucht zu werden, erfüllen könne, möchten wir doch in Abrede stellen, es müßten denn die französischen Hebammen und Geburtshelfer auf einer Stufe stehen, was aber sicher nicht der Fall ist und auch nicht seyn kann.

Ed. K. Jac. von Siebold.

L e i p z i g,

Verlag von Otto Wigand. 1838. 39. Die römische Elegie. Erster Band. Critische Untersuchungen mit eingeflochtenen Übersetzungen. Von D. F. Gruppe. VIII und 407 Seiten. Zweyter Band. Albius Tibullus et Sex. Aurelius Propertius secundum ordinem et numerum restituti. Accedunt Publii Ovidii Nasonis amores. Edidit Otto Fridericus Gruppe. 280 Seiten in Octav.

Als eine sehr beachtenswerthe Erscheinung auf dem Gebiete der Alterthumsforschung darf wohl mit Recht die vorliegende Schrift bezeichnet werden. Sollte auch ihr Ergebnis bey reiferer Erwägung den Erwartungen der conservativen Partey der Philologen nicht entsprechen, so kann doch der Ausführung des Ganzen und der lebendigen Darstel-

lung des Einzelnen das Lob einer geistreichen Originalität von Niemand versagt werden. Sie enthält zunächst und vorzugsweise Forschungen über den Entwicklungsgang der römischen Elegie und deren berühmteste Repräsentanten, namentlich über Tibull und dessen eigenthümlichen Kunststil. Man war bisher gewohnt, jede Elegie dieses Dichters sowie auch des Propertius (von Catull ist bey Hrn Gruppe nur beyläufig am Schlusse des Werkes die Rede) als einzelnes in sich abgeschlossenes, von seinen nächsten Umgebungen unabhängiges Ganze zu betrachten. Zu dieser Ansicht nöthigte auch gewissermaßen die Reihenfolge, in welcher sämtliche Urkunden die Poesien beider Elegiker aufführen. Hr Gruppe dagegen stößt die überlieferte Ordnung um, und sucht in einer Reihe von neu gewählten Gruppen von je fünf bis zehn Elegien einen inneren Zusammenhang nachzuweisen. In einer jeden dieser neuen Gruppen stellt sich ein eigenthümlich durchgeführtes Liebesverhältnis dar. Die wenigen Gedichte, welche außerhalb dieser Gruppen als isolierte Erscheinungen stehen bleiben, sind dann als weniger bedeutende Productionen zu betrachten.

In der Entwicklung dieses Hauptgedankens befolgt Hr Gruppe, welcher bey alledem die Arbeiten seiner Vorgänger, namentlich Lachmann's und Dissen's, mit Hochachtung anerkennt, ein ganz eigenthümliches Verfahren, welches den Leser nöthigt, ihm Schritt vor Schritt zu folgen, weil sich gegenseitig eins auf das andere stützt und die Beweisgründe für jedes Einzelne mehr oder weniger im Ganzen vertheilt liegen. Sein Streben geht, wie der Verf. selbst gesteht, auf Ergründung des inneren Gehalts der vorliegenden Poesien, und vor allen Dingen auf Erforschung der eigenen, der Kunst selbst inwohnenden Entwicklungsgesetze. Man

würde sich aber sehr irren, wollte man in der von Herrn Gruppe angewandten Methode eine speculative, nach absoluter Anschauung strebende vermuthen. Im Gegentheil verwahrt sich der Verfasser gegen einen solchen Verdacht, und erklärt unumwunden, er habe sich mit derselben niemahls befreunden können. Die Verehrer derselben wollen überall ins Große gehen, meint er, und nehmen Alles in Bausch und Bogen. Die Völker sollen, wie es heißt, in ihren welthistorischen Rollen auftreten und in gewissen gewünschten Contrasten sich einander gegenüber stellen. Compendien der einzelnen Literaturen geben das Material her und dieses wird mit denjenigen Redensarten ausgeschmückt die gerade in der Mode sind und sich einer Begünstigung erfreuen. Den Weltgeist selbst sogleich scharf ins Auge zu fassen und zu begreifen, und dann abwärts von diesem seine Manifestationen zu verstehen, die Natur, den menschlichen Geist und alle seine geschichtlichen Erscheinungen aufzufassen, das mag eine treffliche Methode seyn, sagt der Vf., aber nur für Götter; 'für uns Menschen ist sie sicherlich die aller schlechteste, welche überall den größten Irrthümern aussetzt, der Oberflächlichkeit Thor und Thür öffnet, und die überdies den schlimmen Nachtheil mit sich führt, daß sie untergeordneten Geistern Gelegenheit gibt, sich mit falschem Schein zu brüsten.'

Die vorliegenden Forschungen zerfallen in zwölf Abschnitte, von denen zehn sich ausschließlich mit Tibull beschäftigen; nur einer bezieht sich auf Propertius; und der letzte liefert eine geschichtliche Übersicht der Entwicklung der Elegie und der elegischen Form unter Hellenen und Römern. Was hier den Schluß macht, hätte nach der herkömmlichen Weise der streng systematischen Critiker den Anfang oder

die Einleitung bilden müssen. Aber Tibull ist dem Verfasser der eigentliche Mittelpunkt der römischen Elegie. Daher sucht Hr Gruppe die Kunstart dieses Dichters gleich Anfangs an der zehnten Elegie des ersten Buches nachzuweisen. Er spricht nach Anleitung dieses Musters mit vieler Einsicht über Versification und Structur der Elegien, dann über das Wesen des Distichon's und über dessen zweckmäßigen Bau zur Darstellung elegischer Gemüthsstimmungen. Dann erst folgt die Zerlegung der sämmtlichen Gedichte Tibulls in acht Bücher, denen er eben so viele Abschnitte widmet. Die den Inhalt jedes Buches bezeichnenden selbstgewählten acht Titel sind: I. Buch Sulpicia. II. Buch Nemesis. III. Buch Lygdamus. IV. Panegyrikus auf Messala. V. Buch Delia. VI. Buch Marathus. VII. Buch Glycera. VIII. Die Priapischen Gedichte.

Das Buch Sulpicia setzt der Verf. aus fünf (Nr. 3—7) Elegien des vierten und aus einer des zweyten Buchs (Nr. 2) zusammen. Schon Heyne erklärte das vierte Buch für das Schönste und Unmuthigste, was die ganze Latinität besitze, — eine Ansicht, der Herr Gruppe im hohen Grade seine Beystimmung gibt. Er hält es nicht, wie eine alte Meinung will, für unecht; und er verwirft daher die Überschrift vieler Ausgaben: *Sulpiciae et aliorum elegidia*. Der Werth dieser schönen Gedichte und ihr ganzer Charakter sprechen vielmehr für ihre Echtheit, wie sehr auch Stoff und Kunstart abweichen mögen; die Empfindungsweise, die poetische Darstellung und die Sprache sind ganz tibullisch. Der Dichter schildert hier ein fremdes Liebesverhältnis, nämlich das seines Freundes Gerinthus und der edlen Römerin Sulpicia. Es ist dies eine eben so innige als unglückliche Liebe,

weil Sulpicia's stolze Mutter sich der Verbindung der Liebenden widersetzt. Die Verzweiflung wirft die liebeglühende Schöne auf das Krankenlager, von dem sie sich kaum wieder erhebt. Nach der Genesung überläßt sie sich aber der ganzen Gluth ihrer Leidenschaft und wird endlich Cerinthus Gattin. Mit richtigem und feinem Kunstgefühl hat nun Tibull den Cerinthus selbst nicht mitsprechend eingeführt. Darüber äußert sich Hr Gruppe mit tiefer Einsicht in die Geheimnisse des schaffenden Geistes: 'Während Sulpicia, die von der Leidenschaft getrieben, durchweg redend erscheint in unbelauschtem Monolog, spricht der Dichter dazwischen als Mitwissere und Beförderer ihrer Liebe, doch mehr mit dem Wunsche als mit der That.'

Aus den übrigen fünf Elegien des zweyten Buches bildet Hr Gruppe ebenfalls das zweyte Buch und nennt es nach der bekannten Geliebten des Tibullus Nemesis. Er erklärt dasselbe wegen vieler vermeintlicher Fehler und Nachlässigkeiten für unvollendet, und glaubt, daß Tibull vom Tode überrascht worden sey, ehe er die letzte Hand anlegen und dem flüchtigen Entwurfe die Vollendung seiner übrigen Poesien geben konnte.

Das dritte Buch heißt Lygdamus, wie es schon S. H. Voss vor mehr als 30 Jahren zuerst nannte. Lygdamus ist aber nach Hn Gruppenes Ansicht nicht der Verfasser, sondern nur der Gegenstand dieses elegischen Romans, der auf keinen Fall von Tibull selbst gedichtet seyn soll. Es herrscht darin, wie Hr Gruppe meint, eine andere Sinnesart, ein anderer Gedankenkreis, besonders aber ist alles unwillkürlich anders und nur mehr auf der Oberfläche; im Ausdruck und an einigen Stellen zeigt sich die Nachahmung, hier aber so sichtlich und so stark, so daß man wohl sagen darf, Tibull hätte

eher etwas Schwächeres machen als sich so wiederholen können. Auch fehlt ganz die Tibullische Structur; man erkennt weder etwas von derjenigen, welche das erste Buch so charakteristisch an sich trägt, noch auch die, welche dem vierten eigen ist. Nicht jene kleinen umrahmten Gemahlde, nicht jener berechnete Wechsel der Scenen und Stimmungen, sondern ein viel ebnerer Fortschritt und eine ungemeine Leichtigkeit in den Übergängen zc.

Und der wahre Urheber des Buches Lygdamus? Ist Ovidius. Übereinstimmung dieses Dichters mit Lygdamus rücksichtlich der Diction sowohl als auch des Geistes der Poesie und der Empfindungsweise und selbst des Ideenganges führten Hrn Gruppe allmählich zu dieser kühnen Annahme, die zwar durch die Kunst einer feinen und scheinbar überzeugenden Dialektik in einem sehr vortheilhaften Lichte erscheint, sich aber dennoch zu keiner anerkannten Gewisheit erheben läßt. Der Verf. ist aber so sehr eingenommen von seiner neuen Entdeckung, daß er den Abschnitt über Lygdamus mit folgenden Worten schließt: 'Wer nach alledem jezt noch einen Zweifel übrig haben könnte, der mache einmal die Probe durch Umkehrung. Er wage nunmehr den Versuch, anzunehmen, Ovid sey nicht der Verfasser, sondern irgend ein anderer Dichter jener Zeit, so wird er der Unwahrscheinlichkeit ein weites Feld und dem Zufall die seltsamste Neckerey zugestehen müssen. Lygdamus muß alles mit Ovid gemein haben: Geburtsjahr, Verse, Schicksale, Lebensverhältnisse, Sprache, Freunde; er muß ein Dichter seyn von Ovids ganzer Art und von Ovids früherer Entwicklung, ein besonderer unbekannt gebliebener zweyter Ovid, nur nicht Ovid!'

Das epische Lobgedicht auf Messala hält Herr Gruppe mit Huschke u. A. für einen Jugendversuch

des Tibull, der damahls, als er es schrieb, kaum die Rhetorenschule verlassen haben mochte. Die Fehler des Unpoetischen und des Unbehilflichen in der Versification und in der ganzen Darstellungsweise schiebt der Verf. auf die ungeübte Jugend des Dichters und auf die Wahl des Gegenstandes und seiner Veranlassung.

Das Buch Delia besteht aus fünf Elegien des ersten Buches in dieser Folge: 1. 3. 5. 2. 6. Die Rechtfertigung dieser Zusammenstellung und die Darlegung des inneren Zusammenhanges dieser Elegien, der einzigen, in denen Delia erwähnt wird, muß man beyhm Verf. selbst nachlesen. Drey Elegien desselben (ersten) Buches, nämlich 4. 9. 8, bilden nach Herrn Gruppe das Buch Marathus. Die übrigen zwey Gedichte des ersten Buchs, das siebente und zehnte, werden als einzeln stehend und als unzusammenhängende Ganze von dem Inhalte der Bücher Delia und Marathus ausgeschieden.

Nach einer Andeutung des Horaz, welcher von seinem Freunde Tibull sagt, er habe auf eine hartherzige Geliebte Glycera, — ein Name, dessen sonst nirgends Erwähnung geschieht — miserabiles elegos gedichtet, nimmt Hr Gruppe ein Buch Glycera an, und glaubt, die dreyzehnte und vierzehnte Elegie des vierten Buches seyen Bruchstücke daraus. Die fehlenden Stücke — es sind deren nach des Verfs Ansicht noch drey — ergänzt er aus eigenen Mitteln und sucht so durch eine gewagte, aber höchst geistreiche Restauration den inneren Zusammenhang des elegischen Romanes zu ermitteln.

Die beiden priapischen Gedichte, welche Lachmann aufgenommen, weil Scaliger versichert, sie in seinem alten Codex des Tibull gefunden zu haben, hält Hr Gruppe für echt. Auch Dvid und Catull,

meint er, hätten dergleichen Gedichte gemacht, welche gleichwohl nicht in den gewöhnlichen Handschriften ihrer Werke ständen, aus Gründen, die sich leicht begreifen ließen. Da, er fügt dieser Zweyzahl noch ein drittes priapisches Gedicht als ein Erzeugnis der Tibullischen Muse hinzu. Es war bisher anonym und erschien, jedoch ohne handschriftliche Autorität, unter dem Nachlasse des Catullus.

Der zehnte Abschnitt ist überschrieben: Chronologie und Überblick. Er beschäftigt sich mit den Lebensverhältnissen des Tibull und mit der Zeitfolge seiner Gedichte. Eingewebt sind sehr treffende Bemerkungen über die Entwicklung der Kunst des Tibull, und manche sehr gelungene ästhetische Zergliederung und Charakteristik der vorzüglichsten Elegien, namentlich des Buches Sulpicia, des köstlichen Vermächtnisses der römischen Muse.

Der elfte Abschnitt ist der Betrachtung des Propertz gewidmet. Die Untersuchung ist hier gedrängter und erschöpft nicht so sehr alle Einzelheiten der Argumentation, als bey Tibull. Mit kühner Entschlossenheit zerreißt er den durch Handschriften überlieferten Propertz und bildet dann nach einem inneren Wahrscheinlichkeitsprincipe aus den zerrissenen Gliedern eine schönere Urform, der es an nichts als an Wahrheit mangelt. Die kleine und die große Cynthia, wie Propertz seine beiden Elegienkränze nach seiner Geliebten benannt hat, betrachtet Hr Gruppe als gelungene Nachbildungen des Tibullus, dessen Größe aber nicht erreicht worden ist. Überhaupt setzt die neue Darstellung der römischen Elegie den Propertz zu sehr herab, und glaubt bey aller Vortrefflichkeit in einzelnen Partien überall Nachklänge des Vorgängers zu nehmen. Die kleinere Cynthia besteht nun aus nicht mehr als 10 Elegien des ersten Buches, näm-

lich 1. 4. 5. 6. 14. 7. 9. 13. 10. 12. Dann fährt Hr Gruppe fort: 'Ein Dichter nun, der in abgemessener symmetrischer Gestalt so sehr den Fußstapfen des Tibull gefolgt ist, dieser wird, so darf man jetzt mit noch mehr Grund annehmen, auch in den übrigen Elegien und Fragmenten von Cynthia, deren sich nahe an 50 finden, nicht planlos und willkürlich verfahren seyn. Dieselben Umstände, welche uns vorhin bewiesen, daß die Elegien in den Texten gegen alle Ordnung und allen Zusammenhang auf einander folgen, dieselben werden uns nunmehr dazu dienen, diese Ordnung und diesen Zusammenhang aufzufinden; allein ich will den Leser nicht den langen und beschwerlichen Weg führen, den ich selbst habe gehen müssen, um endlich das befriedigende Ziel zu erreichen, sondern ziehe es vor, hier gleich den Catalog, nach welchem nunmehr die Folge einzurichten ist, herzusetzen; die Gründe, welche mich gerade zu einer solchen Anordnung bestimmt haben, werden sich leicht bey der einfachen Darlegung des Zusammenhanges, und dieser ist ja der Hauptgrund, von selbst ergeben.

Erstes Buch.

- | | | | |
|----------|-----------|-----|------------------------|
| Eleg. 1. | lib. III, | 1. | Callimachi Menes. |
| — 2. | - I, | 2. | Quid juvat ornato. |
| — 3. | - I, | 3. | Qualis Thesea. |
| — 4. | - II, | 26. | Nunc admirentur. |
| — 5. | - II, | 14. | Non ita Dardanio. |
| — 6. | - III, | 21. | Magnum iter ad doctas. |
| — 7. | - II, | 20. | Quid fles abducta. |
| — 8. | - II, | 30. | Quo fugis ah demens. |
| — 9. | - I, | 17. | Et merito, quoniam. |
| — 10. | - I, | 19. | Non ego nunc vereor. |

Zweytes Buch.

- | | | | |
|----------|-----------|-----|--------------------------|
| Eleg. 1. | lib. III, | 18. | Haec certe deserta loca. |
| — 2. | - II, | 19. | Etsi me invito discedis. |

- Eleg. 3. lib. II, 32. Qui videt, is peccat.
 — 4. - I, 11. Ecquid te mediis.
 — 5. - I, 8. Tune igitur demens.
 — 6. - I, 15. Saepe ego multa tuae.
 — 7. - II, 15. Praetor ab Illyricis.
 — 8. - I, 16. Quae fueram magnis.
 — 9. - II, 25. Unica nata meo.
 — 10. - III, 20. Credis cum jam.

Drittes Buch.

- Eleg. 1. lib. II, 3. Qui nullam tibi dicebas.
 — 2. - II, 4. His saltem ut teneas.
 — 3. - II, 5. Hoc verum est, tota.
 — 4. - II, 6. Non ita complebant.
 — 5. - II, 7. Gavisa est certe.
 — 6. - II, 8. Eripitur nobis.
 — 7. - II, 9. Iste quod est.
 — 8. - II, 10. Non ob regna magis.
 — 9. - II, 11. Scribant de te alii.
 — 10. - IV, 5. Nunc, o Bacche.

Viertes Buch.

- Eleg. 1. lib. II, 13. Non tot Achaemeniis.
 — 2. - II, 29. Extrema, mea lux.
 — 3. - III, 23. Ergo tam doctae.
 — 4. - III, 16. Nox media et dominae.
 — 5. - II, 15. O me felicem.
 — 6. - II, 24. Hoc erat in primis.
 — 7. - III, 19. Objicitur totiens.
 — 8. - II, 21. Ah quantum de me.
 — 9. - IV, 5. Terra tuum spinis.
 — 10. - III, 24. Falsa est ista tuae.

Fünftes Buch.

- Eleg. 1. lib. III, 6. Dic mihi de nostra.
 — 2. - III, 10. Mirabar, quidnam.
 — 3. - III, 8. Dulcis ad hesternas.
 — 4. - II, 33. Tristia jam redeunt.
 — 5. - III, 25. Risus eram positus.

- Eleg. 6. lib. III, 15. Sic ego non ullos.
 — 7. - IV, 8. Disce quid Esquilias.
 — 8. - II, 13. Quandocunque igitur.
 — 9. - II, 28. Juppiter affectae.
 — 10. - IV, 7. Sunt aliquid Manes.

Die große Cynthia besteht also aus 5 Büchern, jedes zu 10 Elegien. Was nach dieser neuen Aussonderung noch übrig bleibt, besteht aus einzelnen Gedichten, die verschiedenen Veranlassungen ihren Ursprung verdanken, wie die Arethusa (IV, 3), dann die fünf einzelnen localrömischen Elegien (IV, 1. 2. 4. 9. 10), drey Ehrenodien (III, 7. 18. IV, 11), 12 erotische Elegien, 5 zusammen hängende Gedichte auf Augustus und 3 didaktische Elegien.

Im letzten Abschnitte, *Entwicklung* betitelt, gibt der Vf. kurze Umriffe zur Geschichte der Elegie, berührt dann die Verdienste des Catull und Gallus, und kehrt dann noch einmahl zu Tibull, als dem Mittelpuncte der ganzen Forschung zurück, um sein Verhältnis zu Propertius noch mehr festzustellen.

Von den eingeflochtenen deutschen Übersetzungen des Tibull darf man mit Wahrheit versichern, daß sie die Milde und Sanftmuth, die Süßigkeit und Traulichkeit des unvergleichlichen römischen Originals in einem hohen Grade treu wiedergeben. Sie sind in der freyen Weise H. W. Schlegels gehalten, und entfernen sich von Bossens wortstrenger Manier, die gerade im Tibull am wenigsten zusagt.

Der zweyte Band liefert den Text des Tibull und Propertius in der Ordnung, welche aus den Untersuchungen des ersten Bandes resultiert. Er setzt uns in den Stand, die ganze Veränderung leicht zu übersehen und einen ungestörten Eindruck von den neu hergestellten Kunstwerken zu erhalten. Angehängt sind P. Ovidii Nasonis amorum libri tres nach der gewöhnlichen Textesordnung.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 23. Julius 1842.

E r l a n g e n.

Ex officina Barfusiana. 1841. Dissertatio inauguralis de evolutione Strongyli auricularis et Ascaridis acuminatae viviparorum. Auctore Haraldo Bagge, Med. Dre. 16 Seiten in Quart mit einer Kupfertafel.

S o l o t h u r n.

Verlag von Lent und Gasmann. 1842. Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der Geburtshelferkröte (*Alytes obstetricans*) von Carl Vogt, Dr der Medicin. X und 134 Seiten in Quart. Mit 3 lithographierten Tafeln.

Die letzt genannte Schrift gibt sehr schätzbare Beobachtungen sowohl über die Zellenvegetationsproceffe, als auch über verschiedenes Morphologische, besonders über mehrere von Reichert angefochtene Ansichten Rathke's und Anderer: Untersuchungen über deren Nothwendigkeit sich Ref. bey Gelegenheit von Reichert's Schriften ausgesprochen hat.

Die Dissertation von Bagge enthält mehrere

wichtige Angaben über die Bildung des Eyes und Vorgänge am Dotter nach der Befruchtung, deren Verhältnis zu Vogt's Beobachtungen zum Theil sehr interessant ist und die vereinigte Anzeige beider Schriften zweckmäßig erscheinen ließ.

Die Beobachtungen Bagge's betreffen zuerst die Eybildung. Das erste, was er in den Enden der Ovarien deutlich sah, waren Keimbläschen mit Keimflecken. Zuerst liegen die Bläschen einander unmittelbar an, weiterhin in eine körnige Masse eingebettet. Noch weiterhin erschienen Abgrenzungen in dieser, welche sich allmählich als Dottermembranen deutlich zeigten.

Vogt's Beobachtungen beginnen erst nach Bildung der Dotterhaut. Er beschreibt die Veränderungen des Dotters bis zur Ausbildung vieler Dotterplättchen, welche er Stearintafeln nennt. — Das Keimbläschen. — Die Keimflecke, welche an Zahl zunehmen, auch Anfangs häufig nicht so verbreitet, sondern mehr an einer Stelle zusammen gedrängt sind. Sie sind hohl. Bey Fischen sah Vogt, daß sie neue Bläschen in ihrem Innern entwickeln können. Schon hier und noch bey späteren Gelegenheiten wird die Ansicht bestimmt ausgesprochen, daß Kern und Zelle nicht wesentlich verschieden sind: Kerne können hohl seyn oder werden, Zellen in sich bilden und Zellen können als Kerne für andere Zellenbildungen dienen. So sollen denn auch diese Bläschen bey *Alytes* nach der Befruchtung in die äußere Schicht des Dotters sich verbreiten und dort die Zellenbildungen veranlassen. Denselben wesentlichen Unterschied, welchen Ref. zwischen der hier vorkommenden und der von Schleiden beschriebenen (bis dahin von den Physiologen für die einzige bey Thieren gehaltenen) Zellenbildung fand, die Bildung der Zelle um einen gege-

benen Inhalt (außer dem Kerne) hat auch Vogt gefunden. Über die Kerne dieser Zellen glaubt er ziemlich sicher behaupten zu können, daß sie mit den Keimflecken identisch sind. Refer. hatte diese Kerne auch untersucht, aber die Art und Zeit ihrer Entstehung nicht bestimmen können. In den mehr central gelegenen Dotterzellen fand Vogt häufig überall keine Kerne. — Vogt stimmt mit Ref. nicht überein in den Beobachtungen über das Verhältnis der Dotterspaltung zur Zellenbildung. Die Dotterspaltung ist freylich bey *Alytes* nach Vogts Beschreibung eigenthümlich und viel unvollkommener, als bey den übrigen bis jetzt bekannten *Batrachiern*, von welchen Vogt diese Vorgänge nicht untersucht hat. Die Zellenbildung soll erst beginnen, nachdem die Spuren der Spaltungen verschwunden sind, der Dotter wieder homogen geworden ist. — Es könnte wohl bey der nicht so starken Spaltung des *Alytes*dotters ein wirklicher Unterschied in der Beziehung der Spaltungen zur Zellenbildung gedacht werden. Doch sind gerade hier Vogts Angaben nicht genau genug um die Annahme entweder eines solchen Unterschiedes oder eines Irrthumes von Seiten des Ref. nöthig zu machen. (Vergl. hierüber meine ausführlichere Erklärung: Müllers Archiv 1842. S. 1.).

Hier ist der Ort, die Beobachtungen Bagge's nach der Befruchtung anzuführen. Derselbe verfolgt die Dotterspaltung bis durch dieselbe der Dotter in sehr kleine Partikeln zerfallen ist. Zu dieser Zeit sehen eben diese Partikelchen die deutliche Form des Embryo zusammen. Man möchte demnach diese Partikeln wohl für Zellen halten und wenn nicht hier etwas übersehen ist, so sind diese Beobachtungen die völlige Bestätigung der meinigen.

Dabey sah nun Bagge ein nach Verschwinden

des Keimbläschens zurück bleibendes Körperchen mitten im Dotter, welches die Spaltungen des Dotters mit seinen eigenen Spaltungen begleitete, so daß es in zwey Theile, deren jedes wieder in zwey, und so weiter, zerfiel. Die auf solche Weise entstandenen Theile lagen dann ein jeder in einem durch Spaltung des Dotters entstandenen und müssen wohl an das Verhältnis von Kernen zur Zelle erinnern. — Ist nun dieser Körper der Keimfleck und darf man das Verhalten eines während der Zellenvermehrung sich mit vermehrenden Kernes mit Vogts Beobachtungen vergleichen, bey welchen die Kerne schon vor der Zellenbildung in der Mehrzahl vorhanden sind, so scheinen aus diesen verschiedenen Beobachtungen sowohl über die Identität von Spaltung und Zellenbildung als auch über die Physiologie des einfachen und mehrfachen Keimflecks schöne Aufschlüsse hervor zu gehen.

Die Dissertation gibt auf einer Kupfertafel die Abbildungen zur Erklärung der Eybildung, der Furchung und der Embryobildung; einiges über die noch zweifelhaften Spermatozoen und zur Structur eines bey den beiden Würmern vorkommenden, vielleicht drüsenartigen, noch wenig bekannten Organes, zu dessen Untersuchung der Verf. durch Th. von Siebold veranlaßt wurde, weshalb in einem kurzen Appendix das darüber Beobachtete beygebracht ist.

Folgen wir nun Vogt bey der Entwicklung des Embryo. Er stellt sich zuerst als Grundsatz hin, die Beobachtungen über die morphologische Entwicklung nicht leicht zu generalisieren, da es schon so sehr früh so viele Eigenthümlichkeiten der Thiere gebe. Diese Vorsicht würde gewis unschädlich seyn; doch ist es ein wirkliches Umkehren des Verhältnisses zwischen Entwicklungsgeschichte und verglei-

chender Anatomie, wenn Vogt in ersterer 'mehr als irgendwo' die Untersuchung vielfältiger Thiere für nöthig hält, um allgemeine sichere Resultate zu erlangen.

Bey der morphologischen Entwicklung sowohl, als bey den Beobachtungen über die Zellen tritt an vielen Stellen ein Gegensatz gegen Reichert hervor. So unter andern über die Zeit, in welcher verschiedene Gebilde deutlich auftreten. Reichert's so genannte Umhüllungshaut, die Centraltheile des Nervensystems u. s. w. sind nicht so früh selbständig als Reichert wollte. Die von Reichert gegen die früher übliche Construction der Keimhaut gerichteten Einwendungen treffen zu sehr nur die Worte, nicht das Wesen. Das Gefäßblatt jedoch, als eine besondere in sich zusammen hängende Schicht, erkennt auch Vogt nicht an. Vogt ist [ich möchte vermuthen, durch Reichert's irrige Angaben veranlaßt] im Irrthume, wenn er einen Gegensatz zwischen Reichert's und den älteren Ansichten darin findet, daß man früher das Hervorgehen der einzelnen Schichten durch Sonderungen der Keimhaut, Reichert aber zuerst die allmähliche Ablagerung derselben aus dem Dotter behauptet hätte. Rathke hat vielmehr schon verschiedentlich die Frage discutirt, ob die Blätter auf die eine oder andere Weise entstanden. — Vogt nimmt eine, von einem Dotterkerne frühzeitig unterscheidbare Schicht an, in welcher die übrigen allmählich durch Sonderung auftreten. Wenn die Wirbelabtheilungen äußerlich erkennbar sind, so enthalten die einzelnen die Haut-, Muskel- und Knochenschicht noch als ungesonderte Masse.

Das früheste erkennbare Gebilde ist die chorda. Sie reicht, wie Rathke und die früheren Beobachter sahen, nie weiter nach vorn, als bis zwischen

die Gehörkapseln. Die vergleichende Anatomie ist hiermit in Einklang und wenn *Amphioxus lanceolatus* wirklich eine bis in das vordere Ende reichende chorda habe, so sey das eben kein Gegengrund, weil sich bey diesem Thiere keine Spur von Gehirn und Schädel erkennen lasse. Auch die Zeit der Decrescenz der chorda habe Reichert unrichtig viel zu früh angegeben. — In ihrer Scheide bilden sich die Grundlagen des Skelettes. Vogt stimmt hier nur in so fern mit Rathke nicht überein, als dieser noch eine innere Schicht als eigentliche Scheide von der Belegmasse unterscheidet, in welcher sich die Wirbelkörper bilden. Vogt bemerkt mit Recht, daß die Nothwendigkeit dieser Unterscheidung auch aus Rathke's Angaben nicht bestimmt hervor gehe. Sie gründet sich wohl vorzugsweise auf die Anfangs so einfache structurlose Beschaffenheit der Scheide. Auf der andern Seite muß aber bemerkt werden, daß auch Vogt den Übergang dieser Scheide in die spätere, faserige nicht verfolgen konnte. — Völlig übereinstimmend mit Rathke hat Vogt die Bildung des Hirnanhanges gesehen. Die Rachenschleimhaut ist es, mit welcher die Basis der mittleren Hirnabtheilung in Verbindung tritt, nicht die chorda, wie Reichert behauptet. — Das vordere Ende der chorda liegt also in der flachen Ausbreitung der Chordalscheide, welche den hintern Theil der Schädelbasis darstellt. Die paarigen Schädelbalken Rathke's sah auch Vogt. Der mittlere war kaum angedeutet, wie natürlich, bey einem Thiere von sehr geringer Hirnkrümmung, da gerade in diese Krümmung der Fortsatz hinein ragt. — Vogt spricht die aus diesen Thatsachen sich nothwendig ergebenden Zweifel gegen die Zusammensetzung des Schädels aus 3 Wirbeln aus, äußert aber dabey, daß seine Ansicht

wohl nicht anerkannt werden würde. Ref. hat an eine solche Besorgnis nicht gedacht, als er in diesen Anzeigen (1841. p. 35) dieselben Ansichten, auf dieselben Gründe gestützt, vortrug und ist damahls selbst schon weiter gegangen, indem er die nunmehr nothwendig gewordene anderweitige Deutung der Schädelbalken versuchte.

Vom Skelett sind außerdem noch die fünf Visceralbogen in ihrer ersten Bildung berücksichtigt. Die Bildung des Oberkiefers leider nicht. — Nur an dem mittlern Bogen tritt eine äußere Kieme auf. Sie schwindet später nicht durch Resorption, sondern durch Absterben, während sich die inneren bilden.

Die Mundhöhle bildet sich bey der Entwicklung der Visceralbogen durch Einstülpung von vorn her. Doch scheint ein Zeitpunkt nicht beobachtet zu seyn, wo eine zusammen hängende Zellschicht die ganze Höhle auskleidet. Die hintere Wand lernen wir nur in dem Zustande kennen, wo die sie bildende, den Schlund schließende Membran, hinter welcher der Dotterkern liegt, ein continuum mit einer Zellschicht bildet, welche hinter dem Herzen herab steigt und mit den Bauchplatten zusammen hängt. — An einer späteren Stelle findet man (p. 87 ff.) Beobachtungen über die Bildung des Hornschnabels und der Hornzähne, welche mir jedoch selbst mit den Abbildungen nicht klar geworden sind. Die Hornzähne folgen sich in verschiedenen Generationen, was Bogt mit der Dentition der Crocodile vergleicht, weil der folgende Zahn immer im vorhergehenden steckt. [Man könnte es auch eine Art von Häutung nennen]. — Innerhalb der vorhin genannten, mit den Bauchplatten ein continuum bildenden Membran sondert sich etwas später die Darmhaut. Der seröse Überzug ist eine wieder

hiervon sich sondernde äußere Zellschicht, welche in der oberen Mitellinie zum mesenterium auswächst. — Ein Stadium der Leberbildung, wo dieses Organ noch nicht mit dem Darne zusammen hinge, wird geleugnet und es fällt damit der einzige reelle Grund, welchen Reichert gegen die Ausstülpungsbildungen (wie die Sache nämlich seit Valentins Beobachtungen über die gesonderte Höhlenbildung in den Ausstülpungen stand) vorbrachte (vgl. diese Anzeigen, 1840. p. 1814) und die weitere Discussion darüber (bey Vogt p. 100) ist bloßer Wortstreit. — Interessant sind Vogt's, bey dieser Gelegenheit angeführte, Beobachtungen an Fischen, bey welchen die Leber durch Abschnürung ganzer Zellenmassen gleich bey Bildung des Darmes angelegt wurde. [Das scheint ganz verwandt mit den Vorgängen zu seyn, welche Rathke bey der Leberbildung einiger Crustaceen beschrieben und abgebildet hat].

Einige Angaben über Wolffsche Körper, Nieren, Fettkörper, sehr feine Wimpern der äußern Haut, analysiere ich nicht weiter. — Die Lungen entstehen paarig. Über die interessante Verbindung derselben mit dem Kiemenbogenträger (vgl. diese Anz. 1840. p. 1814), welche Reichert behauptete, finden wir hier nichts.

Beym Auge gelang es Vogt bey Fischen die [von Huschke angegebene, von Rathke nicht unmittelbar gesehene, aber durch Gründe unterstützte] Bildung der Krystalllinse durch Einstülpung zu sehen. Das Epithelium senkte sich, wo es das Auge überzog in dasselbe hinein. Die Epithelialzellen konnten nachher noch an der Linsenkapfel unterschieden werden.

Das Herz zieht sich nach Vogt schon zusammen, ehe es noch eine Höhle hat. [Eine Verschiebbar-

keit der Zellenmassen im Inneren muß natürlich dabey Statt finden]. Die Höhle ist dann zuerst ganz geschlossen. Später verbindet sie sich mit Gefäßen. Daß letztere durch die Blutbewegung vom Herzen aus gebildet würden, wie Reichert [ganz willkürlich] behauptete, widerlegt Vogt direct durch die Bildung von Gefäßpartien, welche erst nachher mit den schon bestehenden Stämmen in Verbindung treten. Übereinstimmend mit Reichert gegen Schwann wird die Entstehung der Gefäße aus Intercellularräumen beschrieben. Die hier einschlagenden Beobachtungen konnten bey Alytes nicht angestellt werden, sondern sind durch Untersuchungen an Fischen ergänzt. — Wenn die Blutgefäße sich zwischen den Zellen bilden, so lösen auch manche Zellen sich ganz ab und kommen in den Strom. Sie enthalten Stearintäfelchen. Die späteren Blutkörperchen sind kleiner. Vogt glaubt, daß sie entstehen indem der bläschenförmige Kern dieser Zellen frey wird und einen neuen Kern in sich erzeugt. Sie sind kreisförmig, spät erst oval. Sene Loslösung von Zellen wurde beobachtet im Gehirne, den Wolffschen Körpern und andern Organen. Bey Fischen schien sie besonders lange in dem den Dotter umspinnenden Gefäßneße zu geschehen. Die Leber für die Hauptquelle der Blutkörper zu halten, wie Reichert will, hält Vogt für völlig grundlos. [Es wäre nicht mehr als billig gewesen, anzuführen, daß Reichert diese Behauptung nur vom Frosche aufstellt, während er die Blutkörper bey dem Hühnchen schon, eben wie Vogt, aus den dem Dotter aufliegenden Gefäßen herleitet; vgl. Reichert, Entwicklungsleben p. 128].

Betrachten wir nun die Beobachtungen und Resultate über Zellenbildung, so weit sie nicht schon erwähnt sind.

Die Kernkörperchen sind kein wesentlicher Theil des Kernes; wo sie sich finden, können sie kernlose junge Zellen seyn, welche sich im Kerne bilden. Die Kerne unterscheiden sich, wie schon gesagt, ebenfalls nicht wesentlich von Zellen, in so fern entweder Zellen, welche schon frey als solche bestehen, sich zur Bildung anderer Zellen als Kerne verhalten können, was besonders deutlich bey den Ganglienkörpern sey, oder Kerne, welche oft hohle Bläschen sind, auch nachdem sie erst körnig waren, hohl werden, später die Rolle von Zellen übernehmen können. — Bald präexistiert der Kern, wie die Keimflecke, bald die Zelle, wie in der chorda (s. weiter unten), bald entstehen Zelle und Kern zugleich, was im Knorpel der Fall zu seyn schien.

Die Zellen entstehen entweder als sehr kleine Bläschen (ohne Kern) oder es zeigt sich durch den festen Inhalt, den sie gleich Anfangs umfaßt haben müssen, daß sie durch Verdichtung einer Haut um eine vorhandene Masse entstanden sind. Dabey kann ein Kern eingeschlossen seyn oder nicht. Beides kommt im Dotter vor.

Die Zellenbildung durch Ablagerung am Kerne und in dieser Ablagerung erfolgende Höhlenbildung und Erweiterung der Höhle (Schleiden, Schwann) scheine sehr selten zu seyn. [Vogt's Zweifel gehen hier wohl zu weit. Ref. sah unter andern in der Keimhaut von *Astacus fluviatilis* die Erscheinung sehr zarter Zellen an großen körnigen Kernen (wie die eben sichtbar werdende Mondssichel an der dunkeln Scheibe) für deren Erklärung die Schleidensche Zellenbildung noch das Wahrscheinlichste bleibt. Aber schon das so leicht zugängliche Material, der Schleim, dürfte auch wohl Beweise darbieten].

Zellenbildung durch Einschnürung und Theilung

glaubt Vogt in der chorda von Tritonen gesehen zu haben.

Die Grundlage der Zellenbildung ist nun nach Vogt noch seltener als nach Schwann die Flüssigkeit einer Mutterzelle, während Reichert die Entstehung aller Zellen in Mutterzellen behauptete.

Die Dotterzellen erleiden an der betreffenden Stelle eine völlige Destruction, wenn die chorda sich bilden soll. In der structurlos gewordenen Masse treten dann zarte Bläschen auf ohne Kerne. Die zerstreuten Stearintäfelchen verschwinden, die Bläschen wachsen und setzen endlich die chorda zusammen.

So verschwand auch in der Masse des Schwanzes die Zellenstructur, ehe die Bildung derjenigen Zellen begonnen, aus welchen sich die Gewebe entwickeln. Nur die, den verschwundenen Zellenwänden entsprechend gelagerten Stearintäfelchen gaben noch einen Anschein von Zellenbau.

Berwickelt sind die Proesse endlich, welche Vogt bey der Knorpelbildung angibt. Nachdem auch hier vorläufig die Dotterzellen verschwunden, treten neue, gleich Anfangs kernhaltige Zellen auf, welche zuweilen wieder einzelne Dotterplättchen enthalten, also vielleicht auch nicht durch Aufblähen vom Kerne aus entstanden sind. [Eine unnöthige Folgerung, wie mir scheint. Vgl. Müllers Arch. 1842. S. 1. den Schluß meines Aufsazes]. Diese bilden allmählich ein schönes polyedrisches Zellenge-webe. Dann verdickt sich die Intercellularsubstanz. Besonders bilden sich auch Ablagerungen von Innen an die Zellenwände. Dann schwellen die Kerne auf, bilden wieder Zellen, erzeugen als solche einen neuen Kern in sich, wachsen, bis sie sich an die Intercellularsubstanz anlegen, und dann bekommt der nachgebildete Kern nochmahls das Ansehen ei-

ner Zelle. Nun bilden sich in der Intercellularsubstanz wieder kleine kernlose Zellen, verdrängen im Heranwachsen das bis jetzt Gebildete. Erst mit dieser Zellengeneration sollen Schwann's Beobachtungen der Knorpel beginnen, dessen Abbildungen Vogt citiert und in seinem Sinne deutet. — Vogt behauptet nicht, daß die Proceße im Knorpel sich überall völlig so begeben, sondern führt selbst schon Abweichungen an.

Die dem Werke beygegebenen Lithographien sind recht zweckmäßig und gut, wie auch das Äußere des Werkes, bis auf die etwas nachlässige Correctur, lobenswerth ist. Dr Bergmann.

L e i p z i g,

Verlag von Bernh. Tauchnitz jun. 1841. Johann Freiherr von Schwarzenberg. Ein Beitrag zur Geschichte des Criminalrechts und der Gründung der protestantischen Kirche von Dr. C. Herrmann, außerord. Prof. der Rechtswiss. an der Universität Kiel. 96 Seiten in Octav.

Diese kleine Schrift des Herrn Prof. Herrmann in Kiel ist als Festgabe dem Dr Harms zur Feyer seiner 25 jährigen Wirkksamkeit in der Kieler Gemeinde gewidmet und behandelt einen für diesen Zweck sehr passenden Gegenstand, indem sie das Leben und Wirken eines Mannes aus der großen Zeit der Reformation der Kirche in Deutschland schildert, welcher der Sache der Reformation auf das eifrigste ergeben und mit den Reformatoren, besonders Dr Martin Luther, auf das engste verbunden, vermöge seines nicht unbedeutenden Einflusses auf die öffentlichen Verhältnisse Deutschlands nicht wenig dazu beygetragen hat, die der Reformation entgegen stehenden Hindernisse

zu vermindern und die freyere Bewegung derselben zu fördern.

Den Criminalisten, welche den Freyherrn Johann von Schwarzenberg u. Hohenlandsberg (geb. 1463, gest. 1528) als Verfasser der für ihre Zeit vortrefflichen, und der peinl. Gerichtsordnung Kaisers Karl V. von 1532 zu Grunde liegenden, Bamberger Halsgerichtsordn. v. 1507 kennen, ist der Name dieses wahren Edelmanns *) schon längst ein Gegenstand dankbarer Verehrung gewesen, indem man die durch die peinl. Gerichtsordn. v. 1532 für das ganze Reich bewirkte Verbesserung des bis dahin nur zu traurigen Zustandes der deutschen Criminal-Justiz hauptsächlich als sein Verdienst zu betrachten hat. Auch haben sich schon mehrere, besonders solche, welche der Geschichte des deutschen Criminalrechts ihre Aufmerksamkeit widmeten, damit beschäftigt, theils die Lebensumstände des Freyh. von Schwarzenberg überhaupt, theils diese specielle Richtung seiner Lebensthätigkeit näher zu erforschen. So hat schon Malblanc in seiner noch immer sehr brauchbaren Geschichte der peinlichen Gerichtsordn. Karls V. (Nürnb. 1783) dem Leben, Charakter und den Verdiensten Schwarzenbergs S. 112 ff. einen ausführlichen Abschnitt gewidmet; und in der neueren Zeit hat theils Roschirt im neuen Archiv des Criminalrechts Bd. IX. S. 234 ff. die Beziehung Schwarzenbergs zur Bambergensis und Carolina betrachtet, theils hat Böpfl (abgesehen von der nothwendigen Rücksichtnahme auf Schwarzenberg in der trefflichen Schrift: das alte Bamberger Recht als

*) Von welchem Luther sagt: 'Siehe dich um nach feinen frommen Edelleuten, als Herr Hanns von Schwarzenberg; an denselbigen laße und tröste dich.' Sehr passend sind diese Worte zum Motto der Schrift gewählt.

Quelle der Carolina. Heidelb. 1839) jüngst in der Zeitschrift für deutsch. Strafverfahren Bd. I. Nr. VIII. S. 133 eine biographische Skizze mitgetheilt, welche aus einem zu Wien erschienenen 'Ahnenaal der Fürsten von Schwarzenberg' u. s. w. entnommen ist, und welcher zwey Briefe Schwarzenbergs aus der Zeit des Bauernkrieges (1525) an seinen Sohn Friedrich auf der Feste Schwarzenberg beygefügt sind, wobey er zugleich mit Recht den Mangel einer tüchtigen Biographie dieses ausgezeichneten und durch seine hohe politische Stellung höchst einflußreichen Mannes beklagt. Den großen Einfluß Schwarzenbergs auf das gesammte Deutschland vermöge seiner Stellung im Reichsregiment von 1522—1524 hat Ranke in der deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation Bd. II. S. 54 ff. hervor gehoben und, wie sich Herrmann in der vorliegenden Schrift S. 7 ausdrückt, 'ein freylich unausgeführtes Bild der Persönlichkeit Schwarzenbergs' gegeben, 'welches aber doch das Schönste und Wahrste enthält, was unsere Literatur über ihn aufzuweisen hat.'

Eine ausführliche Lebensbeschreibung Schwarzenbergs enthält nun zwar auch die hier anzuzeigende Schrift nicht, so wie sie in der That auch gar nicht im Plane des Verfs gelegen hat; wir erhalten aber dadurch eine, die zerstreuten Notizen mit Geist und Geschick zusammen stellende, mit Liebe und Eifer für den Gegenstand ausgearbeitete, und die dem Verf. zugänglichen Quellen benutzende, Schilderung der Persönlichkeit Schwarzenbergs in ihren wichtigsten Beziehungen zu den großen Ereignissen seiner Zeit und, was als die verdienstvollste Seite der Arbeit hervor gehoben werden muß, eine Darstellung der Wirksamkeit Schwarzenbergs für die Sache der Reformation. Die Schrift zerfällt

in vier Abschnitte. Hiervon schildert der erste Abschnitt (S. 10—22) Schwarzenbergs Leben bis zum Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Eine kurze Andeutung der Verhältnisse der Schwarzenbergischen Familie und ihrer Beziehungen zum Bisthume Bamberg und den fränkischen Ländern des brandenburgischen Hauses, Schwarzenbergs Jugend-sünden und das Verfallenseyn in die Modelaster seiner Zeit, die plötzliche Umkehr zum Bessern, der Zug nach dem heiligen Lande, seine Kriegsthaten als Waffengenosse des ritterlichen Kaisers Max, mit welchem er in doppelter Beziehung (als Held und Dichter) verglichen wird, sein Eintritt in bambergische Dienste, wo Schwarzenberg unter fünf Bischöfen die hohe Stelle eines Hofmeisters bekleidete u. s. w., werden in diesem Abschnitte mehr zur Charakteristik Schwarzenbergs benutzt, als daß sie selbst Gegenstand der Beschreibung wären. Der plötzliche, im Kindbett erfolgte Tod seines unaussprechlich geliebten Weibes im Jahre 1502, welcher ihn in die tiefste Betrübniß versetzte, war die Veranlassung zur Entstehung des didaktischen, oft wieder aufgelegten Gedichtes, der Kummertrost betitelt, woraus der Verf. am Schlusse des Abschnittes einige Auszüge mittheilt. — Der zweyte Abschnitt (S. 23—36) schildert Schwarzenberg als Gesetzgeber, als Pf. der Bambergensis. Was Schwarzenberg in dieser Beziehung für Verdienste sich erworben hat, wird zwar vom Verf. nicht im Einzelnen durchgeführt, der wesentliche Fortschritt aber, der darin lag, daß Schwarzenberg das Princip der Erforschung materieller Wahrheit zu Grunde legte und hierauf das Beweisystem stützte, besonders hervor gehoben. S. 31 ff. kommt der Verf. auf die bekannte Streitfrage über die von Schwarzenberg

benukten Quellen zu sprechen. Daß dazu insbesondere auch die Tyroler Malefizordnung von 1499 gehört habe, wie zuerst Martin angedeutet hat, wird besonders aus dem Umstande auch als wahrscheinlich betrachtet, daß die Bischöfe von Bamberg, vermöge ihrer Besitzungen in Kärnthen, Tyrols Nachbarn waren, und vielleicht selbst Besitzungen in Tyrol hatten, wodurch Schwarzenberg eine sehr nahe liegende Veranlassung gehabt haben würde, mit dieser Gesetzgebung bekannt zu werden. Es ist dies ein äußerer Grund, der die Nachweisung einer inneren Übereinstimmung der beiden Ordnungen allerdings zu unterstützen geeignet ist; an sich aber freylich von keiner besondern Erheblichkeit ist. — Im dritten Abschnitt (S. 37—54) nimmt der Verf. 'Schwarzenbergs Wirken bis zur Kirchenreformation, insbesondere seine Stellung zu der diese vorbereitenden Literatur zum Gegenstande seiner Betrachtung. — Der vierte Abschnitt endlich, 'Schwarzenberg seit dem Beginne der Kirchenreformation' schildert ausführlicher Schwarzenbergs Stellung zur Sache der Reformation, und die bedeutende und einflußreiche Thätigkeit des ausgezeichneten Mannes für dieselbe als Mitglied der vom Reichstage zur Religionsache nieder gesetzten Deputation (April 1522) und des s. g. Reichsregiments, in welchem er, wie auch Ranke hervor gehoben hat, das einflußreichste Mitglied war. Für den Criminalisten ist noch besonders bemerkenswerth, was der Vf. S. 68 ff. zur Geschichte der Reichstagsverhandlungen über die Entwürfe der peinl. Gerichtsordnung, besonders über den Reichstag zu Speier (1526), hervor hebt. Zachariä.

Druckfehler.

St. 113 S. 1126 Z. 15 v. o. lies Heyne f. Heine.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. Stück.

Den 25. Julius 1842.

G ö t t i n g e n.

Seine Majestät der König haben Sich allergnädigst bewogen gefunden, den Professor Dr Hermann in Marburg zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät, so wie die bisherigen außerordentlichen Professoren Dr Österley, Dr Bohß, Dr Schneidewin und Dr v. Leutsch zu ordentlichen Professoren in der philosophischen Facultät, ferner den Unterbibliothecar und Privatdocenten Dr Herbst in der medicinischen und die bisherigen Privatdocenten Dr Wüstenfeld und Dr Schaumann, beide Assessoren und Bibliothek-Secretaire, den Assessor Dr Krische und die Doctoren Himly, Bertheau und Fr. Wieseler in der philosophischen Facultät zu außerordentlichen Professoren zu ernennen.

Stuttgart und Tübingen,

bey J. G. Cotta. 1842. Das nationale System der politischen Ökonomie. Erster Band: der internationale Handel, die Handelspolitik und der

deutsche Zollverein. Von Friedrich List. Zweyte unveränderte Auflage. LXVIII und 589 Seiten in Octav.

Die politische Ökonomie bietet zwey sehr verschiedene Seiten dar, eine ökonomische und eine politische. Wer über Volkswirthschaft, Staatswirthschaft urtheilen will, der muß nicht allein wirthschaftliche Verhältnisse, er muß auch Völker und Staaten kennen. Die Staatswirthschaft, kann man sagen, ist eine Physiologie, die eigentliche Politik eine Psychologie des Staates. Den allgemeinen, vorbereitenden Theil der Staatswirthschaft könnte man alsdann der Anatomie vergleichen. Hier werden die verschiedenen Elemente der Wirthschaft, Naturkraft, Arbeit, Capital, Production, Vertheilung, Consumption, welche das Leben immer verbunden zeigt, heraus gelöst und einzeln betrachtet. Dieser Theil bildet auf eine ähnliche Weise die Vorschule der ethischen Wissenschaften, wie die reine Mathematik der natürlichen. Er hat auch sonst noch viel Ähnliches mit der Mathematik. Wie es in der Wirklichkeit keine mathematischen Punkte und Linien gibt, so gibt es auch keine reine Grundrente, keine reine Production zc. Wie die mathematischen Geseze z. B. der Schwere auf den luftleeren Raum berechnet sind, in der Anwendung daher vielfach modificiert werden müssen, so sind die ökonomischen Geseze z. B. des Preises durchaus auf ideale Contrahenten berechnet, die ohne Nebenrückichten nur durch ihren richtig erkannten Vorthheil geleitet werden. Mancher Neuere hat deshalb mathematische Formeln in diesem allgemeinen Theile zu benutzen gesucht: ein Verfahren, welches ich nicht billigen kann, weil es für Nichtmathematiker durchaus erschwerend wirkt, und nur allzu leicht vergessen läßt, daß wir hier eine ethische Wissenschaft vor uns

haben, eine Wissenschaft, die es lediglich zu thun hat mit menschlichen Absichten und Bedürfnissen, wenn auch mit sehr allgemein verbreiteten.

Das Alterthum hat einseitig die politische Seite der Staatswirthschaft hervor gehoben: Sokrates, Xenophon, Aristoteles haben in dieser Beziehung Außerordentliches geleistet, so geringfügig auf der anderen Seite ihre ökonomischen Kenntnisse dastehen. In der neueren Zeit hat man im Ganzen mehr den umgekehrten Irrweg eingeschlagen. Viele staatswirthschaftliche Bücher, namentlich aus der Ricardoschen Schule, lesen sich fast, wie angewandte Mathematik; andere, wie Technologie. Daß hier eine Wissenschaft vorliege, Menschen zu beurtheilen, Menschen zu beherrschen, haben unter der Masse der materiellen Verhältnisse nur die Ausgezeichnetsten festgehalten. So betrachtet z. B. Say alle Geistlichen nur als unnütze Verzehrter, gleichsam als Drohnen in dem Bienenkorbe der menschlichen Wirthschaft; Napoleon behandelt er wie einen berühmt gewordenen Narren; mit der Politik, sagt er geradezu, steht die Volkswirthschaft in keinem Zusammenhange. Obwohl doch bey einem jeden Institute der Praxis die Grenze der beiden Wissenschaften gar nicht scharf zu ziehen ist. Noch viel weiter verirrt sich Thomas Cooper in seinen Lectures on political economy. Hier wird die Nationalität ein Unding genannt, eine bloße Chimäre der Staatsmänner, ein terminus technicus, um allerhand Umschreibungen zu ersparen. 'Die Gesellschaft ist ein bloßes Aggregat von Individuen; kein Seehandel ist eines Seekrieges zu seinem Schutze werth. Die Kaufleute mögen sich selber schützen.'

Dergleichen Vorwürfe lassen sich nun freylich gegen Männer, wie Ad. Smith, Malthus, Rau,

Nebenius, Hermann u. A. auf keine Weise erheben. Das wahrhaft Vortreffliche ist in unserer Wissenschaft jederzeit nur durch einige Verbindung des Politischen und Ökonomischen möglich gewesen. Doch wird jeder einräumen, daß im Ganzen bisher die politische Seite viel weniger bearbeitet ist, als die ökonomische, und daß es gut seyn dürfte, wenn die jüngere Generation der Wirthschaftslehrer eine Zeitlang sich vorzugsweise auf das vernachlässigte Gebiet wendete. Die gewaltigen Fortschritte, welche die historische Forschung in den letzten Jahrzehenden gemacht hat, fordern dringend, auch in der Staatswirthschaft berücksichtigt zu werden. Die Geschichte kann von der Ökonomie eben so viel lernen, wie umgekehrt. Eine solche Verbindung hat sich der Unterzeichnete zur Aufgabe seines Lebens gemacht. Für ihn mußte es daher natürlich von hohem Interesse seyn, ein Buch, wie das vorliegende des Herrn List, zu beurtheilen, das mit bedeutenden geistigen Mitteln, etwa eben so einseitig, wie Say das ökonomische, jetzt das politische Element der Wissenschaft zu behandeln sucht. Ein großer Theil derjenigen Sätze, welche ich als Wahrheit im Listischen Werke anerkenne, ist schon vor dessen Erscheinen vom Recensenten in seinen Vorlesungen gelehrt worden: offenbar ein Grund mehr, mit einer strengen, aber sorgfältigen Critik an dasselbe heran zu treten.

Außer der Einleitung, welche die Hauptresultate des ganzen Werkes kurz und übersichtlich zusammenfaßt, zerfällt das Buch des Herrn List in vier große Abschnitte. Der erste Abschnitt will die Geschichte, d. h. freylich nur der neueren Zeit, um ihre Lehren fragen; der zweyte Herrn Lists, angeblich aus der Geschichte entlehnte, Fundamentalsätze

darlegen; der dritte die entgegen stehenden Systeme der Neueren beseitigen; endlich der vierte den gegenwärtigen Zustand der europäischen Handelspolitik, ihre Richtungen und ihre Aussichten beurtheilen.

Der erste, histor. Theil spricht von den Italiänern, Hanseaten, Niederländern, Engländern, Spaniern und Portugiesen, Franzosen, Deutschen, Russen u. Nordamerikanern: im Ganzen also nach der Zeitfolge. Große Gelehrsamkeit wird dabey nicht entfaltet. Obgleich der Verf. sich in der Vorrede ausdrücklich verwahrt, daß er seines Publicums wegen mit seiner höchst bedeutenden Lectüre nicht habe prunken wollen, so wird ein Leser, der mit der staatswirthschaftlichen Literatur einigermaßen vertraut ist, doch leicht wahrnehmen, daß ihm außer den bekanntesten Hilfsmitteln, Macpherson, Anderson, Pecchio &c., wenig oder nichts zu Gebote gestanden hat. Ich bin übrigens weit entfernt, ihm einen Vorwurf daraus zu machen. Es ist ohne allen Zweifel ehrenvoller, mit wenig Hilfsmitteln viel zu leisten, als mit vielen. Und Herr List hat in dieser Übersicht viel geleistet. Was er weiß, versteht er meisterhaft zu verwalten, und für seinen Zweck zu concentriren.

So schildert er uns zu Anfang die Gewerbs- und Handelsblüte, welche Italien in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters erreichte, wie sie die Tochter und zugleich die Mutter der italiänischen Freyheit war. Hier waren die Straßen, die Canäle am vollkommensten; hier wurden die Banken, die Wechsel, der Compaß erfunden, die meisten Handelsufanzen aufgebracht. Italien war der Fabrikant, der Bankier von ganz Europa; seine Flotten im mittelländischen Meere die herrschenden; aller Welthandel der damaligen Zeit — Herr List versteht unter Welthandel immer vorzugsweise den

Verkehr der heißen Zone mit der gemäßigten — in seinem Besitze. Das einzige Florenz hatte eine größere Staatseinnahme als das britische Volk im Zeitalter der Elisabeth. Welches war die Ursache, daß dieses großartige Gebäude einstürzte? Der Mangel an Nationaleinheit. Wäre Italien vereinigt gewesen, Niemand hätte es gehindert, die alte Römerherrschaft über die Ufer des Mittelmeeres zu erneuern. So aber hatte jeder italiänische Handelsstaat nicht bloß die Seeräuber zu vertilgen, die Türken zu bekämpfen, mit den Portugiesen zu wetteifern, sondern vor allen Dingen sich gegen die Angriffe seiner eigenen Landsleute zu wehren. Venedig war bey aller seiner Größe doch immer nur eine Stadt. Wie konnte eine Stadt aber, in ihrer Isolierung, ihre frühere Stellung fort behaupten, als nicht mehr Städte und Landschaften, sondern große, concentrirte Völker, die Spanier, Franzosen, Engländer, als Nebenbuhler auftraten? Mochte Machiavelli in seinem Fürsten auch mit noch so großem Eifer, noch so großem Talente Italiens Einheit gegen die Fremden predigen, national, wenigstens practisch national sind diese Ansichten niemals geworden. Warum sie es nicht werden konnten, hat Leop. Ranke an einem andern Orte gezeigt. — So richtig diese Betrachtungen im Ganzen sind, so zeigen sich doch schon hier die Fehler, welche das ganze Buch des Herrn List charakterisiren, Einseitigkeit in den Grundsätzen selbst, und eine Beweisführung andererseits, deren scheinbare Kraft vornehmlich auf Leser von ungründlicher Kenntniß berechnet ist. So z. B. soll von Carl V her die Gewohnheit des italiänischen Adels datieren, Handel und Gewerbsfleiß als ehrenrührig anzusehen. Das ist allerdings wahr, daß seit dem Anfange

des 17. Jahrhunderts, namentlich in Toscana, die Gesetzgebung den Ackerbau künstlich beschützt hat, ein Ergebnis allgemeiner volkswirtschaftlicher Entwicklungsgesetze, denen Herr List freylich oft genug Hohn spricht; allein im Ganzen hält der Adel von Ober- und Mittelitalien noch heutzutage den Gewerbsbetrieb keinesweges unter seiner Würde, und in Unteritalien hat er ihn immer verschmähet, vor Carl V so gut, wie nachher. — Als ein wichtiges Symptom des tief gesunkenen Zustandes von Venedig, nachdem seine früheren, wahren Goldquellen abgeleitet waren, soll der spätere Hang der Venetianer zu alchymistischen Geheimnissen gelten, den Herr List aus dem bekannten Beispiele des Brasadino folgert; allein zu jener Zeit, wo das Mercantilsystem Geld und Reichthum für identisch erklärte, finden wir über ganz Europa die Alchymie verbreitet, namentlich auch in England, wo doch ganz entgegen gesetzte Wirthschaftsverhältnisse obwalteten. — Was überhaupt den Mangel der italienischen Nationaleinheit betrifft, den Hr List als die Hauptursache des italienischen Verfalles betrachtet, so wäre noch wohl die Frage zu erörtern, warum denn früher, trotz desselben Mangels, Italien groß und blühend gewesen. Jener äußere Übelstand konnte erst verderblich werden, nachdem die innere Stärke gewichen war. Es ist ein durchgehender Fehler des List'schen Buches die äußeren Formen zu überschätzen, die allerdings auch ursächlich auf den inneren Zustand zurück wirken, vornehmlich aber als Symptome des letzteren betrachtet werden müssen.

Schon die Venetianer hatten eine Art von Prohibitivsystem ausgebildet; consequenter noch verfolgten die Hanseaten diese Richtung. Die eng-

lische Navigationsacte ist der hanfischen nachgeahmt; Versuche zu dieser Nachahmung sind bekanntlich seit Richard II. wiederholentlich gemacht worden. Die Hanseaten spielten in England ganz dieselbe Rolle, welche noch vor Kurzem die Engländer in Deutschland spielten: sie wollen die Kaufleute und Gewerbetreibenden seyn, den Engländern soll das Geschäft der Bauern bleiben. Jede Verlegenheit der Regierung, jeden Parteykampf wissen sie auf das Feinste zu benutzen, um ihre Handelsprivilegien zu befestigen und zu erweitern. Gerade wie heutzutage der wirthschaftliche Aufschwung des Continents zunächst immer einen Kampf mit englischen Interessen, eine Emancipation von englischem Übergewichte herbey führt, so damahls in England gegenüber den Hansestädten. Hr List beschließt diese geistvoll durchgeführte Parallele mit einer tief gehenden Erklärung von dem Verfalle des Hansehandels. Auch die Hanse war nicht national. Sie stützte sich weder auf den Ackerbau, noch auf die Industrie ihres deutschen Binnenlandes, wurde daher auch von diesem Binnenlande natürlich in politischer Hinsicht nicht gehalten. Ihre Gewerbsproducte holte sie aus Flandern und Brabant, ihre Rohstoffe aus England, Skandinavien und den slavischen Ostseeländern. Jeder Fortschritt dieser Länder zu eigener Industrie und Activhandel mußte der Hanse daher verderblich werden, da bey der Vielköpfigkeit von Deutschland an eine wirkliche deutsche Handelspolitik eben so wenig zu denken war, wie an eine deutsche Politik überhaupt.

(Fortsetzung folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

119. 120. Stück.

Den 28. Julius 1842.

Stuttgart und Tübingen.

Fortsetzung der Anzeige: 'Das nationale System der politischen Ökonomie. Von F. List.'

Der englische Producent und Kaufmann wurde von der ganzen Macht seines Staates unterstützt; der deutsche war lediglich auf sich selbst, höchstens noch auf den Beystand einiger Städte gewiesen. Kein Wunder also, daß er in diesem Kampfe unterliegen mußte. Wie List vortrefflich sagt: 'Hätten die Engländer Alles sich selbst überlassen, Alles gehen lassen, wie die herrschende Schule verlangt, die Kaufleute des Stahlhofes trieben noch heute in London ihr Wesen, die Belgier fabricierten heute noch Tücher für die Engländer; England wäre noch immer die Schafweide der Hanse, wie Portugal der Weinberg von England geworden ist. Ja, es ist mehr als wahrscheinlich, daß England ohne seine Handelspolitik nie zum Besitze derjenigen Summe von bürgerlicher Freyheit gelangt wäre, die es heute besitzt.' Ich füge eine weitere Betrachtung hinzu. Wie Jedermann weiß, beruhet

die schöne Entwicklung des englischen Parlamentes hauptsächlich darauf, daß der niedere Adel und die Städte sich hier nicht, wie in Deutschland, durch wechselseitige Befehdung selbst erschöpften, sondern frühzeitig zusammen hielten, um zwischen der Krone und dem hohen Adel als selbständige dritte Macht das s. g. Unterhaus zu bilden. In Deutschland sind ähnliche Versuche gemacht worden. Kaiser Wenzel begünstigte auf alle Weise den Plan, aus den verschiedenen Ritter- und Städtebündnissen seiner Zeit eine allgemeine Einung zu Stande zu bringen. Der Reichstag hätte sich dann in ein Oberhaus der Landesherren und in ein Unterhaus der Ritter und Städte getheilt. Welche andere Gestalt würde Deutschlands Geschichte haben, wenn dieser Plan gelungen wäre! Aber freylich, von allen übrigen Verhältnissen abgesehen, so gehörte ein Eduard I. dazu, nicht ein Wenzel.

Bei den Niederländern dasselbe Schauspiel, daß sie durch Freyheit, verhältnismäßige Eintracht, günstige Lage und zufällige Erfindungen den größeren Völkern, insbesondere Deutschland, außerordentlich voran eilen; daß aber auch sie, wenn diese größeren Nationen ihres Vortheils inne werden, und mit ihrer viel gewaltigern Kraft den Niederländern nacheifern, in ihre frühere Unbedeutenheit zurück sinken. Natürlich, weil sie ja nur Bruchstücke einer Nation, keine Nation selbst sind. List bemerkt sehr richtig, Holland mit Belgien, die Hansestädte mit ihren Nebenzweigen, den beiden Ritterorden, und das übrige Deutschland, alles dies zusammen erst bilde ein nationales Handelsgebiet, das mit England oder Frankreich füglich in die Schranken treten könne. In der That, Deutschland ohne diese Gegenden wird in wirthschaftlicher Hinsicht immer ein Kumpf ohne Glieder seyn;

diese Gegenden ohne Deutschland Glieder ohne Rumpf*). — Ich füge zwey weiter gehende Beobachtungen hinzu. Es ist ein Hauptgesetz in der Entwicklung jedes Handels, daß er immer directer zu werden sucht. Alle Völker also, welche eine s. g. Zwischenhand bilden, müssen in dieser Eigenschaft mehr und mehr überflüssig werden. Das ist im Alterthume wie in der neueren Zeit der Fall gewesen. Sodann zweytens, was die höhere Politik angeht, so nimmt das Gewicht der kleinen Staaten fortwährend ab. Noch vor hundert Jahren war die Allianz mit einem Staate, wie Bayern, Savoyen zc. selbst für die größten Mächte von entscheidender Bedeutung. Holland gehörte zu den Hauptmächten des europäischen Staatensystemes. Jetzt hingegen, wie hat das Alles der s. g. Pentarchie weichen müssen! Von den zahllosen Staaten, welche Deutschland allein besaß, sind nur 38 noch übrig geblieben. Das Fehderecht selbst, wenn es auch nominell weder dem Fürsten von Liechtenstein, noch dem Herzoge von Lucca abzusprechen ist, wird doch factisch nur von sehr wenigen großen Staaten ausgeübt. Ganz derselbe Gang ist im Alterthume zu bemerken, wo die alexandrische Zeit hauptsächlich den Übergang bildet. Auch dieses Gesetz natürlich muß den Holländern im höchsten Grade ungünstig seyn.

In den nachfolgenden Geschichten, der Engländer, Franzosen u. s. w., ist das vornehmste Bestreben des Verfs dahin gerichtet, die segensreichen Folgen der Industrieschuhsysteme heraus zu heben. Nur unter diesem Schutze blühen die Völker auf; sobald sie, auch nur temporär, verlassen werden, sin-

*) Man denke an Rußland und sein Streben nach der Meeresküste.

ken sie zurück, nicht bloß in ökonomischer Hinsicht, sondern auch in politischer und culturhistorischer. Von den wissenschaftlichen Grundlagen des s. g. Mercantilsystemes will Herr List nichts hören; er behauptet sogar mit beneidenswerther Zuversicht, sie seyen den ältern Schriftstellern nur von Seiten der neuern Schule angedichtet, der leichtern Widerlegung halber. Seinen Hauptgrundsatz findet er vielmehr in der Thronrede Georgs I. von 1721 ausgesprochen: Ausfuhr von Manufacten, Einfuhr von Rohstoffen. Dieser Grundsatz wurde damahls bekanntlich auf die Einfuhr der ostindischen Baumwollzeuge angewandt, zum großen Schaden der ostindischen Compagnie, aber zum Vortheile der Baumwollfabrikanten in England. Unser Verf. sieht die feinste Politik darin, die mit Opfern des Augenblickes die Zukunft zu erobern versteht. Ich möchte zweifeln, ob hier das Colonialwesen mehr gelitten, oder das Manufacturwesen mehr gewonnen hat: beides gleich nothwendige Bestandtheile des Mercantilsystemes. Denn daß auf die Dauer England auch ohne Prohibition Indostan überwunden hätte, das von Kriegen verheerte, durch despotische Priestergewalt, Rechtsunsicherheit zerrüttete Indostan, mit seiner tief gesunkenen Nation, die leichte Beute jedes Eroberers, scheint mir völlig unzweifelhaft.

In der Geschichte von Spanien ganz die gewöhnlichen Irrthümer. Spanien soll bis zum 16. Jahrhunderte ein reiches, blühendes Industrieland gewesen seyn, während wir es doch aus den Reiseberichten des Navagero von 1526 fast in der nämlichen Gestalt kennen, wie heutzutage. Die Zerstörung dieser Blüte wird alsdann der Inquisition und Philipp II. Schuld gegeben: während die Inquisition doch uralt in Spanien ist, und Philipp II,

den die gleichzeitigen und späteren Schriftsteller, Historiker wie Bellettristen, immer als eine Art von Salomon oder Heiligen schildern, als das irdische Abbild der höchsten Weisheit und Gerechtigkeit, in der That ein vollendeter Ausdruck des spanischen Nationalcharakters genannt werden kann. Die Verjagung der Morisken, die auch Hr List wieder den Spaniern zum schweren Vorwurf macht, ist von den aufgeklärtesten und geistreichsten Zeitgenossen — ich gedenke hier nur des Cervantes — als eine dringende Nothwendigkeit lange ersehnt worden. Da müssen freylich tiefere Gründe eine glänzende Industrie verhindert haben. Der Spanier hat von jeher darnach gestrebt, für Europa das zu seyn, was Ritter und Priester für den einzelnen Staat sind. Königshaus, Kirche und Meer, wie das spanische Sprichwort sagt, waren die einzigen Mittel sein Glück zu machen. Jeder Gewerbetreibende wollte nur so lange arbeiten, bis er müßig von seinen Renten leben könnte. Bey einem solchen Nationalcharakter konnten die Versuche der bourbonischen Fürsten den Gewerbleiß durch Schutzsysteme zu heben, natürlich nur isoliert und ziemlich wirkungslos bleiben. Dieser Charakter hat im 16. Jahrhunderte Spaniens Größe hervor gerufen; er hat es nachmahls gegen vielseitigere Nationen in Schatten gestellt. Erst in unseren Tagen, wo der alte Volkscharakter mehr und immer mehr verwischt ist, wo Staat, Kirche und Literatur einen ganz französischen Anstrich gewonnen haben, kann die Industrie in Spanien bedeutend werden. Hr List scheint übrigens nicht gewußt zu haben, daß seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die spanische Handelspolitik wesentlich darauf beruhete, aller Art Waarenausfuhren eben so wie die Ausfuhr der edlen Metalle zu verbieten. Die Cortes, nament-

lich zwischen 1550 und 1560, tragen wiederholt darauf an, weil sie das Steigen aller Preise, die natürliche Folge der amerikanischen Eroberungen, einer böshaften Absicht der Exporteurs zuschreiben. Vollkommenes Abschneiden der Ausfuhr muß ohne Zweifel eben so wirken, wie vollkommenes Abschneiden der Einfuhr. Gerade Spanien also könnte Hrn List als Beyspiel dienen, daß die industrielle Isolierung, Erziehung, wie er es nennt, zur Selbstständigkeit, nicht immer große Blüte nach sich zieht. — Wie sich erwarten läßt, so wird die Armuth und Abhängigkeit Portugals von Herrn List ganz vornehmlich dem Methuenschen Handelsvertrage zugeschrieben, obgleich dieser Vertrag doch immer noch einen Schutzzoll von 23 p. c. auf die englischen Wollenzeuge bestehen ließ. Die bekann- ten, crass mercantilen Ansichten des British Merchant dienen dem Verf. als unwiderleglicher Beweis, wie sehr Portugal bey diesem Vertrage überlistet worden. Was die politische Abhängigkeit Portugals von England anbetrifft, die Herr List gleichfalls mit diesem Vertrage in engster Verbindung glaubt, so frage ich ihn selbst, ob Portugal irgend eine Wahl hatte, wenn es Spanien nicht erliegen wollte, sich an eine auswärtige Macht anzuschließen. Schon die Sprache der Portugiesen unterscheidet sich von der spanischen hauptsächlich durch die große Menge französischer und englischer Worte, die sie schon im frühen Mittelalter aufgenommen hat. Wie sich Portugal im Mittelalter an Frankreich hielt, so in neuerer Zeit an England: gewis die kräftigste und zugleich ungefährlichste Stütze, die es überhaupt finden konnte.

‘Überall und zu jeder Zeit sind Intelligenz, Moralität und Thätigkeit der Bürger mit dem Wohlstande der Nation in gleichem Verhältnisse gestan-

den, haben die Reichthümer mit diesen Eigenschaften zu = oder abgenommen. Allein nirgends haben Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, Erfindungs = und Unternehmungsgeist der Individuen Bedeutendes zu Stande gebracht, wo sie nicht durch die bürgerliche Freyheit, die öffentlichen Institutionen und Gesetze, durch die Staatsverwaltung und äußere Politik, vor Allem aber durch die Macht und Einheit der Nation unterstützt gewesen sind. Die Geschichte lehrt also, daß die Individuen den größten Theil ihrer productiven Kraft aus den gesellschaftlichen Institutionen und Zuständen schöpfen. Überall sind erst mit den Manufacturen innere Transportverbesserungen, verbesserte Flußschiffahrt, Canäle, verbesserte Straßen, Dampfschiffahrt und Eisenbahnen, die Grundbedingungen des verbesserten Ackerbaues und der Civilisation auf gekommen. Die Geschichte lehrt, daß die Künste und Gewerbe von Stadt zu Stadt, von Land zu Land gewandert sind. Überall war es der Unverstand und die Despotie, wodurch sie verjagt wurden, der Geist der Freyheit, welcher sie anzog. Erscheint es aber weiser, daß wir warten, bis andere Nationen thöricht genug sind, ihre Gewerbe zu vertreiben und sie zu nöthigen, bey uns Unterkunft zu finden, als daß wir, ohne das Eintreten solcher Zufälle abzuwarten, sie durch Vortheile, die wir ihnen bieten, einladen, sich bey uns niederzulassen? Es ist wahr, die Erfahrung lehrt, daß der Wind den Samen aus einer Gegend in die andere trägt, und daß auf diese Weise öde Heiden in dichte Wälder verwandelt worden sind; wäre es aber darum weise, wenn der Forstwirth zuwarten wollte, bis der Wind im Laufe von Jahrhunderten diese Culturverbesserung bewirkt? Wäre es thöricht, wenn er durch Besamung öder Strecken diesen Zweck im Laufe weniger

Sahrzehende zu erreichen suchte?' Dies sind die Resultate, welche der Verf. aus seinen historischen Darstellungen entnommen hat. Wer möchte die große, von den Neuern nur zu oft verkannte Wahrheit, die darin liegt, in Abrede stellen*)? Wir werden sehen, daß der Vf. selbst nicht mit hinreichender Consequenz ihr gefolgt ist.

Er unterscheidet drey Perioden in der Wirthschaftsgeschichte. Einzelne Städte, Stadtbündnisse und Küstenländer, in republikanischer Freyheit und durch die Gunst der Lage ausblühend, haben durch unbeschränkten Handel einen hohen Grad des Reichthumes und der Macht erreicht. Natürlich nur so lange, als die großen Monarchien, die ihnen gegenüber standen, auf eine eigene Handelspolitik verzichteten. So lange diese letzteren Staaten lediglich noch Ackerbau treibend sind, und auf einer sehr niederen Entwicklungsstufe stehen, ist ihnen ein solcher Passivhandel, wo ihnen Rohstoffe abgeholt und Gewerbszeugnisse zugeführt werden, selbst vortheilhaft, indem er ihnen den stärksten Anreiz zur höheren Cultur darbietet. Soll diese Cultur nun aber wirklich erreicht, soll der bloße Agriculturstaat in einen Agricultur-Manufacturstaat umgewandelt werden, so bedarf es eines Schutzes. Denn bey freyer, völlig freyer Concurrrenz würde der erste Vorsprung, den jene kleinen Handelsstaaten voraus haben, nie überwunden, sondern immer noch größer werden. Die entgegen gesetzte Entwicklung von Deutschland, mehr noch von Polen, und von England zeigt, wohin das Verkennen, wohin das Befolgen dieses Gesetzes führen muß. Hat eine Nation endlich den höchsten Gipfel der wirthschaftlichen

*) Übrigens nicht ganz so neu wie List glaubt; die meisten dieser Ideen finde ich schon bey Ad. Müller vortbereitet.

Macht bereits erstiegen, so bedarf sie natürlich Keines Schutzes mehr; sie wird jetzt freye Concurrenz predigen, von der sie allein Nutzen zieht; sie hofft, durch die Verkündigung dieser Lehre andere Völker von der Erreichung einer ähnlichen Machtfülle abzuhalten.

Außer der Privatökonomie unterscheidet der Vf. die politische und die kosmopolitische. Von den bisherigen Theoretikern seit Adam Smith sey ausschließlich die letzte Art bearbeitet worden, die auf der ganz chimärischen Idee eines ewigen Friedens beruhe. Dieser ewige Frieden, diese Vereinigung aller Völker unter demselben Rechtsgesetze sey allerdings nicht bloß eine Forderung der Philosophie, sondern auch ein sicheres Resultat der Zukunft, welches die immer größere Verbesserung aller Transportmittel, die immer steigende Complication aller Interessen, die immer einleuchtendere Verderblichkeit aller Kriege schon deutlich genug ankündigten. Wollte man diesen Zustand aber als bestehend schon voraus setzen, so würde man in den wichtigsten Fragen eine falsche Ansicht geben. Vollkommene Freyheit des Handels ist nur da von wirklichem Werthe, wo die politischen Schranken der einzelnen Staaten zuvor gehoben sind, also zwischen England, Schottland und Irland seit der Union, oder zwischen den nordamericanischen Freystaaten. Um einen ähnlichen Zustand über die ganze Erde vorzubereiten, ist das Hauptmittel, im Wege der industriellen Erziehung möglichst viele Nationen zur wirthschaftlichen Selbständigkeit zu erheben. Denn nur zwischen gleich Mächtigen ist gleiches Recht möglich. So würde also das System der Schutzzölle dem Systeme der Handelsfreyheit am besten vorarbeiten. Indes bey dem gegenwärtigen Stande der Dinge könnte das letztere nur zum Vortheile

der ohnehin vorwiegenden Manufacturmacht ausfallen, es würde England zur Universalherrschaft führen. Diese Furcht spielt bey Herrn List eine große Rolle. Wenn die Continentalmächte nicht durch kräftige Schutzsysteme bey Zeiten vorbeugen, so sieht er im Geiste schon ganz England als eine einzige colossale Fabrik, als eine Stadt, welcher das ganze übrige Europa als plattes Land diene. Frankreich würde nur Wein, allenfalls Puzwaaren den Briten zu liefern haben; Deutschland Spielzeug, Bücher, allenfalls Hilfstruppen, die sich für Englands Herrschaft in fernen Welttheilen todtschlagen ließen. Amerika, Australien u. würden sich mit Tochterstaaten Englands bedecken unter dem Präsidium des Mutterlandes. Von Deutschen und Franzosen würde bald in derselben Art die Rede seyn, wie jetzt von asiatischen Nationen.

Dieses ganze Raisonnement zerfällt in drey Hauptpuncte, die sich alle drey erheblich beschränken lassen. Angriff gegen die herrschende Theorie, Handelsfreyheit für die goldene Zukunft, strenge Isolierung der Nationen für die eiserne Gegenwart, hauptsächlich aus Furcht vor England. Was in den Vorwürfen List's gegen die bisherige Theorie Wahres enthalten sey, wird aus meiner Darstellung zu Anfang dieser Recension erhellt haben. Der Verf. ist jedenfalls im höchsten Grade ungerrecht. Er bedient sich mit Vorliebe ganz allgemein des Wortes 'die Schule'; in der Regel mit ironischer Nebenbeziehung. Dieser Schule werden nun alle möglichen Dummheiten aufgebürdet. Die einfachsten Consequenzen soll sie übersehen, gegen die nächst liegenden Einwürfe nicht gerüstet seyn. A. Smith z. B. soll nicht bemerkt haben, daß der englische Ackerbau durch den Einfluß des Handels und der Industrie sehr verbessert ist. Die Wis-

fenschaft der Nationalökonomie hat durch A. Smith einen großen Rückschritt gethan. Alle irgend fruchtbaren Wahrheiten haben erst auf Hrn List gewartet. A. Smith z. B. hat wohl die Trennung der Arbeit, nicht aber ihre Vereinigung beachtet; hat sein Princip der Arbeitstheilung wohl in der einzelnen Fabrik, nicht aber in der ganzen Nation durchgeführt. Welch eine crasse Verleumdung! man kann es nicht milder bezeichnen, da der erste Blick in das Smithsche Werk Herrn List sofort Lügen straft. Auf was für Leser muß gerechnet seyn, wenn man dadurch zu imponieren dachte! Dem großen Malthus wird vorgeworfen, er habe die Volksvermehrung beschränken wollen und die große Vermehrbarkeit der Subsistenzmittel übersehen. Welch ein abgedroschener, hundert Mal widerlegter Irrthum! Die Eintheilung des Capitals in fixes und umlaufendes, behauptet Hr List ganz dreist, sey in der Schule zu gar keinem Resultate benutzt worden. Hat er niemahls etwas von den vortrefflichen Untersuchungen Ricardos gehört über den Einfluß dieser Eintheilungen auf die Waarenpreise? Wie in der Vorrede von Rau gesprochen wird, einem Manne, den ganz Deutschland mit Recht verehrt, wird Herrn List bey verständigen Männern nur schaden können. Im höchsten Grade komisch ist folgendes Urtheil. Die Vorrede spricht von einem jungen Menschen, der sich zum Examen vorbereitet und A. Smith deshalb gelesen habe, einem Herrn von Marwitz. Dieser Marwitz nun hatte sich in Briefen an Rahel Barnhagen sehr verächtlich über Smith geäußert, mit jener brutalen Arroganz, welche bey geistig verzogenen Knaben den ersten Eintritt in die Wissenschaft, deren Umfang sie noch gar nicht ermessen können, zu begleiten pflegt. Herr List nennt diesen jungen

Herrn, obgleich er im Examen nur so eben durchgekommen sey, bloß auf dieses Urtheil hin, Deutschlands größten Nationalökonomem. — Wiederholt gibt er zu verstehen, A. Smith habe ohne wahre Ueberzeugung, nur zur Überlistung des Auslandes, seine Lehre von der Handelsfreyheit aufgestellt. Dergleichen Insinuationen sind Herrn List überhaupt geläufig. Die Physiokraten z. B. sollen ihr ganzes System darauf berechnet haben, unter der Maske allgemeiner Grundsätze revolutionäre Vorschläge einzuschmuggeln; während doch leicht zu bemerken ist, wie die Handelsfreyheit der Physiokraten mit den Rousseauschen Ideen, den s. g. Menschenrechten u. eng zusammen hängt; Say's Bertheidigung der Handelsfreyheit soll auf persönlichem Hasse gegen Napoleon beruhen. Wie klein muß Herr List selber denken, wenn er jedem Collegen ohne Weiteres so schmutzige Nebengründe zuschreibt! So nimmt er auch in seiner kurzen Übersicht der staatswirthschaftlichen Literatur von jedem Schriftsteller durchaus nur dasjenige auf, was er in Bezug auf das Prohibitivsystem vorgebracht. Die gewaltigen Fortschritte, die wir A. Smith in der Lehre von der Arbeit, Ricardo in der Lehre von der Grundrente, — die Ricardosche Rentenlehre scheint Hn List nach S. 334 ff. gänzlich unbekannt zu seyn — Malthus in der Lehre von der Bevölkerung, Hermann in der Preistheorie verdanken, werden völlig verschwiegen. Wie schief und unwahr muß hierdurch die ganze Darstellung ausfallen! So ist denn auch die zunächst vorliegende Behauptung, daß die 'Schule' durchaus nichts Politisches gebe, im höchsten Grade übertrieben. Auf Ricardo mag sie Anwendung finden; wie vortrefflich aber hat z. B. Adam Smith die verschiedenen Entwicklungsstufen in der Geschichte des Ar-

beitslohnes erörtert, die verschiedenen Classen von Colonien geschildert; wie schön hat er in seiner Arbeitstheilung eins der Hauptmomente jeder politischen Ausbildung zergliedert! Gibt es etwas Politischeres, als das ganze Werk von Malthus? Um von der praktischen Vielseitigkeit und reichen Erfahrung Rau's hier ganz zu schweigen, wie viele Bücher sind wohl Herrn Vist bekannt, aus welchen die Nachwelt tiefere Einsicht in das heutige Staatsleben schöpfen könnte, als das Creditwerk von Nebenius?

Was ferner die goldene Zeit des allgemeinen Rechtes betrifft, die Herr Vist von der Philosophie gefordert glaubt, und wofür bereits so manche Anzeichen vorhanden seyn sollen: so halte ich diese ganze, heutzutage von Vielen ausgesprochene Ansicht für gerade so praktisch und haltbar, wie den ewigen Frieden von St. Pierre oder Kant. Es hat allerdings seit 27 Jahren keinen allgemeinen europäischen Krieg mehr gegeben; die friedlichen Congresse und Conferenzen herrschen vor, aber ist das nicht immer der Fall gewesen, wenn nach einem langen und schweren Kampfe die bedeutendsten Staatslenker alt, durch Erfahrung gewikigt und Ruhe liebend sind? Bietet nicht die Zeit Georgs I., nachher das Alter des großen Friedrich ganz dieselbe Erscheinung dar? Nur der Kurzsichtige wird daraus viel schließen wollen. Durch das neuerliche Starkwerden von Handel und Gewerbefleiß sind die Interessen der Völker allerdings vielfach in einander geflochten; aber auch eben so vielfach opponiert. Die verbesserten Transportmittel der Gegenwart bieten herrliche Instrumente des Friedens dar, aber eben so auch gefährliche Instrumente des Krieges. Eine wirklich bedeutende Verminderung der Kriege ist nur von dem Durchdrin-

gen einer Universalmonarchie zu erwarten, wo vor uns Gott noch lange behüten wolle. Ich kann deshalb auch den Vorwurf, den Hr List den älteren Mercantiltheorien macht, daß sie das kosmopolitische Endziel aller Politik vernachlässigt hätten, nicht sehr hoch anschlagen.

Die Furcht endlich vor England, die den Verf. wie ein Gespenst verfolgt, so daß er England, diesen alten und natürlichen Bundesgenossen der Deutschen, für unseren gefährlichsten Feind hält, gegen den sich der ganze Continent verbinden solle, (!) ist gleichfalls mit großer Inconsequenz übertrieben. Wie konnte Hr List seine eigene richtige Lehre, daß die wirthschaftliche Macht nur eben so weit gehen könne, wie die politische, so ganz vergessen? Oder meint er wirklich, daß England den Continent jemahls beherrschen werde? England, das seit Jahrhunderten nie anders auf dem Continente hat agieren können, als im Bunde mit einer größern Landmacht; dem es unendlich schwer fallen würde, nur 30000 Mann auf dem Festlande zu erhalten; das seit dem Anfange der neueren Geschichte auch nicht den mindesten Fortschritt zu dieser angeblich projectierten Beherrschung Europas gemacht hat, selbst in Hannover, dem so lange mit England verbundenen, nicht einmahl einen Versuch dazu. Wenn in neuester Zeit bey Gelegenheit des neapolitanischen Schwefelstreites wirklich etwas derartiges hervor blicken mochte, so wird jeder Verständige darin nur eine von den vielen Ungeschicklichkeiten des Lord Palmerston erkennen, die ohne großen materiellen Vortheil, ohne irgend einen Zuwachs an Ehre das Zutrauen der kleineren Mächte gegen England wesentlich geschmälert hat. Die Idee, als würde von England aus das System der Handelsfreyheit vornehmlich aus egoistisch-nationalen

Abfichten gepredigt, scheint mir eben so vernünftig, als wenn Jemand die französischen Freyheits- und Gleichheitsprincipien nur zur Köderung und Unterjochung des Auslandes erfunden glaubte. — Auch in bloß wirthschaftlicher Hinsicht ist die Furcht des Verfs sehr outrirt. Die altbekannte, ja sich von selbst verstehende Wahrheit, daß kein Land im Ganzen mehr einführen kann, als ausführen, daß also die Gefahr, in allen Stücken England contribuär zu werden, nur bedeutet, Alles von England geschenkt zu erhalten: sie ist von List zwar in thesi niemahls geleugnet, aber seine Argumente selbst lassen sie doch fortwährend in den Hintergrund treten. Er ist in dieser, gewis sehr wichtigen Beziehung entweder sophistisch oder unwissend. Vgl. S. 418. 526 ff.

Als den vornehmsten Unterschied seines Systemes von dem der Schule bezeichnet Herr List Folgendes. A. Smith soll den Reichthum nur in eine Menge von Tauschwerthen gesetzt haben; Hr List dagegen setzt ihn in eine Menge von Kräften, welche Tauschwerth hervor bringen können*). Seine Theorie will er demzufolge eine Theorie der productiven Kräfte genannt haben. Aus diesem Grunde heißt auch dasjenige, was man bisher menschliche Arbeit zu nennen pflegt, bey Hrn List persönliche, sociale und politische Kräfte; der Grund und Boden natürliche Kräfte; das Capital Instrumental-kräfte. — Ich muß gestehen, von großem Gewichte scheint mir diese Neuerung nicht. Auf eine zweckmäßige Definition von Gut kommt allerdings

*) Hat aber nicht auch die Ricardosche Schule allen Werth nur nach den Arbeitskräften geschätzt, die ihn hervor bringen? Gerade das Mercantilsystem, mit seiner Überhebung der edeln Metalle, sieht einseitig auf den Tauschwerth.

vieles an: die Physiokraten, A. Smith u. A. würden nicht in solche Irrthümer über die Productivität der Arbeiten verfallen seyn, wenn sie nicht eine allzu enge Definition von Gut aufgestellt hätten. Allzu eng, weil bey consequentem Festhalten eine Menge der wichtigsten, der anziehendsten Materien aus der Staatswirthschaft ausgeschlossen würde. Indes alle weitere Ausführungen des Hn List lassen sich, wie Recensent aus eigener Erfahrung weiß, auch mit der gewöhnlichen Ansicht von Reichthum vereinigen. Und an sich unrichtig ist die List'sche Definition gewis. Wer wird einen angehenden Kaufmann, der keinen Pfennig zu eigen besitzt, deswegen schon reich nennen, weil er geschickt ist?

Weiterhin ist der größte Theil unsers Werkes einer sehr vielseitigen Schilderung der *Manufacturkraft* gewidmet. Aus dem Jägerstaate geht der Hirtenstaat hervor, aus diesem der *Agriculturstaat*, weiterhin der *Agricultur-Manufacturstaat*, endlich der *Agricultur-Manufactur-Handelsstaat*. Mit außerordentlicher Beredsamkeit, reich an den glänzendsten Entwicklungen, wird der *Ackerbaustaat* dem *Manufacturstaate* gegenüber gestellt. Es wird gezeigt, wie die Blüte des Staates immer mit einem hohen Stande des *Manufakturwesens* überein trifft; wie mit den *Manufacturen* das Gedeihen der Städte, die Einheit und Concentrierung der Nation selbst zusammen hängt; wie erst im *Manufakturstadium* der *Volkswirthschaft* die höchste Anspannung aller physischen und geistigen Kräfte, die vollständige Benutzung jeder Thätigkeit, der angestrengte Wettstreit aller Arbeitenden Statt findet.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 30. Julius 1842.

Stuttgart und Tübingen,

Schluß der Anzeige: 'Das nationale System der politischen Ökonomie. Von Friedrich List.'

Hiermit erlangt denn auch der Ackerbau seine schönste Blüte: tausend Naturkräfte, Wind und Wasserfälle, die sonst unnütz waren, müssen jetzt dem Menschen Dienste thun; aus den Strömen, welche ehemahls die Felder verwüsteten, werden Lastträger; Steinkohlenlager, Torfmoore, die sonst den Anbau hinderten, bilden jetzt neue Brennpuncte der Bevölkerung. Jetzt erst kann eine jede verschiedene Qualität des Bodens verschieden, und doch für das Ganze harmonisch benutzt werden.

So muß selbst der Ackerbau, weit entfernt die Manufactur zu beneiden, ihren Aufschwung herbey wünschen, weil nichts in der Welt mehr dadurch gewinnt, als eben seine Rente. So muß denn auch das Capitalvermögen der Nation durch das bloße Aufkeimen der Manufacturkraft gewaltig zunehmen. List bemerkt sehr treffend, die Ersparnis sey der geringste Weg zur Capitalvermehrung. Bey

weitem die meisten neuen Capitalien entstehen dadurch, daß sich mittelst allgemeiner Bildungsschritte bisher nutzlose Dinge in werthvolle umwandeln. Übrigens begegnet dem Verf. hier dasselbe Versehen, welches er Ad. Smith so häufig vorwirft, Begriffe der Privatwirthschaft auf die Volkswirthschaft ohne Weiteres überzutragen. Das Steigen der Bodenpreise, so wichtig es in der Regel als Symptom eines fortschreitenden Nationalreichtthumes ist, darf doch niemahls unmittelbar, wie Hr List es thut, als eine Vermehrungsurache betrachtet werden. An sich begründet es nur eine andere Vertheilung des Volksvermögens. Man überlege z. B. den Fall, der in Spanien so oft vorgekommen ist, daß die meisten Grundstücke der todten Hand gehören, oder mit Fideicommissqualität belegt sind, wo nun die wenigen verkäuflichen Besitzthümer natürlich eine enorme Preishöhe erreichen. Hier ist diese Preishöhe doch gewis kein Zeichen großen Reichthumes; sie ist es nur da, wo sie wirklich von einer künstlichen Wirthschaft herrührt. Umgekehrt aber ist Hr List im entschiedensten Irrthume, wenn er gegen die Ricardosche Rententheorie einwendet, die höchste Rente werde gerade von denjenigen Grundstücken abgeworfen, deren natürliche Ertragsfähigkeit ganz vernichtet worden, nämlich den Baupläzen. Wie verkehrt! Nahrungsmittel tragen die Baupläze freylich nicht; das thun aber z. B. die Baumwollfelder auch nicht; dagegen Wohnungsmittel, die eben so gut Bedürfnis sind.

Wie der Ackerbau interessiert ist bey dem Gedeihen der Manufacturkraft, eben so auch der Handel. Der wichtigste Zweig desselben, der Binnenhandel, ist ohne Gewerbleiß gar nicht möglich. Freylich kann ein Volk auch durch Ausfuhr von Rohstoffen

sein Manufactenbedürfnis aus der Fremde her befriedigen; allein jeder solche Handel macht vom Auslande abhängig, er kommt nur den Küstenprovinzen wahrhaft zu Gute, er läuft Gefahr, durch einen Krieg plötzlich unterbrochen zu werden. Wird ein Ackerbauland von einem Fabriklande mit Gewerbsproducten versorgt, so muß es alle Geldkrisen des letztern mitmachen. Hr List hat bey dieser Behauptung allzu einseitig an N. Amerika gedacht: Deutschland z. B., Portugal ic. haben dergleichen Krankheiten nur in sehr geringem Grade von England aus erhalten, wie sie auch von den englischen Geldinstituten nicht dadurch abhängig geworden sind. Nur ein Land, das aller Art Waaren hervor bringt, kann mit allen anderen Ländern Handel treiben. Mit der Manufacturkraft und dem dadurch bewirkten Activhandel steht ferner die Schifffahrt, die Seemacht, die Colonisation im engsten Zusammenhange, also Hauptmittel, in die Politik selbst des fernsten Auslandes einzugreifen. Eben so hat der Verf. vollkommen Recht, wenn er den verschiedenen Waaren eine verschiedene Realisierbarkeit zuschreibt; d. h. eine verschiedene Kraft, durch ihren Absatz dem Eigenthümer eine Disposition im Reiche der Güter zu verschaffen. Offenbar hat das edle Metall den höchsten Grad dieser Fähigkeit, nächstdem die Manufacturwaaren, am wenigsten die Ackerbauproducte, welche der Regel nach nur in nächster Nähe abgesetzt werden können.

Wie nun aber? Diese Manufacturkraft kann bey dem jetzigen Stande der Dinge, wo Englands ungeheueres Übergewicht schon besteht, ohne Schutzzölle von Seiten anderer Länder gar nicht aufkommen. 'Die Fabriken Englands haben tausend Vortheile vor den neu geborenen oder halb erwachsenen Fabriken anderer Nationen voraus. Dahin gehö-

ren z. B. geschickte und eingeübte Arbeiter in größter Zahl und zu den billigsten Löhnen, die besten Techniker, die vollendetsten und wohlfeilsten Maschinen, die größten Vortheile im Einkauf und Verkauf, insbesondere die wohlfeilsten Transportmittel im Bezug der Rohstoffe und in Versendung der Fabrikate, großer Credit der Fabrikanten bey den Geldinstituten zu den billigsten Interessen; Erfahrungen, Werkzeuge, Gebäude, Anlagen, Connexionen, wie sie nur im Laufe von Menschenaltern zu sammeln und herzustellen sind; ein unermesslicher Inlandmarkt, und was daselbe ist, ein eben so unermesslicher Colonialmarkt, also unter allen Umständen Gewisheit, bey tüchtigem Betriebe große Massen von Fabrikproducten abzusetzen; demnach Garantie des Fortbestandes und zureichende Mittel, der Zukunft Jahre lang zu creditieren, im Fall es einen fremden Fabrikmarkt zu erobern gilt.' Wenn der Vf. daher, um das erste Heranwachsen der Manufactur möglich zu machen, bedeutende Schutzölle fordert, so verkennt er durchaus nicht, daß die Wirthschaft des betreffenden Volkes eine Zeitlang ihre Fabrikbedürfnisse theurer bezahlen muß, als sie im Wege des freyen Handels nöthig gehabt hätte. Allein er meint, mit einem geringen, temporären Opfer an Producten, wird eine gewaltige, dauernde Productivkraft gepflanzt, die in kurzer Zeit das ganze Volk unendlich entschädigen muß. Man denke sich zwey Hausväter mit gleichem Grundbesitze und gleicher Kinderzahl. Jeder von ihnen erspart jährlich 1000 Thaler: der eine legt diese Ersparnis zurück, und hält seine Söhne zu harter Arbeit an; der andere läßt dafür einige seiner Söhne zu rationellen Landwirthen, die übrigen zu Fabrikherren ausbilden. Sterben die Väter nun, so ist die Familie des er-

sten freylich an Tauschwerthen reicher, die des zweyten aber an productiven Kräften. Es wird vermuthlich nicht lange dauern, bis die letzte es auch an Tauschwerthen geworden ist. Aller Aufwand, der für Bildungszwecke, Bertheidigungszwecke 2c. erfolgt, ist als eine solche Aufopferung von Tauschwerthen zu Gunsten der productiven Kräfte anzusehen.

Nur die Länder der gemäßigten Zone sind Hrn List zufolge berufen, eine Manufacturkraft zu pflanzen; die der heißen Zone verdammt er ewig zu der niedrigen Stufe bloßer Ackerbaustaaten. Es würde sonst freylich gar kein auswärtiger Handel, gar keine Arbeitstheilung unter ganzen Nationen übrig bleiben. Diese Ansicht mag den deutschen Fabrikherren und Schiffsrhedern lieblich genug klingen, historisch ist sie gewis nicht. Hat Herr List denn gänzlich vergessen, daß Indien im späteren Alterthume wie im Mittelalter eins der vornehmsten Fabrikländer war? mit welchem noch vor 120 Jahren, wo es doch tief darnieder lag, selbst England ohne Zölle nicht glaubte concurriren zu können? Dies ist auch einer von den Punkten, welche das List'sche Werk nicht zu einem Systeme der Wissenschaft überhaupt, sondern zu einer Parteydarstellung in Bezug auf die heutigen Verhältnisse machen.

Das also wäre der Inhalt unseres merkwürdigen Buches. Es behandelt durchaus nicht, wie der Titel verheißt, die ganze Staatswirthschaft, sondern nur einen einzigen, wichtigen Theil daraus, die Lehre von den Prohibitivsystemen. Die nun freylich ungemein detaillirt und geistvoll. Die vornehmsten Wahrheiten, die dabey zu Grunde liegen, möchten sich auf folgende fünf Rubriken zurück führen lassen, wie sie Recensent schon vor dem Erscheinen des List'schen Werkes in seinen Vorlesungen ausführlich entwickelt hat:

1) **Ausfuhr-Zölle** oder Verbote verengern die Nachfrage, begünstigen also den Consumenten; **Einfuhr-Zölle** oder Verbote verengern das Angebot, begünstigen also den Producenten. Nur wird, in so fern die Preise dadurch afficiert werden, im erstern Falle gar bald eine Menge Capital aus dem bedrückten Productionszweige herausgezogen werden, im letzteren Falle in den begünstigten Productionszweig hinein strömen. Der einzige dauernde Erfolg ist also der, das Capital des Volkes in andere, pecuniär natürlich minder vortheilhafte Productionscanäle zu leiten, als wohin es ohne dies geflossen wäre. Je mehr der Zoll überhaupt Erfolg hat, desto größer muß dies Opfer seyn. — Hr List verkleinert es ungebührlich. Wenn er behauptet, daß die Schutzzölle von Rußland in wenig Jahren schon Prosperität herbey geführt hätten (S. 2.), so ist das eine Rodomontade, die gar keiner Widerlegung bedarf. Auf die Dauer aber kann das augenblickliche Opfer allerdings selbst pecuniären Gewinn bringen. Es ist das Saatkorn, welches der Ackermann in den Boden wirft, um eine Erndte zu haben. Nur ist es wieder inconsequent, wenn Hr List, der den Eingangszöllen auf fremde Manufacte so sehr das Wort redet, doch sowohl den Ausfuhrprämien für inländische Manufacte, als den Ausfuhrzöllen für inländische Rohstoffe völlig entgegen ist. Diese drey Maßregeln laufen doch offenbar ganz auf das Nämliche hinaus. S. 79 heißen die englischen Wollausfuhr-Verbote ungerecht; warum sind sie es mehr, als die Einfuhrverbote, wenn sie doch denselben Erfolg haben?

2) Je vielseitiger sich im Laufe einer jeden Volkswirtschaft die Arbeits- und Capitalkräfte entwickeln, desto vielseitiger muß auch der Productionsbetrieb werden. Das Volk wird zur Industrie

fortschreiten, sobald sich mit den erforderlichen Wind-, Wasser- oder Brennkräften technische Geschicklichkeit und umlaufendes Capital verbindet; es wird Activhandel zu treiben anfangen, sobald es Schiffe bauen und Matrosen ausbilden kann u. s. w. Dergleichen macht sich von selbst. Doch wird die erste Gründung eines ganz neuen Betriebes immer mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden seyn, die wohl nur unter dem Schutze eines zeitweisen Monopols gänzlich überwunden werden. So hat das Handwerk allenthalben des Bannrechts und Zunftzwanges bedurft, der Handel des Stapel- und Messrechtes, der ferne Welthandel der großen Compagnien. Niemand würde, ohne solchen Schutz, der ungewissen Zukunft sein Hab und Gut anvertraut haben. Ähnlich steht es, wo die Fabrikindustrie gepflanzt werden soll, mit den Prohibitivzöllen. Man will die jungen Keime nicht stranguliert sehen, wie es Herr Hume im Parlament einmahl nannte. Man hat zwar das Beyspiel des Schneiders dagegen angeführt, der auch sein Korn selbst bauen, sein Brot selbst backen wollte; allein dieser Einwurf trifft nur dann, wenn man unklugerweise Alles prohibiert. Lieber möchte ich an eine zahlreiche Bauernfamilie erinnern, die an Zeit Überfluß besitzt, der man aber verwehren wollte, einen Theil der Kinder zum Spinnen, Weben, Kochen, Brauen &c. anzuwenden. — Ich sage, erleichternd wirkt das Prohibitivsystem; gerade wie das Gängelband bey dem Kinde, obwohl das Kind auch ohne Gängelband, wenn gleich langsamer und mit vielem Straucheln gehen lernt. Denn Herr List übertreibt wieder die Nothwendigkeit des Schutzes. Wenn er z. B. geradezu behauptet, falls Nordamerika sein Prohibitivsystem aufgeben wolle, so thue es besser, in die alte Abhängigkeit des

Mutterlandes zurück zu kehren; oder S. 312, daß Polen durch Schutzzölle ein großes, blühendes Reich geworden wäre; so weiß man kaum, ob er selbst das im Ernste gemeint hat.

3) Die wirthschaftliche Blüte eines Volkes setzt ein Gleichgewicht voraus zwischen Ackerbau und Gewerbefleiß, zwischen Land und Stadt, zwischen unbeweglichem und beweglichem Eigenthume. Landmann, wie Handwerker stehen sich am besten, wenn sie ihre Bedürfnisse aus der Nähe beziehen, ihre Erzeugnisse in die Nähe absetzen können. Namentlich auch am sichersten; wie ja gar manches Prohibitivsystem nur die freywillige Fortsetzung dessen ist, was der im Kriege unterbrochene Verkehr erzwungen hatte. Jeder Staat wird instinctmäßig angetrieben, seine Blütezeit möglichst früh herbey zu führen, seinen Verfall möglichst zu verspäten. Auf den frühern Wirthschaftsstufen, wo das Land, der Ackerbau noch übermäßig vorherrscht, sucht man daher durch Schutzzölle einen Theil gleichsam der Volkskräfte in den Gewerbefleiß überzuleiten. Ohne Zoll würde der aufkeimende Gewerbefleiß mit dem höher cultivierten Auslande nicht wohl concurriren können. In der Blütezeit der Volkswirthschaft ist die volle Handelsfreyheit anwendbar; eben so wie im aller rohesten Zustande. Wenn nun später aber der Gewerbefleiß, das Städtewesen, also die unruhigen, beweglichen Elemente der Wirthschaft überwiegen, so thut aus demselben Grunde ein künstlicher Schutz des Landbaues Noth, welcher ohne diesen Schutz mit dem niedriger cultivierten Auslande keinen Preis zu halten vermöchte.

4) Mit dem Ackerbau gehen die aristokratischen, conservativen Bestandtheile der Staatsverfassung, mit dem Gewerbefleiß die demokratischen,

progressiven Hand in Hand. Auch hier pflegen im Mittelalter jedes Volkes die ersteren, im Greisenalter die letzteren vorzuherrschen. In der Blüthenzeit der Politik stehen sie im Gleichgewichte. Um dieses Gleichgewicht nun möglichst schnell herbey zu führen, gibt es kein besseres Mittel, als eine künstliche Beschützung der progressiven Elemente, also der Gewerbe und Städte; um es späterhin möglichst lange beyzubehalten, muß das platte Land von oben her begünstigt werden. Jedesmahl, wie sich von selbst versteht, auf Kosten des gerade überwiegenden Theiles. Nur hat man wohl zu beachten, jede solche Begünstigung ist materiell zunächst mit Opfern verbunden; aber die politischen Vortheile können dies Opfer nothwendig machen. Auch ist hier, wie unter Nr. 3., die äußere Sicherheit des Staates in Betracht zu ziehen. Eisenfabriken, Pulvermühlen &c. muß jeder Staat besitzen, sollten sie auch nur auf treibhausartigem Wege zu erhalten seyn. In Bezug auf die Seemacht gilt natürlich ganz dasselbe von den Navigationsacten, Fischereypremien &c. Das hat schon Ald. Smith gelehrt; warum sollen wir es nicht auf alle Unentbehrlichkeiten des Lebens ausdehnen?

Also vor der Blüthe jedes Staates Gewerbeschutz, nach der Blüthe Schutz des Ackerbaues. Das hat nicht allein die englische, französische, niederländische und spanische Gesetzgebung anerkannt, sondern auch seit Anfang des 17. Jahrh. die toskanische, und seit Menschengedenken die chinesische: nur die letzteren beiden nicht durch Zölle, sondern durch Ehrenbelohnungen, womit sie den Ackerbau begünstigten. Hier haben wir Herrn List der größten Inconsequenz zu zeihen. Alle die Gründe, die er auf den frühern Wirthschaftsstufen für den Gewerbeschutz anführt, lassen sich auf den späteren

Stufen für den Schutz des Landbaues anführen. Ein Volk, sagt er mit Recht, das seine Rohproducte in die Ferne absetzen muß, ist abhängig, ist im Fall eines Krieges den schwersten Stockungen ausgesetzt. Ist das nicht aber ganz derselbe Fall mit einem Volke, das seine Industrieerzeugnisse in die Ferne schickt und Rohstoffe dafür eintauscht? Jede durch den Verkehr bewirkte Abhängigkeit ist eine gegenseitige. Das alte Italien war ganz in der Lage, die Herr List für England als die wünschenswerthe betrachtet: schon zu Catos Zeit nur mit städtischem Gewerbe, Wiesen und Gartencultur bedeckt; Afrika, Sicilien waren seine Kornkammern. Zwey Mahl deshalb, unter Genserich und Belisar, als die Zufuhr aus diesen Kornkammern gesperrt wurde, hat Italien Hungersnoth und Seuchen erlitten, wovon wir heutzutage kaum einen Begriff haben. Jeder Krieg, sagt Herr List, welcher den Verkehr unterbricht, ist von selbst eine Art Prohibitivschutz; neue Gewerbszweige kommen empor. Tritt dann der Friede ein, und man will keine Schutzzölle aufrichten, so muß die kaum gewurzelte Pflanze durch die übermächtige Concurrnz des Auslandes umgeweht werden. Es ist also eine ewige Sisyphusarbeit von Aufbauen und Zerstören. Vollkommen recht; gilt aber nicht dasselbe, Wort für Wort, auch vom Ackerbau? Wie hätte Lord Castlereagh gehandelt, wenn er im J. 1815 alle auf den Kornbau verwandten Capitalien hätte zu Grunde gehen lassen, um mit dem nächsten Kriege denselben Cyklus zu wiederholen? Freylich, ein Land ohne Gewerbleiß ist ein Mensch mit einem Arme; aber ein Land ohne Ackerbau, oder wo der Ackerbau unverhältnißmäßig zurück steht, wahrhaftig nicht vollständiger. — Das ist jedoch überhaupt ein großer Fehler des Listschen Buches, daß es

einseitig eine Schutzschrift seyn will für den Gewerbsleiß. Während die guten Seiten der hochgestiegenen Industrie glänzend geschildert werden, ist von den bösen Seiten, Pauperismus, Pöbelmenge, Unsicherheit des ganzen Lebens auch nicht die leiseste Andeutung zu finden. Häufig glaubt man einen englischen Radicalen vor sich zu sehen, wenn man auf die 'dementierten' (der Verf., so sehr er für die deutsche Nationaleinheit kämpft, ist nichts desto weniger ein großer Freund aller Fremdwörter) Tories die ärgsten Schimpfreden liest. Sie sollen durch ihr unkluges Korngesetz England verhindert haben, die Metropole der Welt zu seyn. Ich möchte in der That wissen, wie England auch ohne Korngesetze den Continent hätte abhalten wollen, eine einheimische Industrie zu gründen. S. 160 heißt es: England hebe seine Kornzölle auf, ersetze den größten Theil seiner Accisen durch eine Einkommensteuer, und seine Arbeiter werden sich bald in derselben glücklichen Lage befinden, wie die nordamerikanischen. Wenn das nicht ein bloßer sophistischer Kunstgriff ist, so muß Herr List über die Elemente des Arbeitslohnes gänzlich ignorant seyn; muß auch niemahls die allgemein gültigen Naturgesetze erkannt haben, welche auf den höheren Wirthschaftsstufen die directe Besteuerung immer schwerer, die indirecte immer leichter machen. S. 102 behauptet er, die englische Staatsschuld würde ihr Drückendes verlieren, sobald sie nach Art einer Einkommensteuer capitaliter unter die Steuerpflichtigen repartiert würde. Diese oft wiederholte Ansicht ist bekanntlich von Nebenius auf das Einleuchtendste widerlegt worden; aber Herr List, obwohl sonst ein Verehrer von Nebenius, nimmt keine Notiz davon.

5) Das f. g. Mercantilsystem hat in sei-

nen practischen Forderungen für eine gewisse Stufe jeder Volkswirthschaft ohne Zweifel Recht: wie denn überhaupt ein völliger Irrthum nicht leicht auf Jahrhunderte hin die Theorie und Praxis beherrschen wird. Nur freylich, indem es eine zeitliche Wahrheit für absolute Wahrheit ausgab, mußte es zu falschen Voraussetzungen oder falschen Schlüssen seine Zuflucht nehmen. So sind auch auf dem Gebiete der allgemeineren Politik die absolutistischen Theorien des 17. und die demokratischen des 18. Jahrhunderts in ihrem theoretischen Fundamente gleich leicht zu widerlegen, obwohl sie practisch unzweifelhafte Bedürfnisse ihrer Zeit ausgesprochen haben. A. Smith hat die wirthschaftlichen Irrthümer der Mercantilisten glänzend beseitigt, worin ihm seit dem Anfange des vorigen Jahrh. die bedeutendsten Köpfe, namentlich Locke, Hume, Montesquieu, einigermaßen selbst Law, voran gegangen waren; er hat aber andererseits die wichtigsten Fälle übersehen, wo ein wirthschaftlicher Verlust politischen Gewinn, oft sogar nur ein augenblicklicher Verlust dauernden, selbst materiellen Gewinn bringen könnte.

Suchen wir uns nun zum Schlusse noch ein Gesammturtheil über das vorliegende Werk zu bilden, so müssen wir seinen wissenschaftlichen Werth von seinem practischen unterscheiden. In der erstern Beziehung hat der Vf. das große Verdienst, mit einer bey Nationalökonomern seltenen Umsicht auf die Staatsverhältnisse und Culturstufen geachtet zu haben, zwey der wichtigsten Momente einer jeden volkswirthschaftlichen Untersuchung; obwohl er zu der vollen historischen Methode noch nicht durchgedrungen ist. Er ist ferner Professor, Gewerbetreibender, Staatsmann gewesen; er hat vieler Menschen Länder gesehen und Sitte gelernt:

das hat natürlich seinen Gesichtskreis erweitert, von unzähligen Vorurtheilen gereinigt, und ihm eine Frische und Lebendigkeit der Auffassung verliehen, die für einen Buchgelehrten schwer, unendlich schwer zu erreichen steht. Seine Arbeiten duften nicht nach der Lampe. — Auf der anderen Seite verstoßt er nur allzu oft gegen die ersten Elemente der Wissenschaft. Einige Proben davon habe ich früher beigebracht. Diese ersten Elemente ließen sich die Grammatik der Staatswirthschaft nennen; und von der wirthschaftlichen Grammatik gilt dasselbe, wie von der sprachlichen: *malitiosa est bestia, graviter ulciscens contemptum sui*. Daß unser Buch kein wirkliches System enthält, habe ich oben schon erwähnt; aber auch als Monographie ist es sehr mangelhaft angeordnet. Daher auch die vorliegende Recension, um den Eindruck des Originals wiederzugeben, eine ziemlich chaotische Gestalt hat annehmen müssen. Namentlich wimmelt es von Wiederholungen. Man sieht ihm an, daß es größtentheils aus Journalaufsätzen des Verfs zusammen gesetzt ist. Hierzu endlich die schroffe Einseitigkeit des Verfassers, welcher überall Nichts im Auge hat, als die Empfehlung des Industrieschutzes, alle Schattenseiten desselben völlig ignoriert, und am Ende für eine Menge echt menschlicher Interessen, eben so wie Say, den er doch deshalb tadelt, gar keinen Sinn hat. Wer wollte z. B. verkennen, daß in die heutigen Bemühungen Englands, die Neger zu befreien, allerhand eigennützige Triebfedern einspielen? Keine große Bewegung in der Weltgeschichte ist ganz ohne Eigennuß durchgedrungen. Aber auch umgekehrt, keine bloß aus Eigennuß. Wer wird In List beypflichten, wenn er die philanthropische Seite dieser Maßregel gänzlich in Schatten stellt? auch die demo-

kratische Seite, obwohl doch bey allen Völkern die demokratische Partey nach Abschaffung oder wenigstens Erleichterung der Slaveren getrachtet hat.

Dies führt mich unmittelbar auf die practische Bedeutung des Listischen Buches, welche denn freylich im höchsten Grade respectirt werden muß. Hier werden seine Fehler zu Tugenden. Ohne jene Einseitigkeit hätte er niemahls so eifrige, ja begeisterte Anhänger gefunden. Jeder große Practiker muß einigermassen einseitig auftreten. Seine zahlreichen Wiederholungen, Variationen gleichsam des einfachen Grundthemas, sein zuversichtlicher, oftmahls grober und hochfahrender Ton, ja selbst die bellettristische Nachlässigkeit seiner Darstellung, alles dies muß auf den großen Haufen vortrefflich wirken. Es sind dieselben Eigenschaften, welche allen Volksrednern gemein sind, von den Kleon, Gracchus und D'Connell an bis zu den Marktschreynern und Bänkelsängern herunter. Eben dies aber, was sich auch bey den Eisenbahnprojecten des Herrn List gezeigt hat, und gar häufig an Nordamerika erinnert, wird seinem Einflusse auf die Regierungen, wie ich fürchte, immer sehr im Wege stehen. Unser ganzes Buch ist ein Parteymanifest, ganz auf die practische Wirksamkeit berechnet: als solches aber von dem allerhöchsten Verdienste. So reich wir Deutschen an gründlichen Systemen und Lehrbüchern sind, so arm sind wir noch an solchen practischen Werken. Ein tüchtiges Buch dieser Art kann uns daher nicht genug willkommen heißen. Mag es immerhin einige Irrthümer, einige Flüchtigkeiten und Arroganzen enthalten; wollte Gott, wir hätten nur mehr solche Werke! Es wäre das sicherste Zeichen, daß Deutschlands politische Gesinnung eine andere, kraftvollere Gestalt anzunehmen anfänge, als in den letzten drey Jahrhunderten.

— Welcher Richtung des Zeitgeistes nun hat unser Verf. seine Stimme geliehen? Wir können antworten, er ist der Theoretiker des großen Zollvereines. Auf dem Gebiete der constitutiven Politik gibt es heutzutage beynahe keine Maßregel, keinen Vorschlag, der sich eines ungetheilten Beyfalles rühmen dürfte. Was die Progressiven als nothwendigen Fortschritt begehren, das verabscheuen die Conservativen als beginnenden Verfall. Unser Verf. hat sich mit großer Geschicklichkeit auf dasjenige geworfen, worin alle Parteymänner, alle Vaterlandsfreunde überein stimmen: Aufschwung des materiellen Wohlstandes, Einheit von Deutschland nach Innen, Selbständigkeit und Macht nach Außen. Das sind aber gerade die Punkte, welche als Ursach und Wirkung mit dem Zollvereine verbunden sind. Die Geschichte des deutschen Zollwesens ist die Geschichte der deutschen Macht. Wer an der Zeitgemäßheit dieses Institutes zweifelt, der müßte die Stimmung Sachsens und Badens beachten, wie sie noch vor zehn Jahren gegen Preußen sich verhielt, und wie sie jetzt ist. Einzelne Staaten tragen Bedenken, sich anzuschließen, weil sie dem politischen Supremate von Preußen anheim zu fallen fürchten. Und allerdings, wenn ein großer Staat mit einem Duzend kleinen dauernd zusammen tritt, so hat das, wie die Geschichte lehrt, immer noch einige Abhängigkeit der letzteren zur Folge gehabt. Aber es fragt sich, ob nicht die Zukunft Gefahren birgt, welche das allerngste Zusammenschaaren Deutschlands um seine Häupter gebieten könnten. Wollte Preußen sein Übergewicht je missbrauchen, so würde der bloße Nichtanschluß an sein Zollsystem die kleinen Uferstaaten gewiß nicht schützen. Wenn auch Oesterreich dem Vereine beytritt, den es leicht hätte hindern können, so drohet von die-

fer Seite ohnehin keine Gefahr mehr. — Es ist merkwürdig genug: die meisten Bewegungen, welche die heutige Wirthschaft von Deutschland charakterisiren, kommen schon im Anfange des 16. Jahrhunderts vor, wenn sie auch bald nachher wieder verschwinden. Ablösung der bäuerlichen Lasten, Verkoppelung, Reichsdouanen, engeres Zusammenhalten der ganzen Nation: lauter Zeichen also einer hohen wirthschaftlichen Bildung. Erst die Reformation, welche Deutschland in zwey gleiche Hälften spaltete, während in allen übrigen Staaten Europas die eine Kirche entschieden vorherrschte; weiterhin die Religionskriege, die elende Politik seit dem westphälischen Frieden, das Erstarren des ganzen Volks in der Perrücken- und Bopsperiode: alles dies hat unser Vaterland auch wirthschaftlich zurück geworfen, und erst dem 19. Jahrh. scheint eine ähnliche, ja noch höhere Blüte beschieden zu seyn. Achte keiner sich so gering, daß er an seinem Berufe, hierzu mitzuwirken, zweifelte! Der Verf. unseres Buches hat das Seinige redlich gethan: bey der Vorbereitung der deutschen Handelsunion, und neuerlich wieder bey den Anfängen des deutschen Eisenbahnsystemes ist sein Name mit der größten Auszeichnung genannt worden. Wie ich in Bayern gehört habe, so geht eine beträchtliche Anzahl süddeutscher Fabrikherren mit dem Plane um, Hrn List zu einer Stellung zu verhelfen, wo er die Gesamtinteressen der deutschen Industrie practisch vertreten könnte. Jeder Unbefangene wird den besten Erfolg wünschen.

Ich scheid von dem Vf. mit vorzüglicher Hochachtung. Wäre sein Buch von geringerer Bedeutung, so würde ich es weniger streng beurtheilt haben. Ich zweifele nicht, daß es sein Jahrhundert überleben wird.

Wilhelm Roscher.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.

Den 1. August 1842.

Copenhagen.

Typis Fabritii de Tengnagel. 1839. De fide Patrum ecclesiae christianae antiquissimae in iis, quae de origine evangeliorum canonicorum, maxime Matthaei tradiderunt. Dissertatio inauguralis... Joannis Christiani Roerdam. 217 Seiten in Octav.

Die Glaubwürdigkeit der kirchlichen Tradition, insbesondere der Kirchenväter, über den Ursprung unserer canonischen Evangelien, sonst von den Theologen fast unbesehen als absolut voraus gesetzt, ist von der neueren Critik vielfach angegriffen und beschränkt, ja am Ende schlechthin geleugnet worden. Dies war der natürliche Gang von einem Extreme zum anderen. Jetzt, zu dem unbehaglichen, rein negativen Extrem gekommen, fängt man an, sich wieder zu besinnen. Aber es wird eine Zeitlang dauern, ehe man nach solchen Schwingungen die rechte Mitte trifft. Gewis ist, daß auf dem Gebiete der historischen Critik kein historisches Zeugnis ungeprüft unbedingten Glauben verdient;

es muß mit dem Factum, welches bezeugt wird, stimmen, es muß, wo es eine Reihe von verschiedenen Momenten befaßt, in sich zusammen stimmen, die Zeugen selbst aber müssen sich gefallen lassen, aufs Gewissen befragt zu werden, ob sie wahrhaft fähig und willig zum Zeugnisse gewesen u. s. w. Es gibt keinen vernünftigen Grund, von dieser Regel bey den Zeugnissen der Kirchenväter über den heil. Schriftcanon des N. T. eine Ausnahme zu machen. Der Verf. der vorliegenden Schrift ist auch gar nicht Willens, die Zeugnisse der Kirchenväter diesem critischen Canon zu entziehen. Aber er verlangt eine billigere Beurtheilung und billigere Forderungen, und sucht zu zeigen, daß, wenn man nicht mit absolutem Mißtrauen an die Zeugnisse gehe, und nicht handgreifliches Zeugenthum verlange, die Nachrichten der Alten über den neutest. Canon hinlängliche Sicherheit haben. Zu dem Ende geht er die vornehmsten Nachrichten und Urtheile der Väter bis auf Eusebius über den Canon überhaupt und die einzelnen Bücher des N. T. durch. Nachdem er darin die wesentliche Übereinstimmung nachgewiesen, auch darauf aufmerksam gemacht hat, daß selbst die Häretiker mit den orthodoxen Vätern im Wesentlichen übereinstimmen, gibt er zwar zu, daß die Väter zwar keine critische Untersuchung über die neutest. Bücher im heutigen Sinne des Wortes angestellt, daß aber daraus gar nicht folge, daß ihre Zeugnisse, ohne objective historische Wahrheit, bloße subjective Meinungen und Urtheile enthalten. An absichtlichen Betrug sey nicht zu denken, dessen würden sie auch nicht von der neueren Critik beschuldigt. Desto mehr werfe man ihnen vor, daß sie rein außer Stand gewesen, von der Abfassung der neutest. Bücher sichere Nachrichten zu erhalten.

Aber auch dieser Vorwurf sey ohne Grund. Bey der frühen Aufmerksamkeit auf apostolische Schriften, der Sorgfalt der Gemeinden und ihrer Ältesten, die apostolischen Documente vor Verfälschung zu bewahren, ferner bey der Continuität der katholischen Gemeindefradition und der früheren Beachtung und Schätzung derselben nach ihrem Alter, ihrer Einheit und Zusammenstimmung lasse sich weder annehmen, daß die Väter keine sicheren, zusammenhängenden Traditionen über die neustest. Bücher gehabt, noch daß sie dieselben urtheilslos und ohne Prüfung gebraucht hätten. So gelangt der Verf. zu dem allgemeinen Resultate, daß die Zeugnisse der alten Kirche über den neustest. Canon überhaupt allerdings den Grad der Glaubwürdigkeit haben, den wir billiger Weise erwarten dürfen.

Im Allgemeinen läßt sich dies nun recht gut sagen, sodald aber die Aufgabe entsteht, in jedem gegebenen Falle den Grad der Glaubwürdigkeit der Zeugnisse zu bestimmen, entstehen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten, wodurch zwar der allgemeine Satz nicht aufgehoben, aber hier und da auf eine Weise begrenzt werden muß, daß denjenigen, welche alles gern auf ein reines Entweder Oder zurück führen, die Glaubwürdigkeit der alten Zeugen leicht als Minimum, ja als Null erscheinen kann. Wir wollen nun in dem besonderen Falle, den der Verf. erörtert, nämlich in der Untersuchung der Glaubwürdigkeit der ältesten Zeugnisse über das Evangelium des Matthäus, Cap. 2. p. 162—217 sehen, ob und wie weit er sein allgemeines Resultat gegen die neuere Skepsis zu rechtfertigen vermag.

Ganz richtig geht der Verf. von dem ältesten, gleichsam Stammzeugnisse in dem Fragmente des Papias (Euseb. KG. 3, 39) aus. Hiernach hat

Matthäus τὰ λόγια ursprünglich hebräisch oder aramäisch geschrieben. Papias| setzt hinzu: ῥομῆνευσε δ' αὐτὰ ὡς ἦν δυνατὸς ἕκαστος. Der Verfasser versteht unter λόγια ohne Weiteres das Evangelium, das heutige, was doch in der neueren Zeit bestritten worden ist, und ohne sich auf den Schlußsatz des Fragmentes genauer einzulassen, der doch schwierig genug ist weil zweydeutig, nimmt er als constans und communis Veterum traditio von Papias bis auf Eusebius an, daß Matthäus sein Evangelium ursprünglich hebräisch geschrieben, daß aber der heutige griechische Matthäus auf gleich ursprüngliche Weise ein Werk des Apostels sey. Hieronymus zwar versuche, sich beide im Verhältnis des aram. Originals und der griech. Übersetzung zu denken, und sey der Meinung, daß der Verf. der griech. Übersetzung, die eben unser heutiger Matthäus sey, unbekannt geblieben. Aber dies sey eben keine Tradition, sondern nur Conjectur des Kirchenvaters. Wenn nun die ältesten Väter das verlorene aramäische Original und das griech. Evangelium gleicher Weise dem Apostel Matthäus zuschreiben, ohne über das Verhältnis beider etwas näher zu bestimmen, so müsse man einfach dabey stehen bleiben. Man dürfe nicht beliebig aus der Tradition das Factum eines aram. Originals gelten, und das gleich bezeugte Factum eines von Matthäus unmittelbar verfaßten griech. Evangeliums fallen lassen. Was gleich bezeugt sey, habe auch gleiche historische Geltung. Eben so sey kein Grund, von der ältesten Tradition namentlich des Irenäus über Ort und Zeit der Abfassung des Matthäusevangeliums irgendwie abzugehen, um so weniger, da dieselbe mit den Traditionen über die Abfassungszeit des Evangeliums des Markus, so wie des Lukas zusammen stimme.

So argumentiert der Vf. und glaubt darin volle Sicherheit zu haben. Allein so wenig wir dafür halten, daß die so genannte innere oder höhere Kritik ohne Achtung der äußeren Tradition zur historischen Wahrheit gelangt, so müssen wir doch von der anderen Seite mit gleicher Entschiedenheit sagen, daß, so lange sich die Tradition der Kirche nicht an der Erscheinung des heutigen griechischen Matthäus zur vollen Anschauung bringen oder daran bewähren läßt, dieselbe auch noch keine hinreichende Sicherheit für uns haben kann. Man verschließe nur die Augen nicht! Das aramäische Original scheint nur stellenweise durch; eben so oft tritt dieselbe griechische Originalität, wie im Lukas, hervor. Die Erzählungen haben theilweise den Charakter des unmittelbaren apostolischen Zeugenthumes; aber nicht selten fehlt dieser Charakter ganz. Das synoptische Verhältnis zu Markus und Lukas ist nur erklärlich, wenn allen drey Evangelien gemeinschaftliche Quellen zu Grunde liegen, und die Composition des Matthäus wesentlich in derselben Art vor sich gegangen ist, wie die Composition des Markus und Lukas. Hiernach bleibt nichts übrig, als die Wahrheit der patristischen Tradition auf den ursprünglichen aram. Matthäus des Papias zu beschränken, der aber für uns ein *x* bleibt, weil er schon für die Väter nach Papias ein *x* war.

L.

B e r l i n,

in der Boppschen Buchhandlung. 1840. Vom Infinitiv, besonders im Sanskrit. Eine etymologisch-syntaktische Abhandlung als Probe einer Sanskrit-Syntax, von Dr. Albert Höfer, außerord. Professor an der Königl. Universität zu Greifswald. IV und 123 Seiten in Octav.

Während seit Einführung des Sanskrit = Studiums in die europäische Gelehrsamkeit ausgezeichnete und mit den schönsten Resultaten — sowohl für das Sanskrit selbst, als die ihm verwandten Sprachen — gekrönte Untersuchungen über die Formation desselben gemacht sind, ist bis jetzt noch kein irgend leidlicher Versuch zur Behandlung ihrer Syntax hervor getreten. Daß diese zur eindringenderen Erkenntnis dieser Sprache ein nothwendiges Bedürfnis sey, bedarf keines Beweises; aber auch für die Aufhellung vieler dunkeln Punkte in den verwandten Sprachen wird sie von bey weiten größerer Wichtigkeit seyn, als man vermuthet.

Es ist uns daher angenehm in vorliegendem Werkchen die Mittheilung zu finden, daß der Herr Verf. sich mit der Ausarbeitung einer Sanskrit = Syntax beschäftige. Obgleich wir nun auch die Art und Weise, wie er in diesem Werke, welches er als Probe derselben vorlegt, den Infinitiv behandelt, keinesweges ganz billigen, so wünschen wir doch, daß er mit der Publication der versprochenen Schrift nicht zu sehr zögern möge. Bey einem Gegenstande, wie dieser, wo noch so wenig Material zusammen geordnet ist, muß auch etwas minder Vollkommenes mit Dank aufgenommen werden und nur eine inhumane Critik könnte fordern, daß derjenige, der den Anfang macht, zugleich seine Aufgabe abschliesse.

In dieser Probe müssen wir die zweyte Hälfte des Buches von S. 67—123, in welchem der Gebrauch des Infinitivs im späteren Sanskrit im Einzelnen verfolgt wird, als eine schon jetzt nützliche und für zukünftige Untersuchungen brauchbare Arbeit und Grundlage anerkennen — obgleich wir manches anders gefaßt und insbesondere anders geordnet wünschten. Die erste Hälfte dagegen —

welche einleitende Betrachtungen über Syntax überhaupt und Sanskrit-Syntax insbesondere, etymologische Behandlung der Infinitivformen im Sanskrit, Prakrit, Zend, Griechischen, Römischen, Ostfischen, Slavischen, Deutschen und die Bestimmung des Wesens des Infinitivs enthält — müssen wir durchgängig misbilligen; sie hat fast keinen einzigen Satz, den wir zu unterschreiben vermöchten. Wollten wir Einzelnes zur Bekräftigung unseres Urtheiles hervor heben, so wüßten wir in der That kaum, wo wir anfangen oder enden sollten; wir wollen uns daher auf das Resultat des Hrn Verfs über das Wesen des Infinitivs beschränken, welches, als in einer etymologisch-syntaktischen Abhandlung, den Kern des Ganzen bildet. In dieser Beziehung heißt es bey dem Hrn Verf. (S. 61) ‘der Infinitiv sey schlechtweg die Form, um den Begriff eines jeden beliebigen Verbi an und für sich in seiner Allgemeinheit hervor zu heben’; ferner (S. 60) ‘was er ist und bezeichnet, diese Abstraction des Verbi, sey er erst geworden’ und endlich ‘ursprünglich sey er ein gewöhnliches Substantiv gewesen. Die erste Definition kann nicht von den Sprachen gelten, welche Infinitivformen für die verschiedenen Genera und Tempora des Verbum besitzen; weder das griechische *τενυπέσαι* noch *τυφθῆναι* noch das lateinische *scripsisse* drücken den Begriff der Verbal-Wurzelformen *τυν*, *scrib* ‘an und für sich in seiner Allgemeinheit aus’ sondern es inhäriert ihnen zugleich die Modification durch *genus* und *tempus*.

Die beiden andern oben angeführten Sätze ruhen auf des Herrn Verfs etymologischer Entwicklung der Infinitivform; ehe wir diese in der Kürze zur Prüfung vorlegen, wollen wir noch einen vierten Satz des Herrn Verfs hinzu fügen, da auch

dessen Falschheit sich durch diese Prüfung ergeben wird. Es heißt nämlich (ebenfalls S. 60): 'von Haus aus kann es' (das Substantiv, aus welchem der Infinitiv hervor gegangen seyn soll) 'nicht sowohl die passive, als die active Bedeutung haben; es pflegt nur ein Infinitiv, dessen Bedeutung indifferent ist, im Gebrauche aber bald auch passive gefühlt wird, ausgebildet zu werden.'

Außer der einen Infinitivform, welche im späteren Sanskrit gebraucht wird, erscheinen in den Vedea eine ganze Menge Infinitivformen; der Hr Verf. berücksichtigt drey davon, die Form auf se, oder ase, die auf ishjai und die auf adhjai; die erste hat Hr Bopp mit der $\sqrt{\text{as}}$ seyn in Zusammenhang gebracht und betrachtet sie als einen Dativ; die dritte glaubt er ebenfalls für einen Dativ nehmen zu müssen und erklärt sie aus dem Suff.: sskr. ti; das t sey in dh variirt; als Analogon für diese Variation führt er sskr. adhara, adhama an, welche er für Variationen von organisch atara, atama hält; allein dies ist gar nicht der Fall, sondern adhara, adhama sind durch die ältere Form der Comparativ- und Superlativsuffixe ra und ma aus der Partikel adha gebildet, deren Daseyn sich schon früher aus Gründen schließen ließ, nun aber auch belegt ist (Lassen Anthol. sscr. Gl. s. v. ad ha). Sehen wir nun wie sich der Herr Verf. zu diesem Resultate, oder vielmehr, wie die eben gemachte Bemerkung zeigt, Nicht-Resultate verhält. Wir dürfen uns nicht versagen, des Herrn Verfs eigene Worte anzuführen, da sie auf seine Art und Weise zu etymologisieren ein charakteristisches Licht werfen.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. 124. Stück.

Den 4. August 1842.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Vom Infinitiv, besonders im Sanskrit. Von Dr. A. Höfer, außerord. Professor an der k. Universität zu Greifswald.'

In Bezug auf Herrn Bopp's Ansicht über *se, ase* heißt es (S. 24): 'Mir dünkt, es macht wohl einige Schwierigkeiten von hier aus die ganze Formation bequem zu begreifen und ich meine daher, daß man jene Formen vielmehr für eine abstracte Substantivbildung halten müsse, in der wahrscheinlich das Suffix *ti*, dem wir bald in gleicher Verwendung begegnen werden, zu suchen sey. Hätten wir nur die eine Bildung mit *ase*, so würde ich kein Bedenken tragen, dieselbe für u. s. w. anzusprechen' und nun folgt eine lange Auseinandersetzung einer nicht des Lesens werthen Deutung. Dann (S. 27) 'Wollte man die zweyte Form (*se*) *vaxe* ebenso erklären, so hätte man *vahas, vaha* anzunehmen und dürfte *vahasé* sich nur zu *vahse* = *vaxe* zusammen ziehen lassen. Diese Zusammenziehung, mit Unterdrückung des mittleren *a*,

hätte sich um so leichter gemacht, da die beiden Consonanten h und s in x eine bequeme Vereinigung finden. — Hätte sich endlich für diese Form die feste Endung ase heraus gefühlt, so könnten meshe — von hieraus durch eine Contraction des i-a aus miase begriffen werden. — Jedoch dürfte für diese vielleicht die andere Erklärung aus Suff. ti mehr Beyfall finden und wird man dieselbe der größeren Einheit wegen vielleicht auch auf die Endung ase anwenden wollen, was unverwehrt wäre.' Bezüglich der Endungen ishjai und adhjai heißt es (S. 27): 'Was Bopp von adhjai behauptet, daß a-dhi die Variation eines Suffixes a-ti sey, dürfte — auch wohl auf ishjai anwendbar seyn. Mir dünkt es zeigt sich gerade hier in dem shjai eine Spur, um beide dhjai, tjai und endlich damit die griechische Endung εσθαι bequem als die Spaltungen einer Form zu vereinigen.' Wir hören hier mehrfach, daß se, ishjai und dhjai und εσθαι alle sich auf ein Suffix ti reducieren lassen, allein vergeblich wird man auch nur nach einem Wörtlein suchen, welches diese Annahme wahrscheinlich macht. Dennoch folgt sogleich der Schluß 'Dürfen wir hier nun — wenigstens das als ausgemacht annehmen, daß der Infinitiv, wie er in diesen Bildungen im Entstehen begriffen ist, der Casus irgend einer abstracten Substantivbildung sey, so u. s. w.' Es wird ein jeder erkennen, daß nach dem von Hrn Verf. Entwickelten dies noch gar nicht so ausgemacht ist. Aber selbst wenn es mit Entschiedenheit vorläge, daß diese Infinitive eine Gestalt hätten, die sich als Casus eines Substantivsuffixes fassen ließe, — und dieses ist in der That höchst wahrscheinlich mit der gewöhnlichen Infinitivendung des Sanskrits auf tum der Fall — so würde doch nichts weniger daraus folgen,

als daß der Infinitiv ursprünglich ein gewöhnliches Substantiv sey, sondern die Form, welche so zu fassen ist, wäre eine Adverbialformation. Das Verhältnis der Adverbien zu den Nominibus, mit denen sie entweder wirklich einst in Zusammenhang gestanden haben, sich aber losgelöst haben, oder scheinbar in Zusammenhang stehen, zu erörtern, würde eine sehr umfassende Arbeit seyn; es ist aber um so wichtiger, da man vor der jüngsten Zeit so gut wie gar nichts davon wußte, seit der Entwicklung der comparativen Sprachwissenschaft aber durch sicherere Erkenntnis der Form der Adverbia geblendet, das Wesen derselben immer mehr zu verkennen beginnt. Ref. hofft, es an einem anderen Orte erörtern zu können.

Bei den angeführten Veden-Infinitiv-Suffixen findet — bey zweyen gewiß, bey dem dritten höchst wahrscheinlich — ein solches Verhältnis zu einem Substantivsuffix aber gar nicht Statt; sondern ihre Formation geht von einer ganz anderen Seite her aus.

Der Hr Verf. selbst erkannte an, daß die griechische Infinitivform *μεναι* (mit Bindevokal: *εμεναι*), welche für alle Activ-Infinitive (mit Ausnahme des Aor. I.) und für Aor. I. II. Pass. die organische ist (was der Herr Verf. verkannt hat), mit dem Participialsuffix *μενο*, im Sskr. *māna**), im Zusammenhange stehe, also nicht mit einem Substantivsuffix, sondern mit einem Suff., welches adjectivische Formen mit Inhärenz des Genus- und Tempus-Begriffes eines Verbi bildet. Wie sich dieses *μεναι* zu *μενο* verhält, ganz eben so verhält sich das vedische *ishjai* zu dem Futuralsuffixe

*) Woher es komme, daß im Griechischen *ε* statt des sskr. *ā* erscheint, darüber vgl. Griechisches Wzlrk. II, XI.

ishja, welches mir in diesem Augenblicke jedoch nur durch bhav-ishja belegbar ist, und sich in diesem wie eine Nebenform von bhavi-shjat darstellt. Wenn dies richtig, so werden wir in bhavishjai einen ursprünglichen Infinitiv Futuri erkennen.

Daß nun se, ase dem griech. Infinitivsuffix $\sigma\alpha\iota$, lat. se (in esse), re (nach Vokalen und r) le (nach l durch Assimilation) entspreche, ist schon von Hn Bopp bemerkt. Im Griechischen ist aber $\sigma\alpha\iota$ Infin. Aor. I. und dieser entspricht bekanntlich der zweiten Form des vielformigen Augment-Präteriti im Sskr. Dieses ist durch Composition mit dem Präteritum der Wurzel as gebildet; se, ase könnten sich nun fast eben so zu einer Form sa, asa verhalten, wie ishjai zu ishja; und die Beden-Infinitivformen auf \acute{e} , ai, am die sich ebenfalls auf ein Thema mit a reducieren, machen diese Annahme wahrscheinlich; sa verhält sich aber einerseits zu dem sskr. Indicativ-Suffix jener Form des Präteriti sa-m, wie ishja zu dem Indicativ-Suffix des Futur. shjā-mi (wo \acute{a} keine Schwierigkeit macht, wie jeder Sanskritkenner weiß); andererseits aber zu dem Particip des griech. Aorist $\sigma\alpha(\nu)\tau$ wie das sskr. ishja zu dem sskr. Partic. des Fut. ishjat. Wir hätten demnach se in ähnlichem Verhältnisse zu einem Aorist-Particip und würden es wie im Griech. für einen ursprünglichen Infinitiv Aoristi halten. Meine Erklärung von adhjai zu entwickeln, würde hier zu weit führen und ich vermag sie auch noch nicht ganz zu beweisen; daher will ich nur das wie mir dünkt, höchst wahrscheinliche Resultat geben. adhjai nehme ich, wegen des griechischen $\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$ zunächst für atmanepadisch (medial); eben deshalb ist die organische Form s-dhjai, oder as-dhjai (vgl. se, ase); das s ist vor dh nach bekannter Regel (vergl. Bopp Gr. sscr. r. 389 c)

eingebüßt; dieses as verbinde ich wie in ase (vgl. auch lat. amavisse für amavi esse) mit der $\sqrt{\text{as}}$ sey n, das schließende jai steht in demselben Verhältnisse zu dem Suff. des Futurum Pass. ja wie ishjai zu ishja; das dh setze ich dem ḡ gleich, welches im Griechischen die Aor. und Futt. Pass. bildet, und zu $\sqrt{\text{sskr. dhâ}}$ gehört. Die Endung im Ganzen erkläre ich für einen ursprünglichen Infinit. Futur. Pass. Wir hätten also hier in den Formen, in welchen nach dem Hrn Verf. 'der Infinitiv im Entstehen begriffen ist,' wenn unsre Erklärung richtig, weder nur einen Infinitiv, noch einen, 'dessen Bed. indifferent ist.' Ob sich nun noch Spuren dieser Bedeutungen in den Beden erkennen lassen, das wage ich nach den wenigen Stellen, welche mir bis jetzt vorliegen, nicht zu entscheiden; nur in der Form auf adhjai glaube ich die angegebene Bedeutung auch an einigen Stellen noch zu erkennen, worüber an einem andern Orte (bemerkenswerth ist, daß ishajadhjai vom Scholiasten eshanjaih' erklärt wird, jedoch mit Unrecht Lass. Anth. sscr. p. 98 n.); allein selbst wenn sich keine Spur dieses Gebrauches mehr in den Beden fände, so würde sich darin nur dieselbe Erscheinung wiederholen, die wir auch in Beziehung auf se:re:le im Lateinischen finden, wo dieser Infinitiv ebenfalls seine aoristische Beziehung eingebüßt hat. Denn um ohne Weiteres unsere Meinung über den Infinitiv auszusprechen, die wir jedoch hier nicht weiter ausführlich darstellen können, so ist es weder mit diesem Begriffe, noch mit irgend einem anderen in den indogermanischen Sprachen, und so weit ich sie kenne, auch in den anderen so, wie sich der Hr Vf. die Sache denkt: I. es tritt nie eine Form zuerst mit indifferenter Bedeutung auf, sondern im Gegentheil mit der allerspeciellsten

aufs schärfste nüancierten; fast für jeden — den kleinsten begrifflichen Unterschied — finden wir, wenn wir höher in die Sprachengeschichte hinauf steigen, eine andere Form. Daß es mit dem Infinitiv eben so sey, dafür zeugen die Masse von Infinitivformen in den Beden, von denen jeder Vernünftige von selbst annehmen wird, daß sie sich nicht alle manifestierten, um ein und dasselbe auszudrücken. Unter diesen sind auch solche, die in der That mit Abstract-Suffiren in Zusammenhang stehen; letztere dienen aber nur zur Bildung des Infinitivs Präsens, welcher sich einigermaßen dem Begriffe eines Substantiv. abstr. nähert; denn die Abstracta drücken präsentive Zustände aus; doch liegt auch zwischen dem Begriff des Infin. Praes. und einem Subst. abstr. eine bedeutende Kluft, welche man im Deutschen und Griechischen durch Vorsezung des Artikels auf wenn auch nicht ganz gleiche, doch ziemlich ähnliche Weise auszufüllen suchte. Ein solches Abstract-Suffix liegt im skr. Inf. auf tum; allein nur der äußeren Form nach ein Thema auf tu; dieses tu ist identisch mit dem gewöhnlichen Abstract-Suff. tva. — 2. Die indogermanischen Sprachen, nachdem sie ein Übermaß von Formen für die Nüancen von Begriffen und Begriffsmodificationen geschaffen, schleifen durch den Gebrauch diese Nüancen in den Formen ab, so daß eine Menge Formen gleich bedeutend werden; andererseits werden aber die zu sehr specialisierten Begriffsmodificationen und Begriffe vom Sprachgeist generalisiert. Dadurch werden eine Menge Formen und Wörter überflüssig und eingebüßt; die übrig bleibenden aber auf eine neue, weniger formelle und mehr geistige Weise specialisiert. Mit kurzen Worten kann man sagen: die indogermanischen Sprachen schufen zuerst nur Speciesbezeich-

nungen; aus diesen gewann der Sprachgeist Gattungs-Bezeichnungen; dieser bedient er sich nun zur Bezeichnung der Species, indem er aber bestimmte Merkmale hinzu fügt, aus denen hervorgeht, daß sie eine Species der Gattung bezeichnen. So haben sich ursprünglich für eine verbale (d. h. durch Genus und Tempus) bestimmte Zuständlichkeit eine Masse von Adverbialformen ausgebildet, um diese Zuständlichkeit je nach der verbalen Inhärenz ganz speciell auszudrücken. Aus ihnen wand sich im Sanskrit früh, in andern Sprachen später der reine Begriff der verbalen Zuständlichkeit hervor und zur Bezeichnung desselben blieb im Sanskrit nur die Form des Inf. Praes., im Lat. nur die des Inf. Aor., im Deutschen die des Inf. Präsens. Da aber das Bedürfnis einer durch genus und tempus modificierten verbalen Zuständlichkeit blieb, so wurde im Lat. eine Pfect-Bildung mit esse formiert und für das Activ mit dem Indicativstamm in Verbindung gesetzt, für das Passiv mit dem Particip. Pass. Die neueren Sprachen specialisiren den allgemeinen Infinitivbegriff durch Infinitive der Hilfsverba, welche seyn, haben, werden u. s. w. bedeuten. Theodor Benseny.

B e r l i n,

bey Veit und Comp. 1841. Über die Bildung der festen Körper von H. F. Link, Mitglied der Königl. Akad. der Wissensch. zu Berlin u. s. w. 47 Seiten in Octav.

Die kleine Seitenzahl ist noch auf die Hälfte zu reducieren, da das Buch die sonderbare Einrichtung hat, daß, wie in einer Anleitung zum Übersetzen, dem deutschen Texte gegenüber jedes Mal die französische Übersetzung steht. Als Anleitung zum

Übersetzen aus dem Französischen mag es zu brauchen seyn, im umgekehrten Sinne schwerlich.

Der Verf. wurde durch die Anatomie der Pflanzen auf mikroskopische Untersuchungen der Niederschläge geleitet. Einen Vorläufer dieser Abhandlung hat er schon in Poggendorfs Annalen Bd. 46 erscheinen lassen. Dazu gekommen sind jetzt noch einige andere Versuche und eine Theorie der Entstehung der festen Körper. Zu diesen Versuchen bediente er sich eines Ploßelschen Mikroskops und zwar gewöhnlich einer 600fachen Vergrößerung. Wir wollen zunächst die Beobachtungen des Verfs von den daran geknüpften Hypothesen scheiden.

Aus 35 Beobachtungen, die theils mit mineralischen, theils mit vegetabilischen Stoffen angestellt wurden, glaubt der Verf. den Schluß ziehen zu dürfen, daß alle festen Körper, wenn sie plötzlich oder durch Niederschläge entstehen, sich in ihrem ersten Entstehen als Kügelchen von verschiedener Größe zeigen, die sich nach und nach zu größeren Kügelchen vereinigen. Die Vereinigung beschreibt er als ein Zusammenfließen, woraus er wieder folgert, daß die Kügelchen flüssig sind und also alle festen Körper sich zuerst in einem tropfbar flüssigen Zustande befinden. Hat er aber dieses Zusammenfließen immer beobachtet? Keinesweges. Hat er immer zuerst Kügelchen gesehen? Auch das nicht. Er führt selbst zwey Formen an, die sich von der Kugelgestalt unterscheiden, nämlich die Gallertform oder die Plattenform mit unbestimmten Umrissen, welche letztere besonders bey den Metalloxyden und ihren Verbindungen vorkommt. Beide Formen erkennt er aber nicht als primitive an, sondern behauptet, daß sowohl die Gallerte, als auch die Platten aus ganz kleinen Kugeln bestehen, weil sich solche auch mitunter an einzelnen Stellen

deutlich zeigen. Wodurch ist es aber bewiesen, daß diese dann früher als Gallerte oder Platten gebildet waren? Die Krystallisation betrachtet Linné als eine Erscheinung, die entschieden erst nach der Entstehung der festen Körper eintritt. Sie ist ihm eine besondere Eigenschaft einiger Körper, die sie bey ihrer Entstehung noch nicht haben. Man trifft nach seiner Ansicht immer einen Zustand, wo der Niederschlag sich vorher in Kügelchen zeigt, wenn man nur die Untersuchung schnell genug vornimmt. Die Kügelchen fließen, wie sich der Vf. ausdrückt, zusammen in größere, oder reihen sich an einander und vereinigen sich auf diese Weise und nun entsteht plötzlich, und zuweilen unter den Augen des Beobachters, der Krystall zwar klein, aber in der ihm eigenen Form. Er vergrößert sich indem er die Form behält. Daß die Krystalle auch, nachdem sie entstanden sind, ihre Gestalt ändern, zeigt die Beobachtung unzweifelhaft, wenn auch nicht, wie der Vf. glaubt, hierin der Beweis liegt, daß sie noch im Inneren flüssig, wenigstens halb flüssig waren.

Jedenfalls würde aber aus der Ansicht, daß alle festen Körper ursprünglich in ihren kleinsten Theilen kugelförmig sind, das Resultat folgen, daß es keine Atome von ursprünglich eckiger Gestalt gibt und die Krystalle nicht aus solchen entspringen. Allein der Vf. scheint gar nicht bedacht zu haben, daß bey so kleinen Dimensionen, in welchen die Formationen zuerst auftreten, doch wohl eine polyedrische Form von einer sphärischen nicht zu unterscheiden ist. Spricht er doch sogar von Kügelchen von 0,00003 Millimeter im Durchmesser! Wer wollte da noch Ecken und Kanten bemerken. Wenn nun auch diese Angabe unzweifelhaft falsch ist und wie es scheint auf einem Irrthume beruht, in wel-

dem der Verf. rücksichtlich seines Mikrometers befangen war, so würden die Dimensionen wohl noch sehr vergrößert werden können, ohne daß die Umrisse der kleinen Körperchen mit Schärfe aufgefaßt werden könnten. Von seinem Mikrometer sagt der Verfasser nämlich, daß die Seite eines Quadrates 0,00003 Millimeter betrug und dies ist kein Druckfehler, wie sich aus der gleich lautenden französischen Übersetzung (die also auch von Deutschen zu benutzen ist), ergibt. Wahrscheinlich ist bey allen seinen numerischen Bestimmungen Meter statt Millimeter zu lesen.

Die Annahme, daß der flüssige Zustand bey allen Körpern der ursprüngliche ist, mußte den Vf. auf die Frage leiten, wie nun dieser Zustand in den festen übergeht. Die Antwort, die er gibt, scheint wenig befriedigend zu seyn. Er geht von der bekannten Erfahrung aus, daß feine Nähnadeln auf der Oberfläche des Wassers ungeachtet ihres größeren specifischen Gewichtes schwimmen und so gleich unter sinken, wenn sie unter die Oberfläche gebracht werden. Aus dieser und einigen ähnlichen Thatsachen schließt Linné, wie auch schon andere gethan haben, daß die Oberfläche der tropfbar flüssigen Körper feste Häute sind, während doch höchstens nur daraus folgt, daß die Dichtigkeit der Flüssigkeit gegen die Oberfläche hin sehr stark zunimmt. Wenn aber, diese feste Haut zugegeben, Herr Linné aus derselben die Entstehung der festen Körper erklärt, so scheint er die Frage, wie man sich diese Entstehung zu denken habe, nicht gelöst, sondern nur verschoben zu haben. Ein fester Körper ist ihm nämlich ein solcher, bey welchem sich mehrere solche Oberflächen über einander gelagert haben. Ein aus sehr dünnen Blättchen oder Fasern zusammen gesetzter Körper, wobey das Innere

der Blättchen oder Fasern noch immer flüssig bleibt (so heißt es im deutschen Texte, im französischen drückt sich der Verfasser etwas vorsichtiger aus, indem er sagt: l'intérieur de ces lames ou fibres reste probablement toujours fluide) ist ihm ein fester Körper. Aber was hält die Blättchen oder Fasern der Körper aus einander, daß sie sich nicht unmittelbar berühren? fragt sich der Verf. Hierauf antwortet er: erstlich das Kreuzen der Fasern und Blättchen, welches man in den Krystallen wirklich antrifft und dort den Durchgang der Blätter nennt. Aber wie entstehen diese Blättchen und Fasern? Das, sagt der Verf., ist eins der Geheimnisse der Natur, welches noch nicht enthüllt ist. Dies erinnert an die Art wie die Chinesen die Frage beantworten, warum die Erde nicht fällt. Die Erde ruht auf vier großen Elephanten. Aber worauf ruhen die Elephanten? das ist ein Geheimnis der Natur.

Außerdem sollen die Blättchen und Fasern auch durch die Ungleichheiten ihrer Oberflächen aus einander gehalten werden. Zuletzt muß denn auch noch die Entweichung des Wärmestoffes und die daraus entstehende Polarität das ihrige thun. Was nun der Verf. gar am Ende über das Gesetz des Hebels sagt, beweist bloß, daß ihm die ersten Elemente der Mechanik fremd sind.

Fast gleichzeitig mit diesem Schriftchen ist eine ähnliche Untersuchung über die Bildung der Niederschläge von Dr Harting erschienen, die man in dem Bulletin des sciences physiques et naturelles en Neerlande (1840. Livr. 4) findet. Harting hat seine Versuche auf eine viel größere Anzahl von Körpern ausgedehnt und die Vorsicht, mit welcher er zu Werke ging, flößt sehr großes Vertrauen ein. Will man seine Versuche auch nicht

über die Linfschen stellen, so können sie diesen wenigstens zur Controle dienen und die Nothwendigkeit darthun, daß es noch vieler sorgsamer Beobachtungen bedarf, ehe man hoffen kann, etwas Sicheres über die Bildung der festen Körper aus Niederschlägen zu erfahren, wie dies auch Harting selbst bemerkt. In der That sind Harting's Resultate der Ansicht Link's (dessen Aufsatz in Poggendorfs Journ. Harting bereits kannte) geradezu entgegen gesetzt. Während nämlich Link die Kugelform als die alleinige und ursprüngliche annimmt, die sich in Gallertform und Plattenform nur versteckt, die Krystallform dagegen als eine entschieden spätere ansieht, nimmt Harting vier primitive Formen an, nämlich 1) die Krystallform, 2) die Molekularform, zu der Kugelform und Plattenform gehören, 3) die durchsichtige häutige Form (membraneuse transparente), 4) die Gallertform, in welcher denn noch mehrere andere Formen als spätere Bildungen enthalten sind.

In Beziehung auf die Grenze, wo polyedrische Form von Kugelform unterscheidbar ist, gibt Harting für sein Mikroskop folgendes an. Wenn der Durchmesser unter $\frac{1}{500}$ Millimeter war, so konnte er nicht mehr unterscheiden, ob der Körper rund oder vieleckig sey. Die viereckige Form spricht sich deutlicher aus und ließ sich noch erkennen, wenn der Durchmesser nicht über $\frac{1}{800}$ war. Noch leichter erkennt man die länglichen Formen. So sieht man, daß die Niederschläge aus essigsaurem Bley und kohlsaurem Ammoniak aus kleinen Nadeln bestehen, deren transversaler Durchmesser nicht über $\frac{1}{1000}$ Millimeter groß ist. In der Regel ist aber der Durchmesser der ersten sich bildenden Moleküle noch kleiner, so daß Harting mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln Nichts über ihre Gestalt

entscheiden konnte. Wäre es aber auch in einigen Fällen bestimmt ausgemacht, daß die Moleküle ursprünglich eine sphärische Form haben, so ließe sich dies noch keinesweges generalisieren, sondern in den meisten Fällen wären noch alle Formen, die zwischen der Kugelform und dem ausgebildeten Krystalle liegen, möglich.

P a r i s,

bey Just Tessier. 1840. *Récits des temps mérovingiens précédés de considérations sur l'histoire de France.* Par Augustin Thierry. Tom. I. XXII und 411. Tom. II. 416 Seiten in Octav.

Der Verfasser will in diesem Werke in scharfer Sonderung ein Mahl historische Untersuchungen, fürs andere eine zusammen hängende Erzählung von Begebenheiten geben. Mit der letzteren macht er den Anfang. Mit Lebhaftigkeit sucht er die *assertion pour ainsi dire proverbiale* über die Verwirrung und Dürre der Geschichte Frankreichs unter den Merovingern zu widerlegen. Schwierig zu behandeln, das gibt er zu, sey dieser Zeitraum, weshalb auch die meisten möglichst schnell über ihn hinweg gleiten; dürr dürfe man ihn keinesweges nennen. Er sey vielmehr reich an Originalen und dramatischer Bewegung und die Hauptaufgabe bestehe darin, die sich häufenden Details zu ordnen. Dies gilt, fährt er fort, besonders von der zweyten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, vielleicht weil eben in jener Zeit die Vermischung der Eingeborenen mit den Eroberern eine gewisse Poesie hervorrief, vielleicht weil Gregor die Entwicklung der damaligen Lebensverhältnisse mit besonders glücklichem Auge auffaßte. Man findet hier Franken, die in Gallien ihrem altgermanischen Charakter

treu geblieben sind; Gallo=Römer, die mit einer mit Verzweiflung gemischten Verachtung auf das neue Barbarenreich sehen; Franken, die bis zu einem gewissen Grade für Civilisation und römisches Wesen gewonnen sind; Römer, die an Bildung und im Auftreten den Barbaren gleichen. So folgt man durch das ganze sechste und bis zur Mitte des siebenten Jahrhunderts dem Contraste in allen seinen Schattierungen, bis dann später der germanische und der gallo=römische Typus vermischt wird und sich alles in einer halben Barbarey mit theokratischen Formen verliert.!

Vier größere Gruppen will der Verf. besonders hervor treten lassen: in Fredegunde, welche die eigentliche Barbarey vertritt, in Hilperich, dem geborenen Barbaren, der aber an Civilisation Geschmack findet und sich eine gewisse äußere Bildung aneignet, ohne jedoch den Grund zu weiter gehenden Reformen abzugeben, in Mummolus, dem gebildeten Manne, der sich aber der Barbarey seiner Zeit in die Arme wirft und endlich in Gregor v. Tours, auf dem die Gegenwart schwer lastet, weil er in ihr jede höhere Bildung zu Grabe steigen sieht.

Dieser Aufgabe sendet der Verf. unter dem Titel: *considérations sur l'histoire de France* eine Einleitung voran, welche den größeren Theil des ersten Bandes füllt. Hier sucht derselbe die zu verschiedenen Zeiten hervor tretenden Systeme in der französischen Geschichte nach ihren Elementen zu zerlegen und mit dem Geiste der Epoche, in welcher sie sich aufringen, in Zusammenhang zu bringen. Von Zeitraum zu Zeitraum entwickelt er die im Volke und die bey einzelnen Classen der Gesellschaft vorwaltende Ansicht über Bildung und Umgestaltung des französischen Staats, d. h. er

erörtert von der ältesten bis zur neuesten Zeit sämtliche Theorien über die französische Geschichte und entwickelt zugleich, welche politische Grundsätze in der jedesmahligen Theorie enthalten waren. Diese *considerations* zerfallen in 5 Kapitel.

Im 12. Jahrhundert ist bey den Geschichtschreibern jede Tradition über die nationalen Elemente Frankreichs, Sieger und Besiegte, Franken und Gallo-Römer, verschwunden. Man hielt sich ausschließlich für Abkömmlinge der Franken, die man wiederum bekanntlich auf Troja zurück zu führen und mit einem Francio, dem Sohne Hector's — wie es namentlich von den *chroniques de Saint-Denis* geschieht — in Verbindung zu bringen wußte. Andererseits hatten die verschiedenen Stände der Gesellschaft ihre gesonderten Ansichten über die Gestaltung des Staates. Der Adel erzählte sich, daß seine Vorfahren, im Glanze chrislich-ritterlicher Bildung, über ungläubige Gallier den Sieg davon getragen, daß daher die Lehen und Vorrechte stammten, indem Karl der Große alle Heiden vertrieben und den Grundbesitz unter seine Getreuen vertheilt habe. Aus der hieraus hervor gehenden Überlieferung, daß im Laufe der Zeit die Geistlichkeit sich eingedrängt und einen Theil des Besitzstandes und der Gerechtsame zu gewinnen gewußt habe, erwuchs eine gewisse Eifersucht des Adels gegen die Diener der Kirche; so daß namentlich 1247 eine Menge der mächtigsten Kronvasallen sich einigten, um den Geistlichen jede Gerichtsbarkeit zu entreißen. Eine zweyte, aus der erst genannten sich ergebende, Tradition war, daß ursprünglich die Krone von der Wahl abhängig gewesen sey, und daß es namentlich bey jeder Thronfolge der Bestimmung der Pairs bedürfe, so wie daß der König bey der Entscheidung aller Angelegenheiten von Wichtigkeit

des Beyrathes seiner großen Vasallen nicht entbehren könne und daß letztere nur von ihres Gleichen gerichtet und besteuert werden dürften.

Diesen Sinn für politische Freyheit findet man bey Geistlichkeit und Bürgerschaft damahls nicht. Am wenigsten verstümmelt zeigte sich die Tradition des Bürgerstandes. Rheims gedachte im 12. Jahrhundert seines römischen Ursprunges; die Bürger von Metz rühmten sich, schon zu einer Zeit eine Verfassung besessen zu haben, als noch von keinem Lothringen die Rede gewesen sey. Lyon und Boulogne behaupteten, schon freye Gerichtsbarkeit und eigene Verwaltung gehabt zu haben, ehe noch Frankreich ein Königreich gewesen sey. Aus dieser Überzeugung alt hergebrachter Freyheit bildete sich der Widerstand gegen Adel und Lehenswesen. — Bey dem Leibeigenen (vilain) zeigte sich gar keine Tradition, nur Erbitterung über den Druck. — Bey der Geistlichkeit fußte die Überlieferung auf Rom. Bey ihr hatte sich aus der römischen Kaiserzeit die Idee des unbeschränkten Königthums erhalten und mit dieser kämpfte sie gegen die um sich greifende Gewalt der Vasallen. Seit aber Legisten Bedeutung gewannen, waren sie es besonders, die das französische Königthum nach dem Vorbilde römischer Kaisermacht zu stützen suchten.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts erfolgte die Wiedergeburt historischer Forschungen. Seit das griechische und römische Alterthum aufgedeckt war, griff man auch zu den Chronisten des Mittelalters. Die Sage von der trojanischen Abkunft der Franken wurde verdrängt.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 6. August 1842.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Récits des temps mérovingiens précédés de considérations sur l'histoire de France. Par A. Thierry.'

Schwerer wurde es, die aus den socialen Zuständen Frankreichs sich ergebenden Traditionen zu beseitigen, besonders weil ihnen eine gewisse Wahrheit zum Grunde lag. Franz Hotman, Calvinist, entwarf in Genf, wohin er sich geflüchtet hatte, das Schema einer Regierung, in welcher die Krone der souverainen Gewalt einer großen National-Versammlung untergeordnet wird. So entstand seine berühmte Franco-Gallia (La Gaula française), wo er in wilder Verwirrung Mayfeld, Parlamente, Gauversammlung und Concilien durch einander wirft. Als Grundgedanke geht hindurch: ununterbrochener Kampf der Gallier und der befreundeten Germanen mit Rom; Franken sind ihm die Retter Galliens von römischer Knechtschaft. Der Eindruck, welchen dieses Werk bewirkte, war groß und anhaltend.

Unparteyischer trat 1646 Adrian de Balois mit

seiner Arbeit: Gestes des anciens Franks, auf. Überall zeigt sich hier die größte Treue und Sorgfalt in der Forschung, aber nirgends Leben und Ton. Er ist völlig frey vom Systematisiren, aber eine freye Bergegenwärtigung des Typus der Zeiten fehlt ihm.

Die Sammlungen eines Duchêne, Pithou, Labbe, Ducange, Mabillon, Baluze hatten wesentlich zur Aufhellung der Geschichte beygetragen. Nun schwand seit dem Tode Ludwigs XIV. die strenge Hingebung für das königliche Haus; man ging, indem man auf Reformen hoffte, in die Vergangenheit zurück und mit allen seinen Vorzügen und Irrthümern trat der hinreißende Montesquieu in die Schranken. Mably, Verfasser der 1765 erschienenen observations sur l'histoire de France, weicht von allen seinen Vorgängern darin ab, daß er außerhalb jeder vererbten Ansicht und Überlieferung der Geschichte steht und aus allen voran gegangenen Systemen ein neues bildet. Er predigt die Wiederherstellung zeitgemäßer états généraux, sucht die Nothwendigkeit derselben geschichtlich darzuthun, zeigt aber überall geringe Kenntniß der älteren Geschichte Frankreichs. Der Eindruck, welchen seine Arbeit machte, war bey allen Ständen gleich groß. Ungleich heller als er, sah Bréquigny in das Leben und die Gestaltung der alten Communen.

Nachdem der Verf. die Werke Montlosiers und seiner nächsten Nachfolger besprochen hat, geht er zu der neuesten Zeit über. Seit den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts gibt sich ein merkwürdiger Umschwung in den historischen Studien kund. Ein großer Theil jener Männer, die, weil sie den Grundsätzen der Regierung nicht beystimmten, zu keinem Amte zugelassen wurden, vergrub sich, auf die Zukunft hoffend, in Studien. So

entwickelten sich schaffende Geister, die meistens einer für ihre Principien glühenden Jugend angehörten, in der Abgeschiedenheit vom öffentlichen Leben. Innerhalb zehn Jahren wurde das geschichtliche Studium in Frankreich gefördert, wie zu keiner anderen Zeit und Professoren übten von dem Lehrstuhle herab einen bis dahin nicht gekannten Einfluß. Freylich fußte man auf den großartigen Werken der Benedictiner. Diese boten eine Menge von Untersuchungen, denen lediglich die höchste Genauigkeit als Ziel vorlag; jetzt aber kam es darauf an, den Skizzen Farbe zu verleihen, die geheime Verknüpfung der Begebenheiten zu verfolgen und zu bezeichnen, ihnen ihren Charakter aufzudrücken, kurz, den gewaltigen Stoff zu beleben. Aus den Umwälzungen der letzten 50 Jahre hatte man gelernt, die Ungestaltungen im Mittelalter zu begreifen, die Resultate der Studien der Benedictiner unter gewisse Gesichtspuncte zu bringen; die Mönche hatten nur Fleiß, häufig auch Scharfsinn; die Anschauung ging ihnen ab.

So bildete sich eine neue historische Schule, ohne daß dieselbe auf einen bestimmten Begründer zurückgeführt werden könnte. Geister, Methoden, Nachforschungen zeigten sich unter einander wesentlich verschieden, aber durch diese Verschiedenheit zog sich eine auffallende Übereinstimmung der Tendenzen. Alle rangen nach einer Grundlage der französischen Nationalgeschichte. Die Folge davon ist, daß nicht mehr ein System das andere verdrängt, sondern daß man in den wesentlichen Puncten mit einander überein stimmt und einer nur des anderen Forschungen aufnimmt und weiter führt. Hier muß vor allen Dingen Guizots Erwähnung geschehen. Wie anders zeigt sich dieser als Raynouard, der in seiner *histoire du droit municipal en France*

in Bezug auf Sitte, Verfassung, Recht und Sprache der Eroberung durch die Franken ein nur geringes Gewicht beylegt. Nach seinem Dafürhalten bewirkten die Franken keine die ganze bürgerliche Gesellschaft umfassende Umgestaltung; überall erkennt er nur römische Municipalverfassung. Als ein besonderer Tadel muß ihm, wie der Verf. hinzu setzt, vorgehalten werden, daß er auf die Leistungen gelehrter Deutschen, namentlich eines Savigny, wenig Rücksicht nahm.

Seit der Juliusrevolution wurde die Auffuchung geschichtlicher Monumente centralisirt, aber auf die begonnenen geschichtlichen Studien wirkte diese Revolution verderblich ein, weil in Folge ihrer die meisten Geschichtsforscher in den Staatsdienst traten.

Nach diesen *considerations* beginnt die erste Erzählung über den Zeitraum 561 bis 568, die vier Söhne Chlotars I., ihre Charakteristik, ihre ehelichen Verbindungen behandelnd.

Mit der ersten Seite erkennt man den edlen, hinreißenden Styl Thierrys wieder; eine Darstellung, die sich frey von Schwulst und allen Exclamationen hält, und in der Verwebung und Ausmahlung von Einzelheiten, in der Zusammenstellung von Gruppen und in der glücklichen Benutzung von tausend kleinen Zügen, die aus Geschichtschreibern jener Zeit, besonders aus Gregor, aus Gesetzbüchern, richterlichen Formeln, Legenden zusammen gesetzt, einem sorgsam ausgeführten Kunstblatte gleicht. Dadurch gewinnt das Ganze einen romantischen Anstrich. Vieles erinnert an W. Scott; aber ein Mahl sind hier alle Schilderungen den Quellen entnommen und nur durch die Hand in Hand mit der Gelehrsamkeit gehende Poesie des Verfassers einander genähert, verschmolzen; fürs andere fehlt die Breite, die Behaglichkeit, mit wel-

cher sich der Insulaner seinen Erörterungen auch geringfügiger Gegenstände hingibt. Das Werk macht den Eindruck, als ob ein hoch begabter, mit allen Forschungen über die fränkische Geschichte vertrauter Jüngling des 19. Jahrhunderts das Frankreich des 6. Jahrhunderts durchwandert und in seinem Reiseberichte die mit möglichster Unbefangenheit gewonnenen Eindrücke und Anschauungen wiedergibt, häufig mit erläuternden Untersuchungen über Brauch und Sitte, mit Erklärung von staatsrechtlichen und privatrechtlichen Instituten untermischt. Die Resultate gelehrter Untersuchungen der Benedictiner werden kurz und faßlich wieder gegeben, der Kern von der Schale schwerer Gelehrsamkeit enthüllt, der früher geschehene Ausspruch, daß diesem Zeitraume der Geschichte keinesweges jene Trockenheit inne wohne, vermöge welcher er sich nicht zum Gegenstande der Beschäftigung des nicht bloß gelehrten Publicums eigene, thatsächlich bestätigt und gleichzeitig dem Gelehrten durch Citate und meist vollständig beygegebene Belegstellen genügt.

Es ist nicht anders denkbar, als daß der Verf. mitunter mit dem Auge der Zeit, die ihn ins Leben rief und nährte, die fremde Umgebung und das fremde Treiben der Menschen auffaßt; im Allgemeinen aber zeugt dieses Versenken in die Gestaltungen der Vergangenheit, es ist schwer zu sagen, ob von mehr Gelehrsamkeit, oder von mehr Begabung poetischer Anschauung.

Ein Eingehen in die einzelnen Schilderungen würde hier zu weit führen, in mancher Beziehung selbst überflüssig erscheinen. Deshalb genüge die kurze Angabe des Inhaltes des zweyten Bandes. Erzählung 2: (568 bis 575) die Folgen des an Galeswintha, deren Schilderung die voran gehende

Erzählung gegeben hat, verübten Mordes, der Bürgerkrieg und der Tod von Siebert. 3. (575 bis 578) Geschichte von Merowäus II., dem Sohne Chilperichs. 4. (577 bis 586) Geschichte des Bischofs Prätertatus von Rouen. 5. (579 bis 581) Geschichte des Grafen Leudastes von Tours; der Dichter Venantius Fortunatus; das Kloster der heiligen Radegundis in Poitiers. 6. (580 bis 583) Chilperich als Theologe; der Jude Priscus; Verfolg und Ende der Geschichte des Grafen Leudastes.

Beiden Bänden ist eine Anzahl von pièces justificatives beygegeben. Hav.

B o n n ,

bey Ed. Weber. 1841. Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Von Dr. Alfred Nicolovius, Professor an der königl. Universität zu Bonn. VIII und 348 Seiten in Octav.

Es ist der Sohn, der hier zu uns spricht, der uns mit jedem Worte die tiefe, kindliche Pietät verräth, die ihn an den würdigen Mann fesselte. Das Bild, welches unvergänglich in seinem Herzen lebt, gibt er mit Frische und Innigkeit, ich möchte sagen mit einer gewissen Andacht uns wieder. Die Aufgabe war keine leichte. Es ist das Leben eines Mannes, der ein viel umfassendes Amt in einem großen deutschen Staate bekleidete, der in einem Staate, der in mächtiger Entwicklung seines inneren Lebens allen anderen voraus schreitet, scharfen Blickes der geistigen Bewegung folgte und sie zu ebenen, die allzu rasch Fortstürmenden zu hemmen, die träge Zurückbleibenden anzufeuern verstand. Mußte deshalb das vorliegende Werk in die wichtigsten Fragen der jüngst vergangenen Zeit eingehen und sich auf die Erörterung von Richtungen

einlassen, deren Bedeutsamkeit noch nicht der Vergangenheit angehört, so führt es uns von der anderen Seite in den Kreis der edelsten Geister Deutschlands, zu Hamann, Jacobi, Schlosser, Göthe, den Stolbergs. Den eben deshalb gesteigerten Anforderungen entspricht der Vf. auf die genügendste Weise. Wer ihm den Vorwurf der Apologie machen wollte, müßte dieselbe Beschuldigung auf alle nahen Freunde des Berewigten laden, auf Männer, die nur das verwandte Geistesleben mit demselben einte, denen für das wohlfeile Lob des Tages die Empfänglichkeit abging. Die Erzählung bewegt sich gehalten, nie ohne Wärme, frey von Pathos; eingestreute Schreiben bedeutender Männer verleihen der Darstellung einen besonderen Reiz; wo das freymüthige Wort nicht verstattet ist, schweigt der Vf. oder begnügt sich mit leisen Andeutungen. Man fühlt es, wie gern er jedem Leser den Vater in seiner ganzen Kraft und Reinheit zeigen möchte. In diesen Bemühungen stehen zwey mächtige Zeugen ihm zur Seite, die fortlebenden Schöpfungen des Dahingeshiedenen und die Stimme aller derer, denen Gelegenheit geboten wurde, in dessen unablässiges Streben nach dem Höheren hinein zu blicken.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Biographie eines jeden Mannes, der dem öffentlichen Leben nicht völlig fremd war, immer ein erhebliches Stück der Geschichte seiner Zeit umfassen muß. Das Leben von Nicolovius aber, welcher lange der Leitung des Kirchen- und Schulwesens im Königreiche Preußen vorstand und dadurch an der Gestaltung der Zeit auf nicht gewöhnliche Weise mitwirkte, führt uns in die Mitte des geistigen Lebens von Deutschland. Man muß ihm in dieses Gebiet seiner unbegrenzten Thätigkeit, in das Ver-

hältniß zu seinem Freunde, dem nicht lange ihn überlebenden Minister von Altenstein, in den Verkehr mit entfernten Geistesgenossen folgen, um ihn nach seinem ganzen Werthe zu würdigen und zugleich die Anfeindungen kleiner dienender Geister zu begreifen.

‘— Denn ganz sein Lebenslang
Ging nie ein Mensch auf Rosen, nicht der
Glücklichste.’

Aber es thut wohl, den Verdächtigten über seine Widersacher triumphieren zu sehen, nicht weniger, als daß wir ihn nie mit der gemeinen Misere des Lebens im Kampfe erblicken.

Der am 13. Januar 1767 zu Königsberg geborene Ludwig Nicolovius bezog 16 Jahre später die Universität seiner Vaterstadt, bald zum Studium der Theologie entschlossen, ein sinniger Zuhörer Kants, mehr noch gehoben durch den Verkehr mit Hamann, der später die Vermittelung seiner warmen Freundschaft mit Jacobi abgab. Nach vollendeten Studien begab sich Nicolovius auf Reisen. Wir finden ihn in London in der Gesellschaft des geistreichen Grafen von Schlaberndorf wieder, folgen ihm nach Pempelfort, nach Osnabrück, wo er mit Möser, nach Hannover, wo er mit Rehberg, nach Berlin, wo er mit dem älteren Stolberg verkehrt. Von letzterem erhalten wir freylich eine wesentlich andere Anschauung, als sie uns die herbe Stimmung von Boß, oder in neuester Zeit Prutz (der Göttinger Dichterbund) geben möchte. Wie der streng protestantische Nicolovius die religiöse Richtung des Freundes verstand — ohne sie gleichwohl zu billigen — zeigt, daß er sich selbst in späteren Tagen des heimlichen Übertritts zum Katholicismus angeklagt sah; eine Anklage, die auf mehr als einen festen Anhänger der Lehre von Witten-

berg gefallen ist, dessen Herz weit genug war, um jeden anzuerkennen, der auf seine Weise Gott suchte. Aus einer mit Stolberg angetretenen Reise nach Italien müssen besonders Johann Georg Schlosser und Pestalozzi als solche Erscheinungen hervor gehoben werden, die vermöge eines bleibenden Verkehrs nicht ohne Einfluß auf Nicolovius waren; wurde er doch überdies an den Erstgenannten und dadurch an das Göthesche Haus durch die zartesten Bande der Liebe geknüpft. Übrigens schreibt Göthes Mutter hier begreiflich auf andere Weise als in dem Briefwechsel eines Kindes. Mit dem Anfange des Jahres 1795 trat Nicolovius als Kammersecretair zu Gütin in den Dienst des Herzogs von Oldenburg (Bischofs von Lübeck). Dadurch mußte sein Verhältnis zu Friedrich Leopold von Stolberg ein noch engeres werden. Ein freundliches Begegnen mit Klopstock und Claudius, Perthes und Reimarus konnte nicht ausbleiben und Männer wie Niebuhr, Baggesen, Boie, dann die durch die Revolution der Heimath beraubten Mathieu Dumas und Quatremère de Quincy erweiterten den Freundeskreis. Eine mit Stolberg unternommene Reise nach Petersburg trug ihm die nachhaltende Bekanntschaft mit Klinger ein.

Mit dem Jahre 1805 kehrte Nicolovius in seine Heimath zu einer angemessenen Thätigkeit zurück. Ihm wurde als weltlichen Consistorialrath das gesammte Schulwesen von Königsberg überwiesen und seine Thätigkeit solchergestalt im Kleinen von einem Gegenstande in Anspruch genommen, den er später im Großen mit Geschick und Erfolg vertreten sollte. Mit den Edelsten, mit einem Stein und Dohna, Humboldt, Gneisenau, Scharnhorst, Stagemann, Altenstein, Niebuhr, Fichte und Schleiermacher trug er die über Preußen herein bre-

chende Zeit der Prüfung als Mann und im unerschütterlichen Hoffen auf eine reichere Zukunft. Seit dem Ende des Jahres 1810 sehen wir ihn als Staatsrath in Berlin thätig, vornehmlich der nach außen so vielfach verkümmerten Stellung der Geistlichkeit eine würdigere Grundlage, dem Unterrichtswesen eine den Forderungen der Zeit entsprechende Gestaltung zu verschaffen. Was er in diesen Beziehungen geleistet, ist in seinen Hauptergebnissen zu bekannt, um hier einer Auseinandersetzung zu bedürfen. Wie ward ihm der unumstößliche Glaube an die politische Wiedergeburt seines Vaterlandes gelohnt, als er im Merz 1813 den Aufruf an die Geistlichkeit des preussischen Staats abfassen konnte! Wie er im Hoffen stark gewesen war, wie er in den Zeiten der Befreyung vom fremden Joch das Große und Ungewöhnliche freudig als solches erkannte, unmuthig über die schlaue Kälte, mit welcher die im Unglück zagenden Geister die Ereignisse an sich vorüber ziehen ließen, so begriff er, als diese nach Mitteln spähten, um die von der Bewegung des Tages getragene Jugend der überflüssigen Frische und Gesundheit zu berauben, das Thörichte des Mühens den Flug der Zeit nach Berechnungen richten oder hemmen zu wollen. Er gehörte nicht zu denen, 'die in ihrer Herzensblödigkeit sich berufen wähnen, allen Geist emsig in Schlaf zu wiegen, damit Ruhe im Hause sey und der bequeme ewige Stillstand aller Dinge eintrete.' In Folge dessen wurde Nicolovius mancher schneidende Schmerz zu Theil; so als er sich plötzlich (1824) die Unterrichtsabtheilung auf mehrere Jahre entzogen sah. Mit dem Verfahren der Regierung gegen den Vorsteher der kölnischen Erzdiöcese konnte er sich so wenig einverstanden zeigen, als früher mit der so rasch betriebenen Einführung der Agende.

Bis ins hohe Greisenalter blieb seine Thätigkeit unverkürzt, sein für alles Kleine und Große empfänglicher Sinn ungebrochen. Ein unerschütterlicher Glaube an die Wahrheiten der geoffenbarten Religion ließ seinem Herzen Kraft in Trübsal und Freudigkeit im Tode. Hav.

C a s s e l,

bey Theodor Fischer. 1841. Geschichte hessischer Städte und Stifter von Dr. C. B. R. Falkenheiner, kurhessischem Archivar (an dem Staats-Archive zu Cassel). Band 1. Außer dem Vorworte 335 Seiten in Octav.

Der Verfasser, der sich in diesem ersten Bande seines mühsamen Werkes lediglich auf die Geschichte des Stiftes und der Stadt Frixlar beschränkt, hat die in der Vorrede voraus geschickte Behauptung, daß der bey weitem größte Theil des reichsten Materials für eine Geschichte hessischer Städte und Stifter noch in den Archiven und Reposituren verborgen liege, thatsächlich gerechtfertigt. Man erstaunt über die fast naturhistorische Genauigkeit, womit hier die Entstehung, die innere Einrichtung, der Güterbesitz, die Rechte und Privilegien, die geistlichen und weltlichen Beamten, die ältesten und neuesten Schicksale eines kleinen, aber tausend jährigen Stiftes urkundlich nachgewiesen wird; und was einer solchen Monographie an großartigem Interesse des Stoffes und der Ereignisse abgeht, wird dem wißbegierigen und vaterländischen Forscher, der dem innersten Leben und Treiben seiner Vorfahren nachspürt, durch die scharfe Auffassung und Darlegung des feinsten Details auf einem bisher fast ganz un bebauten, nur aus der Vogelperspective betrachteten Boden ersetzt. Bey näherer Betrachtung ergibt sich auch, wie jeder auch

noch so isolierte, innerlich und äußerlich abgeschlossene Punct unserer Landesgeschichte allmählich seinen Kreis erweiternd die allgemeineren Verhältnisse des Staats und der Kirche berührt. So ward Friblar, die alte Stiftung des heil. Winfried, in deren Nachbarschaft er das heidnische Gözenthum zerstörte, und das erste hessische Bisthum errichtete, der Sitz einer großen Grafenfamilie, aus welcher Konrad I., der erste eigentlich deutsche König, hervor ging, wo Heinrich der Städteerbauer von den deutschen Großen gewählt wurde, wo Otto I. eine glänzende Reichsversammlung hielt, Friblar, die älteste Hauptstadt des fränkischen Hessenlandes, nach und nach, als sich das Erzbisthum Mainz consolidierte, mitten in dem Landesgebiet nach Abrundung ihres Territoriums strebenden und in der Kirchenreform unermüdlich eifrigen Landgrafen von Hessen, ein Schauplatz unzähliger Fehden, ein Zankapfel der geistlichen und weltlichen Hoheit, eine Vormauer und Hauptfeste des Erzstiftes Mainz, ein Bollwerk des Katholicismus, welches weder die Einführung der Reformation und der Schutz einer in Friblar selbst frühzeitig gebildeten evangelischen Gemeinde, noch die Waffengewalt der Landgrafen unterminieren konnte, das selbst im westphälischen Frieden dem durch die katholischen Mächte aufrecht gehaltenen Erzbischof von Mainz zurück gestellt, und erst hundert und funfzig Jahre nachher, in Folge des Lüneviller Friedens säcularisirt und der Landgraffschaft Hessen einverleibt wurde. Die urkundliche ausführliche Geschichte dieses kleinen Stiftes wirft daher ein helles Licht auf die älteren allgemeineren kirchlichen und territorialen Verhältnisse Deutschlands; und wenn es dem Verfasser gelingt seinem Plane gemäß auch die übrigen ehemals Mainzischen Stifter und Städte Hessens mit glei-

cher scharfsinniger Gründlichkeit zur Darstellung zu bringen, so wird das Verdienst und der Gewinn seiner schwierigen Arbeit sich nicht bloß über die hessische Kirchengeschichte und Landeskunde erstrecken. Daß der Verfasser, besonders in der Zeit des Religionskrieges, hin und wieder den katholischen Ansichten entgegen tritt, muß man weniger seinem protestantischen Eifer als den Quellen zuschreiben, aus denen er schöpfte. Was der Stuhl zu Mainz und dessen Diener als fromme, dienstpflichtige Standhaftigkeit und als eine Kettern gegenüber durch die Noth gebotene Klugheit betrachteten, erschien den hessischen Beamten, deren Berichte in Ermangelung Mainzischer Correlationen hier zum Grunde gelegt werden mußten, als unzeitiger Trotz, als abergläubischer und fanatischer Widerstand und als böse Hinterlist. — Wir bemerken nur noch, daß der nächstens vollendete zweyte Band dieses Werkes außer der inneren Geschichte der Stadt Friklar (eine Entwicklung städtischer Verhältnisse überhaupt) eine bisher unbekannte Friklarsche Urkundensammlung und die erste quellenmäßige Geschichte der Stadt Hofgeismar enthält.

Pforzheim,

bey Dennig, Finck u. Comp. 1840. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Freyherrn C. R. v. Schäffer. Oder: Beyträge zur politischen und Kriegsgeschichte unserer Zeit. Von Hofrath Dr. Georg Muhl. VIII und 376 Seiten in Octav.

Ein großer Theil dieser Denkwürdigkeiten ist wörtlich den handschriftlich nachgelassenen Memoiren des Generals von Schäffer entnommen, die an anderen Stellen wiederum nur auszugsweise

mitgetheilt sind. Wo die geordneten Memoiren nicht ausreichen, stützt sich der Vf. auf anderweitigen handschriftlichen Nachlaß des Verstorbenen. Eine klare, anschauliche Darstellung, gefällig und namentlich in Beziehung auf den spanischen Krieg in einem hohen Grade lehrreich, das kriegerisch bewegte Leben eines Mannes, in dem man auch auf dem Schlachtfelde den Menschen nie vermisset.

Der zu Osn im Hannoverschen geborene Schäfer, Sohn eines kurhannoverschen Hauptmannes, trat 1784 als vierzehn jähriger Jüngling in das in und um Wunstorf cantonierende Regiment Prinz Wales leichte Dragoner, tritt von 1793 bis 1795 im niederländischen Feldzuge, namentlich bey Hondschooten, gegen Frankreich, trat 1800 als Hauptmann in die Dienste von Mainz, stieg wegen ausgezeichneten Tapferkeit schon im folgenden Jahre zum Major, wurde bey der Auflösung des Kurfürstenthums mit dem dem Hause Nassau zugefallenen Ländertheile übernommen, kämpfte als Commandeur von vier nassauischen Bataillons 1807 gegen Schweden bey Pasewalk und gegen Preußen vor Colberg und übernahm 1808 als Brigadegeneral den Oberbefehl des auf Geheiß Napoleons nach Spanien gesandten nassauischen Contingents. Durch die aus den hinterlassenen Memoiren, welche auch dem bekannten Werke Kiegels meist zum Grunde liegen, geschöpfte Erzählung der denkwürdigen Feldzüge in dem Lande jenseit der Pyrenäen erhält das Publicum, abgesehen von manchen durch ihre treffliche Schilderung ergößenden Episoden, wie z. B. S. 150 über den Brand von Arenas, einen werthvollen Beytrag für die neuere Kriegsgeschichte. Der Berichterstatter verleugnet seine deutsche Natur nicht, auch wenn er dem Commando französischer

Marschälle gehorcht; er zeigt sich aufrichtig in Anerkennung des Werthes von Feinden, schonend gegen Besiegte, selbst gegen solche, die man, weil sie der Freyheit und Ehre ihres Volkes das Leben weiheten, ohne Uniform zu tragen, mit dem Titel von Banditen, Brigands belegte. Das sagt um so mehr, als eine Anerkennung der großen Bewegung, die damahls das spanische Volk ergriffen hatte, auch von Seiten Schäffers nicht Statt fand und er S. 57 die mehr als eigenthümliche Äußerung hinwirft: 'Also auch Deutsche sollten gegen Spanien fechten und jene in America begangenen Gräuel der Cortez und Pizarros rächen.' Dem entspricht die Bemerkung S. 192: 'Ich begreife nicht, wie manche Reisende den spanischen Charakter großmüthig nennen mögen; ich habe diese Eigenschaft nicht gefunden, wohl aber Rohheit und Stumpfsinn' und doch gibt er zerstreut die schönsten Belege von der Seelengröße dieses edlen, hochherzigen Volkes, ohne welches, menschlicher Berechnung zufolge, Europa schwerlich sobald die Fesseln gebrochen haben würde, in welche es durch Frankreich geschlagen war. Die Berichte Schäffers über die Ereignisse in Spanien, wo er zu dem nachmahls so berühmt gewordenen, das holländische Contingent befehlighenden General Chassé in den freundlichsten Beziehungen stand und sich scherzend des Tages bey Rousselaer erinnerte, an welchem er als Lieutenant des 10. hannoverschen Dragonerregiments gegen den ci-devant citoyen Chassé focht, tragen überall das Gepräge der lautereren Wahrheit, es sey denn, daß er vielleicht sich auf die Rodomontaden des kaiserlichen Moniteurs verließ. Dies scheint namentlich bey Gelegenheit der Schlacht bey Medellin zu gelten (28. März 1809), wo er

auf Seiten der Franzosen 750 Todte und Verwundete, auf Seiten der Spanier gegen 18000 Leichen namhaft macht.

Mit dem Schlusse des Jahres 1809 kehrte Schäffer, wegen geschwächter Gesundheit, aus Spanien zurück, verließ im folgenden Jahre die Fahnen Friedrich Augusts von Nassau, mit welchem er bis zu dessen Tode in dem freundschaftlichsten Vernehmen blieb und trat als General in die Dienste des Großherzogs von Baden, durch welchen er 1813 in das Hauptquartier Napoleons nach Dresden gesandt wurde. So stoßen wir auf eine lebhaftere Darstellung der Kämpfe, welche die Heere der Verbündeten mit der Macht Frankreichs und der Fürsten des Rheinbundes vor den Thoren der sächsischen Hauptstadt bestanden, begleiten den nach Karlsruhe zurück gefehrten Schäffer auf seinen Sendungen zu den Siegern, um von ihnen möglichst gute Bedingungen für den Übertritt Badens zu erwirken und folgen ihm 1814 nach Paris. Leider hat der Verf. aus politischen Gründen Bedenken getragen, die mit den Großmächten hinsichtlich Badens und Bayerns gepflogenen Unterhandlungen nur leise anzudeuten. Nach Karlsruhe zurück gefehrt, wurde Schäffer zum Präsidenten des Kriegsministeriums ernannt, kämpfte 1815 vor Straßburg gegen Kapp und diente hierauf als Kriegsminister bis zu seinem 1833 erfolgtem Austritte aus dem Staatsdienste seinem Fürsten mit derselben Treue und Hingebung, die er in 15 Schlachten an den Tag gelegt hatte. Er starb 15. Januar 1838.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.

Den 8. August 1842.

B e r l i n ,

Verlag von G. Eichler. 1841. Über die Theogonie des Hesiod, ihr Verderbniß und ihre ursprüngliche Gestalt. Von Dr. D. F. Gruppe. In Octav.

Der Verfasser, als geistreicher Forscher auf dem Gebiete der alten Literatur genugsam bekannt, hatte schon früher erklärt kein Philologe zu seyn und spricht sich in der Vorrede zu dieser neuen Schrift näher über sein Verhältniß zur Philologie aus. Er lehne, sagt er, die unverdiente Ehre ganz ab, die man ihm lobend und tadelnd öfters angethan, ihn als den Führer einer Richtung anzusehen, von der die einen ihre Wissenschaft ernstlich bedroht sahen; denn seine Bestrebungen schlossen sich denen von Böckh, Müller, Welcker in so fern an, als sie auch mehr den Inhalt als die Form, mehr den Sinn als das Wort im Auge hätten, wenigstens von jenem aus auf dieses zu kommen suchten. Dies hänge damit zusammen, daß er nur von philosophischem und ästhetischem Interesse geleitet das

philologische Gebiet betreten habe, Gesichtspuncte und Anschauungen aus ganz anderen Forschungen her mitbringend, die niemand von einem philologischen Katheder herab lehre und von denen alle die formellen Handhabungen nur seitwärts abführten. Und gerade durch das Übergreifen seiner anderweitigen Studien auf das philologische Feld glaube er gewisse Resultate erlangt zu haben, auf welche diejenigen nicht gekommen wären und auch vielleicht nicht hätten kommen können, die nach der Theilung der Arbeit das Alterthum für sich in Beschlag genommen hätten.

Weiterhin nimmt der Verf. noch viel mehr eine herausfordernde Stellung gegen die gesammte Philologie ein. Er meint, bey der Neigung aller constituirten Schulen, alles Aufstrebende anderer Art zu ignorieren oder zu verdächtigen, werde er diesmal bey so kühnen und keckerischen Behauptungen einen schweren Stand haben, um so mehr als er hier das eigentliche Gebiet der Philologie betrete und sie auf ihrem eigenen Grund und Boden angreife. Es handle sich hier um eine Critik des Gedankens und des Kunstwerkes, endlich um eine Anschauung von dem ältesten Charakter griechischer Poesie. Darum könne er Philologen gewöhnlicher Art nicht als seine Richter anerkennen. Doch könnten vielleicht unter ihnen, trotz ihrer beschränkteren Studien, einige freyere Geister sich finden als unbefangene, mitforschende Urtheiler, wie denn schon zwey dem Verf. befreundete Philologen im Allgemeinen ihre Beystimmung erklärt hätten, nämlich Bergk und der Referent.

Ref., der allerdings bey einem Aufenthalte in Berlin in freundschaftliche Beziehungen zu dem Verfasser und dem gerade werdenden Werke treten durfte, ergreift gern die Gelegenheit sich über den

Umfang seiner Beystimmung öffentlich auszusprechen. Zuvörderst aber muß er die immerhin schmeichelhafte Ausnahme, welche der Verf. von seinem harten Verdammungsurtheile gegen die Philologen im Allgemeinen macht, von sich ablehnen, weil er glaubt, daß dieses Urtheil irrthümlich und ungerecht ist. Wahrlich es wäre traurig um die Philologie bestellt, wenn nur einige wenige unter ihren Jüngern da mitsprechen dürften, wo es sich um Kritik des Gedankens und Kunstwerkes, um den Charakter einer besondern Gattung griechischer Poesie handelt, was doch alles ein wesentlicher Gegenstand philologischer Forschung ist. Es würde fast lächerlich seyn, dem Verf. eine Menge von Männern herzuzählen, welche die Competenz ihres Urtheiles in solchen Dingen genugsam erwiesen haben und zwar nicht bloß in derjenigen Richtung der Philologie, welche der Verf. noch am meisten zu tolerieren scheint; Ref. will nur an die neuesten feinen Untersuchungen über Homer von G. Hermann, Lachmann, Näke erinnern, weil sie gerade einen ähnlichen Gegenstand betreffen und noch viel weniger als der Verf. von der Form und dem Worte ausgehen. Aber der Verf. scheint nur die Wortklauber und Silbenstecher unter den Philologen zu kennen, deren es begreiflicher Weise auch genug gibt. — Ref. ist also überzeugt, daß der Verf. nur irrthümlich von vorn herein sich in einem feindlichen Verhältnisse zu der Philologie oder wenigstens zu den Philologen erblickt, und hofft zuversichtlich, daß er trotz seinem drohenden Pochen freundlich und höflich als Gast in dem Hause wird aufgenommen werden, dessen Bewohner er in ihrem Charakter und Werthe so wenig kennt; man wird sich gern die Schätze austramen lassen, die er aus unbekanntem Ländern zu bringen behauptet, und

sollte man auch manches taube Gestein, manche Glasperle bey genauer Prüfung unter ihnen finden und manches, was man längst schon selbst besitzt, so wird man darum doch für die echten Kleinode, die man in der Heimath nicht gefunden hat oder nicht hat finden können, weder blind noch un dankbar seyn.

Der Verf. ist kein Philolog, das wird jeder billige Beurtheiler festhalten. Er ist ein philologischer Dilettant, dessen Achtung und Liebe für das Alterthum gerade in unseren Zeiten doppelte Anerkennung verdient, dessen nicht gewöhnlicher Geschmack und Scharfsinn (ganz abgesehen von der eigentlich philosophisch-ästhetischen Bildung) verbunden mit einer gewandten und anziehenden Darstellung, bald interessante Resultate fördert, bald wenigstens zu neuer Forschung anregt. Aber es ist nicht zu verwundern, wenn der Mangel an philologischen Vorkenntnissen, sprachlichen und sachlichen, und an einer gewissen philologischen Gründlichkeit der Methode nicht selten störend einwirkt, wenn auf offenbaren Misverständnissen und Irrthümern, wie sie einem Philologen nicht leicht begegnen können, weiter gebaut wird, so daß zuweilen ein philologischer Hauch ein ganzes kunstreiches Gebäude unrettbar zertrümmert. So lächerlich es seyn würde, die häufigen Accentfehler und andere kleine Versehen, die weiter keinen Einfluß haben, dem Verf. vorzuwerfen, so nothwendig ist es doch ihm nachzurechnen, wenn irgend welche Factoren des Productes falsch sind. Doch kommen wir zum Werke selbst.

Die Theogonie ist eine der schwersten Aufgaben für die Critik, nicht gerade wegen einzelner Verderbnisse unserer Handschriften, obwohl es auch an diesen nicht fehlt, sondern weil die Verwirrung im

Ganzen und Einzelnen, die vielfachen Wiederholungen und Lücken, die Ungleichheit der Darstellung, die gar nicht seltene Abgeschmacktheit und Widersinnigkeit der Gedanken nur einer stumpfsinnigen Zufriedenheit mit dem Überlieferten oder einer blinden Antipathie gegen alle Critik unanständig seyn konnten. Bey allen unbefangenen Denkenden steht es wohl fest, daß durch große und kleine Interpolationen der verschiedensten Zeiten, durch Vermischung verschiedener Recensionen, ja verschiedener Theogonien, durch Auslassungen, Versezungen und auf andere Weise die Hand des alten theogonischen Dichters oft bis zur Unkenntlichkeit verwischt sey. Aber man muß dem Urtheile des Verf. beystimmen, daß die meisten Critiker ohne durchgreifendes Princip nur im Einzelnen gebessert oder vielmehr das ganz Schlechte bezeichnet haben, daß Mühsell's verdienstliches Werk mehr Materialien als Resultate liefert, endlich daß es auch der größern Kühnheit Soetbeer's nicht gelungen ist, die Urgestalt der Theogonie herzustellen. In Betreff des letzten Werkes erklärt der Verf., daß er allerdings die Idee von der in der Theogonie herrschenden Zahlensymmetrie an Hr Soetbeer, wie dieser angab, abgetreten habe, beklagt sich aber sehr, daß dieser theils die Art seiner Theilnahme nicht richtig oder vollständig dargestellt, theils die mitgetheilten Ideen nicht auf die gewünschte Weise ausgeführt habe. Was hat also der Verf. durch die eigene Ausführung seiner Ideen geleistet?

Die Resultate, welche der Verf. gewonnen zu haben glaubt, sind kürzlich folgende: die Theogonie des Hesiod war ursprünglich in dreyzeiligen Strophen abgefaßt, von denen sich noch sieben und dreyßig mehr oder weniger leicht herstellen lassen (wie sie am Ende des Buches abgedruckt sind),

während schwerlich jemahls mehr als funfzig waren. Sie enthielt in der Genealogie der Uraniden und in der kurzen Erzählung von der Entthronung des Uranos durch seinen jüngsten Sohn Kronos und des Kronos durch den jüngsten Sohn Zeus die älteste Philosophie; besonders wichtig ist, daß der letzte Herrscher, der sich mit der Metis und Themis vermählt, dadurch als weise und gerecht dargestellt wird im Gegensatze gegen die ungefüge Naturkraft des Kronos und seiner Geschwister. Es stellt sich nach p. 221 jetzt eine klare, eben so tiefe als schöne, vor allen Dingen aber höchst einfache Auffassung heraus, welche den griechischen Geist trefflich andeutet und ihn selbst schon rein und herrlich in sich schließt; — man erkennt nach p. 222 in dem Dichter einen ernstesten Denker, der voll Liebe und frommer Hingebung in den Volksglauben, ihn doch philosophisch zu befruchten und griechisch zu verfeinern und zu vergeistigen strebt. Die Kürze und Knappheit der Darstellung verbunden mit der Symmetrie der Form (welche auch mnemonischen Zwecken dient) paßt trefflich zu der ernstesten Sinnesart und dem philosophischen Inhalt und erinnert an den Stil der äginetischen Bildwerke und überhaupt an den hieratischen Stil der altgriechischen Kunst.

Allein diese alte echte Theogonie hat mancherley Schicksale erlitten, bis sie in ihre jetzige trostlose Gestalt gekommen ist. Zunächst sind einige Abschnitte in fünfzeiligen Strophen eingeschoben, deren Inhalt dem ursprünglichen Gedichte fremd, deren Stil schon viel breiter und zerlassener ist. Dahin gehört namentlich die Nachkommenschaft der Νύξ und des Πόντος v. 211—336, die Oceaniden v. 346 ff., die Erzählung von den Sapetiden v. 507 ff., so weit sie nicht noch jüngeren Ursprunges ist;

ja einige echte Abschnitte, in denen also die Dreyzahl herrschte, sind durch allerley Zusätze und kleine Veränderungen der Fünffzahl anbequemt worden. Ferner ist ein Abschnitt, die Titanomachie, hinzu gefügt, in welchem jedesmahl zehn Verse eine Strophe bilden. Aber die Zahlensymmetrie ist nicht immer ein sicheres Zeichen des Alters. Nach p. 147 sind einige deutlich dreyzeilige Strophen erst der Titanomachie zu Liebe eingeschoben; nach p. 181 sind unter den fünfzeiligen mehrere jüngeren Ursprunges, und unter diesen eine noch später interpoliert. — Andere Zusätze ohne alles Zahlenverhältniß sind noch jünger, wie der größte Theil des Prooemiums, die Geburt der Aphrodite, obgleich diese schon Plato kannte, die Stelle von der Styx 382—403, von der Hefate 411—452, von dem Feuerraube des Prometheus, der Pandora und den Weibern 558—616, vom Tartarus und Typhoeus v. 721—880, der Schluß von v. 930 an. Endlich finden sich überall eine Menge von einzelnen Interpolationen, die zum Theil den etwas älteren Zeugen, Plato, Aristoteles, Chrysisippus u. A. noch gar nicht bekannt waren.

Das erste Gefühl, welches wohl einen Jeden bey der Betrachtung dieser Resultate ergreift, ist gewis ein kleiner Schrecken ob der gewaltigen Kühnheit einer Decimation, welche nicht etwa den zehnten Theil streicht, sondern übrig läßt, und ein Staunen über die künstlich in einander geschachtelten Interpolationen, wie man es etwa bey der Kugel im chinesischen Cabinet zu Gotha empfindet, welche in endloser Folge immer kleinere Kugeln in sich enthält. Aber wenn man auch im Voraus besorgen muß, daß solch ein Kaiserschnitt kein lebendes oder lebenskräftiges Kind aus Licht gefördert habe, und daß so künstliche Hypothesen viel-

leicht wahr seyn mögen, aber schwerlich bewiesen werden können, so darf dies doch von einer sorgfältigen, unbefangenen Prüfung nicht abhalten.

Die erste Frage, von der alle übrigen abhängen, ist, ob wirklich die ursprüngliche Existenz dreyzeiliger Strophen in einem Theile unserer Theogonie vom Verf. mit Recht behauptet werde. — Der Verf. geht p. 81 ff. von v. 886 seqq. aus. Hier finden sich jetzt schon v. 912—929 sechs Strophen ganz deutlich, von denen vier die Zeugungen des Zeus mit verschiedenen Gemahlinnen aufzählen, die fünfte die Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus, die sechste die des Hephaistos von der Here ohne Zeugung. Eine siebente gewinnt man für die Themis, wenn man v. 904—906 streicht, wie es schon Wolf gethan hat, zu dessen Gründen der Verf. noch andere fügt; die achte für die Eurynome stellt er p. 219, eine frühere Ansicht verbessernd, durch Streichung von v. 908 und 911 her, weil die Herkunft der übrigen Gemahlinnen nicht bezeichnet werde und weil der letzte Vers arg tautologisch sey. Ref. fügt hinzu, daß der Fehler gegen das Digamma in *πολυήρατον εἶδος* einen späteren Ursprung andeutet und daß auch die Form *δεοκίωνται* den Stempel der jüngeren Nachahmung trägt. Viel schwerer ist es, auch für die erste Gemahlinn Metis eine einzige dreyzeilige Strophe heraus zu bringen, da ihr jetzt nicht weniger als funfzehn Verse gehören. Und leider hat der Verf. in der Critik dieser Stelle durch eine Reihe von Irrthümern, die selbst dem Nicht-Philologen nicht leicht verziehen werden können, seiner Sache selbst geschadet.

(Fortsetzung folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. 128. Stück.

Den 11. August 1842.

B e r l i n.

Fortsetzung der Anzeige: 'Über die Theogonie des Hesiod, ihr Verderbniß und über ihre ursprüngliche Gestalt. Von Dr. D. F. Gruppe.'

Die stärksten derselben concentriren sich in folgenden Worten p. 88: 'Daß der Sohn (v. 897) nicht mit Namen genannt ist, muß sehr auffallen, zumahl da Zeus ihn nur in seine Hüfte thun kann, um ihn zu erhalten. Endlich folgt der Vers: *ὡς δὴ οἱ ποῖσσαιτο θεῶν* — während unmittelbar vorher von keiner Tochter, sondern von einem Sohne die Rede war.' Abgesehen davon, daß *πυδύς*, und so durchgängig nicht ohne einige Folgerungen, durch Hüfte übersetzt wird, wie konnte wohl der Sohn benamset werden, dessen Erzeugung gerade Zeus durch die Verschlingung der Metis verhinderte? Aber der Verf. hat freylich aus den Worten unserer Theogonie heraus gelesen, daß Zeus ihn oder, wie es an anderen Stellen heißt, die Athene in seine Hüfte gesteckt habe, während er doch hier wie in allen anderen Erzählungen die

Metis in seinen Bauch hinein verschlingt. Und so ist denn auch die Verwunderung über v. 900 ganz grundlos, und überhaupt hat die ganze Stelle v. 888—890, welche der Verf. für baaren Unsinn erklärt, den verschiedene Hände an einander geklebt, an und für sich nur einen reellen Anstoß, den der Verf. gerade nicht erkannt hat. Es werden nämlich zwey verschiedene und unvereinbare Gründe dafür angegeben, weshalb Zeus die Metis verschlungen habe, einmahl damit sie nicht einen Usurpator der Herrschaft gebäre in v. 891—899, dann damit sie ihm Gutes und Böses ersinne v. 900 (so wie in dem theogonischen Fragmente bey Galen. de Hippocr. et Plat. dogm. III. p. 273 die Metis als *τέταρτα διναιών* in den Eingeweiden des Zeus sitzt). Man könnte nun entweder den letzten Vers für interpoliert halten, wie es Wolf aus anderen ganz falschen Gründen gethan hat, wenn nicht Gedanke und Ausdruck durch ihre Eigenthümlichkeit und Alterthümlichkeit diesem Verdachte widerstrebten; oder man könnte auch v. 891—899 beargwöhnen, zumahl da diese Verse von Chrysippus bey Galen l. l. in der Anführung dieser Stelle übergangen werden, wenn nicht die Erwähnung der Schwangerschaft der Metis besser zu v. 891—899 als zu v. 900 paßte und wenn nicht noch ein anderer Umstand einträte. Die ganze Erzählung von v. 888—899 ist nämlich in Gedanken und Worten, wie auch der Verfasser zum großen Theile eingesehen hat, eine Nachahmung von der v. 459 seqq. erzählten Verschlingung der Kinder des Kronos, vgl. v. 888 und 468, 890. 899 und 487, 891 und 463, 892. 893 und 461. 462. Darnach muß man also dieser ganzen Stelle einen gemeinschaftlichen Ursprung zuschreiben. Das Citat des Chrysipp beweiset um so weniger, daß er die

ausgelassenen Verse nicht gekannt habe, weil v. 890 und 899 den gleichen Ausgang *ἐν ἐπαύρ-
θετο ἡδὺν* haben. Daß aber schon vor Chryssipp die ganze Erzählung interpoliert sey, wird auch noch aus anderen Erwägungen wahrscheinlich. In v. 924 — 926 wird erzählt, daß Zeus die Athene aus seinem Haupte geboren habe. Zwar ist das nicht, wie der Verf. will, eine zweyte, widersprechende Erzählung von der Geburt der Athene; denn an der ersten Stelle wird Athene ja nicht geboren, sondern die mit ihr schwangere Metis verschlungen, und dann später das Kind auf ungewöhnlichem Wege von Zeus zur Welt gebracht. Aber man müßte doch an der zweyten Stelle eine Hindeutung auf die erste erwarten, und, was entscheidend ist, die aus dem Haupte des Zeus geborene Athene wird nur als die kriegerische beschrieben, während die mit der *Μητις* erzeugte die weise Göttinn, der personificierte Verstand seyn muß vgl. Müller Prolegg. p. 376. Darnach ist es wohl wahrscheinlich, daß die Geburt der Athene vom Zeus hier, wie in der ursprünglichen Sage, mit der Metis gar nicht in Verbindung stehe und daß die Erzählung von der Verschlingung der schwangeren Metis interpoliert sey. So sind wir denn auf anderem Wege und hoffentlich mit besseren Gründen, aber mit geringerer Zuversicht etwa auf dasselbe Resultat gekommen wie der Verf. Denn dieser will v. 888 — 899 als Interpolation auswerfen und v. 886. 887. 900 zu einer dreyzeiligen Strophe vereinigen, der zufolge dann Zeus die Metis zur Gattinn nehmen würde, damit sie ihm Gutes und Böses ersinne. Ref. hält diese Vermuthung für ingenüß und verführerisch; aber er findet es doch bedenklich, daß diese Ehe gegen die Analogie aller folgenden, auch der rein symbo-

lischen, nicht den Zweck der Zeugung, sondern einen rein geistigen haben soll, und zweifelt ob jemahls die Metis als Gemahlinn des Zeus ohne Rücksicht auf die Erzeugung der Athene dargestellt sey. Kurz Ref. wagt nicht hier ein positives Resultat aufzustellen.

Wie dem auch sey, der Verf. hat Recht, sich durch die auffallende Erscheinung dreyzeiliger Strophen in dieser Stelle zu weiterer Nachforschung, ob auch in anderen Stellen die Dreyzahl herrsche, auffordern zu lassen. Er thut dies p. 139 ff. Wir übergehen zunächst was er aus dem Prooemium gewinnt. Aber in der Theogonie selbst finden sich gleich ziemlich vorn fünf Strophen hinter einander, die nicht der geringsten Nachhilfe bedürfen, v. 161—175, und zwar in einer Erzählung mit zwey Reden von je drey Versen, in denen eine absichtliche Responzion am Tage liegt, so daß Ref. diese Stelle für viel beweisender hält, als die Symmetrie bey der Familie des Zeus. In dem Vorhergehenden ist eine einzelne Strophe v. 123—125, die freylich der Verf. aus sachlichen Gründen für unecht hält, und v. 139—153 zerfallen von selbst in vier Strophen, wenn man mit allen neueren Ausgaben v. 144. 145 verwirft und außerdem den letzten Vers 153 als entbehrlich und aus v. 146 nachgeahmt streicht. Auch diesen schreibt der Verf. aus inneren Gründen einen jüngeren Ursprung zu. Das Übrige in dieser Gegend bringt er auf folgende Weise unter die Dreyzahl. Zuerst beweiset er sehr richtig aus den Citaten bey Plato, Aristoteles, daß nicht allein v. 118 sondern auch 119 interpoliert ist, was auch schon Heyne eingesehen hatte, den der Verf. nicht nennt; sehr ansprechend ist es auch, wenn er in 120 die Lesart des Aristoteles billigt *ὅς πάντεσσι μεταπρέπει*, jedoch

mit der Meinung, daß jener die beiden folgenden Verse nicht gelesen habe. Denn allerdings passen diese beiden Verse nicht allein wenig für den kosmogonischen Eros, sondern verbinden sich auch in der Construction schlecht mit dem vorher gehenden. So ist die erste Strophe auf eine plausible Weise gewonnen. — Bedenklicher ist es mit v. 126—132, wovon der Verf. nur v. 126. 127. 131 als dreizeilige Strophe behält. Wenn man auch zugebt, daß v. 128. 130 entschieden unecht sind, daß *Πόντος* mit *πέλαγος* sehr unnatürlich durch Apposition verbunden werde und daß v. 129 wenigstens entbehrlich sey, so ist doch in der neuen Strophe *πρώτον* ohne nachfolgendes *ἔπειτα* anstößig und die Bezeichnung *ἄτερ φιλόνητος ἐφιμέρου* wird ungern vermisset; daß *πέλαγος* statt des *Πόντος* kann aber nur unter der Voraussetzung geduldet werden, daß der Vf. mit Recht die ganze Genealogie des Pontos aus der echten Theogonie verbanne. Auch läßt sich die jüngere Form *ἑαυτῇ* in v. 126 nicht auf leichte Weise corrigieren, während in v. 131 ohne Zweifel mit Hermann *ἦ δὲ καὶ* zu lesen ist. — Zwey Strophen umfassen dann die Titanen v. 133—138. Denn mit Recht erklärt der Vf. den letzten Vers für sehr wesentlich. Nur an dem Ansyndeton im Anfange kann man etwas anstoßen.

Aus v. 154—160 gewinnt der Verfasser eine Strophe, indem er zuerst v. 155. 156, wie schon sehr richtig Mühsell, der aber nicht genannt wird, dann v. 158 und v. 160 ausstößt. Dieser letzte ist, wie noch bemerkt werden konnte, auch darum zu verwerfen, weil die Gaia offenbar über die Behandlung ihrer Kinder jammert, und nicht weil sie mit ihnen vollgestopft wird, vgl. Apollod. I, 1, 4. Die Streichung von v. 158 erleichtert wenigstens

den Gang des Sages sehr. Aus v. 176—182 ist eine Strophe nach einer dreisteren aber nicht willkürlichen Vermuthung des Ref. gebildet; dann folgt die Strophe v. 183—185, da die beiden folgenden Verse auch von Andern als interpoliert anerkannt werden. Die nachfolgende Erzählung von der Entstehung der Aphrodite hält der Verf. für einen späteren Zusatz, wenn sie auch Plato schon kannte, nicht ohne gute Gründe. Nur der eine ist sehr unglücklich, daß v. 207—210, eine deutliche Interpolation, dicht hinter v. 185 angefügt seyn müsse, um die Giganten zu Titanen zu machen. Denn an eine Verwechslung der Titanen und Giganten ist vor Plato nicht zu denken und außerdem bezeichnen die Worte selbst deutlich genug die gegen den Uranos empörten Kinder.

Weiter erkennt der Verf. nur die Stellen an, welche von den Titanen und ihren unmittelbaren Nachkommen handeln: drey Strophen v. 337—345, enthaltend die Flüsse, als Söhne von Okeanos und Tethys; eine Strophe v. 371. 372. 374, Kinder von Hyperion und Theia; desgleichen v. 375—377, Kinder des Krios; desgl. 404—406, Kinder des Koios und der Phoibe. Endlich von der Nachkommenschaft des Kronos und der Rheia in folgenden Strophen: v. 453—456 mit Ausstoßung von $\delta\varsigma \ \upsilon\pi\acute{o} \text{---} \ \epsilon\chi\omega\nu$; v. 459. 460. 464; v. 468. 469. 471; 474. 477. 478; dann soll eine Lücke folgen, dann v. 492. 493 (wo geschrieben wird $\acute{\alpha}\nu\alpha\kappa\tau\omicron\varsigma \ \epsilon\pi\iota\pi\lambda\omicron\mu\acute{\epsilon}\nu\omega\nu \ \epsilon\nu\iota\alpha\nu\tau\acute{\omega}\nu$) als unvollständige Strophe, dann v. 501—503, worauf endlich nach einer Lücke die Gemahlinnen des Zeus das Ganze beschließen sollen. Ref. enthält sich hier der einzelnen Einwendungen, deren sich manche darbieten und rügt nur den sonderbaren Einfall, daß in v. 501—503 die Titanen gemeint seyn

sollen, welche Kronos nicht befreit habe. Ohne Zweifel sind die Cyclopen und die Hundertarmigen zu verstehen, welche freylich, wie Ref. glaubt, hier wie oben aus der Titanomachie (des Cume-
lus? vergl. Procl. Chrestom.) eingeschwärzt sind. Eben so soll hier nur kurz angedeutet werden, daß der Verf. als Prooemium folgende Strophen an-
erkennt: v. 22—24 mit dem Anfange *Ἡσιόδου Μοῦσαι*; v. 26—28, v. 29—31, v. 33—35.

Ref. befürchtet, daß hiernach, auch wenn die einschmeichelnde Darstellung des Wfs hinzu kommt, nur wenige die absichtliche Existenz der Dreyzahl in der Theogonie zugeben, sondern ihr unverkennbares Walten an einigen Stellen aus dem Zufall oder aus einem vereinzelt Streben nach Symmetrie erklären werden. Indes hofft Ref. dem Verf. ansehnliche Hilfe bringen zu können, freylich in der Art, daß dadurch zugleich andere weniger wesentliche Ansichten desselben angegriffen werden.

Um das Dafeyn fünfzeiliger Strophen in der Theogonie nachzuweisen, sind der Verf. und Soet-
beer von dem Kataloge der Nereiden ausgegangen, der allerdings 25 Verse enthält, aber sonst nicht das geringste Zeichen eines Zerfallens in fünf Strophen; denn den aus der mangelnden Copula in v. 245 und 250 hergenommenen so genannten philologischen Beweis hat Mühsell schon in der Zeitschrift f. NW. 1837 Nr. 10 gründlich zu Wasser gemacht. Wie nun, wenn wir gerade in diesem die Dreyzahl mit großer Wahrscheinlichkeit nachwiesen? — Ohne Zweifel ist in v. 244 nach Hom. II. 18, 40 *Θόη δ' Ἀλίη τε* zu lesen, wodurch aber 51 Nereiden heraus kommen. Götting sucht die überflüssige dadurch zu entfernen, daß er in v. 262 *νημερτής ἦ* schreibt als Beywort der Pronoe;

allein das ist wenig wahrscheinlich, weil die *Νημεσότης* bey Homer Il. 18, 46 genannt ist und weil die Stellung des Beywortes schlecht seyn würde. Viel glaublicher ist, daß ein Name eingeschoben sey, um die durch obigen alten Fehler verkürzte Zahl zu ergänzen, und zwar höchst wahrscheinlich die Guarne v. 259, welche mit nichts sagenden Beywörtern einen ganzen Vers füllt, zumahl da viel leichter ein ganzer Vers interpoliert werden konnte als ein Name in einem schon vorhandenen Verse. Streichen wir nun diesen, so zerfallen die übrigen 24 Verse so natürlich in acht dreyzeilige Strophen, daß die Einleitung gerade eine bildet und eben so die ausführlichere Erwähnung der Rymodoke. Wir denken, das ist verführerisch und fordert auf, auch die übrigen Stellen, in denen der Verf. die Fünfzahl sieht, einer neuen Betrachtung zu unterwerfen. Da findet sich denn gleich, daß die Genealogie der Nacht v. 211—225 aus fünf deutlich im Sinne getrennten dreyzeiligen Strophen besteht. Freylich hat diese Stelle manche längst erkannte Bedenken; allein zum Beweise der Dreyzahl kann sie dennoch benützt werden, da es ja natürlich und vom Verf. anerkannt ist, daß auch ältere Interpolatoren ein solches in dem echten Gedichte vorgefundene Gesetz befolgten. — Ferner der Katalog der Oceaninen v. 346—370 zerfällt ganz von selbst in acht Strophen, wenn man nur den letzten Vers abwirft, der durch die Vernachlässigung des Digamma in *ἐκαστοι ἰοασιν* verdächtig und im Gedanken abgeschmact ist (im vorher gehenden Verse muß man ohne Zweifel aus Handschriften *ἀνδοῖν ἐν ἐνιοπεῖν* lesen). Die Einleitung füllt wie bey den Nereiden eine Strophe; auch am Schlusse der sechsten und siebenten ist stärkere Interpunction, was bey den übrigen im eigentlichen Namenver-

zeichnisse nicht möglich war. Auch die männlichen Oceaniden, die Flüsse sind ja, wie der Verf. anerkennt, in drey Strophen vertheilt.

Endlich in dem Abschnitte von dem Geschlechte des Tapetos bieten sich gleich eine Menge von dreyzeiligen Strophen dar: 507—509, 510—512, 517—519, 523—525, 526—528, 529—531, 532—534, 535—537, 542—544, 550—552, 553—555, 558—560, 562—564, 570—572, 573—575, 578—580, 585—587, 588—590. Es fragt sich, ob auch das Übrige durch leichte und wahrscheinliche Änderungen in dieselbe Form hergestellt werden könne. Zuerst v. 513 ist hier un-gehörig, weil erst nachher die freylich verstümmelte Erzählung von der Pandora folgt. Streicht man ihn und im folgenden Verse *παρθένον*, so kann man diesen etwa durch *ὑβρισιῆν δ' ἦρωα Μενοίτιον* ergänzen und gewinnt für Menoitios eine dreyzeilige Strophe, wie sie gleich darauf Atlas hat. Die Erzählung vom Prometheus hat dann vor einer ganzen Reihe vollständiger Strophen zwey einzelne Verse v. 521. 522. Allein hier gibt Choeroboscus in Bekk. Anecd. p. 1182, unstreitig dem gelehrten Herodian folgend, die merkwürdige Variante *δῆσας ἀλυκτοπέδησι* mit einer Verkürzung der Endsilbe in *δῆσας*, die eben so wie die im Accusativ des Plurals bey einem Theile der Dorier Regel, bey anderen dorischen Dichtern, und bey Hesiod wenigstens erlaubt ist. Allein diese Lesart, die den Stempel der Echtheit an sich trägt, paßt durchaus nicht zu unserem Texte, weil das Hauptverbum fehlt. Man darf daher wohl vermuthen, daß man an der ungewöhnlichen Verkürzung in *δῆσας* anstoßend nicht allein dieses in *δῆσε δὲ* verwandelt, sondern auch den vorher gehenden Vers, der nun keine angemessene Verbin-

ding hatte, geändert habe, und daß der ursprüngliche Text etwa gewesen sey:

*Αυροτάτην δ' ἄρα μοῖραν ἐδάσσατο μη-
τίετα Ζεὺς
δήσας ἀλυκτοπέδησι Προμηθεῖα ποικιλό-
βουλον*

δεσμοῖς ἀργαλέοισι μέσον διὰ κίον' ἐλάσσας.

Somit hätten wir auch hier eine dreizeilige Strophe. — Nicht weniger gewinnt man eine solche aus v. 538—541, wenn man zu wesentlicher Verbesserung die Worte βροῦς — κατέθηκε streicht, die aus v. 555 genommen sind. — Aus v. 545—549 werfe man die sehr überflüssigen Verse 545 und 547 weg, so erhält man eine Strophe, die genau der vorher gehenden entspricht. Weßhalb v. 556. 557. 561 gestrichen werden können, leuchtet leicht ein. In v. 567 lese man nach Götting's Rathe aus Handschriften δάκνεν δὲ ἐνειόθει θυμὸν und streiche die beiden folgenden Verse. V. 576. 577 sind längst eingeklammert. In v. 581—584 kann man mit Vortheil die Worte Χάρις — ζωοῖσιν ausscheiden.

Ref. hat der Kürze wegen eine Menge von einzelnen Fragen und weiteren Ausführungen bey Seite gelassen und will durchaus nicht für die Richtigkeit und Echtheit aller angegebenen Strophen einstehen. Aber Ref. hat in diesen vier Abschnitten 45 dreizeilige Strophen gebracht, von denen nicht weniger als 39 keine Änderung in ihrem Innern erforderten und somit nach Soetbeerscher Weise den Stern verdienen würden. Nur in vieren sind Worte ausgestoßen, in zweyen Änderungen aus Conjectur vorgenommen, außerdem freylich einige Mahl Verse am Ende der Strophen abgeworfen. Mit einiger Zuversicht glaubt nunmehr Ref. die Entdeckung drey-

zeiliger Strophen in der Theogonie eine höchst beachtungswerthe nennen zu dürfen.

Nun erhebt sich aber die zweyte wichtige Frage, ob denn dieses Gesetz, das mit großer Wahrscheinlichkeit in bedeutenden Theilen unserer Theogonie nachgewiesen ist, in der ganzen echten Theogonie geherrscht habe und ob alle Stücke, welche ihm entschieden widerstreben, als fremdartig und interpoliert auszuschneiden seyen. Für die Bejahung auch dieser Frage wird man sogleich gestimmt und zugleich in dem Glauben an die Existenz der Dreyzahl überhaupt bestärkt, sobald man bemerkt, daß unter den Stücken, welche eine Zurückführung auf dreizeilige Strophen durchaus nicht dulden, bereits mehrere von vielen und ausgezeichneten Kritikern aus ganz anderen Gründen für unecht erklärt sind, namentlich der größte Theil des Prooemiums, die Stellen von der Hekate und von den Weibern, bedeutende Theile von der Beschreibung des Tartarus und die Heroogonie am Ende. Dagegen haben der Verf. und Soetbeer zuerst die Erzählung vom Ursprunge der Aphrodite v. 188—206 und die Titanomachie mit ihren gesammten Anhängseln v. 617—885 verdächtigt. Refer. hat in Betreff der ersten Stelle, die übrigens Plato in ganz anderer Gestalt gekannt haben kann, schon seine Zustimmung zu erkennen gegeben und muß auch bey der zweyten den meisten Gründen, welche der Verf., abgesehen von der fehlenden Zahlensymmetrie, zur Unterstützung seiner Ansicht vorbringt, beypflichten. Die höchst ungeschickte Anknüpfung an das Vorhergehende, die man nicht einmahl durch Annahme einer Lücke erklären kann, der breite überladene Stil, den man vergebens mit einer bequemen Redensart durch den Gegenstand

entschuldigen wird, zeugen auch uns für einen fremd-
 artigen Ursprung und am sichersten der Inhalt.
 Es spielen nämlich in der Titanomachie die drey
 Hundertarmigen die Hauptrolle. Daß diese aber
 sammt den Kyklopen unter den Kindern der Gaia
 v. 139—153 nur eingeschoben sind, hat der Verf.
 auf überzeugende Weise daraus bewiesen, daß der
 vor ihnen genannte Kronos nicht allein das jüngste
 der Kinder heißt, sondern auch seinem Wesen nach
 als das stärkste seyn muß und daraus daß v. 154
 sich aufs trefflichste an v. 138, nicht aber an das
 jetzt Vorhergehende anschließt. Dem Verf. ist es
 aber unbekannt gewesen, daß die kyklische Titano-
 machie nach Proclus gerade mit der Erzeugung
 der Kyklopen und Hundertarmigen durch Uranos
 und Gaia begann; sonst würde er nicht den Apol-
 lodor, der hierin genau dem Kyklos folgt, aus der
 schon interpolierten Theogonie schöpfen lassen und
 würde noch sicherer den Ursprung dieser Interpo-
 lation aus der Titanomachie haben behaupten kön-
 nen. Nun ist aber die Titanomachie in unserer
 Theogonie (in der wir übrigens dem Verf. die
 Zehnzahl nicht zugeben) unmöglich echt, wenn ihre
 Haupthelden in dem genealogischen Theile durchaus
 keinen Platz finden, und wir haben nicht sehr viel
 dagegen einzuwenden, wenn sie Jemand geradezu
 für ein Bruchstück der kyklischen Titanomachie er-
 klären will. — Wenn endlich der Verf. den theo-
 gonischen Abschnitt v. 930 — 962 verwirft, so
 spricht allerdings die gründliche Confusion der Auf-
 zählung für ihn. Indes haben wir auch noch die-
 jenigen Stücke zu erwähnen, in welchen der Verf.
 fünfzeilige Strophen sieht, ohne daß wir sie der
 Dreyzahl vindiciert hätten, wohin vorzüglich das
 Geschlecht der Keto gehört v. 270—366. Es ge-

nügt uns zu bemerken, daß auch hier dreyzeilige Strophen ohne große Schwierigkeit hergestellt werden können, daß aber die Frage ohne Schaden in suspenso bleiben mag. — Ref. muß also geneigt seyn, auch die zweyte Frage dahin zu beantworten, daß allerdings die echte Theogonie ganz aus dreyzeiligen Strophen bestanden zu haben scheine.

Eine dritte Frage ist, ob der Verf., die Richtigkeit der obigen Prämissen voraus gesetzt, die Urtheogonie mit einiger Sicherheit wieder hergestellt habe. Wir sehen uns genöthigt, auch abgesehen von der bedenklichen Kürze und von manchen einzelnen Anstößen der aufgestellten Urtheogonie, diese Frage im Allgemeinen zu verneinen, schon weil der Vf. bedeutende Stücke ohne ausreichenden Grund ausgeschlossen hat. Ein Beyspiel möge genügen. Wir haben gesehen, daß der Verf. den Abschnitt von den Tapetiden, den wir mit Leichtigkeit in dreyzeilige Strophen zerlegt haben, selbst der Fünzfahl unterthan glaubt und also nicht zu den ursprünglichen Theilen der Theogonie rechnet. Was für Gründe hat er zur Verdammung außer jenem formellen Indicium, das überhaupt nicht entscheiden darf und für uns gar nicht Statt findet? Zuerst soll die Stellung zwischen unechten Stücken Verdacht erregen; allein das Unechte muß doch nothwendig ans Echte grenzen und die vom Verf. anerkannte Stelle 886—929 ist ganz von langen Interpolationen eingeschlossen. Ferner sey der Inhalt der Stelle hier ganz unpassend; vom Tapetos sey nur die Rede um des Prometheus willen, von diesem, um den Opferdienst anzubringen (das leugnen wir ganz, da wir v. 556. 557 für ein deutliches Einschiel halten) und durch so Unbedeutendes und Fremdartiges dürfe der Zusammenhang am wenig-

sten unterbrochen werden, wo es sich um das Wichtigste handle, um den Übergang der Herrschaft von den alten Göttern auf die neuen; nothwendig müsse auch schon vorher Zeus die Herrschaft haben, Kronos beseitigt und den übrigen Göttern ihr Antheil an der Weltregierung zugeschrieben seyn. Aber hier hat der Verf. seine eigene Urtheogonie gänzlich vergessen, in welcher nach Str. 28, d. h. nach v. 502, also vor der fraglichen Stelle, eine Lücke angenommen ist, und zwar soll nach p. 192 in dieser u. a. die Erzählung vom Siege des Zeus über Kronos und von der Theilung der Ehren unter den Göttern fehlen. — Weiter könne der Dichter der Theogonie diese Fabel vom Opferdienste nicht erfunden haben; denn, heißt es, seine Götter sind nicht körperliche Wesen, es sind Gedanken; sein Gedicht ist eine große Naturphilosophie, innig mit großen ethischen Anschauungen durchwebt, es ist eine rein geistige Auffassung, die das Ganze beherrscht, und nichts kann mehr von dieser deutlichen Tendenz entfernt seyn, als Opferdienst und Opferknochen. Sein Zeus ist ein geistiges und sittliches Princip, welches dadurch herrscht, daß es die Vernunft, die Gerechtigkeit und die Ordnung in sich aufnimmt (nach p. 126 ist sein Zeus 'groß und heiter', nach p. 127 'ein besserer, größerer, freysinnigerer Gott, der, um sich zu halten, weder der List noch Gewalt bedarf'). Deshalb könne nicht eben dieser Dichter, wie es hier geschehe, den Zeus als hinterlistig und doch überlistet, als kleinlich rachsüchtig und finster zürnend darstellen. Doch, fragen wir, woher kennt denn der Vf. diese reine Theologie des Dichters, diese erhabne Ansicht vom Zeus? Unstreitig doch nur aus den Theilen der Theogonie, welche er für echt hält. Wir schlagen

also seine Urtheogonie auf, lesen, lesen abermahls und — staunen. Wir lesen von Chaos, Gaia und Groß (immerhin ein roher Anfang von Naturphilosophie); wir lesen, wie Uranos mit seiner Mutter Gaia die Titanen erzeugt und dann auf ihren Rath von seinem Sohne Kronos entmannt wird, wir lesen von den Nachkommen der Titanen und wie Kronos seine Kinder verschlingt, endlich wie Zeus sieben Gemahlinnen nimmt und die Athene selbst aus seinem Kopfe erzeugt. Wir sehen wohl, daß in der mythischen Form, in den Ehen und Zeugungen allerley einfache Anschauungen und Speculationen in bekannter Weise versteckt sind; aber wo der Verf. jene tiefe und aufgeklärte Religionsphilosophie gefunden habe, möchte wohl jedem Mitleser ein unauflösliches Räthsel bleiben, wenn es Ref. nicht verrathen wollte. Die einzige Quelle ist nämlich die Erzählung, daß Zeus die Metis, Themis und Eurynome zu Gattinnen nimmt. Gewis wird der Verf. bey reiflicher Überlegung selbst bald einsehen, daß die Lebendigkeit seiner construirenden Phantasie ihn hier zu Folgerungen verführt hat, die nicht allein sehr kühn sind, sondern auch der naiven, mythisierenden Speculation Hesiods, die im scharfen Gegensatze zu der bewußten, critischen Reflexion der Philosophen steht, und überhaupt dem religiösen Standpuncte des Zeitalters widerstreiten. Allerdings bedeuten die Ehen mit Metis und Themis (Eurynome ist dunkler) symbolisch den *μυρία* und *θεμοτετων*; aber diesen klugen Herrscher von allen menschlichen Leidenschaften und Schwächen reinigen zu wollen, liegt vom Standpuncte des Hesiod und seines Zeitalters unendlich fern. — Die Erinnerungen, welche der Verf. im Einzelnen gegen die ganze Stelle macht, sind zum

Theil schon durch unsere obige Anordnung beseitigt (beyläufig sey bemerkt, daß $\delta\eta\sigma\acute{\alpha}\varsigma$ bey Choeroboscus durch einen Gedächtnisfehler aus $\beta\omicron\upsilon\lambda\acute{\alpha}\varsigma$ in v. 534 gemacht seyn soll), zum Theil beruhen sie auf ganz eigenthümlichen Ideen, die wir hier nicht näher erörtern können, wie wenn der olympische Zeus in v. 529 der echten Theogonie fremd seyn soll; zum Theil haben sie keinen Einfluß auf die Entscheidung über das Ganze. Wir wollen nur bemerken, daß, wenn der Verf. v. 522—533 als Interpolation auswirft, was sich in mancher Hinsicht empfiehlt (obwohl auch wieder die geschickt eingeflochtene Verherrlichung des Ἡρακλῆς Θηβαγενῆς durch den böotischen Sänger natürlich ist), dadurch unsere Eintheilung in dreyzeilige Strophen durchaus nicht gestört wird, und eben so wenig durch die Ausstoßung von v. 550—552. In v. 550 ff. ist allerdings gewis durch Interpolationen oder doppelte Recensionen Verwirrung entstanden, aber das Echte schwer auszufondern. Merkwürdig erscheint, daß auch die Vermuthungen von G. Hermann Opuscc. VI. p. 177 den dreyzeiligen Strophenbau nicht stören. Indes an dem Hauptgedanken dieser Verse, daß Zeus für den Betrug des Prometheus die Menschen straft, würde der Verf. keinen Anstoß genommen haben, wenn er bedacht hätte, daß Prometheus sehr deutlich eine mythische Personification der menschlichen Klugheit, und daß gerade diese Verbindung des eigentlichen und symbolischen Ausdruckes für das halbe Bewußtseyn des Dichters im Mythos sehr charakteristisch ist.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 13. August 1842.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Über die Theogonie des Hesiod, ihr Verderbniß und ihre ursprüngliche Gestalt. Von Dr. D. F. Gruppe.'

Also finden wir nicht einen einzigen haltbaren Grund, um mit dem Verf. die Erzählung von den Tapetiden aus der Urtheogonie auszuschließen, wohl aber sehr starke, um sie in dieser auch nach der Ansicht, die der Verf. im Allgemeinen von ihr hat, für nothwendig zu halten. Er selbst hat gefühlt, daß in seiner Urtheogonie die Nachkommenschaft des Tapetos, während die aller übrigen Titanen aufgezählt wird, übel entbehrt werde, und vermuthet daher p. 174, daß sie in einer Strophe wie die der anderen Brüder v. 508—510 vor der des jüngeren Bruders Kronos erwähnt gewesen sey, wobey denn freylich angenommen werden müsse, daß Hesiod nur den Atlas als Sohn des Tapetos gekannt habe, nicht den Menoitios noch den Prometheus oder Epimetheus, eine Annahme, die wohl hinlänglich für die Unrichtigkeit jener Vermuthung

zeugt. — So nothwendig, wie die Genealogie der Tapetiden, ist aber auch die Erzählung vom Verhältnis des Zeus zu ihnen d. h. zum Menschengeschlechte, wodurch erst die mythische Speculation über den Ursprung der bestehenden Weltordnung, wie man sie in der Theogonie anerkennen muß, ihren Abschluß erhalten kann. Endlich ist die Darstellung so alterthümlich naiv, der Weise des sichersten Theiles der ganzen Theogonie, der Erzählung von der Entmannung des Uranos, so ähnlich, u. a. auch in den mit genauer Responion eingemischten Reden, daß wir kaum begreifen würden, wie der Verf., der sonst gerade für den Stil ein feines Ohr hat, diese Partie habe ausschließen können, wenn wir ihn nicht in dem Glauben an die in ihr herrschende Fünffzahl befangen sähen.

Wenn wir also auf dieses Beispiel und auf anderes schon zu anderem Zwecke Erwähnte gestützt versichern dürfen, daß gegen die vom Verf. mit großer Zuversicht gegebene Reconstruction der Urtheogonie sich Vieles und Bedeutendes erinnern lasse, so kann auch die Beantwortung einer vierten Frage, ob der Verf. die Eigenthümlichkeit des Gedichtes in Inhalt und Darstellung und die neu entdeckte Gattung der hieratischen Poesie, zu der er es rechnet, richtig charakterisiert habe, im Ganzen voraus gesehen werden. Denn ein Werk, das in seinem ganzen Umfange und in seinen einzelnen Theilen so sehr zweifelhaft ist, kann unmöglich auf sichere Weise gewürdigt und in seinem Verhältnisse zu andern verstanden werden, und eben so wenig eine Art der Poesie, von der nur ein solches Werk als einziges Beispiel existiert. Dazu kommt, daß der Verf., wie wir schon in mehreren Beispielen gesehen haben, mit den einzelnen Überlieferungen und mit dem ganzen Geiste der griechischen My-

thologie zu wenig vertraut und gegen die Launen seiner philosophierenden Phantasie zu nachsichtig ist, um nicht bey dem Urtheile über den Inhalt in allerhand schwere Irrthümer und lustige Speculationen zu gerathen. (Davon beyläufig noch ein kleines aber charakteristisches Beyspiel. Nach p. 215 gehört Kronos nicht sowohl dem Mythos als der Philosophie an. Wie? also auch die Namen des Zeus *Κρονιδης* und *Κρονιον* stammen aus der Philosophie?) Indes soll nicht in Abrede gestellt werden, daß auch in dieser Beziehung der natürliche Scharfblick des Verfs einzelne glückliche und beachtungswerthe Beobachtungen gemacht hat. Bey weitem mehr ist aber der Verfasser an seinem Platze, wo es sich um Beurtheilung des eigentlich poetischen Elementes handelt, welches hier fast allein in der Darstellung und Form zu suchen ist. Die Richtigkeit des Objectes d. h. der vom Verf. construierten Urtheogonie zugegeben, finden wir die Schilderung ihres eigenthümlichen poetischen Charakters p. 222 recht artig und glauben, daß sie sich auch für eine richtigere Restitution, welcher die Dreyzahl zum Grunde liegt, im Wesentlichen bewähren werde. Sehr ungenügend ist natürlich was über den Dialect der Urtheogonie bemerkt wird p. 225, und stützt sich ganz auf ein Paar vom Ref. gemachte Bemerkungen. Zuerst wird die Erklärung des Ref., daß die aufgestellte Urtheogonie keinen Fehler gegen das Digamma enthalte, mit zu einem Beweise ihrer Richtigkeit benutzt. Jedoch läßt sich diese Beobachtung auch leicht auf die von uns außerdem der Dreyzahl vindicirten Stücke ausdehnen. Ferner wird die Verkürzung der Endsilben in *βουλάς* etc. der echten Theogonie abgesprochen und unsere Bemerkung, daß sich diese Eigenthümlichkeit im delphischen Dia-

lecte finde (wir werden sie in einem Amphictyonischen Decrete Corp. Inscr. nr. 1688 nachweisen) zu allerley kühnen Vermuthungen benutzt. Wir haben schon oben kein Bedenken getragen sie dem echten Hesiod zu vindicieren, und sind geneigt in ihr und einigen anderen Eigenthümlichkeiten des Dialectes eine Bestätigung des Verhältnisses der hesiodischen Poesie zu Delphi, auf welches Götting aufmerksam gemacht hat, zu erblicken.

Mit diesen vier Fragen glauben wir den Kern des Buches getroffen zu haben und über die Nebenpartien hinweg gehen zu dürfen: über den Versuch bedeutende Theile der Theogonie in fünfzeilige Strophen zu ordnen, den wir schon indirect beseitigt haben, über die künstliche Hypothese von den vielen Reihen der Interpolationen, die mit der Fünfzahl ihren Schwerpunkt verliert, über die ausführliche Critik des Prooemiums, den Excurs, in welchem auch für den homerischen Schiffskatalog eine Zahlensymmetrie vindiciert wird, u. a. Alle diese Abschnitte theilen mehr oder weniger die Vorzüge und Mängel der näher beleuchteten, und ihre Besprechung würde viel Raum erfordern, ohne das Gesammturtheil modificieren zu können.

Der Verf. hat nämlich nach unserer Ansicht mit glücklichem Scharfsinne eine Entdeckung gemacht, die wir noch nicht für entschieden richtig auszugeben wagen, aber der sorgfältigsten Prüfung anempfehlen; es ist ihm von diesem neuen Gesichtspuncte aus manche feine und richtige oder wenigstens beachtungswerthe Beobachtung gelungen, aber die Schwäche in philologischem Wissen aller Art, die Raschheit des Urtheils und die Befangenheit in manchen vorgefaßten Ideen haben nicht allein eine Menge von einzelnen oft schweren Irrthümern erzeugt, sondern auch die allgemeinen Resultate

sehr problematisch gemacht und selbst die trefflichen Seiten des Werkes sehr in Schatten gestellt.

Ref. hat freymüthig seine Ansicht in Lob und Tadel ausgesprochen, wie er es vor einem Jahre dem Verf. verheissen hat, schon damahls in der mündlichen Discussion vielfach widerstreitend; die Freundschaft hat bisher der Wahrheit und der Wissenschaft Raum machen müssen. Doch werden es diese Blätter hoffentlich nicht verweigern, einen herzlichen Gruß und die Versicherung zu überbringen, daß die Erinnerung an die schönen mit dem Verf. verlebten Stunden unvergilgbar seyn wird.

H. L. Ahrens. //

B ü r i c h,

bey Drell, Füssli u. Comp. 1840. Monographie der Puerperalkrankheiten. Von Theod. Helm, Dr der Med., Chir. u. Geburtsh., der med. Facultät und der Gesellsch. der Ärzte zu Wien, wie der med. Gesellsch. zu Leipzig Mitgl. und emerit. Assist. am Wiener Gebärhause. XVI und 155 Seiten in Octav.

Vorliegende Schrift verdankt ihr Erscheinen der pathologisch-anatomischen Schule zu Wien, welche Rokitansky gegründet und in frischer Kraft noch gegenwärtig leitet. Ihre Grundsätze auch auf das Gebiet der Puerperalkrankheiten hinüber zu leiten, ist die Aufgabe des Verfassers, denn gerade bey dieser liefert der Leichenbefund feste Haltpuncte, und der Arzt braucht mit dem Namen der Krankheit nicht bloß Gedankenbilder zu verbinden. Er wird durch das Studium der Puerperalkrankheiten sich bald selbst ableiten, daß jedem Fieber entweder eine Affection irgend eines Organes oder doch eine bestimmte des Blutes zu Grunde liegen muß. Dadurch erhält das Fieber für ihn

seine wahre Bedeutung, daß es nämlich nie mehr als nur Symptom, jedoch oft ein nothwendiges, immer aber eins der wichtigsten sey. Er wird sehen, wie oft einige Zeichen die richtige Diagnose feststellen, und sehr bald die wesentlichen von den zufälligen unterscheiden. Die Sectionsdata sollen daher eine richtige Vorstellung der Krankheit und zuweilen auch eine richtige Erklärung ihrer Vorgänge, ihrer Aus- und Rückbildung, ihres Aufhörens begründen. Der Verf. hat in seiner Abhandlung keine ausführlichen Krankengeschichten mitgetheilt; sie passen nach seiner Ansicht nur, entweder wenn von einer neuen oder sehr seltenen Krankheit noch zu wenige Fälle bekannt sind, um aus ihnen das Gemeinschaftliche hervor zu heben und sie dadurch entbehrlich zu machen, oder wenn von einer schon bekannten Krankheit ein ganz eigenthümlicher, bisher noch nicht gekannter Verlauf beobachtet ward, sonst sind sie nur unnöthige Wiederholungen. Daß in der Darstellung der Krankheit Gegebene muß alle bisher bekannten Krankengeschichten in sich enthalten. Dieser Grundidee des Buches getreu wählte der Verf. den Leichenbefund zur Basis seiner Arbeit, und hat von diesem aus seine weitere Darstellung verfolgt. Er hat sich bemüht, dasjenige nur anzuführen, was mit den Sinnen erkannt werden kann; von Erklärungen und weitläufigen Auseinandersetzungen hat er sich entfernt gehalten, so wenig er auf die Meinungen Anderer sich eingelassen hat. — Im ersten Hauptstücke handelt er von den Wochenkrankheiten im Allgemeinen. Er gründet die veränderte Art des Gesundseyns bey Wöchnerinnen zunächst auf den Zustand von bestimmten Organen, in welchen diese durch die Geburt und ihre Folgen versetzt werden: diese Organe sind die Ge-

nitalien, das Peritonaeum, die Brustdrüsen und die Haut; daher kann von jedem der genannten Organe eine wahre Puerperalkrankheit ihren Ursprung nehmen, und diese Krankheiten sind: 1) Entzündung der Venen des Uterus, 2) Entz. der Schleimhaut desselben, 3) Entz. der Eierstöcke, 4) Entz. des Bauchfelles, 5) Entz. der Scheide und des Mittelfleisches, 6) Entz. der Brustdrüse, 7) Scharlach ähnliche Hautentzündung. Jede Wochenkrankheit kann eben so wohl allein, als gleichzeitig mit einer anderen Wochenkrankheit vorkommen; so kann der Uterus im Puerperio bedeutend erkranken, doch sein Bauchfellüberzug, die Ovarien, die Vagina bleiben gesund; aber eben so oft erkranken die Organe gemeinschaftlich, die Venen des Uterus und der Ovarien sind vereitert u. s. w., ja eine Wochenkrankheit kann erst im Verlauf eine andere hervorrufen, z. B. entsteht oft Phlebitis uterina in Folge von septischer Entzündung der Schleimhaut der Gebärmutter. Gegen die Annahme eines Puerperalfiebers erklärt sich der Verf., unter welchem man wohl gewöhnlich die verschiedenen Formen der Puerperalkrankheiten zusammen geworfen hat. Um dieses zu können, ist es nothwendig, daß solchen Krankheitsformen dieselben organischen Veränderungen oder doch solche entsprechen, welche in einander übergehen können. Die Veränderungen haben aber ihren Grund in irgend einer krankhaften Metamorphose des Organes, und sie stellt die pathologische Anatomie dar. Diese organischen Veränderungen machen aber für uns das Wesen der Krankheit aus und es ist die Aufgabe des Arztes, sie und eine bestimmte Reihe von veränderten Manifestationen des Lebens nach Außen oder die Form der Krankheit in Einklang zu bringen. Bey Puerperalkrankheiten geben aber gerade die Sectionen

den meisten Aufschluß; sie lehren mehrere Reihen von constanten organischen Veränderungen, die bald von diesem, bald von jenem Organe ausgehen. Darnach müssen auch die entsprechenden Formen, ihr Erscheinen und Verlauf festgestellt werden. Sie dürfen daher auch nicht unter dem gemeinschaftlichen Namen einer einzelnen Krankheit zusammen geworfen werden, wie es doch dadurch geschieht und geschah, daß man ein Puerperalfieber erfand, und diese Benennung auch noch das Bürgerrecht behauptet. So wenig nun aber die verschiedenen Puerperalkrankheiten sich unter einem gemeinschaftlichen Namen des Puerperalfiebers zusammen fassen lassen, so entspricht auch nicht eine einzelne Form diesem Namen, und es gibt auch von dieser Seite hiermit kein Puerperalfieber. Es kommen freylich bey Wöchnerinnen oft fieberhafte Erkrankungen vor, bey welchen man entweder erst im Verlaufe der Krankheit oder auch gar nicht den Sitz derselben ausmitteln kann. Hier könnte jemand leicht verleitet werden, diese sodann mit dem Namen Puerperalfieber zu belegen. Wenn jedoch ein solcher Fall noch früher tödtlich endet, als man über den Sitz der Krankheit ins Reine kommen konnte, so weist die Section jedes Mal irgend ein bestimmtes der genannten Organe als den wahren Herd des Übels nach. Es gibt somit keine Puerperalfieber, aber wohl wahre Puerperalkrankheiten. Die Wochenkrankheiten sind übrigens entzündlicher Natur; sie zeichnen sich von vielen andern durch die Heftigkeit ihres Auftretens sowohl als auch durch ihren bestimmten Verlauf aus; sie fangen mit Fieber an oder es gesellt sich in ihrem Verlaufe dazu. Eine Wochenkranke kann nicht eher für wirklich reconvalescent erklärt werden, bis nicht die letzte Spur des Fiebers verschwunden ist. Die

Puerperalkrankheiten sind eben so wohl sporadischen als epidemischen und endemischen Ursprungs; der letztere läßt sich durch Anhäufung und Verdichtung der Puerperalmiasmen und der Puerperalmephitiss erklären: letztere kann sich auch bis zum Contagium steigern. Interessant ist das Verhältnis der Wochenkrankheiten zu anderen Krankheiten, indem jene letztere theils ausschließen, theils von ihnen ausgeschlossen werden; so befällt die Mehrzahl der Entzündungen, der Wechselfieber, der Grantheme u. s. w. Wöchnerinnen sehr selten: selbst die Epidemien lassen sie gewöhnlich frey, wenn sie nicht zu heftig sind. Was die Ätiologie betrifft, so vermag jedwede äußere oder innere Ursache, die überhaupt im Stande ist, eine Krankheit hervor zu rufen, bey Wöchnerinnen eine Puerperalkrankheit zu bedingen. Obenan stehen ungewöhnlicher Verlauf der Schwangerschaft und Geburt, schlechte und schwere Kunsthilfe, moralische, endemische, epidemische Einflüsse, vielleicht auch Contagium. Für die Behandlung ist es die rein antiphlogistische Methode, welche in der Mehrzahl der Puerperalfälle guten Erfolg erwarten läßt. Der Verlauf der Krankheit oder der ursprüngliche Charakter derselben erfordert oft die antiseptische Methode, die wirkliche Reconvalescenz verlangt die negative Behandlung in hohem Grade. Nachdem der Verf. noch Einiges über die Prophylaxe der Wochenkrankheiten angegeben, auch dabey besonders auf Gebärhäuser Rücksicht genommen hat, geht er in dem zweyten Hauptstücke zur Betrachtung der Wochenkrankheiten ins Besondere über, und handelt hier zuerst die Entzündung der Venen des Uterus, seiner Anhänge und seiner Zellstoffschichte (Metrophlebitis puerp.) ab. Bey diesem Leiden zeigt die Section Eiter oder plastische Lymphe in den

Venen der Placentarstelle oder den Seitenwänden des Uterus, Vergrößerung des Lumens, Verdickung der Gefäßhäute, bey längerer Dauer Eiter in den nicht entzündeten Venen, um sie herum in der Substanz des Uterus lymphatisches Exsudat, sulzige oder zu Eiter zerflossene Lymphe in dem subperitonealen Zellgewebe des Uterus. Man findet Eiterung und Entzündung der Spermatica, der Cruralis, der V. cava, ja selbst ins Blut wird Eiter übertragen; zugleich entstehen oft Eiter- und Sauchemetastasen nach inneren oder äußeren Organen, manchmahl gesellen sich nach langem Verlaufe den übrigen anatomischen Zeichen die von Ösophagitis, von Laringitis, von Magenentzündung und Magenerweichung zu. Auch erscheinen wohl Metastasen nach Innen, Metastasen in den Lungen, nicht so oft in der Milz und Leber, selten im Gehirne und in der Niere, am seltensten im Herzen und im Auge. Aber auch nach Außen können sich Metastasen bilden; man findet Ablagerungen in der Schilddrüse, öfters in der großen Speicheldrüse. Sehr häufig ist Eiter in den verschiedenen Gelenken des Körpers, manchmahl in den Symphyßen des Beckens enthalten. Die Metastasen auf der Haut erscheinen vertheilt als Eiterblasen unter der Epidermis, oder concentrirt als Infiltration des subcutanen und intermusculären Zellgewebes. Unter den charakteristischen Erscheinungen des Leidens führt der Verf. die eintretenden Fröste auf. Die Kranken können acht bis zehn Tage fort fiebern, ohne die Gegenwart einer andern krankhaften Erscheinung. Mit einem Mahle tritt ein heftiger Frostanfall ein, dem ein zweyter, ein dritter folgt. Sie stellen die Diagnose fest. Diese Fröste kündeten nicht etwa die beginnende Eiterung an, sondern zeigen die geschehene Aufnahme

des Eiters ins Blut. Nach einigen Frostanfällen, welche manchemahl einen regelmäßigen Typus simulieren, verändert sich die Physiognomie der Wöchnerinnen bedeutend und schnell, es entsteht die charakteristische Puerperalphysiognomie, welche ein tiefes Leiden des Organismus ausdrückt. Oft bildet sich bey Phlebitis eine eigenthümliche icterische Decoloration der Haut und Albuginea aus. Wenn die Section im Gallensysteme nie etwas nachgewiesen hat, so scheint der Grund des Icterus nur in dem durch den aufgesogenen Eiter verdorbenen Blute zu liegen. Auch die Manie, welche bey der Krankheit zuweilen entsteht, schreibt der Verf. der Einwirkung des mit Eiter geschwängerten Blutes auf das Gehirn zu. Die Anfälle erfolgen oft plötzlich, dauern gewöhnlich fünf bis sechs Stunden und wiederholen sich selten. Die Section zeigt nur eine größere Menge Blutes in den größeren Gefäßen des Gehirnes. Die Phleb. ut. selbst entsteht auf dreyerley Weise: 1) das in den Venen der Placentalstelle des Uterus zurück gebliebene Blut trennt sich, anstatt durch einen solidescierenden Pfropf jene zu verschließen, in Cruor und Lympe; letztere zerfließt eiterig und ruft dadurch Entzündung der inneren Venenwand hervor. 2) Der Contact und die Resorption des malignen Fluidums, das bey septischer Schleimhautentzündung des Uterus erzeugt wird, bringen Entzündung und Eiterung der Gebärmuttervenen hervor. 3) Die Uterinvenen entzünden sich manigmahl, ohne eine von den oben angegebenen oder sonst nachweisbare Ursache, vielleicht durch mechanische Verletzung. Die Prognose ist im Allgemeinen schlecht zu stellen. Gleichzeitiges Ausbleiben der Frostanfälle und des Fiebers, wie neuer Metastasen, stellen allein eine günstige Vorhersagung, sonst ist sie immer höchst zweifelhaft.

Die Behandlung ist freylich darnach mit sehr kurzen Worten abgehandelt; der Verfasser sagt: eine rationelle Therapie der Metrophlebitis gibt es bis jetzt noch nicht. Intensive, allgemeine und örtliche antiphlogistische Behandlung scheint in manchen Fällen genützt zu haben. Außerlicher Gebrauch von Eis ist vielleicht manchmahl im Stande, der Entzündung und Eiterung Einhalt zu thun. Unter den Derivantien stehen Calomel und Salappa oben an, Mercur unter den Alterantien. Sind einmahl Fröste eingetreten, hat man von den Mitteln nichts mehr zu erwarten. Metastatische Manie, wie durch die äußeren Ablagerungen entstandene heftige Schmerzen, beschwichtigen Opium und Eis am sichersten. Von Mercurialinunctionen wäre vielleicht ein günstiger Erfolg zu erwarten. — War Entzündung der Schleimhaut des Uterus (Metrophlegmhymenitis puerp.) zugegen, so zeigt die Section entweder plastisches Exsudat auf der Schleimhaut und eine andere lethal gewordene Puerperalkrankheit, denn mit dem rein entzündlichen Charakter bringt diese Krankheit nicht zur Section: oder bräunlich-schwarzes stinkendes Exsudat auf der Schleimhaut des bis zum Zerreißen mürbe gewordenen Uterus. Die Behandlung erfordert in entzündlichen Fällen Antiphlogose, in den septischen Mineralsäuren. — Mit kurzer aber naturgetreuer Schilderung folgen dann die Entzündungen der Eyerstöcke, der Scheide und des Dammes. — Weiter beschreibt der Verfasser den Puerperalscharlach (Purpura puerp.) als eine eigenthümliche Wochenkrankheit. Diese ist nicht die gewöhnliche Scarlatina, da sie von keinem Contagium herrührt, auch keines hervor bringt; sie entsteht immer nur in den ersten Tagen nach der Geburt, erscheint ohne alle Schleimhautsymptome, erkennt keine Ordnung

im Ausbruche, kommt und verschwindet während des Verlaufes oft mehrere Male. Zeitig angewendete Antiphlogose ist zur Cur unerläßliche Bedingung. — Sehr ausführlich und sorgfältig ist das Kapitel über Entzündung des Bauchfelles gearbeitet; sehr vollständige Sectionsangaben eröffnen dasselbe und mit erfahrener Hand ist die Diagnose und das Leiden dieses Übels geschildert. Zu unterscheiden ist die rein entzündliche und der septische Charakter der Bauchfellentzündung. Peritonitis septica tritt mit sehr heftigem Fieber und bedeutendem Schmerz auf. Sehr früh Puerperalphysiognomie und livide Gesichtsfarbe, Verschwinden der Schmerzen, kleiner und außerordentlich schneller Puls, oft colliquative Diarrhoe oder Erbrechen grasgrüner Stoffe. Der Verlauf ist sehr rapide, und dauert höchstens 30 bis 40 Stunden. Die Phlegmacia alba dolens sieht der Verf. als eine Metastase der Peritonitis an, und sucht ihr Wesen in einer schnell erfolgenden serösen Ausschüttung in das Zellgewebe; mit dieser Ansicht stimmen indessen die vielen Erfahrungen älterer und neuerer Schriftsteller nicht überein, und es kann besonders das dagegen geltend gemacht werden, daß die Phlegm. alb. dol. häufig bald nach der Geburt sich ausgebildet, wo durchaus keine Erscheinungen der Peritonitis vorhanden waren, noch auch später beobachtet worden sind. Wenn sich der Verf. auf Sectionen beruft, so kann dagegen eingewendet werden, daß bey bewährten Schriftstellern über diese Krankheiten die genauesten Leichenzergliederungen nicht eine Spur von Entzündung u. s. w. in der Bauchhöhle gefunden haben. Hierin ist der Verf. offenbar zu weit gegangen. Auch was der Verf. über den Friesel sagt, daß das Erscheinen desselben in den Wochenkrankheiten ein ganz gleichgültiges Symptom sey, möchte nicht ganz richtig

seyn. Kann der Friesel, wie auch der Verf. ganz richtig bemerkt, zu jeder Zeit bey Wöchnerinnen hervor gerufen werden, und liegt daher die Disposition zu demselben nicht in den Puerperalkrankheiten, sondern im Wochenbette selbst, so ist der Friesel doch dann, wenn er sich zur Peritonitis gesellt, wenn er bey brennend heißer und trockener Haut ausbricht, ein im höchsten Grade gefährliches Zeichen. Die Behandlung der Peritonitis handelt der Verf. wieder sehr kurz ab; ist die Entzündung nicht septisch, so ist bey heftigem Ausbruche und Fieber die Venesection unerläßlich, ihre Wiederholung oft nothwendiges Bedingniß der Besserung. Örtliche Blutentleerungen, wie ihre Wiederholung, bestimmen die Heftigkeit und die Ausdehnung der Schmerzen. Eisfomente mäßigen oft am schnellsten Fieber und Schmerz. Ein Hauptmittel, die vorwaltende Plasticität zu vermindern, ist Mercur in großen Dosen innerlich und äußerlich angewandt. Die Peritonitis septica spottet jeder Behandlung. Mit ein Paar Worten über die Mastitis puerperalis schließt der Verf. seine Abhandlung; als das sicherste Mittel, die gewöhnlich sehr schnell eintretende Eiterung zu verhüten oder doch zu beschränken, empfiehlt der Verf. wenigstens 24 Stunden hindurch die entzündete Brust mit Eis zu fomentieren. — Dies der Inhalt einer Schrift, welche allerdings als eine interessante Neuigkeit der jüngsten medicinischen Literatur dasteht, bey welcher sich aber unwillkürlich der Gedanke ausdrängt, es könnte diese Monographie nur ein Prodromus eines größeren und ausführlichen Werkes über Wochenkrankheiten seyn, welches der Verf. später vielleicht einmal nachliefern werde.

v. S.

L o n d o n.

Printed for the Camden Society. 1841. The

second book of the travels of Nicander Nuci-
 us of Corcyra. Edited by the Rev. J. A.
 Cramer. XXVII und 126 Seiten in Quart.

Der vorliegende Reisebericht ist, auf Betrieb der
 Camden Society nach der in der Bodleian Li-
 brary aufbewahrten, einst im Besitze des bekann-
 ten Erzbischofs Laud befindlichen, leider nicht voll-
 ständig erhaltenen griechischen Handschrift abge-
 druckt. Durch Montfaucons bibliotheca biblio-
 thecarum in Kenntniß gesetzt, daß sich ein unver-
 kürzter Codex dieses Werkes auf der ambrosiani-
 schen Bibliothek in Mailand befinde, bemühte sich
 der Herausgeber auf manigfache Weise, sich in den
 Besiß einer Abschrift desselben zu setzen. Aber
 seine Versuche waren erfolglos; sie wurden durch
 den Bescheid eines der Vorsteher der genannten
 Bibliothek zurück gewiesen, daß man selbst an die
 Veröffentlichung der fraglichen Handschrift denke,
 ein Bescheid, der bekanntlich mit eben so schlechter
 Begründung bey mehr als einer Gelegenheit von
 Vorstehern öffentlicher Bücherschätze ertheilt worden
 ist. Dadurch sah sich der Herausgeber gezwungen,
 sich auf den Abdruck der verstümmelten Handschrift
 in seiner Heimath zu beschränken.

Die in der Einleitung gegebenen Nachrichten
 über Nicander Nuci-
 us lauten äußerst dürftig und
 beschränken sich auf die im ersten Buche enthalte-
 nen Mittheilungen des Verfassers über sein Leben.
 Durch nicht genanntes Mißgeschick aus seinem Va-
 terlande vertrieben, wurde derselbe in Venedig mit
 dem gelehrten Niederländer Gerardus bekannt, wel-
 cher, mit einer Botschaft Kaiser Karls V. beauf-
 tragt, damahls auf dem Wege nach der Residenz
 des Großherrs war, trat in dessen Dienst, beglei-
 tete ihn nach Constantinopel und kehrte mit ihm
 nach Italien zurück. Von hier setzten beide die
 Reise über das durch Abhaltung des Concils be-

sonders lebhafte Trient, über Augsburg, Ulm, Speier, Mainz und Cöln nach Aachen, von da über Löwen an den Hof des Kaisers in Brüssel fort. Mit seinem Dienstherrn folgte er dem Hofe Karls V. nach Antwerpen und Gent, dann nach England, wohin der Erstgenannte in besonderen Aufträgen seines Herrn reiste. Diese Reiseberichte, welche das erste Buch der Handschrift einnehmen und für den Freund deutscher Geschichte von besonderem Interesse seyn würden, sind hier leider nicht abgedruckt. Der Herausgeber begnügt sich mit der Veröffentlichung des zweyten, lediglich auf die Schilderung von Verhältnissen und Zuständen Englands Bezug habenden Buches. Mag immerhin dem Berichte die Tiefe der Auffassung abgehen, so scheint doch der Herausgeber zu viel gesagt zu haben, wenn er in der Einleitung bemerkt: his works must be regarded rather as a literary curiosity, than as supplying any considerable deficiency in the annals of our country. Die Anschauung der englischen Verhältnisse von Seiten eines Fremden, eines Corchyräers, der, mit dem Entwicklungsgange der Staaten des mittleren Europa wenig bekannt, urplötzlich in die von Heinrich VIII. hervor gerufene kirchliche und politische Bewegung eintritt, ist schon als solche nicht ohne Werth. — Dem griechischen Texte ist eine englische Übersetzung angehängt. Die in der Vorrede gegebenen Mittheilungen über den oben genannten Gerardus stammen von dem Grafen Mortara. Nach ihm ist hierunter kein anderer zu verstehen, als jener Gerard Beltruyck oder Feldwig aus Ravenstein, der durch den älteren Granvella in den unmittelbaren Dienst des Kaisers gezogen wurde, eine zweymahlige Gesandtschaftsreise (1545 und 1546) zu Solyman II. unternahm und 1555 zu Wien endete.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

150. Stück.

Den 15. August 1842.

B e r l i n ,

bey Veit. 1842. Schönlein's klinische Vorträge in dem Charité-Krankenhaus zu Berlin. Redigirt und herausgegeben von Dr. L. Güterbock. Erstes Heft. VIII u. 192 Seiten in Octav.

Eine nähere Berücksichtigung der vorliegenden Schrift in unseren gelehrten Anzeigen möchte wohl Vielen nicht bloß wegen des Raumes dieser Blätter, sondern besonders auch wegen des etwa für zweifelhaft gehaltenen Verhältnisses der Schrift selbst zu dem hochberühmten Lehrer und Arzte, dessen Vorträge angeblich darin mitgetheilt werden, einiger Rechtfertigung zu bedürfen scheinen. Das Verhältniß desselben zur medicinischen Welt ist überhaupt ein wo nicht einziges, doch sehr eigenes. Seine auf das höchste gepriesenen Lehren sind bis jetzt bloß durch Zuhörer und die von einem oder einigen derselben heraus gegebenen Vorlesungen verbreitet worden, und wenn einer, wie es hier und da geschehen, es gewagt hat über die Vortrefflichkeit derselben Zweifel zu äußern, einzelne Sätze

oder überhaupt das darin aufgestellte, angeblich natürliche, System der Krankheiten zu bestreiten, so wurde er gleich bedeutet, daß es unrecht sey, sich an eine Schrift zu halten, die Schönlein selbst desavouiert habe, und die nach dessen eigener Erklärung seine früheren Vorträge unvollständig, höchst fehlerhaft und häufig zu baarem Unsinne entstellt wiedergebe; daher auch Rec., als er vor einigen Jahren bey der hier eingetretenen Epidemie veranlaßt wurde, sich über Schönlein's Meinung von den Varioloiden zu äußern, es für rathsam hielt, sich besonders an das von Schönlein selbst in der zu Zürich gehaltenen Versammlung der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft über diesen Gegenstand Ausgesprochene zu halten. Freylich ist anderswo auch schon geäußert worden, daß die gedruckten Vorlesungen doch, mit wenigen Ausnahmen, seine Lehren, wie er sie noch vor wenigen Jahren vorgetragen, enthielten, daß man sich daher durch kein Desavouieren irre machen lassen dürfe, und Rec. hat es ebenfalls in der zweyten Abhandlung über die Varioloiden (historisch-medicinische Bemerkungen über angebliche Varioloiden-Epidemien S. 4) ausgesprochen, wie es sich in den Schriften von Schönlein's Schülern immer mehr zeige, daß auch andere in jenen Vorlesungen angeführte Ansichten, so wie die Classification der Krankheiten, dieervielfältigung der Arten, die oft seltsame Terminologie u. s. w. doch ihm selbst zuzuschreiben seyn möchten. Manche Anhänger desselben scheinen indessen auch zu fühlen, daß die Vertheidigung vieler in den Vorlesungen enthaltenen Sätze schwer seyn möchte, und es hat endlich einer selbst erklärt, daß man bey einer anständigen Polemik gegen Schönlein nicht die Außenwerke (das abgedruckte Heft), sondern die starken Stellen

desselben angreifen, ihn auf dem Terrain, auf welchem er Großes leiste, auffuchen, seine klinische Lehrmethode, sein Kranken-Examen, seine Diagnostik, seine Technik der Diagnostik u. s. w. zum Gegenstande seiner Bekämpfung wählen müsse. — Auf diesem Terrain handelnd wird er nun aber in der vorliegenden Schrift dargestellt, deren Herausgeber, welcher auch von Schönlein als Gehilfe in der Klinik bey mikroskopischen Untersuchungen benützt wird, vorzüglich (Vorrede S. IV) den Zweck hatte, den eigenthümlichen Vortrag Schönlein's, seine Lehrmethode, Untersuchungs-, Beobachtungs- und Behandlungsweise der Kranken wieder zu geben, und welcher daher die Erzählung der sorgfältig mitbeobachteten Fälle nebst den Bemerkungen des Lehrers mit möglichst genauer Benutzung von dessen eigenen Worten in einen zusammenhängenden Vortrag einzukleiden versuchte, damit dem Leser ein lebendiges Bild der Schönleinschen Klinik vorgeführt, er als theilnehmender Zuhörer in sie hinein versetzt werde, und bey dem einzelnen Krankheitsfalle dem Lehrer eben so gut wie der anwesende Zuhörer folgen könne. Ubrigens ist bis jetzt von einem Desavouieren dieser Vorträge nichts bekannt geworden, sondern es hat im Gegentheile Häser, nachdem er in dem vorletzten Stücke seines Repertoriums in einer kurzen Anzeige dieser Vorträge, worin sie des Gegenstandes wegen für höchst beachtenswerth und für sehr gut redigiert erklärt werden, die Vermuthung, daß wohl die Einwilligung Schönlein's zur Herausgabe dieser Vorträge fehle, weil die Vorrede von einer solchen Einwilligung nichts enthalte, geäußert, und theils den Raum, theils und vorzüglich die leider nicht constatirte Authenticität der Vorträge als Gründe, die ihm in das Nähere einzugehen verböten, ange-

führt hatte, sich bewogen gefunden in dem neuesten Stücke eine Berichtigung abdrucken zu lassen und zu erklären, daß in jener Anzeige sich in so fern ein Irrthum vorfinde, als die angedeutete Vermuthung auf einer voreiligen Schlußfolge beruhe. Da aber ohnehin die Vorträge einmahl gedruckt sind, gewis schon wegen des Namens des Lehrers die weiteste Verbreitung erhalten und wie die früheren Vorlesungen einen großen (wir möchten nur wünschen: einen durchaus guten) Einfluß auf die Bildung vieler jungen Ärzte haben werden, so kann man um so mehr sowohl auf das Recht Anspruch machen, als auch es für rathsam halten, die gerühmte Vortrefflichkeit derselben etwas genauer zu prüfen.

Über den Geist und Zweck der Schönleinschen Klinik hat der Herausgeber in der Vorrede (S. V ff.) bemerkt, daß dieselbe nicht für Anfänger bestimmt sey, daß man darin keine Receptformeln und Anleitung Recepte zu schreiben u. s. w. finde, daß Schönlein weniger die auf den deutschen Universitäten so beliebte sokratische Lehrmethode befolge, sondern auf die bey weitem größere Anzahl seiner so genannten auscultierenden Zuhörer Rücksicht nehmend und den Practicanten mehr als Mitbeobachter betrachtend (!) meist selber über den Zustand des Kranken in einem zusammen hängenden Vortrage, welchem er alsdann seine werthvollen Erfahrungen und Beobachtungen einschalte, referiere. Sie soll eine höhere, reifere Klinik seyn, zu wissenschaftlichen practischen Ärzten ausbilden!

Eine solche Einrichtung der Klinik, wobey nur der Professor handelt oder den Assistenten die Recepte verschreiben läßt, die Studirenden nur sehen und hören, nicht zum Selbsthandeln geführt werden, ist bekanntlich nicht neu und seit langer Zeit

besonders in England und Frankreich die gewöhnliche gewesen. Sie mag für manche Zuhörer und Lehrer bequemer und anziehender seyn, und kann auch ihren Nutzen haben. Daß sie aber zur Bildung junger Ärzte weit weniger geeignet ist, als die seit langer Zeit von den trefflichsten deutschen Lehrern der Klinik befolgte und auch von mir durch vieljährige Erfahrung besonders erprobt gefundene, wornach nämlich die Studierenden sich nicht bloß passiv, bloß als Zuschauer oder Zuhörer, zu verhalten, sondern unter gehöriger Aufsicht und Anleitung an den klinischen Geschäften selbst thätigen Antheil zu nehmen haben, darüber habe ich früher schon meine Überzeugung ausgesprochen und kann mich hier auf das von mir auch in diesen Blättern (1838 S. 719—720), so wie besonders (1827 St. 76) in der Anzeige von James Clark's Observations on the System of teaching clinical Medicine in the University of Edinburgh Gesagte beziehen, welcher sehr unterrichtete, als Schriftsteller und Arzt mit Recht geschätzte, Ausländer übrigens, nachdem er früher die Edinburger Schule gegen Tommasini vertheidigt, dann während seines Aufenthaltes in Deutschland die Klinik auf mehreren Universitäten und auch die meinige eine Zeitlang aufmerksam beobachtet hatte, die Vorzüge der deutschen Klinik öffentlich anerkannt und sie selbst den Professoren zu Edinburg zur Nachahmung empfohlen hat. Ich bemerke hier nur noch, daß wenn in der Vorrede zu der vorliegenden Schrift (S. V) eine solche Klinik, im Gegensatz der höheren, wissenschaftlichen Schönleinschen, nur als Repetitorium und Examinatorium über die theoretischen Collegien, ein Hin- und Herexaminieren am Krankenbette und als Anleitung, Recepte zu schreiben, charakterisirt wird, dies wenig Einsicht

in den Geist und Zweck jener Klinik verräth, dagegen eine starke, doch mehr ins Lächerliche fallende, Unmaßung in der Herabwürdigung derselben ausdrückt. Haben unsere Franks, Berends, Hufeland, Reil, Clarus und andere treffliche Lehrer, welche diese Methode befolgten, sich auf ein Hin- und Herexaminiern am Krankenbette beschränkt, nicht vielmehr die Studierenden bey den verschiedenen klinischen Geschäften geleitet, nicht die Beförderung der Wissenschaft bezweckt und nicht auch wissenschaftliche Bemerkungen mitgetheilt? Und ist nicht die Rücksicht auf Materia medica mit gehöriger Beziehung auf allgemeine Therapie, die feinere Unterscheidung der besonderen Eigenschaften und Wirkungen der Mittel, die zweckmäßige Auswahl und Verordnung derselben so höchst wichtig und gerade auch wegen ihrer bekannten Schwierigkeiten für den Anfänger noch später bey dem klinischen Unterrichte so nöthig, daß sich ihrer auch eine so genannte höhere Klinik eben nicht zu schämen hätte? Eine gute examinerische Methode ist übrigens an sich schon keine leichte und verächtliche Sache, die Rücksicht auf die verschiedenen Fähigkeiten und Kenntnisse der jungen Ärzte und die gehörige Leitung und Zurechtweisung derselben ein allerdings mühsames Geschäft, aber doch das beste Mittel zur Bildung derselben.

Doch wir wollen nun sehen, ob das in diesen Vorträgen Mitgetheilte einer höheren Klinik wirklich entspricht. Um aber das Urtheil gehörig zu begründen, können wir es bey einer Schrift dieser Art nicht wohl vermeiden, Mehreres aus den Krankheitsgeschichten hier umständlicher, als es sonst dem Plane dieser Anzeigen entsprechend seyn möchte, vorzulegen.

Was zuerst das Kranken-Examen betrifft, so ist

freylich zu bemerken, daß in diesen Vorträgen meistens nur die Resultate desselben mitgetheilt werden, und daß man in der Hinsicht kein vollständiges Bild von Schönlein's Handeln am Krankenbette dadurch erhält. Bey einem Falle, welcher für Dilatation des linken Herzventrikels mit mäßiger Hypertrophie und Leiden der Aortenklappe, wie auch mit Anschwellung des linken Leberlappens und Oedema pedum erklärt worden, wird indessen gleich Anfangs (S. 179) die Frage aufgeworfen: 'Wollen Sie bey der Untersuchung dieses Kranken nach der genetischen Methode verfahren, d. h. fragen, wann er sich zuerst krank gefühlt, wie seiner Beobachtung zufolge seine jetzige Krankheit sich entwickelt habe? — oder wollen Sie hier die analytische Methode anwenden, die damit anfängt, den Status praesens aufzufassen, und dann aus der Gegenwart rückwärts in die Vergangenheit geht? — Ich glaube, daß bey chronischen Krankheiten die genetische Methode den Vorzug verdient; jedenfalls müssen aber die durch die erste Methode gewonnenen Resultate durch die zweyte controliert werden.' Abgesehen indessen davon, daß bey der Methode des Kranken=Gramens, wo man mit der Untersuchung der Vergangenheit anfängt, es dem Kranken selbst oft sonderbar erscheinen muß, wenn man nicht gleich seinen ihm so dringend scheinenden gegenwärtigen Zustand beachtet, sondern erst nach längst vergangenen oder etwa in der Kindheit vorgekommenen Krankheiten fragt, so hat unserer vollen Überzeugung nach schon Hufeland in seiner vortrefflichen Abhandlung von den Heilungsobjecten (S. 89 ff.) die wichtigsten Gründe gegen jene Methode angeführt und besonders auch mit Recht bemerkt, daß dabey leicht eine vorgefaßte Meinung von der Krankheit gebildet werde, weshalb er die

Methode, wo man mit der Erforschung des gegenwärtigen Zustandes anfangt, und dann den Rückblick auf die Vergangenheit folgen lasse, für die beste halte, diese von jeher in seiner Praxis beobachtet, auch seit 40 Jahren in seiner Klinik befolgt und seine Zuhörer streng daran gehalten habe. Der vorliegende Fall möchte nicht durchaus für die von Schönlein eingeschlagene Methode sprechen, sondern eher einigen Beleg für die Richtigkeit von Hufeland's Meinung abgeben. Der Kranke (den übrigens nach Seite 80 Schönlein schon am Tage vorher gesehen und für sich untersucht hatte) gab an, er sey früher immer gesund gewesen, habe nur vor ungefähr neun Jahren einen Krähenschlag gehabt, der in der dortigen Charité mittelst der Schwefelsalbe geheilt worden. Später habe er zuweilen noch Pickelchen zwischen den Fingern bemerkt, die besonders in der Bettwärme zum Vorschein kamen, jedoch eben so schnell wieder vergingen. Seit neun Monaten habe er seine jetzige Krankheit, Brustbeschwerden, Luftmangel, Herzschnellen &c. empfunden, und seit vier Monaten sey diese heftiger geworden. Nachdem nun die Brust, und insbesondere das Herz untersucht und die Symptome überhaupt berücksichtigt worden waren, heißt es auf die Frage: Welches sind nun die Ursachen dieses Leidens? 'Wir finden in der Anamnese keine andere Krankheit als die Krähe.' — In den neuesten Tagen ist die Annahme von den Krähnachkrankheiten, diesem alten medicinischen Dogma, nicht bloß schwankend, sondern verlassen und verhöhnt worden.' (Das kann doch wohl nicht so allgemein behauptet werden).

(Fortsetzung folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

151. 152. Stück.

Den 18. August 1842.

B e r l i n.

Fortsetzung der Anzeige: 'Schönlein's klinische Vorträge in dem Charité = Krankenhause zu Berlin. Redigiert und herausgegeben von Dr. L. Güterbock.'

'Von den älteren Ärzten ist es besonders Nutzenrieth, der einen meisterhaften Aufsatz (1807) darüber geschrieben, so daß es eine der größten Unverschämtheiten ist, wenn Hahnemann der erste zu seyn behauptete, welcher auf die Krähnackfrankheiten aufmerksam gemacht hat.' (Nutzenrieth hat sie, die längst vorher wenn auch nicht so allgemein angenommen worden waren, bekanntlich auf sehr übertriebene Weise angenommen und sie sollen in seiner Klinik eine sehr große Rolle gespielt haben). Dann wird von den Krähmitteln gesprochen und gesagt, daß ihr Vorhandenseyn das alte Dogma von den Krähnackfrankheiten nicht umstoße. (Ältere Ärzte, namentlich Baldinger, Progr. exanthemata non a vermibus oriri etc., haben selbst die von zurück getretener Kräge ent-

stehenden Krankheiten als einen Grund angeführt, daß die Milben nicht die wahre Ursache der Krätze seyn könnten). Auch die Einwendung, daß man durch Einimpfung des Insectes Krätze erzeugen könne, sey kein schlagender Beweis, indem man mit dem Insect noch etwas von dem Krätzcontagium übergetragen haben könne. Sollte der Versuch schlagend seyn, so müßte man zuvor das mikroskopische Insect gebadet und mit der Bürste gereinigt haben, da man wisse, daß nicht ein Pfund, sondern welche kleine Quantität des Contagiums zu seiner Übertragung nothwendig sey. Nachdem auch noch die Verhältnisse krätziger Geschwüre bey Alten für die Nachkrankheiten der Krätze angeführt worden, wird die Äußerung hinzu gefügt: 'Ich will gerade keine Tyranny ausüben und Sie zur Annahme dieser Ansicht zwingen; indessen bekenne ich, daß die angeführten Gründe bey mir die vollkommenste Überzeugung erregt haben, daß Krätze Nachkrankheiten hervor bringen könne.' (Diese Überzeugung kann man wohl theilen und auch dem gegen die Milben als eigentliche Ursache der Krätze Gesagten beystimmen, wenn man auch in dem vorliegenden Falle gerade nicht die vor neun Jahren Statt gefundene Krätze als die Ursache der gegenwärtigen Krankheit hätte beschuldigen mögen). Nach zwey Tagen wird der Gegenstand nochmahls besprochen und unter anderen für die Annahme, daß die vor neun Jahren dagewesene Krätze der Grund dieser Herzkrankheit seyn könne, angeführt, daß der Kranke die Herzkrankheit schon früher gehabt haben könne, ohne sie zu empfinden, so wie daß durchaus keine andere Veranlassung derselben aufzufinden sey, er nie rheumatische Affectionen gehabt haben wolle. Einige Tage später wurde aber offen bekannt, es habe sich nach wiederholtem

Nachfragen und Nachforschen jetzt ergeben, daß der Kranke vor ungefähr Jahresfrist an einer heftigen rheumatischen Augenentzündung mit großer Neigung zur Pannus-Bildung gelitten. Das stimme überein mit dem erst vor einigen Monaten(?) wahrgenommenen Herzübel. Wie sich im Auge Pannus, habe sich nun in den Herzklappen eine ähnliche Production gebildet (!). Auch habe sich noch ein Causalmoment für seine Leberaffection gefunden, indem er in einer Stellung und Lage habe aushalten müssen, wobey ihm nicht viel Bewegung erlaubt war und er außerdem durchaus keinen Widerwillen gegen Spirituosa habe. 'Wir haben (heißt es dann) hier also, wie man zu sagen pflegt, die Kirche ums Dorf getragen; doch haben wir vom Causalnerus der Herzaffection und Krätze sprechen müssen, da der Kranke uns nur diese angegeben, und wir keine idiopathische Herzkrankheit annehmen konnten. Jetzt kennen wir den Zusammenhang besser.' Aber auch der Zusammenhang der Herzkrankheit mit der angeblich rheumatischen Augenentzündung möchte doch Manchem nicht so unzweifelhaft erscheinen. Es ist erstens gar nicht dargethan, daß es eine wirklich rheumatische Augenentzündung gewesen ist. Hat man bey dem wiederholten Nachfragen und Nachforschen es von einem früheren tüchtigen Arzte gehört, oder bloß von dem Kranken, der wenige Tage vorher erklärt haben soll, nie rheumatische Affectionen gehabt zu haben? Sodann ist es wohl wahr, daß eine heftige und allgemeinere rheumatische Affection, besonders ein wahrer Rheumatismus acutus, Affectionen des Herzens bewirken kann, wenn es auch nicht so häufig, wie von Bouillaud behauptet worden, der Fall ist. Von einer bloßen Augenentzündung möchte das aber kaum bemerkt worden

seyn. Übrigens wird es wohl Vielen auffallen, daß der interessante, im Anfange des Semesters am 2ten Nov. 1840 aufgenommene Kranke schon am 17ten Nov. 1840 aus dem klinischen Saale in eine andere Abtheilung der Charité verlegt worden ist. Es sollen zwar nach dem Gebrauche der Digitalis (die bekanntlich das wahre Labsal vieler Herzkranken ist) manche Symptome verschwunden seyn. Doch ist hier selbst S. 183 bemerkt worden, daß man durch ein Inf. Digital. und Extr. Taraxaci ein Klappenleiden des Herzens nicht werde beseitigen können, so wie denn auch am 17. Nov. 1840 der Puls noch unregelmäßig war und die so genannten objectiven Symptome die gleichen geblieben seyn sollen. Wie lange die durch die Digitalis bewirkte Linderung gedauert hat, wie es weiter mit dem Kranken gegangen, ob die Diagnose sonst noch bestätigt worden u. s. w., darüber ist auch von dem Herausgeber gar nichts mitgetheilt worden, so daß Mancher die Mittheilung des Falles überhaupt fast mehr als Ironie in Bezug auf die voreilige Annahme der Krähnachkrankheiten ansehen könnte.

Unter den einzelnen hier erzählten Krankheitsfällen gehören sechs zu den Fiebern, mit deren Betrachtung der Anfang gemacht wird und die sämmtlich die Überschrift Typhus abdominalis haben. Der erste betrifft einen 19 Jahr alten Weberlehrling. Über die Constitution desselben, seine früheren Gesundheitsumstände, die Ursachen der gegenwärtigen Krankheit wird gar nichts mitgetheilt. Es wird nur gesagt, daß er nach seiner Erzählung seit 4 Wochen unwohl gewesen, sich matt fühle und seine Füße zu schwach den Körper zu tragen, daß er häufig Schwindel bekommen, daß sein Schlaf unruhig, von Träumen unterbrochen sey,

daß er in der Stirngegend einen drückenden Schmerz empfunden, vor 8 oder 9 Tagen heftige Frostanfalle bekommen habe, denen seitdem anhaltende Hitze gefolgt sey. Es wird dann angenommen, daß sich die Krankheit bis zu diesem Zeitpunkte (vor 8 oder 9 Tagen) im Stadium der Opportunität befunden und somit jetzt in die zweyte siebentägige Periode trete. Hierauf wird weiter geschlossen, daß, da man drey Reihen von Erscheinungen vorfinde: 1) nervöse Symptome, als Mattigkeit, Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, Schwanken bey'm Aufrichten, Schlaflosigkeit, 2) Schleimhautsymptome, weichen Unterleib, der nicht schmerzhaft, selbst nicht an der Coecalgegend auf angebrachten starken Druck sey, drey mehr wässrige Stühle in den letzten 24 Stunden, weißlich belegte Zunge, die gestern Abend auf ihrer Höhe trocken war, 3) Reactionssymptome, remittierendes Fieber, einen heute 84 Schläge machenden Puls, der gestern Abend 108 in der Minute machte, verschlossene, trockene, Abends heißere Haut, unklaren, einen schleimigen Bodensatz machenden Harn, nach Zusammenstellung dieser 3 Reihen von Erscheinungen kein Zweifel obwalten werde, daß die Diagnose der vorliegenden Krankheit auf Abdominaltyphus im Anfange der zweyten siebentägigen Periode zu stellen sey.

Nicht jeder möchte aber wenigstens nach den hier allein angeführten Symptomen diese Diagnose für so über allen Zweifel erhaben halten. Man kann dies auch nicht, selbst wenn man von der Ansicht absehen will, wornach die Darmgeschwüre wie die ihnen vorher gehenden Veränderungen des Darmes oft mehr für die Wirkung der Krankheit gehalten werden, (welche Ansicht Rec. schon in seiner Commentat. de febris, praesertim nervosae,

ad inflammationes et ulcera intestinorum relatione 1830 geäußert, für die sich auch Stieglitz erklärt und die besonders Clarus in den mit RADIUS heraus gegebenen Beiträgen zur medic. und chirurg. Klinik 1833. Bd. 1. S. 99 ff., in den Beitr. z. prakt. Heilk. 1837. S. 185 ff. und in den Adversar. clinic. umständlicher erörtert und dabey auch wiederholt versichert hat, daß er die Darmgeschwüre und die voran gehenden Veränderungen Jahre lang, bey mehreren Typhusepidemien vergebens gesucht, zu anderer Zeit aber wieder sehr häufig gefunden habe, und daß man daher seines Erachtens einen großen und gefährlichen Irrthum begehe, wenn man, auf die Erfahrung weniger Jahre gestützt, diese Erscheinung entweder ganz leugnet, oder für allgemein hält, und in letzterem Falle das ganze Wesen einer so vielseitigen und vielgestalteten Krankheit als der Typhus ist, aus einem bloß zufälligen Nebenumstande zu erklären und auf ihn die Heilmethode zu gründen versucht). Wenn man nämlich es auch anerkennt, daß die Darmgeschwüre oft ein bedeutendes Moment in Fiebern sind, so muß man doch Bedenken tragen, diese Affection der Gedärme gleich anzunehmen, wo nicht sichere Zeichen derselben vorhanden sind, und besonders in gastrisch=nervösen Fiebern so oft, wie es von manchen Neueren geschieht, auf den so genannten Abdominaltyphus zu schließen, indem dies zu höchst nachtheiliger Vernachlässigung sowohl der nöthigen Brechmittel und überhaupt der antigastrischen Methode als auch der besonders späterhin nicht minder wichtigen Nervenmittel führt. In dem vorliegenden Falle fehlten ja aber die zu den wichtigsten Zeichen des so genannten Abdominaltyphus gerechneten Leibscherzen in der rechten Leistenegend u. gänzlich, und wenn auch diese al-

Irdings nicht durchaus beständig sind, so konnte man doch wohl hier in Abwesenheit derselben aus den übrigen, die auch bey anderen zum nervösen sich neigenden Fiebern vorkommen, wohl nicht mit Grund auf das Daseyn des Abdominaltyphus schließen.

Nachdem nun aber die Diagnose auf Abdominaltyphus gestellt war, wird in therapeutischer Hinsicht von Versuchen, diesen Krankheitsproceß abzuschneiden, 'ihn (nach einem beliebten Ausdrucke der Schönleinschen Schule) abortiv zu Grunde gehen zu machen, oder, wenn dies nicht mehr möglich, wenigstens seinen Verlauf zu ermäßigen' gesprochen. Die älteren Ärzte (als welche in einer Anmerkung Hildenbrandt, Stoll und Richter namentlich angeführt werden) sollen den Abortus der Krankheit durch Brechmittel zu bewirken gesucht haben, wogegen sich aber Schönlein entschieden erklärt hat, da er nichts Vortheilhaftes von ihnen gesehen, selbst wenn er sich nur der *Specacuanha* bedient habe, ja vielmehr glaube, daß der Krankheitsproceß dadurch, besonders wenn er mit der *Specacuanha* den *Tartarus stibiatus* gegeben, bössartiger geworden sey. Auch scheint ihm durch den Reiz, welchen das Emeticum auf der Darmschleimhaut ausübe, das Exanthem auf derselben um so intensiver zu werden. In einem andern Falle aber wird (S. 29.) geradezu gesagt, daß das Brechmittel die Eruption auf der Bauchschleimhaut präcipitiert habe, eben so wie man die Eruption der Pocken und des Scharlachs durch Hautreize, selbst durch eine einfache Aderlaßwunde beschleunigen (?) könne. — In Ansehung der genannten Ärzte braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß sie wie andere wirklich ältere Ärzte die Brechmittel im Anfange ansteckender und anderer

Nervenfieber angewendet haben und zwar allerdings oft mit sehr gutem Erfolge, daß aber zu ihrer Zeit nicht von dem so genannten Abdominaltyphus die Rede war, und daß sie in dem vorliegenden, schon so weit vorgerückten Falle schwerlich noch daran gedacht haben würden, einen Abortus der Krankheit durch ein Brechmittel bewirken zu können. Dagegen haben gerade so manche der neuesten Ärzte, welche den Abdominaltyphus vor sich zu haben glaubten, Brechmittel im Anfange desselben angewendet und den Nutzen derselben in vielen Fällen gerühmt. Sa selbst in der nach Schönlein's Vorlesungen heraus gegebenen Pathologie und Therapie, 2. Ausg. Würzb. 1832, B. 2. S. 40 wird zu der zweckmäßigeren Behandlung gerechnet: 'im ersten Stadium gleich ein Emeticum. Brechweinstein mit Specacuanha, nicht den Tart. emet. für sich wegen Gefahr des Durchschlagens. Wiederholung desselben, wenn nach zwey bis drey Tagen die Erscheinungen von Saburralreizung wieder zugegen seyn sollten.' Auch wird noch hinzu gefügt: 'Die Erfahrung hat es bestätigt, daß je stärker die durch das Emeticum herbey geführten Ausleerungen sind, desto schwächer die Eruption der Grantheme (auf der Darmschleimhaut) sey.' Hat ein Nachschreiber auch hier Schönlein's Meinung mißverstanden? Oder hat dieser sie geändert und der früheren Erfahrungen sich nicht mehr erinnert? Jedenfalls hatte er keinen Grund, den älteren Ärzten, welche die Brechmittel unter geeigneten Umständen anwandten, Vorwürfe zu machen. — Beachtenswerther scheint ihm (S. 3) aber zum Zwecke des Abschneidens des typhösen Krankheitsprocesses ein Vorschlag neuerer Zeit, nämlich die Anwendung des Calomels. Dem alten Nutzenrieth gebühre das Verdienst, dasselbe zuerst in den Ty-

phen gebraucht zu haben; derselbe habe es schon 1806 und 1807 in kleinen Gaben gegeben, um die eigenthümlichen grünen Stühle zu bewirken. (Bekanntlich ist es lange vor Autenrieth schon angewendet worden und Rec. will hier nur auf Reil [Über die Erkenntnis und Cur der Fieber, 2te Aufl. 1799. Bd. 1. S. 565 ff. und Bd. 2. S. 81.] verweisen, der nicht nur Andere, die es in typhösen Fiebern angewendet haben, genannt, sondern auch gesagt hat, daß er selbst schon längst es darin mit augenscheinlich gutem Erfolge gebraucht habe. Doch rieth er es nur in dringenden Fällen, nicht bey Durchfällen u. zu gebrauchen). Wiewohl aber (S. 4) die Anwendung des Calomels sich nur auf die erste siebentägige Periode und die ersten Tage der zweyten siebentägigen Periode beschränken dürfe, der beste Zeitpunkt für seine Anwendung bis zum vierten Tage der Krankheit sey, so sollen doch die gelinden Symptome im vorliegenden Falle den Entschluß rechtfertigen, hier noch diese neue Abortivmethode zu versuchen. Nachdem nun die verschiedenen Meinungen über die Dosis des Calomels, wornach die Einen 3—4 Gran alle 2—3 Stunden geben, bis die bezweckten Darmentleerungen erfolgen, eine andere Methode, von der Tübinger Schule ausgehend (?), darin bestehe eine volle Dose von einem Scrupel zu verabreichen, den nächsten Tag mit dem Mittel auszusetzen, den folgenden Tag wieder eine Dose von einem Scrupel zu geben, bis die Stuhlentleerungen immer seltener werden, bloß ohne weitere Erklärung über die Vorzüge der einen oder der anderen angeführt worden, heißt es dann: 'Wir haben früher die erste Methode angewendet; lassen Sie uns jetzt einmahl die zweyte versuchen.' (Welchen Erfolg die erste Methode hatte, warum

sie nicht auch in diesem Falle angewendet, sondern die zweyte versucht werden soll, erfährt man nicht aus diesen Vorträgen). Nachdem nun um 2 Uhr dieses Tages das Calomel dem Kranken zu einem Scrupel gereicht worden, wird am folgenden (S. 5.) berichtet, daß bis dahin drey charakteristisch dunkel grün gefärbte, doch noch immer wässerige Stühle, Anfangs auch Erbrechen, keine Tormina erfolgt seyen, daß die Exacerbation sehr mäßig gewesen, man 96 Pulsschläge in der Minute gezählt, daß in der Nacht auf einige Stunden ruhiger Schlaf eingetreten, man heute Morgen nur 80 Pulsschläge in der Minute zähle, die Haut noch immer turpesciere, aber mehr trocken sey, der Harn einen schleimigen Bodensatz mache. Da der Harn sich zu Auscheidungen geneigt zeige, die Haut jedoch mehr indifferent bleibe, so wolle man, um mehr auf letztere zu wirken, heute Essigammonium anwenden, aber morgen früh wieder einen Scrupel Calomel verabreichen lassen. Am 4ten Nov. wird erzählt, daß gestern keine Stuhlentleerung mehr erfolgt, die Exacerbation noch mäßiger als am Tage zuvor (84 Pulsschläge) gewesen, auch ein viel ruhigerer Schlaf gefolgt sey, daß der Kranke heute sich viel kräftiger fühle, sein Kopf freyer, obgleich seine Augen etwas lichtscheu seyen. Er nahm diesen Morgen um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr wieder einen Scrupel Calomel. Es hätten sich aber bis dahin (6 Stunden später) weder Stuhlentleerungen noch Mollimina eingefunden. Es wird dann noch nach einigen Bemerkungen über bey dem Gebrauche des Calomels zu berücksichtigende Umstände die Frage aufgeworfen: 'Wie ist nun der heutige Zustand unseres Kranken?' und darauf nur gesagt: 'Der Unterleib ist weich und schmerzlos, die Zunge ist feucht, ihren gelben Überzug (von dem in dem Vor-

hergehenden nichts bemerkt worden) abstoßend, das Fieber mäßig wie gestern, der Puls noch immer kräftig.' Den 5. Nov. wird zuerst von den Arzneyssymptomen geredet. Erst 14 Stunden nach der Darreichung des Calomels sey eine Darmentleerung eingetreten, der aber noch drey andere folgten. Die Stühle habe man schon mehr braun, schwarzgrün und breyig gefunden; es seyen dies Massen, welche die früheren Ärzte schwarzgallig genannt hätten (was doch wohl nicht von den durch Calomel bewirkten gilt). Dem gestrigen Medicinaltage wollte man nun wieder einen Ruhetag folgen lassen; doch wurde, weil die Krankheit dem critischen Tage nahe und die Haut das Hauptorgan zur Krise in dieser Krankheit sey, zur Vorbereitung derselben eine warme Begießung in einem warmen Bade nebst diaphoretischen Getränken verordnet. Die Exacerbation des Fiebers war nicht bedeutend (wie dann die eigentlich fieberhaften Zufälle bekanntlich oft nachlassen, wenn die nervösen mehr entwickelt werden!), aber die Zunge wieder trocken und es zeigte sich ein mehr soporöser Zustand. Doch wurde an diesem Tage (den 6. Nov.) nur eine Wiederholung der warmen Begießung verordnet, wornach ein ziemlich reichlicher Schweiß von mehreren Stunden eingetreten, die Haut sich weicher und sammetähnlich angefühlt haben soll. Die Nacht habe der Kranke zwar ruhig verbracht, doch nicht in einem critischen ruhigen Schläfe, sondern mehr soporös, ohne daß jedoch der Kopf heißer geworden. Am 7ten Nov. habe dieser nervöse Zustand noch fortgedauert, die Zunge sey noch immer stark belegt, aber feucht, der Durst gering, der Unterleib weich, doch in der Coecalgegend das charakteristische kollernde Geräusch und geringe Empfindlichkeit auf Druck vorhanden gewesen. (Bey anderen Fällen wird S. 19 das

Coecalgeräusch für sehr wandelbar erklärt und S. 106—107 gesagt, daß diese Intestinalaffection auch Medicinalwirkung seyn konnte). Zur Beförderung der Diaphorese sollte nun die Dose des schon gestern gereichten (auch schon am 3ten Nov. vorgeschlagenen) Liqu. Ammon. acet. von ʒvj auf ʒj erhöht und eine Drachme Tinct. Valerian. hinzu gesetzt werden (wieviel auf die einzelne Dose kam, ist nicht bemerkt); man wollte den Abend wieder eine warme Übergießung machen lassen und, wenn am Abend der Sopor zunehmen sollte, Senfteige auf die Waden legen, auch, da der Kranke seit 2 Tagen verstopft war, ihm ein eröffnendes Klystier geben. Den 9ten Nov. wurde nun geäußert, daß der 14. Tag jedenfalls vorüber sey, ohne daß entscheidende active Symptome eingetreten wären, daß man im Gegentheile weit stärkeres Hervortreten der nervösen Symptome finde und wohl nun vor dem 21sten Tage keine Hoffnung für die Entscheidung der Krankheit haben dürfe. Auch die Erscheinungen auf der Bauchschleimhaut hätten sich jetzt stärker entwickelt. Die nervösen Symptome stellten den Zustand dar, welchen P. Frank mit dem Namen Nervosa stupida bezeichnet habe (worunter dieser freylich auch noch Anderes begriffen hat). Der Kranke liege in Betäubung regungslos auf dem Rücken, sey zwar leicht aus seinem Sopor durch lautes Anreden, wie durch angebrachte Reize, als Sinapismen, zu erwecken, verfalle jedoch nach aufgehobenem Incitament sogleich wieder in seinen alten Zustand; es träten in der Nacht leichte (?) Delirien ein, in denen er das Bett zu verlassen suche, er zeige besonders Bergeßlichkeit, indem er den Harn ins Bett lasse. Man werde also bey der weiteren Behandlung jetzt besonders die nervösen Symptome ins Auge zu fassen haben.

Außer den schon gestern angewendeten kalten Umschlägen auf den Kopf, so wie einem Klystier aus Plumb. acet. mit Amylon wurde nun ein Infus. Valerianae mit Liqu. Ammon. acet. verordnet. Doch ließ man Abends, wie es heißt, der starken Congestion nach dem Kopfe halber noch Blutegel an den Kopf setzen, zu welcher Blutentleerung sich noch eine natürliche aus der Nase gesellt habe, ohne jedoch im Geringsten den Kranken Erleichterung zu verschaffen. (Solche Blutflüsse sind unter diesen Umständen gewöhnlich von schlimmer Bedeutung). An dem folgenden Tage kamen noch andere nervöse Erscheinungen, als Zähneknirschen, automatische Muskelbewegung, lallende Sprache hinzu, der Puls war klein &c. Da aber bey der Betäubung die Wangen geröthet, der Kopf noch immer heiß war, wurde die Frage aufgeworfen, ob die Kopfcongestionen consensuell von der exulcerierten Bauchschleimhaut ausgehend, oder ob sie die Folge des Fiebers, oder ob sie idiopathisch seyen? Darauf folgt die Äußerung, daß die Frage schwer zu entscheiden seyn möchte. Jedenfalls werde man aber besonders das Fieber berücksichtigen müssen, das ganz den torpiden Charakter angenommen habe, und deshalb dem Kranken ein Infus. Cort. Chin. mit Öl- und Gummizusatz verordnen. Gegen die Baucherscheinungen werde man die Injectionen von essigsaurem Bley, doch mit Zusatz von etwas Opium, wiederholen, gegen die Kopfsymptome die kalten Umschläge fortgebrauchen und zur stärkeren Ableitung Blasenpflaster auf die Waden legen lassen. Abends seyen die nervösen Erscheinungen noch hervor stechender gewesen, gegen 7 Uhr schon Gehirn- lähmung eingetreten, doch noch ein Versuch mit einer kalten Übergießung, aber ohne Erfolg, gemacht worden. Es trat am Morgen des 11ten

Nov., des 17. oder 18. Tages der Krankheit, der tödtliche Ausgang ein. — Bey der Section sollen im unteren Theile des Dünndarmes nur einzelne, kleine Geschwüre, deren größte nur den Umfang einer Linse gehabt hätten und meist offenbar im Acte der Heilung begriffen gewesen, im Anfange des Dickdarmes gleichfalls einige Geschwüre, doch etwas größere, ebenfalls in der Heilung begriffene, auch die Peyerischen Drüsen nur mäßig angeschwollen gefunden worden seyn, und es wird (S. 11—12) daher die Affection des Darmes für höchst unbedeutend erklärt, die Ursache des tödtlichen Ausganges in das Gehirn gesetzt, indem man eine gelbliche, gelatinöse Lymphe unter der pia mater, um das Chiasma und den Trichter, auch wässerige Flüssigkeit in den Seitenventrikeln, besonders dem linken, außerdem in beiden Hemisphären des kleinen Gehirns bohnen große Tuberkeln gefunden habe. Doch scheint Schönlein (S. 12.) die typhöse Eruption auf der Bauchschleimhaut von besonderem Interesse zu seyn, da sie gewis (?) im Causalverhältnisse zu der Behandlung stehe. ‘Wir hatten, sagt er, im Anfange der zweyten siebentägigen Periode des Typhus Calomel gereicht, worauf sich durchaus nichts zeigte, was vom Darne her eine Gefahr befürchten ließ; ja das Fieber wurde darnach ganz unbedeutend, die Durchfälle nahmen ab, und Alles schien auf einen milden Verlauf der Krankheit hinzudeuten.’ Diese Ansicht möchte aber mit Grund für höchst zweifelhaft zu halten seyn. Es ist oben schon bemerkt worden, daß Anfangs die wichtigsten Zeichen des so genannten Abdominaltyphus ganz fehlten. Auch wurden die Symptome vor der Anwendung des Calomels für gelinde erklärt und sollten deshalb hier den Entschluß rechtfertigen, noch diese neue Abortivmethode zu

versuchen. Erst nachher, als das Calomel vor einigen Tagen angewendet worden, ist von dem kollektiven Geräusche und geringer Empfindlichkeit auf Druck in der Coecalgegend die Rede, und später, wo das stärkere Hervortreten der Nervenzufälle bemerkt wurde, wird zugleich geäußert, daß auch die Symptome auf der Bauchschleimhaut sich jetzt stärker entwickelt hätten. Sie sind also allerdings durch das Calomel nicht verhütet, sondern nach der Anwendung desselben erst bemerklich geworden. Rec. ist aber weit entfernt behaupten zu wollen, daß sie gerade durch die Anwendung des Calomels veranlaßt worden seyen. Nach seiner früher schon ausgesprochenen Ansicht können sie in gastrischen und anderen Fiebern ohnehin oft secundär entstehen. Doch gesteht er offen, daß er diese Anwendung großer Dosen des Calomels in dem vorliegenden Falle nicht für angezeigt halten können, und daß er, selbst wenn vor der Anwendung desselben sich wirklich schmerzhaft Empfindungen des Unterleibes zc. geäußert hätten (was hier gar nicht der Fall war), eine Behandlung, wie sie auch Clarus (Adversar. clin. P. I.) zur Beförderung der Krise des vorher gehenden Fiebers empfohlen hat, eher für angemessen gehalten haben würde. Auch würde er zu der Zeit, wo schon ein höchst bedenklicher nervöser Zustand eingetreten war und wo man nach der eigenen Äußerung Schönlein's besonders die nervösen Symptome ins Auge zu fassen hatte, sich in Ansehung der innerlichen Mittel nicht bloß auf ein Infus. Valerianae mit Liq. Ammon. acet. und hernach selbst bey dem größten Corpor auf ein Inf. Chin. mit Öl- und Gummi-zusatz beschränkt, sondern kräftigere nervina zu Hilfe gezogen haben, die von ihm wie von Andern wenigstens oft in sehr schweren Fällen noch

wirksam befunden worden sind. So sehr es zu tadeln ist, wenn man nervina zu früh, wo der gastrische oder entzündliche Zustand noch andere Mittel erfordert, anwendet, so wenig ist es dagegen auch zu billigen, wenn man sie da, wo sie wirklich nöthig und oft hilfreich sind, vernachlässigt. Was Stieglitz in seinen pathologischen Untersuchungen in der Hinsicht gegen neuere englische Ärzte gesagt hat, verdient wohl auch von manchen deutschen Ärzten sehr beachtet zu werden.

Der zweyte Fall betraf einen 19 Jahre alten Tischlergesellen, einen kräftigen und vollsaftigen, am 6ten May 1841 aufgenommenen Mann, worüber S. 13 gesagt wird: 'er erkrankte vor 14 Tagen; die Erscheinungen zu Anfange der Krankheit waren große Mattigkeit, leichte gastrische Erscheinungen, im Fortgange der Krankheit stellten sich aber bald Thatsachen (welche?) heraus, die über die typhöse Natur der Krankheit keinen Zweifel ließen; hier prädominierten mehr die Kopfsymptome, während die der Bauchschleimhaut wenig entwickelt waren. Im Allgemeinen sind diese Formen, welche unter dem Schema des Cerebraltypus einhergehen, weniger intensiv (?), wie auch dieser Fall. Die Kopferscheinungen, gegen die bereits eine allgemeine Blutentziehung angewendet worden, haben schon bedeutend nachgelassen, wie schon die Physiognomie des Kranken andeutet; es saust ihm zwar noch vor den Ohren und beym Aufsitzen wird ihm (sic) schwindlich.' Wer kann in dieser, in jeder Hinsicht dürftigen Mittheilung überhaupt einen Typhus und insbesondere den Abdominaltyphus, der nach der Überschrift Statt gefunden haben soll, erkennen?

(Fortsetzung folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 20. August 1842.

B e r l i n.

Fortsetzung der Anzeige: 'Schönlein's klinische Vorträge in dem Charité-Krankenhaus zu Berlin. Redigirt und herausgegeben von Dr. L. Güterbock.'

Hernach wird noch von den Baucherscheinungen gesagt, daß sie mäßig seyen: 'täglich einige wässrige Stühle, Kollern in der Coecalgegend, daselbst aber kein Schmerz. Auch etwas Husten ist vorhanden, doch ohne Schmerz; der Percussionston des Thorax ist rein, aber an der linken Seite besonders nach hinten und seitlich trockener jedoch schon dem feuchten sich nähernder Rhonchus zu hören, womit auch die ausgehusteten mucösen, mit Blutstreifen gefärbten Sputa übereinstimmen. Damit correspondieren die allgemeinen Erscheinungen: ziemlich gleichmäßige Hautsecretion, der Urin aber noch immer höher gefärbt, als der normale, der Puls kräftig, Morgens 80, Abends 90 Schläge in der Minute machend.' — Nachdem so der an-

gebliche Abdominaltyphus geschildert worden, heißt es dann (S. 14.) weiter, daß man hier einen Krankheitsproceß habe, der wohl geleitet, aber nicht abgebrochen werden könne, daß man auf die einzelnen localen Erscheinungen Rücksicht nehmen müsse, damit sie nicht excessiv würden, daß man der Zeit der Krise näher rücke und deshalb die bereits sich kund gebende Tendenz zur Hautsecretion unterstützen müsse, wozu man dem Kranken ein diaphoretisches Getränk und, da die Brustaffection auf der linken Seite noch vorhanden, um beiden Indicationen zu genügen zweyständlich 2 gr. Salmiak und $\frac{1}{8}$ Gran Campher geben wolle. Den 7ten May fand man eine Minderung in der Intensität aller Symptomengruppen, den Kopf leichter, den Husten seltener, den Auswurf ohne Beymischung von Blut, die Darmausleerungen, deren seit dem vorigen Tage nur zwey erfolgt waren, besser beschaffen, sehr ausgezeichnete Remission des Fiebers, die Haut aufgeschlossen, weich, den Puls kräftig, die Zunge feucht, im Harn eine schleimige Trübung. Den 8ten May war Morgens mäßiges Nasenbluten eingetreten, das für critisch erklärt wurde; die (weder am Tage vorher bemerklich gemachten, noch überhaupt nachgewiesenen) nervösen Erscheinungen hätten bedeutend abgenommen, eben so befriedigend wurden die Brust- und Baucherscheinungen, nur eine mehr fäculente Stuhlentleerung, außerdem 84 ziemlich kräftige Pulsschläge in der Minute, die Haut aufgeschlossen, die Zunge feucht gefunden. Am 10ten May sollen die Localisierungen (sic) mit Ausnahme der topischen Affection der Respirations Schleimhaut, welche eine Steigerung gezeigt habe, zufrieden stellend gewesen seyn, auch die Reaction sich auf gleicher Höhe behauptet ha-

ben, am vorigen Abend aber wieder mäßiges Nasenbluten eingetreten seyn, das bis jetzt nichts Uebles zu bedeuten habe, jedoch überwacht werden müsse, daß es nicht zu häufig und zu reichlich wiederkehre. Man wolle Mittel geben, die zugleich auf die Haut und Respirations-schleimhaut wirken, Salmiak mit Sulphur. aurat., und in die Brust eine Einreibung der Quecksilbersalbe machen lassen. Am Abend des 11ten May soll die Brustaffection noch mehr zugenommen und genöthigt haben, einige Schröpfköpfe an die kranken Stellen zu setzen. Das dadurch entleerte Blut, in welchem die Menge der Blutkörperchen auffallend abgenommen habe, soll eine fast nur wässerige gefärbte Flüssigkeit gewesen seyn. — Die Nacht war ziemlich ruhig; diesen Morgen klagte der Kranke fast über gar kein nervöses Symptom (auch an den vorigen Tagen waren keine Symptome eines wirklich nervösen Zustandes zu bemerken), subjectiv sey keine Brusterscheinung vorhanden, objectiv lasse sich noch immer das anomale Geräusch hören, die Percussion gebe einen reinen Ton, die Auscultation den Rhonchus sibilans auf der vorderen Brustwand beider Lungen, der auch nach hinten rechter Seits, doch schwächer gehört werde. (Der Rhonchus sibilans zeigt ja bekanntlich vielmehr Affection der Luftröhrenäste und Zweige an und kommt besonders auch schon bey katarrhalischer Affection vor). Der Bauch sey etwas aufgetrieben, kein kollerndes Geräusch zu bemerken, seit gestern nur eine Ausleerung erfolgt, das Fieber mäßig, der Urin geringen Niederschlag zeigend, doch keine Zersetzung durch den Geruch ergebend. Das sey eben das Auffallende, daß bey dieser Blutzersehung die Secretionsproducte, die sonst so leicht der Zersetzung unter-

worfen, so lange daran nicht participieren, bis plötzlich, wenn die allgemeine Dissolution zugenommen, auch der Urin laugenartig werde und die Gegenwart von kohlensaurem Ammonium nachweise. (Aber auch mit der Zersetzung des Blutes möchte es hier keine Noth gehabt haben). — Da sich nun immer keine Abdominalzufälle, welche die Gegenwart des Abdominaltyphus wirklich darthun konnten, zeigten, scheint man doch selbst eine weitere Rechtfertigung der Annahme desselben nöthig gefunden zu haben, indem (S. 17—18) gesagt wird: 'Ich muß Sie hier noch auf die scheinbare Unbedeutendheit der Baucherscheinungen aufmerksam machen; es war hier sogar während dreier Tage Verstopfung eingetreten, und erst durch ein Klystier eine fäculente Ausleerung erzwungen worden. Man darf sich durch die Abwesenheit der functionellen Bauchsymptome in Hinsicht auf die Darmschleimhaut nicht teuschen lassen. Oft wird man schon während des Lebens darüber eines Besseren belehrt, indem plötzlich statt der Verstopfung frequente cadaveröse Stühle eintreten. Die Durchfälle sind keinesweges pathognomonisch in dieser Krankheit, wie einige Ärzte behauptet haben, und man muß die Anomalie kennen, um nicht durch die Abwesenheit derselben zum Irrthum verleitet zu werden. Trotzdem hier lange Zeit Verstopfung, lange kein Kollern, kein Schmerz in der Coecalgegend wahrgenommen worden, sind hier doch Läsionen auf der Darmschleimhaut vorhanden.' Das Gesagte möchte aber wohl nicht den Zweifel über die Gegenwart des Abdominaltyphus heben können. Es können zwar allerdings die Durchfälle gleich den Schmerzen u. zuweilen dabey fehlen, sowie sie umgekehrt auch in Nervenfiebern, wo durchaus keine Darm-

geschwüre vorhanden sind, eintreten und also auch dann keinesweges sicher die in dem obigen Satze angeführte Belehrung gewähren können. Es sind daher die Zeichen des Abdominaltyphus manigmahl dunkel und unsicher. Die Hauptfrage ist aber hier die, ob man in einem Falle, wo alle charakteristischen Symptome dieser Krankheit fehlen, wirklich berechtigt sey, sie anzunehmen? Dafür ist indessen wenigstens in dem Gesagten durchaus kein Grund zu finden. — In therapeutischer Hinsicht wird dann (S. 18) der eben angeführten Stelle die Äußerung nachgeschickt: 'Jetzt aber haben uns besonders die Brustsymptome bey der Behandlung zu leiten. Die verordneten Mittel sind fortzugebrauchen und sollte die Haut heißer werden, so muß eine warme Übergießung gemacht werden.' Wenn aber die Läsionen der Darmschleimhaut wirklich vorhanden und vollends mit Zersetzung des Blutes verbunden waren, würden dann wohl der Salmiak und Sulph. aurat. hinreichend und zweckmäßig, nicht etwa auch für die kranke Darmschleimhaut zu reizend gewesen seyn? — Übrigens sollen später noch einige Mahl die Brustbeschwerden wieder zugenommen haben, so daß am 14ten May, wo wieder auf der vorderen Brustseite Rhonchus sibilans gehört worden sey, deshalb (?) eine örtliche Blutentleerung habe vorgenommen werden müssen, und daß man am 17ten May, wo heftiger Husten, rauhe Stimme, Kräzen, Brennen auf der Brust sich eingefunden hatten und anomale Geräusche, besonders an der Wurzel der Lunge, aber nicht bloß Rhonchus sibilans, sondern selbst Crepitation gehört wurden, den Übergang der Pneumonie (?) in Suppuration befürchten zu müssen meint und deshalb eine eingreifende Antiphlogose (!) eintreten zu lassen für

nöthig hielt. Diese dürfe nicht durch den Umstand ausgeschlossen werden, daß man es mit einem typhösen Fieber zu thun habe, indem der typhöse Proceß schon abgelaufen sey und das Blut, welches das letzte Mahl entleert worden, schon eine dem gesunden nahe Beschaffenheit gezeigt habe. Man werde daher eine Benäsection von 8 Unzen machen, blutige Schröpfköpfe an die Brust applicieren und zum inneren Gebrauche Nitrum mit Salmiak à 3ß in ℥v einer Emulsion verabreichen lassen. — Nach dem in derselben Stunde Gesagten sollten die nervösen Symptome wie die der Bauchschleimhaut sich nur auffallend vermindert haben, und an einem der vorher gehenden Tage war darauf aufmerksam gemacht worden, daß bey dieser Krankheit ein Oscillieren, ein Steigen und Fallen in der Brust- und Bauchaffection Statt finde, so daß das augenblickliche Verschwinden derselben uns keine Sicherheit gewähre, daß die Affection nicht in wenigen Stunden wieder von Neuem auftauchen werde. Daß der typhöse Proceß nun für schon abgelaufen erklärt wird, möchte nach jenen Äußerungen etwas auffallend seyn. Da uns indessen der Abdominaltyphus hier gar nicht dargethan zu seyn scheint, so glauben wir, besonders in Rücksicht auf die Constitution des als stark und vollsaftig geschilderten Kranken und die wirklich bemerklich gemachten Symptome, daß er auch den mäßigen Aderlaß und die gewis nicht zu stark eingreifend wirkenden Dosen von Nitrum und Salmiak à 3ß in einer Emulsion von 5 Unzen wohl vertragen konnte. — Am folgenden Tage wurden endlich die nervösen und Bauchsymptome für verschwunden erklärt; es sey kein Knistern mehr in der Brust zu hören (die Pneumonie, in welche die Bronchitis übergegangen

seyn soll, war also gleich gehoben!), Schleimrasseln beginne und die Stimme sey nicht mehr so rauh, erst gegen Morgen starker Husten eingetreten u. ; doch wurden noch die critischen Secretionen vermisset, und man verordnete noch Frictionen von grauer Quecksilbersalbe in die Brust, besonders zwischen die Schulterblätter. (Rec. würde in diesem Falle neben kräftigeren innerlichen Mitteln Blasenpflaster oder andere Zugmittel vorgezogen und selbst schon früher gegen die vom Anfange an hervor stehenden Brustbeschwerden angewendet haben). Auch am darauf folgenden Tage sollen die Phänomene auf der Respirations Schleimhaut noch viel zu wünschen übrig gelassen haben; man meinte noch weit von dem Ziele zu seyn, nach dem man hinstrebte, die functionellen Symptome seyen zwar schon ermäßigt u. ‘Aber was wir wünschen ist noch immer nicht da, nämlich, daß der feuchte Rhonchus in weiterem Umfange sich hören lasse, daß der Husten feuchter werde und geballte Sputa bilden möchte. Das ist, was wir wünschen, aber nicht befehlen können.’ Es wurde indessen die Emulsion mit Salmiak und Nitrum fortgebraucht. Am 21. May wurde aber erklärt, daß die activen Erscheinungen, die man als den typhösen Proceß lösend betrachtete, befriedigend, mit ihnen die eigentlichen passiven Krankheitsphänomene zu Grunde gegangen seyen, daß auch das aus dem typhösen Prozesse sich entwickelt habende(?) Brustleiden sich vorthelhafter gestalte: vorn und seitlich nur wenig Schleimrasseln, nach hinten noch anomales, feucht werdendes Rasseln, der Husten mehr feucht, doch der ausgeworfene Schleim noch etwas crude (sic), die Stimme nicht mehr heiser sey. Nach und nach verlor sich dann der Husten, die Kräfte des Kranken nahmen

allmählich bey einer nahrhaften Diät zu, so daß er gegen Ende des Monats das Bett und am 10. Junius die Anstalt geheilt verlassen konnte.

Bey der Erzählung des dritten Falles, wo wieder (S. 29 und 31) gegen die Anwendung des Brechmittels gesprochen wird; heißt es in einer Anmerkung selbst, daß Schönlein in Betreff des vorsichtigen Gebrauches der Brechmittel bey einem an einer Febris gastrica leidenden Kranken bemerkt habe: 'Nach den gewöhnlichen medicinischen Grundsätzen müßte hier das Emeticum seine vollkommene Rechtfertigung finden; es waren alimentäre Schädlichkeiten im Magen, Druck in der Magenrube, bitterer Geschmack, belegte Zunge, Cephalaea gastrica zugegen; der Arzt verordnete ein Brechmittel. Ich hänge zwar nicht dem Grundsatz an, daß der Erfolg das Mittel kröne; doch muß hier angeführt werden, daß das Emeticum nicht den gewünschten Erfolg hatte. Das Fieber nahm zu und die gastrischen Symptome ermäßigten sich nicht.' Wir wollen annehmen, daß in dieser nicht näher geschilderten Febr. gastrica Umstände Statt gefunden haben, die Vorsicht in Ansehung des Brechmittels erforderten, so wie denn auch von der Modification der Wahl des Mittels durch endemische und epidemische Constitution die Rede ist. Aber ist wohl sonst die Äußerung, wie sie hier ausgesprochen ist, irgend zu rechtfertigen? Kann man bey gastrischen Fiebern, wenn es nicht leichte Suburralfieber sind, gerade erwarten, daß ein Brechmittel gleich die Krankheit abschneiden werde? Müssen nicht oft nach oder auch vor und zwischen den wiederholt anzuwendenden Brech- und Purgiermitteln Digestiv- und temperierende Mittel

angewendet werden, bis das Fieber entschieden wird? Kein besonnener Arzt wird Brechmittel ohne Grund und ohne Rücksicht auf die in jeder guten allgemeinen Therapie angegebenen Gegenanzeigen und Umstände, welche große Vorsicht bey der Anwendung derselben erfordern, anwenden. Eine Äußerung wie die obige möchte dagegen junge Ärzte eher zur Vernachlässigung dieser so wichtigen Mittel führen.

Da im Verlaufe des dritten Falles die Frequenz des Pulses und die Hitze abgenommen hatten und der Harn sich beynähe wie ein normaler verhielt, während noch Eingekommenheit des Kopfes, Schläfrigkeit, ungewöhnliche Mattigkeit, trockene, rißige, braune Zunge, wiederholtes Nasenbluten, wodurch schwarzes Blut ausgeleert wurde, und andere Zufälle zu bemerken waren, wurde an mehreren Tagen (S. 32 und 33) den Zuhörern bemerklich gemacht, daß sie, wenn sie die Krankheit bloß nach dem Pulse, der Temperatur der Haut und dem Harne beurtheilen wollten, sie den Kranken als gar nicht an einer bedeutenden Krankheit leidend betrachten dürften oder glauben möchten, daß er gar nicht krank sey. Dann wird ihnen aber weiter gesagt: 'Sie sehen aber daraus, wie jene Ärzte im Irrthum sind, die bloß die Reaction, das Fieber, als einzige Richtschnur für die Beurtheilung dieser Krankheit betrachten; die älteren Ärzte haben dies sehr wohl gewußt und sie *Febris maligna sine febre* genannt (?). — Das sind die Fälle, wo man bey der Untersuchung *post mortem* die bedeutenden Läsionen auf der Bauchschleimhaut gefunden hat, von denen man im Leben nichts erkannte, und welche zur Annahme der *Inflammationes occultae* Veranlassung gegeben haben. Wenn

aber der Arzt sich in der Deutung der Symptome geirrt hat, muß man deshalb die Natur anklagen, daß sie Versteck mit uns spiele? Dieser Schluß wäre wahrlich höchst albern! solcher Doctor hat nur nach dem Puls gegriffen, und, wenn es weit gekommen, noch den Urin beschaut, bis, ihm unerwartet, nach einiger Zeit die Katastrophe eingetreten.'— Welche Ärzte, wenigstens unter den irgend Berücksichtigung verdienenden, sind hier wohl gemeint, die zu einer solchen Apostrophe hätten Veranlassung geben können? Ist nicht selbst in den gewöhnlichsten Handbüchern der Pathologie es bemerkt worden, daß manigmahl im Verlaufe von Fiebern, besonders bössartigen, die Wärme natürlich, der Puls nicht beschleunigt, sondern vielmehr langsam sey, und hat man nicht längst eine nähere und bessere Würdigung dieses Verhältnisses als in diesen Vorträgen zu finden ist, mitgetheilt? Rec. würde es kaum einem seiner Practicanten in der Klinik verzeihen können, wenn er sich in solchen Fällen nicht des bekannten semiotischen Ausspruches: *Pulsus sanus, urina sana et aeger moritur*, erinnerte und vollends die trockene, rissige, braune Zunge und andere schlimme Zufälle nicht beachten wollte. — Übrigens sind die *inflammationes occultae* nicht etwa nur von einem solchen Doctor, wie er von Schönlein hier dargestellt wird, sondern von Männern, wie Albertini, Morgagni, Van Swieten, Pringle, de Haen, Sarcone, Stoll, J. P. Frank u. A. anerkannt, von Mehreren derselben auch längst die Zeichen, welche zur Erkenntnis derselben zu benutzen sind, angegeben worden. Sie möchten jedoch auch durch die Auscultation (wenn man sich nicht auf durch sie allein erhaltene unsichere Zeichen verlassen

will, wie es in dieser Klinik mehrmahls geschehen) nicht immer bestimmt zu erkennen seyn und daher wohl nicht so bald, wie es hier S. 111 heißt, als Gespenster in das Reich der Träume fliegen; so wie sie dann auch in Theilen vorkommen, wo die Auscultation eben keine Aufklärung geben kann.

Der vierte Fall ist zwar ebenfalls Typhus abdominalis überschrieben, soll aber auch wegen Concentration der Affection im Sensorium Frank's Nervosa stupida oder auch den so genannten Cerebraltypus darstellen. Doch möchte das Wenige (S. 35) darüber Mitgetheilte und besonders auch der Umstand, daß der Kranke unruhig und schlaflos, nicht eigentlich betäubt, schlaffüchtig u. war, nicht ganz mit der Nervosa stupida überein stimmen. Nachdem (S. 36) erzählt worden, daß der Bauch weich, nicht empfindlich, das Coecalgeräusch deutlich, der Durchfall mäßig sey, wird die Bemerkung beygefügt, daß überhaupt, wie die Kopferscheinungen mehr hervor treten, die des Unterleibes abzunehmen pflegten, was jedoch nicht so allgemein der Fall seyn möchte und selbst durch mehrere hier mitgetheilte Fälle (vgl. S. 8 ff. und S. 72) nicht bestätigt wird. Es wird dann wieder von dem manigmal bey dem Abdominaltyphus fehlenden Durchfällen gesprochen und die Bemerkung beygefügt, daß man dagegen oft bey dem Petchialtyphus Durchfälle und keine Darmgeschwüre gesehen habe, 'was den Dr. Lombard in Genf ganz außer Fassung brachte und den Verstand verlieren ließ; wenigstens hat das, was er darüber geschrieben, keinen. Er hatte nicht bedacht, daß er bisher in Genf den Abdominaltyphus vor sich gehabt hatte, während er in Dublin und Edinburg den exan-

thematischen Typhus sah. Um diesen zu sehen, hätte er es näher haben können; er brauchte nur nach Mailand zu gehen, und hätte auch dort diese Krankheitsform gefunden.' Wir überlassen dem Dr. Lombard (über dessen Mittheilungen sich schon F. von Gmelin in der Vorrede zu Gieß Gesch. d. Schleimfieber-Epidemien und Clarus in d. Adversar. clin. II. p. 9., welcher auch das von Stokes angezeigte wahre Verhältniß des in Irland bald mit bald ohne Darmgeschwüre vorgekommenen Typhus anführt, geäußert haben, aber ohne gerade einen Mangel von Verstand darin zu finden) sich, wenn er es nöthig finden sollte, weiter dagegen zu vertheidigen, und bemerken nur wiederholt, daß die Durchfälle ohne Darmgeschwüre auch in Deutschland in Nervenfiebern, die weder zum Abdominal- noch zum Petechialtyphus gehören, vorkommen können.

In diesem Falle fand man übrigens (S. 35.), obgleich der Kranke darüber gar nicht geklagt habe, bey der Untersuchung der Brust, nach der Wurzel der rechten Lunge zu, den Percussionston matter und bey der Auscultation besonders bey tiefer Inspiration deutlich trockenes Knistern, 'also (?) den Ausdruck des ersten Stadium der Entzündung des Lungenparenchyms.' Es heißt dann noch Seite 36: 'Bey unserm Kranken ist gerade, wie bey jenem da drüben, die Entzündung in der rechten Lunge noch nicht zu seinem Bewußtseyn gekommen (!), und daher zeigen sich keine subjectiven Symptome. Es geht aus diesem Falle wieder hervor, daß man sich nicht auf die functionelle Störung und die Aussage des Kranken stützen darf, wenn man nicht unter 100 Fällen wenig-

stens 50 mal einen Boß schießen will.' — Diese bloß auf die durch Percussion und Auscultation erhaltenen Zeichen gegründete Annahme der Lungenentzündung möchte jedoch in mehr als einer Hinsicht für zweifelhaft zu halten seyn. In Ansehung des Tones der Percussion, welcher hier matter gewesen seyn soll, ist zu bemerken, daß derselbe nach Laennec und allen Hauptschriftstellern über Auscultation im ersten Zeitraume der Lungenentzündung wenig oder gar nicht von dem natürlichen abweicht. Das knisternde Rasseln (und zwar das so genannte feuchte, rale crepitant humide, welches zwar Anfangs sehr wenig feucht erscheine, daher wohl von Manchen auch als trockenes bezeichnet wird, hernach aber mehr feucht werde, dagegen das so genannte trockene viel mehr dem Emphysem der Lungen eigen sey) ist zwar von Laennec für ein pathognomonisches Zeichen der Lungenentzündung im ersten Grade erklärt worden (welches aber bey der Hepatisation verschwinde, wo es indessen auch von Schönlein S. 106 unter den Zeichen angeführt wird). Aber es haben schon Andral, Cruveilhier u. A., so wie besonders auch Sul. Hofmann (de limitanda laude auscultationis p. 42) gegründete Bemerkungen dagegen gemacht, und es kann ein knisterndes Rasseln, besonders der so genannte Rhonchus subcrepitans, der wohl oft schwer von dem Rhonchus crepitans zu unterscheiden seyn möchte, auch in anderen Krankheiten vorkommen. So hat auch einer der neuesten Schriftsteller, Skoda (Abh. über Percussion und Auscultation), welcher zwar nicht Alles von Laennec Gesagte glaubt, aber doch den Werth der Auscultation sehr anerkennt und bekanntlich viele Übung und Erfahrung darin

hat, als Resultat seiner Darstellung (S. 226) hervor gehoben, daß die auscultatorischen Zeichen für sich allein nie im Stande seyen, die Pneumonie erkennen zu lassen. Hier wurde sie nun bloß nach diesen angenommen, wo nicht bloß die Schmerzen oder überhaupt die hier so genannten subjectiven Symptome, sondern auch andere gewöhnliche (doch wohl auch zu den so genannten objectiven gehörende) Zeichen, das beschwerliche Athmen, der Husten, der rostfarbige Auswurf zc. gänzlich fehlten. — Man verordnete einen Aderlaß von 10 Unzen, blutige Schröpfköpfe an die rechte hintere Thoraxwand und eine Emuls. oleosa mit Natr. nitric. wozu nach der am folgenden Tage gemachten Bemerkung dieser Umstand der beginnenden Entzündung, anderer Seits der Charakter der Reaction, der große, volle, wenn auch nicht gespannte Puls und die kräftige Constitution des Kranken genöthigt hätten. Darauf hatten sich (S. 37) die Erscheinungen, besonders in der Brust (?) offenbar sehr gemäßigt, und nach einigen Tagen soll nur Schleimrasseln sich gezeigt haben, wiewohl die eigentliche Krankheit, gegen welche später auch die in diesen Vorträgen sogenannte Emulsio chinata, d. h. ein Decoct. Cort. Chin. mit Ol. amygdal. und Gumm. Mimos., und nährende Diät angewendet wurde, sich noch mit, wie es hier S. 40 fg. S. 51 heißt, wechselnden Episoden lange hingezogen, beynahe vier Monate angehalten hat.

Der fünfte Fall, welcher ebenfalls Typhus abdominalis überschrieben ist, soll auch eine Nervosa versatilis oder lenta darstellen, was jedoch nicht einerley seyn möchte, so wie dann auch Frank nicht bloß, wie in diesen Vorträgen gesagt wird,

das Nervenfieber in Febr. nervosa versatilis und stupida getheilt, sondern auch die von manchen Neueren nicht gehörig beachtete, von Hurham, Borsieri u. A. so trefflich geschilderte Febris nervosa lenta wohl anerkannt hat, obgleich diese sich auch nach ihm von dem hüzigen Nervenfieber hauptsächlich nur durch die geringere Hestigkeit und den langwierigen Verlauf unterscheiden sollte. Der Kranke soll schon am 4ten May 1841 mit einem Frostanfalle erkrankt seyn, worauf große Mattigkeit und Schmerz im Unterleibe eintraten. Die Baucherscheinungen, so wie die Kopfsymptome sollen aber Anfangs nicht bedeutend, er nur in den Nächten sehr unruhig gewesen seyn. Seit seiner Aufnahme ins Hospital (1. Jun.) litt er mehr an Verstopfung, die durch Klystiere gehoben wurde. Am 5. Jun., wo er zuerst in der Klinik besprochen wurde, war das Gesicht blaß, es zeigte sich, beständige Unruhe, Spiel aller(?) Muskeln, der Puls klein, schwach, zitternd, der Unterleib platt, zusammen gefallen. Was für ein Fieber im Anfange Statt fand, ist aus den dürftigen Nachrichten, die nach der Aufnahme in das Hospital mitgetheilt worden, nicht wohl abzunehmen. Aber so wie der Zustand jetzt geschildert worden, kann man wohl zugeben, daß er sich wie eine Febris nervosa lenta verhielt, dagegen die Annahme des Abdominaltyphus auch hier durch nichts begründet ist. — Es wurden Valerianaklystiere mit Castoreum und Infus. Rad. Valerian. (ʒij) ʒ iv, Mucilag. Salep ʒ ij, Acid. muriat. ʒ j, Syrup. simplic. ʒ j zweyständl. 1 Eßl. voll zu nehmen verordnet. Die Valeriana und das Castoreum sollen am zweckmäßigsten in Klystieren angewendet werden (?). (Das verordnete Klystier mochte hier wenigstens mehr leisten als

ein so schwacher Aufguß der Valeriana). Außer der Valeriana und dem Castoreum soll (S. 60) zu den gegen die nervösen Symptome bey der Nervosa versatilis dienlichen Mitteln, vielleicht (?) auch der Moschus gehören, während Opium hier nicht bloß nutzlos, sondern auch schädlich sey. Wenn aber von rein nervösem Zustande die Rede ist und keine sonstigen Gegenanzeigen Statt finden, so gehört (anderer wichtiger hier nicht genannter Mittel nicht zu gedenken) das Opium nicht etwa bloß bey Durchfällen, sondern besonders auch bey anhaltender gefährlicher Schlaflosigkeit, heftigen Delirien und überhaupt dem größten Erethismus nervosus nach den häufigsten Erfahrungen der größten Practiker zuverlässig zu den wichtigsten Mitteln, und habe auch ich dadurch in zahlreichen Fällen die gewünschte Beruhigung bewirkt, ja oft gefunden, wie einzelne zur rechten Zeit angewendete Gaben desselben der Krankheit eine so günstige Wendung gaben, daß die Heilung hernach eher durch die anderen nervina vollendet werden konnte. — Daß die Febr. nervosa versatilis nach Frank's Ausspruche zu den schlimmeren Formen gehöre, während die Febris nervosa stupida eine günstigere Prognose stellen lasse (wie S. 65 bemerkt wird), hat Rec. wenigstens nicht bey Frank finden können. Von Anderen ist ausdrücklich die Prognose bey der Febris nervosa stupida für weit ungünstiger erklärt worden.

(Schluß folgt in einem der nächsten Stücke.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.

Den 22. August 1842.

G ö t t i n g e n.

Am 3. dieses Monats wurde von Seiten der Universität das 50 jährige Amtsjubiläum des Hrn Hofrath B e n e c k e festlich begangen. Zahlreiche Fremde nahmen, außer den Mitgliedern der Universität und den höheren königlichen und städtischen Behörden an der Feyer des Tages Theil, an welchem der Jubilar vor 50 Jahren für den Dienst der Bibliothek vereidet war. Dem würdigen Greise, welchem die Bibliothek zum großen Theile den Ruf verdankt, dessen sie sich zu erfreuen hat und der auch diese Blätter eine Zeitlang mit Liebe und Umsicht leitete, überreichte der Herr Regierungsbevollmächtigte und zeitige Prorector die Insignien des Guelphen=Ordens, ein in den gnädigsten Ausdrücken abgefaßtes Schreiben Seiner Majestät des Königs, so wie ein huldvolles Schreiben des hohen Universitäts=Curatoriums. Die Beamten der Bibliothek brachten dem Vorstande derselben den Glückwunsch, welchen Decane Namens der Facul-

täten, eine Deputation Namens des Magistrates, zahlreiche Collegen und Freunde für sich aussprachen.

G ö t t i n g e n ,

bey Dietrich. 1842. Die Kirchenreformation der Stadt Göttingen. Von Dr. Wilhelm Havemann. 36 Seiten in Octav.

Vorliegende kleine Schrift, deren Inhalt der Hauptsache nach auf handschriftlichen Quellen beruht, verdankt ihre Entstehung dem Feste der 50 jährigen Amtsführung des Herrn Hofrath Bencke. Daß die erste evangelische Predigt in Göttingen in eben jenen Räumen gehalten wurde, welche heut zu Tage einen wesentlichen Theil der Bibliotheksgebäude abgeben, bewog den Verf. diesen Gegenstand zu wählen, um dem Jubilar ein kleines Zeichen von Hochachtung und warmer Liebe zu bieten.

P a r i s ,

bey J. B. Ballière. 1841. Mémoires de l'Académie royale de Médecine. Tome IX. Partie Historique 76 Seiten. Partie des Mémoires 720 Seiten in Quart.

Den Anfang macht ein Eloge von Pariset auf M. H. U. Tessier (geb. 1741 gest. 1837), der vorzüglich als Veterinär=Arzt sich ausgezeichnet. Eine seiner ersten Arbeiten war über die Krankheiten des Getreides, besonders das Mutterkorn und die schädlichen Wirkungen, welche sein Genuß auf Menschen und Thiere ausübt. Eine dadurch entstandene Epidemie im Hannoverschen habe Taube beschrieben dans les environs de la charmante ville de Celle (p. 11). — Rede gehalten bey

Aufstellung der Büste von Ambroise Paré im SitzungsSaale von Paris et. — Bericht der Epidemie-Commission für 1839—40 von Briche tau. Mehrere Beispiele von Typhusfieber entstanden durch Ausflüsse von Todtenäckern, die zu nahe den Wohnungen. Die weitere Verbreitung muthmaßlich durch Ansteckung. In einigen Gegenden war damit auch Suette miliaire (des Picards) verbunden. — Rede am Grabe von L. J. Sanson 4. Aug. 1841 gehalten von L. J. Bégin. Der geschickte und gesuchte Chirurg erlag selbst einem Blasenstein, gegen den die Methode der Zerbröckelung versucht wurde. Es gesellte sich eine Verletzung des Rückenmarkes und Lähmung der unteren Gliedmaßen hinzu. Bis zum letzten Augenblicke seines Lebens ertheilte er selbst noch ärztlichen Rath. — Preisprogramme.

Unter den Abhandlungen steht voran eine von Orfila über Arsenik-Vergiftung. Es sind lauter wichtige Fälle, welche zu verschiedenen Disputen zwischen dem Verfasser und seinen Gegnern, namentlich Raspail und Rognetta Veranlassung gaben. Die Vergiftungsgeschichte der Laffarge kommt hier ausführlich vor. Nicht minder interessant ist eine andere, die sich zu Perigueux zugetragen. Die Tochter eines Gastwirths, Victorine Cumon, hatte sich mit einem Gensdarmen verlobt; der Vater widersetzte sich der Verbindung. Er starb bald, im December 1838, an einer Entzündung des Magens. Da geschah es, daß ein zur öffentlichen Ausstellung verurtheilter Verbrecher die um ihn versammelte Volksmenge ermahnte, den Weg der Tugend nicht zu verlassen; manche unter ihnen wären nicht weniger schuldig, als er. Dieses Wort traf die Ohren eines Mädchens, das bey Victori-

nen gedient hatte, und comme entraînée par l'ascendant de la Verité rief sie aus: sie wäre noch schuldiger; sie habe in Gemeinschaft mit ihrer Herrin den Vater vergiftet. Sie hätten erst Opium, dann Bitriol, dann Grünspan, endlich Arsenik angewandt. Die Untersuchung, welche Orfila ein Jahr nach dem Tode mit den Eingeweiden vornahm, wies darin noch letzteres Gift nach. Das Gericht ließ sich durch die Einreden seiner Gegner nicht bestimmen; Victorine wurde auf Lebenslang, ihre Gehilfin zu 10 jähriger Zwangsarbeit verurtheilt. — M. J. Robert über Unterbindung der Halsschlagader, um eine erectile Geschwulst der Augenhöhle zur Heilung zu bringen. Um den Einfluß der Carotiden kennen zu lernen, wurden Versuche an Thieren angestellt. Ihre Unterbindung beym Menschen, Hund, Kaninchen, Kalb und Hammel bringt keine gefahrvolle Zufälle hervor, wohl aber beym Pferde. Der günstige Erfolg auf die Geschwulst sey theils aus der verminderten Blutmenge herzuleiten, theils aus dem Aufhören des Stoßes der Blutsäule. — M. Colson über ein Aneurysma am Ursprung der linken Carotis. — P. S. Deguise über Unterbindung der Arteria Iliaca bey einer Pulsadergeschwulst der Iliaca externa. — Gaetani-Bey, arge Verletzungen bey einem 14 jährigen Jungen zu Cairo. Er hatte in einer Kanonen-Gießerey ein altes Artilleriestück, das mit Pulver und darüber liegender Erde gefüllt war, in den Ofen gebracht, das natürlich beym Erhitzen zersprang. A. Briere de Boismont über Menstruation. Eine Preißschrift. Gute numerische Zusammenstellungen gegründet auf Beobachtungen von 1200 Frauen der reichen, mittleren und armen

Classe. Bey den Nonnen seyen Störungen der Menstruation vorzüglich häufig. Une longue vie et une mauvaise santé habituelle, tel est leur sort (p. 163). Viele Beyspiele von Verstandesstörung durch die eintretende Menstruation gehoben p. 204. 233. — Orfila über das Erhängen. Ein reicher Geizhals wurde in einem Stalle erhängt gefunden. Er lebte in Unfrieden mit den Seinigen, namentlich seinem ältesten Sohne, der in der Conscription eine niedrige Nummer gezogen hatte und den er nicht loskaufen wollte. Er war von ihnen, wie sich später ergab, auf eine grausam-bestialische Weise umgebracht und dann aufgehängt worden. Die Frage war: ob sichere Zeichen am Leichname vorhanden wären zu entscheiden, ob das Erhängen während des Lebens oder nach demselben Statt gefunden. Der Verf. glaubt, daß ohne Hinzuziehung der Nebenumstände ein vollständiger Beweis nicht geführt werden könne. — L. Cerise über den Einfluß der physischen und moralischen Erziehung in Beziehung auf Überreizung des Nervensystems. Eine Preisschrift. Eine wackere, doch mehr oratorisch gehaltene Zusammenstellung der Ursachen, welche das Nervensystem in eine krankhafte Stimmung versetzen. Die Nachtheile der zu großen Anstrengung der Tugend in der Vorbereitung zum Examen werden durch Beyspiele (p. 350) bemerklich gemacht. — A. Raciborski Geschichte der Entdeckungen hinsichtlich des Venensystems seit Morgagni bis auf unsere Tage. Preisschrift. Als wir (p. 450) lasen: Hérophile et Erasistrate partageaient l'opinion de Galien, faßten wir eine geringe Meinung von der historischen Accurateffe des Verfs; doch weiterhin fanden wir ihn gründlicher.

Sogar von des Ref. frühester Schrift über die Structur und Lebenäußerungen der Venen ist (p. 474) ein Auszug gegeben. Wenn es aber dort heißt: D'après cet anatomiste distingué, so ist das zu viel Ehre. — F. Lauret über die moralische Ableitung bey der Behandlung der Geistesstörung. Gerade keine neue, aber doch Aufmerksamkeit verdienende Bemerkungen, wie der moralische Einfluß bey Irren anzuwenden. — Foville über Anatomie des Gehirnes. Vorzüglich über die Verbindung zwischen Nerven und Gehirn. — L. Aubert über die in Abyssinien gebräuchlichen Wurm = Mittel. In Abyssinien habe Zedermann, Männer, Frauen, Kinder den Bandwurm und behalte ihn das ganze Leben hindurch, unbekümmert; denn sie besitzen, so wie sie davon beschwert werden, sichere Mittel dagegen in der Blume des Couffo, der Zwiebel des Abbatsjogo, der Rinde der Bisenna. Erstere hat der Verf. an sich erprobt. Er gibt von dieser werthvollen Heilpflanze eine wenig genügende Beschreibung. Die Häufigkeit des Wurmes glaubt er dem Genusse des rohen Fleisches beyzulegen zu dürfen. — L. Gaillard über angeborene Luxation des Humerus. Die Operation gelang bey einem 16 jährigen Mädchen, bey der die Ausrenkung des linken Armes wahrscheinlich bey der Geburt entstanden war und späterhin übersehen oder verkannt blieb. Eine zweckmäßige Vorrichtung brachte die Reduction allmählich zu Stande und Seebäder vollendeten die Heilung.

Paris,

bey Jules Renouard. 1841. Procès de condam-

nation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc dite la Pucelle, publiés pour la première fois d'après les manuscrits de la bibliothèque royale, suivis de tous les documents historiques qu'on a pu réunir et accompagnés de notes et d'éclaircissements par Jules Quicherat. Tome I. 506 Seiten in Octav.

Ohne Vorrede, ohne eine über die dem Abdruck untergelegten Quellen genauer sich auslassende Einleitung, fängt das Werk mit den in lateinischer Sprache abgefaßten Acten und Protocolen und zwar mit der *causae expositio et praeparatoria* an. 'Incipit processus in causa fidei contra quamdam mulierem, Johannam, vulgariter dictam la Pucelle. In dem voran gestellten Ausschreiben von Pierre Cauchon, Bischof von Beauvais und Jean Lemaitre, Prior der Dominicaner zu Rouen und damahligem Viceinquisitor, findet sich eine kurze Angabe der Gefangenschaft der Jungfrau und der Auslieferung derselben durch Philipp von Burgund und Johann von Luxemburg, mit dem Zusatz, daß es erforderlich scheine, vor Eröffnung der Untersuchung *grandem et maturam deliberationem cum litteratis et peritis in jure divino et humano*, und zwar den zu Rouen ansässigen, zu halten. Diese Zusammenkunft der Schriftgelehrten fand 9. Januar 1431 Statt. In ihr wurde ein *promotor* oder *procurator generalis*, ein *examinator*, ein *mandatorum executor* und verschiedene *notarii* und *scribae* ernannt. Die in französischer Sprache abgefaßten Sendschreiben der Sorbonne und des Generalvicariats der Inquisition an den Herzog von Burgund und Johann von Luxemburg, um von beiden die Überlieferung der Gefangenen an den Bischof von Beauvais zu

erreichen, sind diesem Actenstücke angehängt; nicht minder der Befehl der Universität von Paris an den genannten Bischof, die Jungfrau unverzüglich nach der Hauptstadt zu senden, damit ad sanam aedificationem christianae plebis die Untersuchung und Verurtheilung in möglichster Schnelligkeit erfolgen könne. Ein Protocoll vom 13. Januar besagt, daß der Bischof von Beauvais den Besitzern seines Gerichtes die aus der Heimath der Gefangenen und aus öffentlichen Gerüchten gezogenen informationes mittheilte und man in Gemäßheit derselben bestimmte Fraspuncte entwarf. Mit dem 21sten Februar wurden die öffentlichen Sitzungen eröffnet und die vorgeführte Pucelle caritative ermahnt, pro acceleratione praesentis negotii et exoneratione propriae conscientiae die unumwundene Wahrheit auszusagen.

Somit beginnt die eigentliche Untersuchung, deren Verlauf, vornehmlich durch die fleißige Arbeit von Guido Görres, im Allgemeinen eben so bekannt ist, als die nach den Originalacten hier abgedruckten, mit historischen Erläuterungen versehenen Protocolle hinsichtlich der Einzelheiten bey dem Verfahren von dem höchsten Interesse sind. Der vorliegende Band reicht bis zum 30. May, ultima dies processus, an welchem die Bekanntmachung der sententia definitiva coram populo erfolgte.

Hav.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

155. 156. Stück.

Den 25. August 1842.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Schönlein's klinische Vorträge in dem Charité-Krankenhaus zu Berlin. Redigirt und herausgegeben von Dr. L. Güterbock.'

Bei der Erzählung des sechsten Falles wird (S. 80.) in Bezug auf Frank's Unterscheidung der Febr. nerv. versatilis und stupida (welche Keil adoptiert haben soll, indem er den Typhus mit Erethismus und den mit Torpor unterschieden, wiewohl Keil unter dem bloßen Wort Typhus schon geschwächtes Wirkungsvermögen mit erhöhter Reizbarkeit verstanden, den torpiden Zustand aber unter dem Wort Lähmung begriffen hat, und die Benennung Typhus cum erethismo et cum torpore vielmehr von Hufeland eingeführt worden ist) noch gesagt, daß diese Unterscheidung und Aufstellung einer Species sich einzig und allein auf die Modification der nervösen Erscheinungen gründe, welche aber nicht so wichtig sey, daß sie diese Unterscheidung rechtfertigte; sie be-

stimme keine wesentliche und essentielle (?) Differenz, sondern schein mehr auf individuellen Verhältnissen zu beruhen. Rec. ist zwar der Meinung, daß in Nervenfiebern ein solcher nervöser Zustand mit dem anderen abwechseln, und besonders der Erthismus in den Torpor übergehen könne. Jedoch hat er die Rücksicht auf die jedesmahlige Art des nervösen Zustandes auch in practischer Hinsicht mit Hufeland und anderen großen Ärzten immer für sehr wichtig gehalten. So ganz entgegen gesetzte Zustände von großer Aufreizung oder tiefer Stumpfheit setzen wohl auch eine wesentlich verschiedene Beschaffenheit oder Stimmung des Nervensystemes voraus und erfordern eine verschiedene Auswahl der nach ihrer Beschaffenheit verschiedenen Nervenmittel, wie es auch Rec. längst in seiner Therapie näher angegeben und immer am Krankenbette befolgt hat. Auch Stieglitz hat in dem oben schon zur Beherzigung empfohlenen Aufsatze (S. 427 ff.) den Erthismus und Torpor zu den wesentlichsten Eigenthümlichkeiten des Nervenfiebers gerechnet, wie auch bemerkt, daß wir durch Rücksicht auf diese und durch auf Erfahrung sich stützende Kenntniß von den specifischen Eigenschaften der Nervenmittel in der Anwendung derselben geleitet würden, und daß so der erfahrene und unterrichtete Arzt gar wohl wisse, wo er Moschus, Campher, Arnica blüthen, Äther, Mohnsaft u. s. w. zu Hilfe zu nehmen oder zu vermeiden habe.

In diesem sechsten Falle waren übrigens schon bey der Aufnahme außer sehr schweren Nervenzufällen, Verlust des Bewußtseyns, unwillkürlichem Abgange der Excremente ic. auch bedeutende Abdominalzufälle zugegen, und es wurde daher mit Recht angenommen, daß er ein klares Bild des Abdominaltyphus darstelle, so wie auch bey der

Section bedeutende Geschwüre der Darmschleimhaut gefunden wurden. Es wurden außer der Aqu. oxymuriatica und auch damit versetzten Klystieren von Stärkmehl noch 12 Blutegel in die Coecalgegend gesetzt. Da aber am folgenden Tage die Nervenzufälle gesteigert waren, auch die Abdominalzufälle noch bestanden, wurde (S. 72) geäußert: 'es ließ sich auch nicht erwarten, daß wir diese Erscheinungen mit Blutegeln fortsaugen oder mit Salben fortschmierem würden.' (Dann hätte man sie auch wohl ersparen können). Hierauf wurde (S. 73) in Ansehung der Nervenzufälle angenommen, daß hier offenbar eine sympathische, von der Darmaffection abhängige, Hirnreizung Statt finde(?) und ein Klystier von einem Valerianaaufgusse mit Castoreum nebst einem Bade verordnet. Man fand indessen am folgenden Tage die Physiognomie der Kranken eben nicht sehr befriedigend, immer die Neigung zum Sopor, die Augen halb geöffnet u. c.; doch sollen die Bauchsymptome gemäßigt gewesen, auch nur zwey involuntäre Stühle erfolgt seyn. Das Klystier und Bad ließ man wiederholen. (Wenn einmahl nervina angewendet werden sollten, so waren doch wohl hier, wo offenbar mehr Torpor und große Erschöpfung als Gehirnreizung Statt fand, andere und kräftigere angezeigt). Am Abend wurden wegen gesteigerter Kopffaffection 12 Blutegel an den Kopf gesetzt. Den folgenden Tag, wo der Zustand schlecht befunden wurde, in allen Richtungen sich nur unangenehme Erscheinungen gezeigt, auch die Baucherscheinungen wieder zugenommen haben sollen, unwillkürliche Stühle in großer Anzahl erfolgten, die Extremitäten kalt waren, wurden die Klystiere wiederholt, eine warme Begießung gemacht und außerdem verordnet: R. Infus. Cort. Chin. et rad.

Angelic. (à ʒ ij) ʒ iv, Mucilag. Salep ʒ ij, Acid. muriat. ʒ j, Syrup. simplic. ʒ j zweyständl. 1 Eßl. voll zu nehmen. (Von ohnehin so schwachen Dosen der China war hier nicht viel Hilfe zu erwarten). — Hernach am 23sten Jul. waren (S. 75.) noch Larynxerscheinungen, Heiserkeit zc. eingetreten, jedoch soll an den folgenden Tagen die Unbesinnlichkeit nicht so groß, der Zustand überhaupt günstiger, am 26sten Jul. aber wieder unangenehm gewesen seyn (wo auch Infus. Chin., dessen Stärke nicht angezeigt ist, mit Acid. phosphor. verordnet wurde), am 28sten Jul. sich aber mehr Aufregung, die sogleich durch äußere Motive, wie durch das Sehen von Umstehenden hervor gebracht worden, sich gezeigt haben, wo dann die Gabe des Castor. zum Klystier von 8 Tropfen bis auf ʒ erhöhet und noch Moschus (zweyständlich 2 gr.) gegeben wurde. Am 30. Jul. wurde der Stand der Krankheit viel besser gefunden, aber noch nicht so, daß man einen günstigen Ausgang verbürgen konnte. Denn obgleich die nervösen wie die Baucherscheinungen zc. günstiger geworden seyen, so sey doch der Puls sehr schwach und leer, und es sey bey der langen Dauer der Krankheit sehr die Frage, ob die Kräfte des Individuum dem Krankheitsproceß gewachsen seyn werden. Man fügte daher den schon verordneten tonischen Mitteln noch leicht nährende Klystiere von Milch und Eigelb und ähnliche Mittel für den inneren Gebrauch hinzu. Die Kräfte der Kranken waren, wie befürchtet wurde, nicht ausreichend, die nervösen Erscheinungen nahmen wieder zu, das Fieber ward heftiger, der Puls immer schwächer, und so erlag die Kranke am Morgen des 3ten Augusts. — Ob in den letzten Tagen noch andere Mittel versucht worden, ist nicht angegeben. Der Fall

war allerdings von Anfang an schwer, und kein Arzt, der diese Krankheit zu beurtheilen weiß, wird (wenn er auch mit Schönlein in Ansehung der Beurtheilung der Art des nervösen Zustandes nicht überein stimmen, und bey dem auch nach S. 72 so früh schon ausgeprägtesten Charakter des Torpors schon früher andere nervina als Valeriana-Elystiere und stärkere Dosen der China u. anzuwenden für rathsam gehalten haben sollte) behaupten wollen, daß er hier sicher hätte helfen können.

Die anderen in diesem Hefte mitgetheilten Fälle betreffen die Entzündung der Lungen und des Brustfells, den Rheumatismus und organische Fehler des Herzens.

Bey einem Falle von Lungenentzündung, wo erst nach der hier selbst (S. 93) gemachten Äußerung neben jener die Entwicklung eines typhösen Zustandes zu befürchten seyn sollte, wird am folgenden Tage (S. 95) bemerkt, daß der bey Pneumonien manigmahl in Folge der gestörten Blutcirculation sich einstellende Zustand, welcher durch Kleinen, unterdrückten, frequenten Puls, bläuliches Gesicht, Delirien, selbst Kälte der Extremitäten sich ausspreche, mit Unrecht nervös genannt worden und nicht den Einfluß auf die Behandlung haben dürfe, wie die älteren Ärzte gelehrt hätten. 'Der Doctor (heißt es weiter) mag eine Ansicht haben, welche er wolle, aber die Rückwirkung derselben auf die Therapeutik, das macht die Sache wichtig. Die Thatsache, welche die älteren Ärzte beobachtet, ist ganz richtig, aber der Schluß daraus, daß man nun der Antiphlogose(?) den Rücken wenden müsse, das ist der Irrthum, und das ist es eben, was man so häufig übersieht, besonders auch, weil die meisten Ärzte, vorzüglich die große Zahl der schriftstellerischen(!), keine Logiker sind.' Gegen den letz-

ten Vorwurf so viele und große Ärzte, die nicht bloß durch Ausübung der Medicin der Menschheit genützt, sondern auch durch schriftliche Mittheilung ihrer Beobachtungen und Bemerkungen die Wissenschaft weiter gebracht haben, ernstlich vertheidigen zu wollen, würde lächerlich seyn. Aber in Bezug auf die Sache darf man wohl fragen: haben die älteren Ärzte wirklich einen solchen Zustand für nervös gehalten und geschlossen, daß man dabey den antiphlogistischen Mitteln den Rücken zuzukehren müsse? Sie haben im Gegentheil diese Schwäche für eine scheinbare gehalten und den Aderlaß unter diesen Umständen für das Hauptmittel erklärt. Wer erinnert sich nicht des merkwürdigen von Triller in seiner classischen Commentat. de pleuritide erzählten Falles, wo jener unter den mislichstn Umständen der Art den Aderlaß mit bestem Erfolge vornahm? So sagt auch B an S w i e t e n (Commentar. in Boerhaave Aphor. T. III. p. 39): ‘Imo licet magna debilitas adsit, si tamen omnia symptomata atrociter recruduerint, nullum aliud auxilium superest, quam de novo sanguinem mittere.’ Eben so Frank (Epit. Lib. II. §. 198): ‘Saepe in morbi istius augmento, sub pulsu minori ac contracto, sub facie pallida, extremitatibus fere frigidis, ac apparente summa aegrotantis debilitate, magis, quam sub contrariis rerum conditionibus, repetita celerique venaesectione indigemus.’ Desgleichen Vogel (Handb. d. pract. A. W. Th. 4. S. 233): ‘Manchmahl ist das Gesicht blaß, der Kranke scheint kraftlos und ohnmächtig, hat kalte Hände, kann kaum sprechen, und doch ist nichts dringender, als Blut zu lassen.’ Auf ähnliche Weise haben sich Hufeland und Keil geäußert, dieser auch Zeichen angegeben, wodurch dieser Zu-

stand von einem wirklich typhösen zu unterscheiden sey.

Von einem Falle, welcher als Pneumonie, eigenthümlich compliciert mit Intermittens, bezeichnet ist, wird (S. 102 ff.) nur Schönlein's Epikrise, die aber die wichtigsten Facta desselben enthalten soll, mitgetheilt. Er habe bey einer anderen Gelegenheit, wo die Reste einer Intermittens sich noch in dem Fiebercolorit ausdrückten, gesagt, daß auf einem durch Intermittens umgeänderten Boden ein neu auftauchender Krankheitsproceß Modificationen im Verlauf, den Symptomen und Ausgängen erleide, wodurch auch Änderungen in der Behandlung nöthig würden. Hier bey diesem Kranken, wo man im Anfange diese modificierenden Momente ganz übersehen, habe die Änderung im Gange der Krankheit wieder darauf hingewiesen, und so recht derb die (allerdings) nothwendige Rücksicht auf die individuellen Verhältnisse des Kranken ins Gedächtnis gerufen. Der Kranke (ein 26 Jahre alter Steuermann) habe vor vier Jahren an einer Intermittens quartana, die 9 Monate gedauert, gelitten; seitdem sey keine Spur derselben mehr vorhanden gewesen, nur im Colorit des Kranken noch ein Rest der voraus gegangenen Krankheit zu erkennen. Die Pneumonie schien eine so exquisit reine, daß sie den Zuhörern als Original aufgeführt wurde, und der Verlauf derselben führte bis zum vierten Tage auf keinen Argwohn gegen die rasche Genesung, da nach der Anwendung von Blutentziehungen und Nitrum deutlich allgemeine wie topische Krisen eintraten, unter denen die Brustsymptome zu Grunde gegangen seyn sollen. Doch bald habe sich die Scene geändert, Anfangs nur in der Art, daß Abends ohne voran gegangenen Frost sich Hitze, Congestion nach dem Kopf mit

geröthetem Gesicht und Delirien einstellten; der Puls wieder beschleunigt, und die Hautsecretion beschränkt gewesen sey. Nach Mitternacht sey Ruhe eingetreten und eine starke Epistaxis erfolgt; den Morgen darauf habe man eine vollkommene Remission gefunden; Abends hätten sich dieselben Erscheinungen wiederholt, ohne daß eine Steigerung des pneumonischen Leidens (das ja ganz zu Grunde gegangen seyn sollte, also wohl doch noch, wenn auch in weniger auffallendem Grade vorhanden war?) bemerkt wurde. Aber am dritten Abend seyen mit diesen Erscheinungen die einer heftigen Pneumonie wieder aufgetreten, so daß man zu toxischen Blutentleerungen schreiten mußte. Den nächsten Morgen sey wieder vollkommene Remission, am vierten Abend wieder eine heftige Steigerung wahrgenommen worden, bey gänzlicher Unterdrückung der Haut- und Nierenkrise, so daß eine starke Venäsection gemacht werden mußte und Tart. stibiat. gereicht wurde, ein Verfahren, welches die pneumonischen Erscheinungen ganz verschwinden machte. Jetzt nun ward Chinin verordnet; gleich die ersten Dosen desselben waren hinreichend, die folgende Exacerbation zu mäßigen, und es kehrten keine neuen wieder, so daß der Kranke sich jetzt in der vollkommnen Reconvalescenz befindet. — Es wird dann noch die Bemerkung beygefügt, daß hier offenbar ein Residuum der früher bestandenen Intermitteus, das durch die neu aufgetretene Entzündung wieder ins Leben gerufen worden, vorhanden gewesen sey, aber in der Art einer Complication, in der beide Krankheiten sich gegenseitig modificierten, eine wahre Zwitterform (auf welche besonders P. Frank in seinen Interpretat. clin. aufmerksam gemacht habe), die bey ihrem ersten Auftreten viele Schwierigkeiten für die Diagnose

dargeboten habe. Denn sie unterscheide sich von einer reinen Intermittens dadurch, daß 1) die Intermittens quotidiana in der Regel in den Vormittagsstunden ihren Paroxysmus mache, sie hier aber dem Gesetze der Exacerbation der Entzündungskrankheiten folgte, 2) der Paroxysmus nicht von Frost begleitet war, also das erste Stadium des Anfalles fehlte, 3) durch die Art der Krisen, indem eine Hautkrise kaum angedeutet war, die Nierenkrise gänzlich mangelte, dagegen die reine Entzündungskrise, eine critische Hämorrhagie aus der Nase Statt fand. Man habe hier also eine schöne Complication von verschiedenen Krankheitsprocessen, die sich gegenseitig beschränkten, gesehen. Einzelne(?) combinatorische Formen, die ganz offen daliegen und nicht zu verkennen sind, wie z. B. die Combination der Syphilis mit dem Scorbut, wären den Ärzten nicht entgangen; aber die combinatorische Fähigkeit der verschiedenen Krankheitsprocesse genau zu bestimmen, und wie der eine auf den anderen modificierend und beschränkend einwirkt, das sey eine kaum aufgeworfene und noch keinesweges gelöste Frage, welche nicht bloß ein wissenschaftliches Interesse habe, sondern, wie man in diesem Falle gesehen, auch von dem höchsten practischen Nutzen sey.

Verbindungen des Wechselfiebers nicht bloß mit wahrer oder scheinbarer Brustentzündung, sondern auch manigerley anderen Zufällen sind bekanntlich gleich vielen Verbindungen anderer Krankheiten längst von den Ärzten beachtet und auch in therapeutischer Hinsicht wohl gewürdigt, insbesondere auch die große Wichtigkeit der China in begleiteten Wechselfiebern schon zum Theil von Sydenham, vorzüglich aber von Morton, Lorti, Werlhof u. A. dargethan worden. Daß auch die An-

lage zum Wechselfieber in solchen Fällen zu berücksichtigen sey, hat Hensler in einer sehr interessanten Mittheilung über einen periodischen Sonnenstich (in Baldinger's Magaz. f. Ärzte, 1778. S. 145 ff.) bemerkt und geäußert, daß hier, wo eine der Anlage gar nicht analoge Ursache, der Sonnenstich, hinzu komme, eine Krankheit inflammatorischer Art gleichsam auf einen Stamm gepropft werde, der in ein Wechselfieber würde ausgeschlagen seyn, und daß wir da einen complicirten Zufall erhielten, bey dem die eigentliche Krankheit die ihr sonst fremde Natur und den Gang einer ganz entgegen gesetzten annimmt, und der auch nach vorher gegangenen Ausleerungen die Fiebrerrinde erheische u. s. w. — In so fern man aber in dem vorliegenden Falle wirklich eine so schöne Complication gesehen haben soll, eine periodische Lungenentzündung ohnedem selten, auch von Reil bezweifelt worden ist, hätte er wohl vor manchen anderen hier mitgetheilten eine umständlichere Krankheitsgeschichte verdient, ohne welche Manches wenigstens zweifelhaft bleibt. Die Pneumonie soll bis zum vierten Tage ein Original einer reinen Art gewesen und da schon ganz entschieden worden seyn. Es wäre nun aber auch bey einer echten und bedeutenden Pneumonie, die wenigstens nicht leicht vor dem siebenten Tage entschieden wird, nichts Unerhörtes gewesen, wenn sich nach der am vierten Tage auf die Anwendung von Blutausleerungen und anderen antiphlogistischen Mitteln erfolgten starken Remission später mit den Exacerbationen des Fiebers wieder Symptome derselben zeigten. (Man vergleiche nur den oben angeführten Fall von Triller in dessen Commentat. p. 65 sq.). Die hier angegebene Unterscheidung der Zwitterform von einem reinen Wechsel-

fieber und Beschränkung desselben durch die Pneumonie ist auch nicht als allgemein gültig anzunehmen. Die angeführten Fälle von Frank, besonders die weniger zweifelhaften, verhielten sich gleich so manchen von Anderen beobachteten vom Anfange an ganz anders, es waren weder die peripneumonischen Symptome beschränkt, so daß auch Frank in einem Falle während des Anfalles das Bild einer höchst gefährlichen Lungenentzündung vor sich zu haben glaubte, noch fehlte der Frost, sondern war meistens stark und lang dauernd, es war auch in den meisten Schweiß und in mehreren ziegelfarbiger Bodensatz im Harne (der indessen auch bey reinen Wechselfiebern fehlen kann) zu bemerken. Da aber in dem vorliegenden Falle mehrere wenigstens sehr gewöhnliche Zufälle des Wechselfiebers fehlten und überhaupt nur von Remission, nicht von Intermission die Rede ist, möchte die Annahme der Complication der Pneumonie mit einem Wechselfieber doch nicht so ganz ausgemacht seyn. Auch wurde hier, nachdem die pneumonischen Erscheinungen nach dem siebenten Tage durch eine nochmalige vorgenommene starke Venasection und Tart. stibiat. ganz verschwunden gemacht seyn sollten und die Krankheit nun ohnehin entschieden seyn konnte, erst Chinin gegeben, wo also die Wirkung desselben viel weniger beweisend seyn kann, als in Frank's Fällen, wo die China früher gegeben wurde. Daß übrigens auch in Ansehung der von Frank erzählten Fälle eine genauere Sonderung der einzelnen nöthig ist, hat Bartels (die gesammten nervösen Fieber, B. 2. S. 732 ff.) sehr wohl bemerkt und auch über die schon von Reil in Ansehung dieser Form erhobenen Zweifel sich gut geäußert. Ein näheres Eingehen auf solche Verhältnisse, eine genauere Bestimmung der Ansicht von dem eigentli-

chen Wesen der Peripneumonia periodica findet man aber nicht in der vorliegenden Epikrise.

In einem anderen Falle von angeblicher Pneumonie wird (S. 105 ff.) bemerkt, daß der Kranke in einem Zustande, wo man wenig von ihm erfahren könne, in das Hospital gebracht worden; er deliriere fortwährend, sey sehr unruhig, sein Kopf warm, das Gesicht etwas geröthet, die Augen wenig injiciert; in der Brust sey fast gar kein subjectives (!) Symptom zugegen, er athme frey und huste wenig, dagegen auf der rechten Brusthälfte am oberen Theile der Percussionston dumpf und matt und Respiratio tubaria mit trockenem Knistern zu hören sey; außerdem sey der Unterleib aufgetrieben, doch weich, in der Coecalgegend empfindlich und daselbst kollerndes Geräusch wahrzunehmen. Hier wurde nun gleich von Schönlein geäußert, daß ihm der Sitz der Krankheit nicht im Kopfe zu seyn scheine, daß man zwar an Delirium tremens denken könne, doch sich kein Halitus spirituosus bey seiner Aufnahme gezeigt habe, daß die Symptome in der Brust wichtiger seyen, die Entzündung im oberen Lappen der rechten Lunge sich schon im Stadium der Hepatisation sich befinde, und daß außer der Brust vorzüglich auch der untere Theil der Darmschleimhaut leide — also Verdacht der Complication eines typhösen Leidens Statt finde. Am folgenden Tage aber wurde bemerkt, man habe nachträglich erfahren, daß der Kranke, welcher ungefähr neun Tage krank sey, Magnesia sulphur. gebraucht habe, die zahlreiche Durchfälle erregte, daß also wahrscheinlich die Affection der Bauchschleimhaut nur Medicamentalsymptom, nicht der Krankheit angehörend sey. Am nächstfolgenden Tage wurde dann erklärt, daß zwar

die Diagnose in Beziehung auf die weit vorgeschrittene Entzündung der Lungen richtig, daß aber, so deutlich die Erscheinungen im Bauch und Kopf, so schwierig die Exaration derselben gewesen sey: 'Hier (heißt es) liegt der diagnostische Hund begraben; es gehört nicht viel dazu, die Symptome einer Krankheit aufzufinden, das kann nach einiger Übung jeder Krankenwärter, jeder bornierte Kopf; aber die aufgefundenen Symptome zu werthen (sic), zusammen zu stellen, und die einzelnen Gruppen zu einander zu ordnen, da beginnt der Proceß der Synthese und dazu gehört ein combinatorisches Vermögen, das wohl ausgebildet werden kann, aber sich nicht eintrichtern läßt!' Rec. findet es um so löblicher, daß hier wenigstens nur der Verdacht des Abdominaltyphus geäußert worden, je weniger er in mehreren oben betrachteten Fällen beystimmen konnte, wenn der Abdominaltyphus auch ohne eine solchen Verein von Zeichen gleich angenommen wurde. Die Richtigkeit der Diagnose der Entzündung und Hepatisation der Lungen läßt er hier dahin gestellt seyn und bemerkt nur mit Beziehung auf das bey dem vierten Falle über die bloß durch Auscultation erhaltenen Zeichen Gesagte, daß er wenigstens durch das in dieser Schrift über den weiteren Verlauf des Falles Mitgetheilte nicht ganz von dem Daseyn einer so bedeutenden Lungenentzündung, bey der kein einziges der von den Alten derselben zugeschriebenes Zeichen vorhanden gewesen seyn soll, überzeugt worden ist. Später (S. 111 ff.), wo der Kranke nach einiger Unterbrechung des klinischen Unterrichtes wieder in der Klinik besprochen wurde, wird noch erzählt, daß er, bey welchem die Entzündung schon in der Zertheilung begriffen gewesen, auch sehr deutliche Krisen durch die Haut und Nieren Statt gefunden

haben sollen, durch die sanguinische Hoffnung einer baldigen günstigen Lösung so vieler allarmierender Symptome einen unangenehmen Strich gemacht habe, indem er bey schwitzendem Körper das Bett verlassen, worauf augenblicklich eine Recrudescenz des Lungenleidens, nämlich nun auch heftiger Husten, Steigerung der so genannten objectiven Brustsymptome und der allgemeinen Reaction (Fieber mit Pulsfrequenz von 110 Schlägen in der Minute) eingetreten sey. Am folgenden Tage soll sich zu den alten Erscheinungen im oberen Lappen der rechten Lunge noch ein entschiedenes Leiden der Serosa des Herzens, eine Affection gesellt haben, die sich durch die auffallende Steigerung der Frequenz und Unregelmäßigkeit (Aussetzen) des Pulses kund gebe, die man nicht der noch angewendeten Digitalis zuschreiben könne, da sie auch mit einem anderen objectiven Symptom in Verbindung stehe, nämlich mit Folliculargeräusch, das man gegen den Ursprung der Aorta am linken Rande des Sternum höre. Man habe bereits dieser Herzaffectio wegen ein großes Blasenpflaster auf die Herzgegend gelegt. Die Pulmonarerscheinungen sollen jedoch nach dem in derselben Stunde Gesagten wieder im Rückschreiten, im Übrigen der Zustand wie am vorigen Tage gewesen seyn. Den Tag hernach wird berichtet, daß der Kranke gut geschlafen, selber mit seinem Zustande zufrieden sey, wenig huste, daß man indessen auf diese subjectiven Symptome keinen großen Werth lege, wenn nicht der objective Thatbestand damit überein stimme, daß nun aber dieser nur noch eine Spur von der Inflammation im oberen Lappen der rechten Lunge zeige, und daß von den Symptomen der Entzündung der inneren Herzhaut — sich nichts mehr vorfinde, die Reaction sich bedeutend ermäßigt habe, der Puls nur

noch 70 Schläge in der Minute mache, zwar noch immer ungleich, aber nicht mehr aussetzend, die Haut feucht, der Harn schleimig getrübt, dem natürlichen sich annähernd sey. — Wenn nun jene Affection des Herzens hier (wie auch in der Überschrift des Falles) wirklich für Herzentzündung erklärt worden, so möchte es da wohl auch auf die nach dem Obigen von Schönlein mit Recht für so wichtig erklärte gehörige Würdigung der Symptome gar sehr ankommen. Wir möchten aber sehr zweifeln, daß bloß der häufige und aussetzende Puls mit dem Blasebalggeräusche bey dem gänzlichen Mangel aller anderen wichtigeren Zeichen einen hinreichenden Grund abgeben konnten, hier Herzentzündung anzunehmen. Häufig und aussetzend kann der Puls in vielen fieberhaften und auch anderen Krankheiten, selbst auch vor der Krise seyn. Häufig war der Puls hier schon, ehe von der Herzentzündung die Rede war, und machte selbst am ersten Tage nach der Aufnahme des Kranken 120 Schläge in der Minute. Aussetzend ist er aber im Anfange der Herzentzündung gewöhnlich nicht, sondern nach den meisten und besten Beobachtern dann vielmehr regelmäßig. Das Blasebalggeräusch endlich ist nicht bloß bey Entzündung oder organischen Fehlern des Herzens, sondern auch bey nervöser Reizung desselben, schnellerem Blutströme, wie von Manchen auch bey Anämie und Plethora bemerkt worden. Kein einziges dieser Zeichen spricht also für sich oder bloß in dieser Verbindung für die Annahme der Herzentzündung, die auch, wenn sie wirklich Statt gefunden hätte, kaum so schnell wieder verschwunden seyn möchte.

In einigen wichtigen Fällen von Pleuritis und Pleuroperipneumonia erklärte Schönlein, daß er im Allgemeinen gegen die Paracentese der Brust sey, sie als letztes Mittel betrachte, wo die Flüssigkeit nicht durch Beförderung der Secretionen ausgeleert werde und so bedeutenden Druck auf die Lungen bewirke, daß augenblicklicher Tod zu befürchten stehe, und wandte daher die Secretionen (und die Resorption) befördernde Mittel an, was wir nur billigen können, so wie dann auch diese, wenn gleich nicht neue, doch gehörig angewendete Methode hier den besten Erfolg hatte.

Das bis jetzt allein uns zugekommene erste Heft dieser Vorträge bricht in der Erzählung des achtzehnten Falles ab. Der Raum konnte uns indessen selbst nicht er-

laubert, Manches, was wir noch über die bereits abgehandelten Fälle zu bemerken haben, hier zu äußern. Doch glauben wir im Vorhergehenden den Geist und Ton dieser Vorträge hinlänglich charakterisirt zu haben und können schließlich nicht anders sagen, als daß wir in dem bisher Mitgetheilten wohl manches Zweifelhafte und Mangelhafte in pathologischer, diagnostischer und therapeutischer Hinsicht, auch eben so wie in den früheren Vorlesungen unrichtige historische Bemerkungen und älteren Ärzten gemachte ungegründete Vorwürfe, nichts-aber, was in Ansehung der Sache oder der Sprache wirklich die angeblich höhere Klinik darthun könnte oder auch die Wissenschaft gefördert hat, gefunden haben. Wir möchten es für besser halten, daß Schönlein selbst seine Beobachtungen mit gehörig ausgearbeiteten Epikrisen begleitet der gelehrten Welt mittheilte. Nach dem von dem Herausgeber in der Vorrede Gesagten soll er indessen durch seine vielen Berufsgeschäfte verhindert seyn, den reichen Schatz seiner Erfahrungen selbst der Presse zu übergeben. Allein nicht wenige unserer berühmtesten Ärzte haben bekanntlich doch auch Vorlesungen und oft in größerer Zahl gehalten, klinische Institute dirigiert, sind zugleich durch eine so große Privatpraxis, als wohl Schönlein wenigstens während der meisten Jahre seines Wirkens kaum gehabt haben möchte, und zum Theil noch durch Physikate oder sonstige Ämter im Staate beschäftigt gewesen und haben doch noch Zeit finden können, sehr bedeutende Beyträge zur Beförderung der Wissenschaft der Welt mitzutheilen. Zwar kann auch längeres Stillschweigen eines Gelehrten sehr respectabel seyn und es ihm selbst zur Ehre gereichen, wenn er erst mit reiferen Arbeiten hervor treten will. Wenn aber ein Lehrer wirklich findet und glaubt, daß seine Lehren mißverstanden und entstellt verbreitet worden, so dürfte er auch darin wohl eine Pflicht finden können, wenigstens die nöthige Berichtigung mitzutheilen, und das möchte besonders in der Medicin gelten oder, wie Celsus sagt, *praecipueque in eo ministerio, quod utilitatis causa posteris traditur; ne qui decipiantur eadem ratione, qua quis ante deceptus est.* Überläßt er aber ferner die Mittheilung der Lehren unberufenen Herausgebern, so hat er es sich selbst zuzuschreiben, wenn der die Schrift treffende Tadel von Manchen wenigstens theilweise auch auf ihn bezogen wird.

J. W. S. Conradi.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

157. Stück.

Den 27. August 1842.

G ö t t i n g e n.

Die Königl. Societät der Wissenschaften hatte für den Julius d. J. folgende öconomische Preisaufgabe gestellt:

‘Eine möglichst vollständige Geschichte der Einführung des Kartoffelbaues in den europäischen Ländern, nebst einer Darstellung des Einflusses, den die Verbreitung dieses Culturzweiges auf die Landwirthschaft in Europa gehabt hat.’

Leider ist diese Aufgabe nicht gelöst worden.

Nachstehende öconomische Preisfragen sind für die nächsten Termine bestimmt:

Für den November d. J.

‘Der Nutzen, den gute Beschreibungen des landwirthschaftlichen Zustandes von Ländern und Gegenden gewähren, ist einleuchtend. Das Königreich Hannover bietet um so reicheren Stoff für solche Beschreibungen dar, da in demselben das landwirthschaftliche Gewerbe im Allgemeinen das wichtigste Gewerbe

ist, und die Beschaffenheiten des Bodens, so wie die übrigen Verhältnisse einen abweichenden Betrieb der Landwirthschaft in den verschiedenen Provinzen des Königreichs bedingen. Eine genügende Darstellung der hannoverschen Landwirthschaft mangelt noch; nur von dem Zustande des öconomischen Gewerbes in einigen Theilen des Königreiches sind gründliche Beschreibungen vorhanden. Um nun zur Vorbereitung einer künftigen, vollständigen Schilderung des landwirthschaftlichen Gewerbes im Hannoverschen beizutragen, bestimmt die kön. Societät einen Preis für

die gründlichste und umfassendste Beschreibung der Landwirthschaft einer Provinz oder Gegend des Königreichs Hannover, von welcher bis jetzt eine solche noch nicht geliefert worden.

Für den Julius 1843:

Um den Gyps zu ersetzen, hat man neuerlich im südlichen Frankreich mit Wasser stark verdünnte Schwefelsäure zur Beförderung der Vegetation von Futterkräutern und Hülsenfrüchten, angeblich mit dem besten Erfolge, angewandt; und ein von dem Oeconomie-Commissär Lincke zu Weisensfels im Kleinen angestellter Versuch (Allgem. Anzeiger der Deutschen 1841. Nr. 100.), scheint die günstige Wirkung derselben zu bestätigen. Da in manchen Gegenden von Deutschland Mangel an Gyps ist, die Schwefelsäure jetzt aber in niedrigem Preise steht, so würde auch bey uns hin und wieder es sehr erwünscht seyn, wenn man sich ihrer statt des Gypses in der Landwirthschaft bedienen könnte.

Die kön. Societät macht daher zum Gegenstande einer Preisaufgabe:

‘Eine auf genaue, so viel als möglich im Großen und mit verschiedenartigen Gewächsen angestellte Versuche gegründete Entscheidung der Frage: ob die mit Wasser versetzte Schwefelsäure mit Vortheil statt des Gypses zur Beförderung der Vegetation, zumahl bey Futterpflanzen und Hülsenfrüchten, angewandt werden könne?’

Für den November 1843:

Die Auffindung eines Gehaltes von Kali und Natrum in einigen Kalkstein- und Mergelarten, ist in Beziehung auf die technische und öconomische Benutzung des Kalkes und Mergels von besonderem Interesse. Es ist aus diesem Grunde wünschenswerth, genauere Kunde darüber zu erlangen, wie sich jener Gehalt in Kalkstein- und Mergelarten aus verschiedenen Gebirgsformationen und Gegenden verhalten mag. Die kön. Societät macht daher zum Gegenstande einer Preisaufgabe:

‘Die Untersuchung von Kalkstein- und Mergelarten verschiedener Gebirgsformationen und Gegenden auf einen Gehalt an Kali und Natrum.’

Wenn gleich die k. Societät den Umfang dieser Untersuchung nicht beschränken will, so wünscht sie doch, daß vorzüglich Kalkstein- und Mergelarten des Königreichs Hannover und der angrenzenden Gegenden berücksichtigt werden mögen. Dabey wird die Untersuchung nicht bloß auf das Quantitative des Gehaltes an Kali und Natrum, sondern auch auf die Art der Verbindung zu richten

seyn. Auch erwartet die k. Societät, daß die geprüften Mineralien genau bezeichnet und daß Proben derselben eingesandt werden.

Der für die beste Lösung jeder der vorstehenden Aufgaben ausgesetzte Preis beträgt zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, bis zu welchem die zur Concurrnz zulässigen Schriften bey der königlichen Societät portofrey eingesandt seyn müssen, ist für die auf den Julius 'ausgesetzten Preisfragen der Ausgang des Mayes, so wie hinsichtlich der für den November aufgegebenen, das Ende des Septembers.

G ö t t i n g e n .

Der königl. Societät der Wissenschaften wurden von dem Prof. Wöhler die Resultate einer Untersuchung über die Zusammensetzung der menschlichen Knochen vorgelegt, welche in dem academ. Laboratorium von Hrn Dr. med. Frerichs angestellt worden ist.

Die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen über das quantitative Verhältniß der organischen und unorganischen Substanzen in den Knochen verschiedener Körpertheile desselben Individuums, so wie in denen von Personen verschiedenen Alters zeigen wenig Übereinstimmung. Thilenius, Schreyer, Rees, Sebastian und Valentin weichen in den erhaltenen Resultaten von einander ab. Rees, der die ausführlichsten Untersuchungen über diesen Gegenstand anstellte, bestimmte die Quantität der unorganischen Bestandtheile um ein Bedeutendes geringer wie die meisten Anderen. Eine Wiederholung der Versuche schien daher wünschenswerth. Sie wurde auf folgende Weise ausgeführt:

Der zu untersuchende Knochen wurde sorgfältig gereinigt, die Weinhaut abgeschält, zerstoßen, mit

Äther von Markfett befreuet, und darauf bey $+130^{\circ}$ bis 140° im Ölbad getrocknet. Die so getrockneten Knochen ließen sich ziemlich leicht zu einem Pulver zerreiben. Das Trocknen wurde so lange fortgesetzt, als sich noch ein Gewichtsverlust zeigte. Hierauf wurde die Substanz gewogen, in einem Platintiegel calciniert, die etwa entwichene Kohlensäure durch kohlensaures Ammoniak wieder ersetzt und wieder gewogen. Bey der Auswahl der Knochen wurden sowohl diejenigen, bey denen ein Theil des Knorpels durch die Maceration in Kalk zerstört war (was man nicht selten an jungen Knochen findet), als auch die, welche in ihren Höhlungen Theile von dem Kalk, worin sie maceriert waren, einschlossen, sorgfältig vermieden. Zu den Analysen wurde Cortical- und Medullar-Substanz gleichmäßig genommen. Die Knochen, bey denen sich in der nachfolgenden Zusammenstellung der Resultate keine nähere Bezeichnung findet, gehörten einem und demselben erwachsenen Individuum an.

	Unorg. Bestthle.	Org. Bestthle
Os parietale . . .	68,5	31,5
Pars petrosa ossis tem- porum	70,2	29,8
Maxilla inferior . . .	68,0	32,0
Sternum	64,7	35,3
Costa	65,3	34,7
Humerus	68,3	31,7
Radius	66,3	33,7
Tibia	66,2	33,8
Fibula	66,5	33,5
Os metatarsi	65,9	34,1
Patella	63,7	36,3
Corpus vertebrae lum- borum	60,5	39,5

	Unorg. Bestthle Drg. Bstthle	
Maxilla inferior eines		
Kindes von 3 Jahren	62,8	37,2
Os parietale desselben		
Kindes	66,3	33,7
Humerus u. ulna eines		
Fötus v. 8 Monaten	63,2	36,8
Radius eines 10jährigen		
Knaben	65,5	34,5
Cariöse Excrescenzen ei-		
ner Fibula	61,2	38,8

Hieraus läßt sich schließen:

1) Daß der Kalkgehalt in den Knochen verschiedener Körpertheile desselben Individuums bedeutend variiert.

2) Daß derselbe im umgekehrten Verhältnis mit dem Reichthum an Markcanälchen und Markhöhlen abnimmt, daß also die spongiösen Knochen ärmer an unverbrennlichen Stoffen sind, wie die compacten. Diesen größeren Gehalt der spongiösen Knochen an organischer Materie möchte ich jedoch nicht auf Rechnung des Knorpels bringen, sondern der größeren Menge der die Markhöhlen und Markcanälchen auskleidenden Membranen und Gefäße, von denen man die spongiöse Knochensubstanz nicht befreien kann, zuschreiben. Daß der Knorpelgehalt in dem spongiösen Theile eines Knochens größer sey, als in dem compacten; halte ich nicht für wahrscheinlich, zumahl da die Zufuhr der Kalksalze durch die in den Markhöhlen und Markcanälchen befindlichen Gefäße vor sich geht.

3) Daß die unorganischen Bestandtheile mit dem Alter zunehmen. Diese Zunahme stellt sich jedoch nach den angestellten Versuchen nicht so auffallend heraus, wie Schreyer angibt, der bey dem Kinde 48,48, bey Erwachsenen 74,84, bey Greisen 84,1

Proc. unorganischer Substanz fand, während von mir in dem os parietale eines Kindes von 3 Jahren 66,3, in dem eines Erwachsenen 68,5, in der maxilla inferior eines Kindes von 3 Jahren 62,8, in der eines Erwachsenen 68,0, in dem humerus und der ulna eines Fötus von 8 Monaten 63,2, in dem humerus eines Erwachsenen 68,3 Procent unorganischer Substanz gefunden wurden.

4) Daß die Quantität der Kalksalze in den Knochen größer ist, als Rees und mehrere Andere angeben, die, wie Berzelius vermuthet, das Wasser, welches die Knochen hartnäckig zurück halten, wahrscheinlich beim Trocknen unvollkommen entfernten, und auf Rechnung der organischen Theile brachten, wodurch die Quantität der Kalksalze zu gering ausfiel.

Um zu untersuchen, in welcher Art die Kohlensäure und phosphorsaure Kalkerde in den Knochen neben einander gelagert sind, ob vielleicht erstere bloß in den Knochenkörperchen, letztere bloß in der structurlosen Zwischensubstanz sich finde, oder umgekehrt, wurde folgender Versuch angestellt. Ein Knochenplättchen wurde so dünn geschabt, daß die Knochenkörperchen und ihre radienartigen Verzweigungen deutlich zu erkennen waren. Dann wurde vorsichtig mit schwacher Kalilauge der Knorpel ausgezogen, das Plättchen gereinigt und, mit einer Lösung von salpetersaurem Silberoxyd befeuchtet, unter das Mikroskop gebracht. Es zeigte sich die Substanz überall gleichmäßig gelb gefärbt, ein Beweis, daß Kohlensäure und phosphorsaure Kalkerde überall gleichmäßig vertheilt sind.

Zur weiteren Entscheidung der Frage, ob in der structurlosen Zwischensubstanz der Knochen die Kalksalze mechanisch in dem Knorpel vertheilt, wie sie in den Knochenkörperchen frey abgelagert sind, oder

ob dieselben mit dem Knorpel eine chemische Verbindung eingegangen seyen, versuchte ich eine solche Verbindung künstlich darzustellen. Zu diesem Ende wurde einer verdünnten Lösung von gewöhnlichem Leim eine Lösung von basisch phosphorsaurem Kalk in Salzsäure in geringer Menge zugesetzt, die Säure mit Ammoniak gesättigt, der Niederschlag abfiltrirt, mit siedendem Wasser sorgfältig ausgewaschen, getrocknet und verbrannt. Er zeigte einen Leimgehalt von 18,6 Proc. Bey Wiederholung desselben Versuchs und mit Anwendung von aus Knochenknorpel bereitetem Leim, dessen Lösung im Überschuss mit der Lösung der Knochenerde in Salzsäure gemischt, und mit Ammoniak gefällt wurde, enthielt der von 3 verschiedenen Bereitungen herrührende Niederschlag: 28,2—27,4 und 24,4 Proc. Leim. Diese Verhältnisse scheinen also sehr dafür zu sprechen, daß die structurlose Zwischensubstanz der Knochen aus einer chemischen Verbindung der Knochenerde mit der leimbildenden Materie bestehe. Mit Zugrundelegung des von Mulder bestimmten Atomgewichts des Leims müßte eine Verbindung von 1 Atom Knochenerde und 1 Atom Leim 26,2 Proc. Leim enthalten.

Zur Beantwortung der Frage, ob das relative Verhältnis zwischen Kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk in den spongiösen und den compacten Knochen gleich bleibe, wurden noch von beiden Knochenarten, von demselben Individuum herrührend, Analysen gemacht, die folgende Resultate gaben:

Zwey verschiedene spongiöse Knochen enthielten:

	I.	II.
Organische Substanz . . .	38,22	37,42
Phosphorsaure Erden . . .	50,24	51,38
Kohlensauren Kalk	11,70	10,89
	<hr/>	<hr/>
	100,16	99,69

Zwey verschiedene compacte Knochen enthielten:

	I.	II.
Organische Substanz . . .	31,46	30,94
Phosphorsaure Erden . . .	58,70	59,50
Kohlensauren Kalk	10,08	9,46
	<hr/>	<hr/>
	100,28	99,90

L ü b i n g e n,

bey C. Fr. Fues. 1841. Ausführliche Erörterung der beiden höchst wichtigen Fragen: I. Was ist in der Streitsache über die gemischten Ehen streng Rechtens? II. Welche Vorschläge sind zur endlichen Ausgleichung der deßfalligen Differenzen zulässig und empfehlenswerth? — Ein Handbuch für Alle, welche in gemischter Ehe leben, und eine solche eingehen wollen, so wie für diejenigen, welche Amts halber dabey interessiert sind. Von einem unpartheiischen Canonisten. VI und 143 Seiten in Octav.

Der anonyme Verfasser dieser beachtungswerthen Schrift, über welchen sich auch aus dem Inhalte derselben nichts weiter ergibt, als daß er Katholik seyn muß, und Anhänger des s. g. Episcopalsystems ist, geht mit Recht davon aus, daß die über die gemischten Ehen jetzt in Deutschland Statt findenden Differenzen ihre gründliche Erledigung nur finden können, wenn sie mit Rücksicht auf die Geschichte und Zugrundelegung des deutschen Staats- und Kirchenrechts geprüft werden. Er beginnt mit einer historischen Einleitung, worin er eine kurze Geschichte der Ehen zwischen Protestanten und Katholiken in Deutschland seit der Reformation bis auf den heutigen Tag gibt, und sucht dann zu zeigen, daß jene Differenzen als Rechts sachen erscheinen, weil bey ihnen es sich darum handle,

ob die Kirche berechtigt sey, ihren Gläubigen die Gewissensfreyheit durch ein Verbot der gemischten Ehen zu beschränken, und damit zugleich dem Rechte der anderen Confessionisten, die Ehe mit jenen zu schließen, so wie den Staatsgesetzen zu nahe zu treten? Er beantwortet daher die erste der auf dem Titel angegebenen Fragen auch dergestalt, daß er die einzelnen dabey Betheiligten je zwey und zwey als Parteyen sich einander gegenüber stellt, diese unter drey Classen bringt, die Ansprüche einer jeden ins Klare zu stellen sucht, und dann angibt, was nach seiner Ansicht darin Rechtens sey. Sene drey Classen von Parteyen sind nach dem Verf. aber folgende: I. Die Verlobten, welche eine gemischte Ehe eingehen wollen, einer Seits, und der katholische Pfarrgeistliche, welcher ihnen die Trauung verweigert, anderer Seits. II. Der Bischof, welcher als der Vorgesetzte des Pfarrers diesem die Trauung jener Ehe verbietet, und die Staatsregierung, welche ihre Unterthanen in ihren Rechten zur Eingehung einer sonst gültigen Ehe in Schutz nimmt. III. Der Papst, in so fern er dem Bischof Weisungen zugehen läßt, worin gewisse Bedingungen, unter welchen die gemischten Ehen nur zu gestatten seyn sollen, festgesetzt sind, und die Staatsregierung, welche die Festsetzung dieser Bedingungen unzulässig findet, und der päpstlichen Weisung das landesherrliche Placet zu ertheilen verweigert. — Jeder einzelnen Classe ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Wir müssen gestehen, daß diese Anordnung der Schrift keinen großen Vortheil gebracht hat, indem, weil bey der Beurtheilung des Verhältnisses aller drey Classen von Parteyen zum Theil dieselben Gründe in Betracht kommen, hierdurch viele Wiederholungen veranlaßt sind, und die Verfolgung

des Gedankenganges des Verfs erschwert wird. Wenn wir es daher versuchen, in dem Folgenden den wesentlichen Inhalt dieser Schrift kurz zusammen zu stellen, so wollen wir dabey auf jene Anordnung weiter keine Rücksicht nehmen. Die von dem Verf. zum Zweck der Beantwortung der ersten Frage geführten Untersuchungen führen ihn zu folgendem Ergebnis: 1) die gemischten Ehen sind in Deutschland durchaus erlaubt, sie können von den Katholiken ohne Sünde mit den Evangelischen eingegangen werden. Auf die Begründung dieses Satzes hat der Verf., wie es wegen der Wichtigkeit desselben, da er für alle anderen entscheidend ist, auch erforderlich war, den größten Fleiß und den meisten Raum verwendet. Er zeigt zu diesem Ende ausführlich, daß niemahls ein allgemeines Kirchengesetz, welches die gemischten Ehen verböte und unerlaubt machte, bestanden hat, und daß wenn auch ein solches jemahls bestanden hätte, es doch in Deutschland schon längst durch entgegen stehende Gewohnheit seine Anwendbarkeit verloren haben würde. Es kann daher auch, so schließt er ferner 2) der Katholische Pfarrgeistliche ohne Gewissensscrupel nicht nur solchen Ehen assistieren, sondern sie auch einsegnen, wie seither solches ohne Anstand im Gebrauch gewesen ist. Da der Pfarrer von keinem anderen geistlichen Oberen, als von seiner ihm unmittelbar vorgesezten bischöflichen Behörde Vorschriften anzunehmen hat, so kann er auch eine desfallige Weigerung mit einer Vorschrift, welche von dieser Behörde ihm nicht zugegangen ist, nicht entschuldigen. 3) Wenn ein Verbot der gemischten Ehen in Deutschland erlassen, oder die Zulassung der priesterlichen Trauung an das Versprechen der Kindererziehung in der katholischen Religion gebunden werden soll, so ist

dies mithin in der That eine ganz neue Gesetzgebung, und 4) dabey ein Unternehmen, welches eben so ungerecht als zweckwidrig, und offenbar so wohl für das Wohl Deutschlands, als der katholischen Kirche selbst, nachtheilig ist. Denn eine solche Gesetzgebung setzt sich nicht nur in ein unangenehmes Misverhältnis zu den Regierungen und dem evangelischen Theile von ganz Deutschland, und erneuert Streitigkeiten, welche in der Vollziehung des westphälischen Friedens mit gemeinsamer Übereinstimmung längst entschieden worden sind, sondern sie beschränkt auch ohne Grund die Gewissensfreyheit der Katholiken, und kann doch nicht hindern, daß sie gemischte Ehen eingehen. Sã solche Vorschriften werden in der heil. Schrift selbst als der Christuslehre widersprechend förmlich verworfen, indem nach den Worten und dem Geiste des Evangeliums den Christen keine unnöthigen, noch weniger aber Ruhe und Frieden in den Familien und in den Staaten störende Kirchenvorschriften gegeben werden dürfen. 'Ist nicht auch hier anwendbar,' so ruft der Verf. fragend auß, 'was Petrus, als die neuen Christen sich dem Gesetze der Beschneidung nicht unterwerfen wollten, zu den Brüdern sprach: „warum versuchet ihr Gott (denn Gott hat es gefügt, daß in Deutschland verschiedene Religionsparteyen christlich friedlich und einträchtig beyammen wohnen sollen), daß ihr ein Joch auf den Nacken der Jünger leget, welches weder unsere Väter, noch wir zu ertragen vermochten?“ Oder ist es kein Joch,' so fährt der Verf. fort, 'keine Last, wenn der einen Hälfte von Deutschland die Ehe mit der anderen verboten ist? wenn den Christen der verschiedenen Religionsparteyen, welche schon in gemischter Ehe leben, offen erklärt und

eingeprägt werden soll, der eine Ehetheil habe den anderen als von Gott verworfen und der Verdammung würdig zu betrachten, und der andere habe sich selbst so anzusehen? Muß das ganze Lebensglück dadurch nicht gestört werden? Der Apostel Paulus hat den Christen, die mit Heiden in der Ehe lebten, solche Vorwürfe nicht gemacht.

5) Es kann ohne landesherrliche Genehmigung ein Verbot der gemischten Ehen nicht erlassen werden. 6) Auch kann keine geistliche Behörde dem Pfarrer verbieten, die Copulation bey gemischten Ehen vorzunehmen; denn diese geistliche Verrichtung gehört zu den Rechten und Pflichten seines Pfarramts, und jene Behörde kann hierin kein neues Ehehinderniß feststellen ohne Einwilligung des Staats, weil dadurch die Rechte der Unterthanen aller Confessionen beschränkt würden. 7) Da also kein Grund vorliegt, die seither bestandene Gewohnheit, die gemischten Ehen ohne Hinderniß vor sich gehen zu lassen, aufzuheben, so kann jede Staatsregierung ihre Unterthanen in dem wohlbe gründeten Besitze ihrer Rechte schützen, und die Pfarrer zur Erfüllung ihrer Amtspflichten anhalten. 8) Wenn jetzt in Deutschland die gemischten Ehen von Neuem rücksichtlich ihrer Erlaubtheit in Frage gestellt werden, so ist es Pflicht der Bischöfe diese Frage zu lösen, und sie haben dabey zunächst den Zustand ihrer Kirche und ihrer Diöcesanen zu berücksichtigen, und nach deren Bedürfnissen Einrichtungen zu machen, und Vorschriften zu ertheilen, abzuändern oder aufzuheben. Da aber bey dieser Frage nothwendig die Staatsgesetzgebung berücksichtigt werden muß, so war es geboten, daß die geistlichen Behörden im Lande sich vorzugsweise mit der Regierung benahmen und beide gemeinschaftlich die Frage erledigten. Es war

durchaus nicht erforderlich, daß desfalls von Seiten der Bischöfe eine Anfrage in Rom gemacht wurde; denn die Anordnungen in Disciplinarsachen ruhen lediglich auf dem Gewissen der Bischöfe. Der Staat hat sich mithin bey diese betreffenden Angelegenheiten nur an die Bischöfe, welche seine Unterthanen sind, zu halten, und mit diesen allein alles dahin Gehörige zu ordnen. Hieraus folgert der Verf., daß wenn also der Erzbischof Graf Spiegel unter Hinzutretung seiner Suffraganbischöfe mit Einverständnis und förmlicher Genehmigung des Landesherrn eine regulierende Vorschrift über die gemischte Ehe gegeben, dieselbe auch ohne Anfrage in Rom von geistlicher und weltlicher Seite volle verbindliche Kraft hatte, und der nachfolgende Erzbischof also nicht berechtigt war, ohne Genehmigung der Regierung an der gedachten Einigung etwas zu ändern. — In welchen Puncten uns die Beweisführung des Verfs gelungen zu seyn scheint, in welcher nicht, darüber können wir uns hier nicht erklären, da dies, wenn es nicht in einem bloßen Absprechen bestehen sollte, bey diesem viel besprochenen Gegenstande ohne ein ausführliches Eingehen in denselben nicht möglich seyn würde, und es dazu in diesen Blättern an Raum gebricht. Die Vorschläge, welche der Verfasser zur Beantwortung der zweyten Frage macht, sind folgende zwey: 1) da das bekannte Breve vom 25. Merz 1830 in der Art, wie es vorlag, nicht zu vollziehen war, so schiene es zweckdienlich, daß in einem Rückschreiben der Bischöfe bemerkt gemacht werde: in Deutschland sey durchaus keine Gefahr des Abfalls vom Glauben auf Seite des katholischen Theils, welcher eine gemischte Ehe eingehen wolle, vorhanden, ja es würde sogar von demselben als eine Kränkung aufgenommen wer-

den, wenn der Geistliche ihm auch nur den Verdacht äußern wollte, er möchte so schwach seyn, sich von dem andern Theile blindlings zum Abfall von seinem Glauben verleiten zu lassen. 2) Der andere Vorschlag ist, die päpstliche Curie zu veranlassen, einen angemessenen Ritus, welcher bey Abschließung dieser Ehen zu beobachten sey, anzuzordnen, welches dadurch geschehen könnte, daß die Bischöfe ein Formular hierzu entwürfen, und solches 'nach Benehmung mit Rom' demnächst in Gebrauch setzten. — Sollte man sich aber in Rom nicht entschließen, auf diese Vorschläge einzugehen, so sey auch kein Grund vorhanden, darin, was die deutschen Erz- und Bischöfe angeordnet und eingerichtet hätten, eine Abänderung eintreten zu lassen. Es sey eine eigentliche, bloß deutsche Nationalangelegenheit, Störungen der Familienverbindungen dieser Nation entfernt zu halten. — Daß diese Vorschläge, wenn sie ausgeführt würden, zum erwünschten Ziele führen könnten, läßt sich wohl weniger bezweifeln, als daß sie, so lange die römische Curie einen solchen Einfluß auf die Besetzung der Bischofsstühle hat, wie bisher, und eine solche Stellung zu den protestantischen Regenten behauptet, wie sie in den neuesten Zeiten eingenommen hat, überhaupt zur Ausführung kommen werden. Dessenungeachtet läßt sich der Werth der vorliegenden Schrift nicht verkennen, da sie jedenfalls durch stetes Anschließen an biblische und juristische Gründe zur Aufklärung des Standes der Sache auf eine dem Gegenstande angemessene Weise beyträgt, und dabey die Beweisführung des Verfassers durch die Wärme, mit welcher die Gründe vorgetragen werden, sehr eindringlich ist. Zugleich hat er durch die beobachtete leicht verständliche Schreibart und dadurch, daß er die in den Notizen abgedruckten la-

teinischen Beweisstellen in dem Texte deutsch wieder gegeben hat, sich auch für einen größeren Kreis zugänglich zu machen gesucht.

Kraut.

L e i p z i g,

bey Wunder, Hartung. 1841. 42. The modern English comic Theatre. Second Series. With notes in German, for the study of English conversation in its present state. (N. 3—12).

Diese neue Reihe, welche sehr beliebte und unterhaltende Bühnenstücke von Peake, Drenford, Webster, Selby, Melville, Stirling, Almar, Buckstone, Planché, Mayhew, Baylis und Tyrone Power enthält, verdient mit Recht dieselbe gute Aufnahme, welche der ersten zu Theil geworden ist. Der Herausgeber bekundet wiederum guten Geschmack in der Auswahl, und größere Umsicht in der Bearbeitung der Noten, die auf eine zweckmäßige Art nicht nur Sprachliches, sondern auch Sachliches beleuchten. Diese Sammlung ist also nicht ausschließlich Studierenden der englischen Sprache sondern auch Kennern derselben, welche mit dem Besten im Fache kleiner Lustspiele und Possen sich bekannt machen wollen, zu empfehlen. Auch wird die schöne Ausstattung und der billige Preis zu einer großen Verbreitung dieser niedlichen dramatischen Spiele gewiß beitragen, und wir freuen uns, daß der thätige Herausgeber eine dritte Reihe vorbereitet.

Mfrd.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. Stück.

Den 29. August 1842.

G ö t t i n g e n.

Der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften ist am 18ten d. M. von den Prof. Liebig und Wöhler die folgende vorläufige Notiz über einen aus dem Narcotin (Opian) entstehenden, neuen organischen Körper, den sie Opiansäure zu nennen vorschlagen, mitgetheilt worden.

Dieser, besonders durch seine Entstehungsweise merkwürdige Körper wird erzeugt, wenn Narcotin unter gewissen Umständen oxydierenden Einflüssen ausgesetzt wird. Am besten erhält man ihn auf folgende Weise: Man löst Narcotin in verdünnter Schwefelsäure auf, und zwar in einem bedeutenden Ueberschuß derselben, schüttet zu dieser Lösung fein geriebenen Braunstein und erwärmt. Sie fängt bald an, sich safrangelb zu färben und Kohlensäuregas zu entwickeln. Man erhitzt zum Sieden und unterhält dieses so lange, als sich noch Kohlensäure entwickelt. Man überzeugt sich, daß zuletzt sowohl Braunstein als Schwefelsäure noch im Ueberschuß vorhanden sind. Dann filtriert man siedendheiß.

Beym Erkalten erstarrt die Flüssigkeit fast gänzlich zu einem Magma von feinen Krystallnadeln. Diese sind die Opiansäure. Man bringt die Masse auf ein Filtrum, läßt die gelb gefärbte Flüssigkeit ablaufen, wäscht einige Male mit kaltem Wasser aus, presst die Säure zuletzt möglichst stark und reinigt sie durch Behandeln mit guter Thierkohle und wiederholtes Umkrystallisieren aus siedendem Wasser.

Die Opiansäure krystallisiert in sehr feinen, seidglänzenden Prismen von nicht bestimmbarer Form. Sie ist in kaltem Wasser sehr wenig löslich, in heißem um so viel mehr, daß eine siedendheiß gesättigte Lösung beim Erkalten, wie die der Benzoesäure, fast ganz geseht. Sie ist auch in Alkohol löslich. Sie reagiert sauer, besitzt aber einen nur schwachen, säuerlich bitteren Geschmack. Sie schmilzt leicht zu einem klaren Öl und erstarrt krystallinisch, bleibt aber amorph, wenn sie über ihren Schmelzpunkt erhitzt war. Sie scheint nicht flüchtig zu seyn, wiewohl sie sich überdestillieren läßt, was aber nur auf dem Umstande beruht, daß sie sich an den Wänden des Gefäßes hinauf zieht. An der Luft erhitzt, verbreitet sie einen ganz ähnlichen aromatischen Geruch wie das Narcotin; wie dieses ist sie leicht entzündlich und verbrennt mit leuchtender, rußender Flamme.

Die Opiansäure treibt die Kohlensäure aus; sie bildet mit allen Basen lösliche Salze. Die Salze von Silber- und Bleoxyd krystallisieren in dünnen, glänzenden Prismen aus Blättern.

Sie enthält keinen Stickstoff. Auf ihre Zusammensetzung, auf die Erklärung ihrer Bildung aus dem Narcotin, und auf ihr merkwürdiges Verhalten zu Ammoniak werden die Verf. ausführlich zurück kommen.

G ö t t i n g e n,

in der Dieterichschen Buchhandlung. 1842. Abhandlungen aus dem Strafrechte und dem Strafproceffe. Von Dr. Anton Bauer. Zweyter Band. 406 Seiten in gr. Octav.

Über die Aufgabe, welche sich der Verfasser bey der Abfassung und Herausgabe einer Reihe von Abhandlungen aus dem Strafrechte und dem Strafproceffe gesetzt hat, ist bereits in der Vorrede zum ersten Bande, so wie in diesen Anzeigen Jahrgang 1840. S. 1481 ff. genügende Auskunft gegeben worden. Es bedarf deshalb hier nur noch einer Angabe der Gegenstände der im zweyten Bande enthaltenen sieben Aufsätze. I. Von dem Zusammenflusse der Verbrechen. II. Von dem Rückfalle. III. Von der Vor- und Hauptuntersuchung. IV. Von Einreden und dem s. g. qualificierten Geständnisse im Strafproceffe. V. Von der Loßsprechung von der Instanz. VI. Von der Unanwendbarkeit des Begriffs der Rechtskraft auf strafgerichtliche Erkenntnisse und von der Statthaftigkeit einer Abänderung dieser zum Nachtheile des sie anfechtenden Ungeschuldigten.

Die anerkannte Wichtigkeit aller dieser Lehren, verbunden mit der über viele Gegenstände derselben noch immer herrschenden Meinungsverschiedenheit, überzeugten den Verfasser von der Nothwendigkeit einer Revision derselben. Dieser sind die genannten Abhandlungen gewidmet, durch welche er richtige, klare und bestimmte Begriffe und Grundsätze zu verbreiten und eine größere Übereinstimmung der Ansichten zu befördern beabsichtigt.

VII. Zur Beförderung einer besseren und gleichförmigeren Kunstsprache im Strafrechte und Strafproceffe.

Während der Nutzen einer angemessenen und gleichen Terminologie anerkannt ist, läßt doch die Rechtssprache überhaupt, besonders aber im Strafrechte, vieles in dieser Hinsicht vermissen. Es finden sich darin, neben manchen Verstößen gegen die Sprachrichtigkeit und die Sprachreinheit, viele unangemessene Bezeichnungen und eine große Verschiedenheit im Gebrauche der Kunstausdrücke.

Wegen des nachtheiligen Einflusses dieser Mängel auf die Begriffsbildung und gegenseitige Verständigung, schien es dem Verfasser kein unnützes Beginnen, zur Reinigung der Kunstsprache von denselben durch letzteren Aufsatz mitzuwirken.

L o n d o n,

bey H. Baillière. 1842. On the Treatment of Stone in the Bladder, by medical and mechanical means. By R. Willis, M. D. of the royal College of Physicians etc. VIII und 183 Seiten in Octav.

Diese Schrift enthält eine kurze, klare Übersicht der Mittel, welche bisher in Anwendung gebracht wurden, um den Blasenstein zu entfernen.

Dieser Mittel sind hauptsächlich 5, die auch in 5 Kapiteln betrachtet werden: I. Beseitigung des Steines durch Auflösung. II. Ausziehung ganzer Steine aus der Urethra. III. Zerstörung desselben durch mechanische Zerreibung in der Blase (Lithotritie). IV. Entfernung des Steines durch einen Einschnitt in den Hals oder Grund der Blase (Lithotomie, Cystotomie). V. Entfernung desselben durch Punction der membranösen Urethra und allmähliche Erweiterung der Prostata und des Blasenhalbes (Lithectasie, Cystectasie).

Die Auflösung geschieht durch Medicamente und chemische Mittel, welche entweder durch den Mund

eingenommen oder in die Blase eingebracht werden. Sie ist schon frühe und schon oft versucht und eben so oft wieder aufgegeben worden. Es ist das große Verdienst des Verf. mit unermüdlichem Eifer auf dieses einfache, naturgemäße, langsam, aber sehr häufig sicher und schmerzlos wirkende Verfahren hinzuweisen. Diese Substanzen sind bekanntlich meistens alkalischer Art, theils um die harnsauren Concretionen auflöslicher zu machen, theils um überhaupt die steinigen Verbindungen so aufzulockern, daß sie allmählich zerfallen. Er sagt (p. 36) 'das doppeltkohlensaure Natron, wie es sich im Wasser von Vichy findet, macht, bey vorhandenem Stein, den Urin alkalisch. Allein diese und ähnliche Alkalien thun dies nicht allein, sondern auch die innerlich genommenen neutralen citronsauren, apfelsauren und selbst weinsteinsauren Salze.'

Was nun die Ursachen betrifft, warum diese Art der Behandlung so selten angewandt wird, so sagt darüber der Verf. (p. 45) Folgendes: 'Wundärzte sind nicht geneigt sich zu einer Cur des Steines herzugeben, wenn diese nicht auf die Operation hinaus läuft; ihre Erziehung und ihre Gewohnheiten flößen ihnen kein rechtes Vertrauen zu der chemischen Hilfe ein; indem sie dieser mißtrauen, so verwerfen sie sie unversucht. Sie halten es mit derjenigen Curmethode, über die sie mit der Hand zu gebieten vermögen. Ärzte hingegen werden selten, wenigstens nicht für sich allein, über Steinbeschwerden um Rath gefragt, und so fehlt ihnen die Gelegenheit, geeignete Versuche gegen dieselben vorzunehmen.'

In Beziehung auf die Lithotritie geht der Verf. tief in das Geschichtliche derselben ein und gibt manche neue Aufschlüsse, besonders über das, was Arnott und Ducamp dafür geleistet. Die Ver-

dienste Civiale's hingegen schlägt er gering an und vergleicht ihn sogar mit dem Dfenheizer an einer Dampfmaschine, der sich die wundervollen Wirkungen der Maschine selbst anmaßend zuschreibt (p. 90: his boasting in regard to lithotrity must be viewed as of a piece with that of the poor furnace-man, who lights the fire and turns on the steam, and then arrogates to himself the beautiful mechanism of the steam-engine and all the wonders it performs).

Aber auch das ganze Verfahren selbst sucht er als unzulänglich und gefährlich hin zu stellen (p. 124): 'Man glaube insgemein, Lithotritie sey eine Kleinigkeit; die Gefahr und der Schmerz, welche sie begleiten, sey nicht viel mehr als bey dem Ausziehen eines Zahnes. Allein man teusche sich nicht darüber. Ich habe den Schleier von diesem Vorgeben hinweg gezogen, um hinreichend zu zeigen, daß Lithotritie eine schreckliche Operation sey, in der Ausführung eine sehr gefährliche, und hinsichtlich des Schmerzes, so sey der ärgste Anfall der Steinbeschwerden nicht zu vergleichen mit der Pein, welche diese Operation verursacht.'

Den Steinschnitt betrachtet der Verf. als ein höchst precäres Mittel, zumahl bey Erwachsenen, und er weist in den Resultaten der Mortalitäts-Tabellen seine Gefährlichkeit nach. Dagegen hegt er große Erwartungen von der durch Guerin in Ausführung gebrachten Methode der Lithectasie, wo ein Einschnitt durch die raphe an die Urethra gemacht und durch zweckmäßige Mittel der Blasenhalshals allmählich erweitert wird. Mit dieser Operation zu meinem Befehl, sagt er (p. 167), hat ein Stein in der Blase einen großen Theil seines Schreckens verloren.

Der Anhang enthält mehrere Erläuterungen,

wie die Auseinandersetzung der Wirkungsart des Wassers von Bichy auf verschiedene Harnsteine; dann die Auflöslichkeit der harnsauren Alkalien; Versuche mit Harnsteinen (Steine von klee-saurem Kalk konnten nicht aufgelöst werden); die Zusammensetzung des Bichy-Wassers. (Die Vorschrift zur Bereitung des künstlichen Bichy-Wassers ist: kohlensaures Natron Gran 54, Kochsalz $\frac{1}{3}$, Chlorkalcium 11, Glaubersalz 6, Bittersalz 3, Eisenvitriol $\frac{1}{3}$, luftförmiges Wasser 20 Unzen, kohlensaures Gas $3\frac{1}{2}$ Volumina).

Man darf die Bedeutung dieser Schrift nicht wegen ihres geringen Umfanges, oder weil ihr Gegenstand neuerlichst in größeren Werken ausführlich behandelt worden, gering anschlagen. Die schöne, menschenfreundliche Tendenz ist es, die sie vorzüglich empfiehlt, so wie nicht minder die Angabe mancher eigenthümlichen Untersuchungen, deren Weiterführung nur zum großen Vortheile der Wissenschaft gereichen kann.

B e r l i n,

bey Wilhelm Bethge. 1842. Elementa logicae Aristotelicae. In usum scholarum ex Aristotele excerpsit convertit illustravit Frider. Adolph. Trendelenburg, philosophiae doctor, prof. ord. in univ. liter. Friderica Guilelma Berolinensi. Edit. altera recognita et aucta. XIV und 145 Seiten in Octav.

Dazu gehört in demselben Verlag in demselben Jahre erschienen

Erläuterungen zu den Elementen der aristotelischen Logik. Zunächst für den Unterricht in Gymnasien. Von Adolph Trendelenburg. XVI und 124 Seiten in Octav.

Daß für das zuerst angeführte Buch nach 6

Zahren eine zweyte Auflage nöthig geworden, zeugt dafür, daß man es brauchbar gefunden. Daß der Eifer des Verfs für dasselbe nicht erkaltet, beweisen die Verbesserungen und Zusätze, welche er ihm gegeben hat, und die hinzu gefügten Erläuterungen, welche Lehrern in diesem Fache sehr willkommen seyn werden. Die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, ist nicht leicht; alle Schwierigkeiten derselben zu beseitigen dürfte unmöglich seyn; wenn man hier oder da Bedenklichkeiten hegen möchte, so soll dies das Lob der geschickten Hand nicht verkümmern, welche das Ganze zusammen gestellt hat.

Man kann die Frage aufwerfen, ob man eine solche Aufgabe sich stellen sollte, und in dieser Frage liegen drey andere, nämlich ob man auf unseren Gymnasien Philosophie, wenigstens propädeutisch, lehren, ob man hierzu die Logik und endlich ob man hierzu die Logik nach Anleitung der Aristotelischen Schriften gebrauchen solle. Die erste Frage bejaht der Verf. selbst nur bedingungsweise. Die Erfahrung hat gezeigt, daß in den preussischen Gymnasien, wo der propädeutische Unterricht in der Philosophie eingeführt ist, derselbe nicht allenthalben gedeiht, daß er selbst auf solchen Gymnasien, die mit Recht als Muster gelten, ungern gesehen und karg behandelt wird (Erläut. S. III.). Der Vf. stellt es als zweifelhaft hin, ob an allen Gymnasien ein Lehrer sich finden würde, welcher diesem Unterrichte gewachsen wäre. (Ebend. S. XIII.). Ob es im übrigen Deutschland eben so seyn mag, wie in Preußen? Wir wollen nichts entscheiden; aber für einen großen Theil von Deutschland mag wohl dieselbe Erfahrung zutreffen, welche der Verf. in Preußen gemacht hat.

(Schluß folgt.)